THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

879
L96g
Ser. 2

CLASSICS
DEPARTMENT

Vahlen Library
1913

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/gesammelteschrif00lubk

Gesammelte Schriften

zur

Philologie und Paedagogik.

Von

Dr. Friedrich Lübker.

Zweite Sammlung.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1868.

879
L96
ser. 2.
Vahlen
Classics

Vorwort.

Den Lesern dieser Blätter wird es zweifelsohne erwünscht sein, über das Leben und den Charakter des verstorbenen Verfassers derselben etwas Näheres zu erfahren. Gerade bei solchen gelegentlichen litterarischen Erzeugnissen, wie sie die nachfolgenden gesammelten Schriften enthalten, geben biographische Notizen meistens eine unentbehrliche Illustration, namentlich bei einem Manne, wie der verstorbene Verfasser, welcher obwohl von grosser innerer Selbständigkeit, dennoch von aufgeschlossenster Empfänglichkeit nnd Elastizität für alle ihn umgebenden Lebensverhältnisse war.

Friedrich Lübker, Gymnasialdirector Dr. theol. et phil., war zu Husum im Schleswig'schen am 18. August 1811 geboren, wo sein Vater als Geistlicher wirkte. Seine erste Ausbildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, wohin in den letzten Tagen seines Lebens sich oftmals sein Blick richtete in der Sehnsucht, der Einweihung der Husumer neuen Gelehrtenschule beizuwohnen, für die er sich besonders interessirte und deren Neubau grösstentheils auf seine Veranlassung geschehen war; woran ihn jedoch der Tod hinderte. Seine seltene Begabung machte sich schon frühzeitig in seiner Schülerzeit geltend. Mit 13 Jahren sass er in der Prima

268229

(sein Vater bemerkt es mit Stolz in dem Kirchenbuche bei seiner Confirmation) und als 16jähriger Student erregte er die Bewunderung seiner Studiengenossen zu Kiel, wohin er sich seit Michaelis 1827 begeben hatte, um dem Studium der Theologie und Philologie obzuliegen. Hier genoss er namentlich im philologischen Seminar die Unterweisungen des trefflichen Gregor Wilhelm Nitzsch, dem er ein liebliches Denkmal gesetzt hat in der kleinen Schrift: Gregor Wilhelm Nitzsch in seinem Leben und Wirken, dargestellt von Dr. Fried. Lübker. Jena bei Frommann 1864. 193 S. Lübker schildert die Thätigkeit von Nitzsch in diesem Büchlein folgendermassen: „Musterhaft war nicht bloss die Weise, wie er die Geistesart der Einzelnen beobachtete, sie zu erwecken und anzuregen, vor Abwegen und Verirrungen zu bewahren, ihre freie Entwickelung zu fördern wusste, sondern auch die Art, wie er die Verhandlungen nach dem richtigen Masse belebenden Antheils leitete, nicht hemmend oder drückend auf die noch schwächeren Bestrebungen einwirkte, sondern im Gegentheile sie zu ermuthigen und gerade dadurch die Kraft zu erhöhen verstand.“ Es lässt sich nicht verkennen, dass Nitzsch auf den Jüngling, der im stillen verborgenen Idealismus mit treuestem Fleisse seine akademische Zeit nutzte, von nachhaltigem Einflusse gewesen ist; sein Studium des Alterthums suchte sich von da an seinen Weg in der gesammten Welt der antiken Vorstellung und Empfindung und zu der Darstellung des sittlichen Elements, das in der Religion und dem Cultus der Alten zu finden ist, ward er schon hier in Kiel besonders angeregt. Im Herbst 1830 bezog Lübker die Universität Berlin, wo in

seltener Weise die hervorragendsten Geister der Zeit in gemeinsamem Streben zu lebendiger und fruchtbarer Wechselwirkung verbunden waren. Neben Schleiermacher, dessen Vorträgen er mit besonderer Vorliebe folgte, gab insonderheit Böckh seinen Studien die reale Richtung, welche er stets festgehalten hat. Er sah an diesem Gelehrten die Scheidewand zwischen Philologie und Geschichte fallen; bei ihm wurde das classische Alterthum als ein Stück Menschheitsgeschichte erkannt, welches nur als ein lebendiges Ganze aufgefasst werden konnte und nach seinen eigenthümlichen Lebensbedingungen erforscht werden musste. Das blieb von da an auch das Programm seiner philologischen Studien. In Berlin fungirte er zugleich ein Jahr als Hauslehrer und kehrte dann von da zu Ostern 1832 in seine Vaterstadt Husum zurück, wo er während des Sommers an der dortigen Gelehrtenschule als Hülfslehrer unterrichtete. Von hier aus promovirte er als Dr. phil. den 7. Juli 1832 und wurde dann von Michaelis d. J. erster Lehrer und Dirigent des Burmesterschen Instituts in Bahrenfeld bei Altona. Ein Jahr verblieb er in dieser Stellung und brachte dann den Winter 1833—34 bei dem durch reiches Wissen ausgezeichneten Besitzer des Lauenburgischen Gutes Goldensee Weber-Schuldt zu, wo er seine spätere Frau kennen lernte. Am 31. Juli 1834 ward Lübker zum ordentlichen Lehrer der grossen Stadtschule zu Wismar in Meklenburg-Schwerin berufen. Hier verheiratete er sich mit Fräulein Louise Cavenne, seiner nachgelassenen Wittwe. Schon im Jahre 1835 konnte derselbe in sein engeres Vaterland zurückkehren, indem er zum Conrector

an der Domschule zu Schleswig ernannt wurde. Hier fand sich für ihn ein Boden des angeregtesten und eingehendsten litterarischen Arbeitens. Seine „grammatischen Studien, Parchim und Ludwigslust 1837“, erschienen von hier aus, welche zeigten, dass es dem jungen Gelehrten nicht an der dem Philologen eigenen Akribie fehlte, deren Verletzung den Fachgenossen als schwerste Sünde erscheint. Dem Horaz wendete in dieser Zeit Lübker seinen Fleiss und seine Aufmerksamkeit zu; nach schätzbaren Vorarbeiten, wie die „zur Charakteristik des Horaz“ 1837 und „Horatiana“ Programm der Schlesw. Domschule 1840, gab er seinen Commentar zu Horaz Oden I—III. Schleswig, Bruhn 1841 heraus. Nach der Weise des berühmten Interpreten der Alten, Dissen, werden hier die Feinheiten und Eigenthümlichkeiten des Dichters aufgesucht und hervorgehoben. Das eigentlich Linguistische und Metrische tritt ihm zurück hinter das Syntaktische und Rhetorische, in dessen Gebiet er ein eifriger und glücklicher psychologischer Beobachter der einzelnen Erscheinungen und gesetzmässigen Beziehungen war; so wurde dieser Commentar vielfach fördernd und bedeutsam und unter dem dürren Laube abgestorbener Gelehrsamkeit, mit welcher die früheren Commentare sich meistens umgeben hatten, regten sich hier frische, lebensvolle Keime zur eingehenden Würdigung dieses Dichters. Auch schon auf die practische Gestaltung der gelehrten Schulen wandte er in dieser Zeit seine Aufmerksamkeit. Die Schrift, „die Organisation der Gelehrtenschulen mit Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein, Leipzig 1843“ wurde die Veranlassung zu einer Neugestaltung der Schleswig-Holsteinschen

Gymnasien, an der er mit dem obenerwähnten Nitzsch den thätigsten Antheil nahm.

Von nun an tritt das Studium der griechischen Alterthumswissenschaft, namentlich das Studium der grossen Dramatiker des edlen Hellenenvolks und unter diesen am meisten des idealen, tiefen, ernsten Sophokles besonders für Lübker in den Vordergrund. „Die Oedipussage und ihre Behandlung bei Sophokles, Schleswig 1847“ bezeichnet den Anfang dieser Periode, als deren reife Frucht die „Sophokleische Theologie und Ethik Abth. 1 u. 2. Kiel. Schwers'sche Buchhandlung 1851“ dargereicht wurde. Wir erblicken in diesen Arbeiten eine Anschauung von dem Alterthume nach der es eine Vorhalle ist, in welcher die tiefsten und umfassendsten Fragen nach dem, was die Welt in Innersten zusammen hält, aufgeworfen werden, ein Ringen und Arbeiten des antiken Glaubens und Lebens, worauf die christliche Zeit allein die rechte Antwort und die wahre Befriedigung hat. Am 15. September 1848 wurde der Verstorbene zum Rektor der Gelehrtenschule zu Flensburg ernannt. Wir können uns nicht versagen, aus der Antrittsrede, welche diese Wirksamkeit eröffnete, Einiges hierher zu setzen. „Die Schule des Hauses Helferin“ so lautet das Thema derselben, welche ausserhalb einer früheren Sammlung in dem ersten Bande der gesammelten Schriften (Halle im Waisenhaus 1851) auch noch besonders abgedruckt ist. „In einer Zeit, wo die Staatengebäude wanken, wie vielleicht nie zuvor und die politischen Erschütterungen auch der kühnsten Berechnung spotten, soll man lieben und ehren lernen die oft verachtete und stille Stätte des Hauses, wo Einfalt und Frömmigkeit, That-

kraft und Gesinnung wurzeln — Tugenden, in Bezug auf die man die Gegenwart nicht nach ihren Früchten, sondern nach ihren Keimen und Knospen zu messen und zu richten hat. Auf dieser Grundlage ruhet die Gemeinschaft des öffentlichen Lebens, das oft mit der bittersten Erfahrung den Fluch empfindet, der die Häuser und Familien zerrüttet, das ihn in diesen unseren Tagen mit Strömen Bluts bezahlen muss. Auf diese Grundlage baut sich alle wahre Erziehung, die ganze sittliche Erneuung und Wiederbelebung der Gegenwart auf, durch die uns die lebensfrischen, charaktervollen Gestalten wiedergegeben werden sollen, die eine Zeit erschlaffender Ruhe und langen Friedens verschwinden, aber die Stunde der Noth und Bedrängniss wieder erstehen lässt. Eine öffentliche Erziehung im Sinne des Alterthums würde in unserer spaltungsvollen, zerklüfteten, im Niederreissen und Aufbauen sich überstürzenden Zeit den letzten Funken edler Sitte, Gesinnung und Nationalität vernichten können; die Schule hat ein stilleres Gebiet, als das wilde Element ist, auf welchem das Schiff des Staates zwischen Klippen und Brandungen schaukelt. Nur wenn das Haus sein eigenes Interesse wohl versteht, wenn es den hohen Segen bürgerlicher, den höhern kirchlicher Gemeinschaft zu würdigen weiss, wenn das Haus in seinem sittlichen Nerv frisch und stark ist und das Leben wahrhaft fördert, das zur Gesetzlichkeit und Freiheit, zur Frömmigkeit und Wahrheit führt, nur da kann die Schule ihr rechtes Gedeihen haben, nur da von ächter Erziehung die Rede sein."

Solchem Wirken und dieser Arbeit ganz und freudig hingegeben, liess Lübker den Sturm des verhängnissvollen Jahres und dieser gewaltig erregten

Zeit an sich vorübertoben. Aber als sie das nächste Vaterland bedrohten, schlugen sie auch an seine stille Arbeitsstube und drangen ins Innere herein. Es blieb für ihn keine Wahl, er musste sich den Genossen und Brüdern zugesellen, welche das von den Vätern überkommene Erbtheil, welches zu bewahren sie durch eidliches Gelöbniss sich verpflichtet hatten, nicht durch Willkür und Gewalt im Sturm der Zeiten sich entreissen lassen wollten. Ueber das arme Schleswig-Holstein war eine Macht und Stunde der Finsterniss gekommen, wo nur das helle Licht des am Worte Gottes geschärften Gewissens den rechten Weg zeigen konnte. Auf diesen trat mit mannhaftem Muthe Lübker, entschlossen, die Güter des Hauses und die Rechte seines Herrn als guter Sohn des Landes zu wahren. In Folge dieses seines muthigen Auftretens wurde er durch den dänischen Kommissarius Tillisch am 16. September 1850 seines Amtes entlassen. Nachdem er eine kurze Zeit hierauf als Rector der Gelehrtenschule zu Plön fungirt hatte, verlebte er den Winter von 1850—51 in Kiel und nahm an der dort tagenden Landesversammlung und der zur Entwerfung eines Unterrichtsgesetzes von der Statthalterschaft niedergesetzten Kommission eifrig Theil. Die wiederhergestellte Dänenherrschaft machte ihm aber den Aufenthalt in seinem engeren Vaterlande unmöglich; mit vielen Treuen im Lande ward er hinausgestossen. Aber schon Ostern 1851 fand er eine neue Stätte seiner Wirksamkeit, indem er dem unter dem 24. Februar an ihn ergangenen Rufe, das Directorat des grossherzoglich-meklenburgischen Friedrich-Franz-Gymnasiums zu Parchim zu übernehmen, gern Folge leistete.

Mit reichen Hoffnungen erfüllt; trat er in dies Amt ein. „Wir möchten," sagt er der ihm zugewiesenen Jugend in seiner Antrittsrede, „dir vorführen das Alterthum mit seiner ganzen reichen Herrlichkeit, die doch verschwunden und zertrümmert ist, aber auch mit der ganzen Blüthenfülle seines Geistes, die unvergänglich lebt; das Christenthum mit seiner Krippe und seinem Kreuz, aber auch in seiner Kraft, die alles durchdringt und überwindet, und in seiner ursprünglichen Reinheit, wohin es deutscher Glaube und deutscher Muth zurückgeführt, wonach die Schrift des Glaubens und der Glaube des Lebens alleinige Richtschnur ist; das deutsche Volk mit der ganzen Tiefe seines seelenvollen Wesens, und doch dabei in seiner tiefen, schmerzlichen Zerrissenheit; beherrscht von des Zufalls kleinen Mächten und dennoch herschend über alle Gebiete des Geistes und der Natur mit seines Denkens und seines Wissens Fülle; von Stimmen des Unglaubens und der Zweifelsucht durchkreuzt, wie sie in keiner Sprache mehr ertönen, und doch das Evangelium so tief und fest in seinem Busen tragend, wie kein anderes Volk der Erde mehr." —

Dreizehn Jahre hindurch wirkte der Verstorbene an dieser Stelle in Segen. Durch seinen Vorgänger im Amte, Dr. Zehlicke, hatte das Parchimer Gymnasium Ruf erhalten, er wusste es auf dieser Höhe zu erhalten und den Ordnungen und Einrichtungen Geist und Leben einzuhauchen. In diese Zeit fällt sein reger Verkehr mit dem ihm geistesverwandten Nägelsbach, dem er den ersten Theil der 1852 herausgegebenen gesammelten Schriften widmete. Es war dies eine Erwiederung der Zueignung der „Anmer-

kungen zur Ilias.“ Bei der Melanchthonfeier am 19. April 1860 wurde Director Lübker in Anerkennung seiner Leistungen auf den Gebieten, auf denen Philologie und Theologie sich berühren, von der Göttinger theologischen Facultät mit dem Titel eines Doctors der Theologie geschmückt, honoris causa. Seit dem 30. Juni 1857 war er Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig. —

Schon in den letzten Jahren seiner Parchimer Wirksamkeit gerieth er mit der obersten Leitung des Unterrichtswesens in Meklenburg in Verwickelung; derselben war Lübker nicht kirchlich-orthodox genug; sein Freimuth und Idealismus passte nicht zu dem Schematismus und Formalismus, den man erstrebte. Dazu kamen noch andere Verwickelungen, welche ihm diese Stellung verleideten; mit einer sehr ehrenvollen Pension trat er Ostern 1863 von derselben zurück und begab sich nach Braunschweig, um dort ausschliesslich sich literarischen Arbeiten zu widmen. — Mitten in der gelehrten Musse, deren er jetzt genoss, traf ihn das Befreiungsjahr 1864 für Schleswig-Holstein. Mit frischer Hoffnung und jugendlicher Freude eilte er in sein Vaterland, das zum Theil erst von den Dänen gesäubert war und übernahm zunächst wieder das Rektorat der Schleswiger Domschule. Jedoch war sein Aufenthalt hier nur ein sehr kurzer, schon am 22. Februar 1864 wurde er von der obersten Civilbehörde des Herzogthums Schleswig mit einem Commissorium zur Reorganisation des Gelehrtenschulwesens im Herzogthum Schleswig betraut. Dieser schwierigen Aufgabe genügte er mit rastlosem Eifer. Er musste 44 dänische Lehrer, denen ihre dänische Politik höher stand, als ihr mit heiligem Gelübde über-

nommenes Amt, ihrer Stellen entsetzen und an ihrer Statt Deutsche berufen. Diese anstrengenden Arbeiten, welche ihrer Natur nach sehr Gemüth erregend wirkten, erschütterten seine früher so feste Gesundheit. Am 1. März des Jahres 1865 ward er zum Direktor des Gymnasium in Flensburg constituirt, am 8. Mai 1867 erhielt er seine Bestallung als Direktor dieses Gymnasiums. Im laufenden Sommer entwickelte sich in rascher, unheilbarer Weise ein Herzübel, dem er am 10. Oktober nach schwerem Leiden erlag. In den bittern Schmerzensstunden, welche die letzten Wochen seiner Krankheit ihm auferlegten, sprach er oft als seinen brennendsten Wunsch aus, als ein bussfertiger Sünder eine Schächergnade zu empfangen. Kurz vor seinem Ende liess er sich noch sein Lieblingslied vorlesen „Jerusalem, du hochgebaute Stadt: wollt Gott, ich wär in dir!“ In dieser gläubigen Pilgrimssehnsucht ist er heimgegangen im kräftigen Mannesalter von 56 Jahren.

Es ist hier nicht der Ort, in ein ungemessenes Lob des Heimgegangenen uns zu ergehen, aber hervorgehoben muss hier werden, was denselben auszeichnete. Eine grosse Vielseitigkeit war ihm eigen in seinem Wissen und eine besondere Leichtigkeit, das Gefundene und Erkannte in classischer Schönheit zur Darstellung zu bringen. Allen Dilettantismus und alles Toilettenwesen hasste er auf seinem Gebiete, aber ferne war er von jener esoterischen Vornehmheit, welche nur arbeiten will für die strengste und abgeschlossenste Wissenschaft. Darum sind seine meisten Arbeiten

für die weiten Kreise der Gebildeten vielfach berechnet. Wir nennen hier die classische kleine Schrift: Der Fall des Heidenthums, Schwerin 1856. — Lebensbilder aus dem letztverflossenen Jahrhundert deutscher Wissenschaft und Literatur. Hamburg, rauhes Haus 1862. Mit einer Fortsetzung derselben war der Verfasser in den letzten Wochen seines Lebens vielfach in Gedanken beschäftigt. — Reallexikon des classischen Alterthums. Leipzig bei Teubner. 1. Aufl. 1855. Dies Werk ist sehr verbreitet und viel gebraucht; es hat vor kurzem die dritte Auflage erlebt. — Vorträge über Bildung und Christenthum. Hamburg. Agentur des rauhen Hauses 1862. — Vorhalle zum akademischen Studium. Halle, Mühlmann 1863. Diess Büchlein enthält 12 Reden und 8 Betrachtungen, welche an verschiedenen Orten und in verschiedener Form den Schülern, wenn sie ihre Blicke unmittelbar auf die höheren Studien gerichtet hielten, frisch und warm an das Herz gelegt wurden. — Beiträge zur Theologie und Ethik des Euripedes, Parchim 1863. — Recht und Schicksal Schleswig-Holsteins. Braunschweig 1864. — Kaiser Julians Kampf und Ende. Hamburg. Agentur des rauhen Hauses, 1864. — Grundzüge der Erziehung und Bildung für das deutsche Haus. Agentur des rauhen Hauses 1865-66. — In Wagners Staats und Gesellschaftslexikon erschienen von dem Verstorbenen eine Reihe von Artikeln, wie „Griechenland", „Philologie", „Schule." Gelzers Protestantische Monatsblätter, die neue Evangelische Kirchenzeitung und die theol. Studien und

Kritiken enthalten werthvolle Arbeiten Lübkers. das letzte Flensburger Programm Ostern 1867 brachte die interessante Abhandlung: die Naturanschauung der Alten. — Dieser zweite Theil der gesammelten Schriften, deren erster Band schon 1851, wie oben erwähnt, erschien, enthält in seinen sechs Abtheilungen eine bunte Lese von Arbeiten, die aus wissenschaftlicher Praxis hervorgegangen sind und ein unmittelbares Lebenszeugniss aus einer langjährigen Lehrerthätigkeit sind. Die mannigfaltigen Aufgaben der Schule, die hervorragendsten Unterrichtsfächer, das Verhältniss des Alterthums zum Christenthum, die Jugend mit ihren Richtungen und Bildungskräften haben in seinen Darstellungen eine kürzere oder eingehendere Berücksichtigung gefunden. Es war ein Bedürfniss des Verfassers das, was ihn in wissenschaftlicher oder praktischer Beziehung beschäftigte, schriftlich zu verarbeiten und auszusprechen. In der Alterthumswissenschaft war ihm die sittliche Seite das Höchste; es konnte ihn nur wahrhaft fesseln, soweit es den Ideen der Sittlichkeit und Schönheit als Spiegel dient und unmittelbar auf Geist und Gemüth wirkt. In jener mit den höchsten Blüthen des Geistes geschmückten alten Welt der unzerstörbaren Spur der Gottesebenbildlichkeit, zu der jene Völker auch geschaffen sind, nachzugehen und zu zeigen, was von dem Alterthum in die vom Christenthume durchdrungenen oder geschaffenen Lebenszustände übergegangen oder von demselben als seinem innersten Wesen widersprechend und darum überwunden, aufgehoben ist, machte er sich zur Auf-

gabe, wusste aber dabei Alles dieses genau von dem Strome menschlicher Weisheit und Vorstellung zu scheiden, der die lautesten und stillsten Ahnungen oder Rückerinnerungen des verborgenen Seelenlebens überfluthet oder hinweggeschwemmt hat. So heftete er seine Betrachtung nicht an einzelne Erscheinungen, sondern er stand immer in dem Ganzen der antiken Welt. Wie viele Jünglinge hat er auf diese Weise in ein tieferes Verständniss des classischen Alterthums eingeführt und sie weit über die Schulzeit hinaus durch seine edle Persönlichkeit in Liebe mit sich verbunden. In seinem Unterricht und Verkehr mit der Jugend wirkte er ganz besonders anregend und begeisternd: Herz und Geist, Verstand und Gemüth wohnten in seinem Ich allzunahe bei einander, um ihn auch nur einen Augenblick vergessen zu machen, dass er denkenden, fühlenden Menschen und zwar solchen, gegen die ihm Pflichten oblagen, gegenüberstehe. Es genügte ihm nicht bloss Zeugniss von der Wahrheit zu geben, es war ihm Herzenssache, sich auch begriffen zu sehen, auch Glauben zu finden, seine Rede bemühte sich, ihn zu erzwingen, sein Auge bat gleichsam darum und suchte begierig einem anderen Auge zu begegnen, das an seinem Munde hinge.

Doch wir wollen hier nicht rühmen die menschlich liebenswürdige Persönlichkeit, welche Lübker in seltener Weise besass, noch die reichen Gaben des Geistes, mit denen er treu gewuchert, aber an dem Anfange dieses Werkes, das der Verstorbene in den letzten Wochen seines Lebens aus der Zerstreuung zusammen-

gelesen und das als ein von ihm selbst gewundener Ehrenkranz auf sein Grab gelegt wird, wollten wir in das Werden und Wirken eines Mannes hineinführen, dessen Leben, obwohl es in der Fülle der Jahre gebrochen ist, doch reich gewesen ist an bleibenden Früchten. Sein Andenken sei gesegnet in der deutschen Wissenschaft, in Schule und Kirche! —

Inhalt.

Seite

I. Epistolae gratulandi et valedicendi caussa scriptae.

1. Ad concelebranda solemnia trisecularia gymnasii Saerinensis. 3
2. Ad praeceptores gymnasii Gustroviensis 10
3. Ad Gu. H. Kolsterum de locis aliquot Sophoclis et Horatii . 17
4. Ad virum s. venerabilem, Schliemannum 25
5. Ad s. rev. ordinem theologorum Gottingensem 39

II. Philologisches.

1. Vortrag über die charakteristischen Unterschiede des Euripides von Sophokles 44
2. Prolegomena zu Sophokles Ajas. 62
3. Zur antiken Gnomologie. 85

III. Schulreden.

1. Festworte bei der Schillerfeier. 105
2. Rede am Ansgariusfeste. 113
3. Rede bei der Einweihung eines Hörsaals. 124
4. Zwei Reden am Geburtstage des Landesherrn 134
5. Rede zur Gedächtnissfeier des Augsburger Religionsfriedens. 156
6. Zwei Gedächtnissreden 167

IV. Paedagogisches.

1. Gedanken eines Schulmanns beim Rückblick auf die jüngste Vergangenheit 182
2. Die Alterthumsstudien u. das Gymnasium. Eine apologetisch-paränetische Skizze 198
3. Das christliche Erziehungsprinzip 224
4. Die christliche Erziehung in höhern Schulen 243
5. Die Schulrede 264
6. Der Religionsunterricht im Gymnasium 325

Seite

V. Zur Geschichte der Paedagogik.

1. Die falsche und die wahre Paedagogik. 383
2. Züge aus der Geschichte des höheren Schulwesens in den letzten 50 Jahren 426

VI. Zur Religionsgeschichte des classischen Alterthums.

1. Aphorismen über Christenthum und Alterthum. 463
2. Die neueste Literatur auf diesem Gebiete. 483

Gesammelte Schriften

zur

Philologie und Paedagogik.

Zweite Sammlung.

I.

Epistolae gratulandi et valedicendi caussa scriptae.

---

1) Ad concelebranda solemnia trisaecularia gymnasii Suerinensis (pridie Nonas Sextiles a. LIII).

Gymnasii Fridericiani rectori atque magistris de juvenili institutione eximie meritis s.

In concelebranda praeclarissimi diei, qui Vobis, dilectissimi viri, novi saeculi exordia auspicatissima capiet, solemnitate si nostra vota deesse vellemus, nobis ipsis profecto deesse videremur. Etenim omnium rerum nostrarum communis condicio est ideoque eadem sane in secundis rebus laetitia atque in adversis cautio et diligentia; si Vobis bene est nos laetamur, quod Vos doletis nostra quoque cura est. Nam negari nequit, quamvis diversae sint externae, quibus in educanda ad humanitatem juventute utimur, locorum ac regionum condiciones, minus tamen inde oriri ad omnem laboris nostri eventum diversitates magnas, quam ex communi statu temporum, quibus vivitur, eximias similitudines, easque non modo in literarum artiumque, quas alumni docentur, recta aestimatione, sed etiam in periculis ac difficultatibus iis positas esse, quae et morum juvenilium integritatem et optimorum studiorum ardorem impedire atque interdum delere posse videantur. Atque ita quidem per ipsum decursum rerum in hac scholarum tamquam umbra gestarum exemplis haud sane levibus docemur, non mutari vel longissimo tem-

porum spatio, quidquid verum sanctumque, quidquid utile ac dignum ingenio humano existimatur; verum posse quidem ea imminui atque despectiora aliquando haberi, si immani libidinum atque omnis inanitatis impetu vitae publicae fluctus veluti procellis agitantur, semper tamen eadem denuo exhiberi veri honestique vestigia atque exempla. Ergo non pietatis magis est atque grati animi quam utilissimae recordationis atque cohortationis, festos gymnasiorum nostrorum dies celebrare; nihil enim in his, quibus nunc incumbimus, erudiendi et educandi laboribus magis erigere nos atque confirmare potest quam ipsa primordia hujus operis contemplari atque rerum ante actarum memoriam attento animo persequi. Eodem nomine maximis laudibus praedicanda est etiam Vestri gymnasii historia, quam legimus non sine summa quadam et oblectatione animi et discendi utilitate.

Atque unum aliquid et praeclarum statim obversatur animo nostro, quod simul egregia quadam specie fallit, ut remotissimam aetatis, quae ante tria saecula fuit, memoriam oculis intueri atque in ejus luce vivere ipsi nobis videamur. Quum enim tria imprimis pericula sint, quae hujusmodi scholarum prosperitati officere possint, primum temporum injuriae atque calamitates, tum mobiles hominum atque ab honestate ad utilitatem saepe declinantes animi, denique eorum, qui in his literis elaborant atque juvenes optimis artibus erudiendos curant, inter se gravissimae dissensiones: in omnibus his rebus vix quidquam sanari aut detrimentum ullum resarciri potest, nisi si insignis quaedam eorum, qui in summo imperio sunt, gratia annuit atque consopita studia resuscitat vel labantes animos firmat. En egregium rerum Vestrarum solatium, en gymnasii Vestri et primordia felicissima et novissimi eventus. An potest quisquam vel primas perlegere annalium gymnasii Fridericiani pagellas, quin praestantissimo exemplo apud Vos comprobari sibi persuadeat, principum ac ducum Germaniae nobilissimorum singulari industria ac praesenti cura id ipsum praecipue effectum esse, ut earum artium laudes atque honores integri atque inviolati etiam nunc maneant, quibus exstinctis veritatis atque religionis ne levissimum quidem relictum vestigium sit. Quem-

admodum ea, cujus memoriam recolitis, aetate complures erant celsissimi principes Joannis Alberti similes, sic ne nostra quidem tempora eodem patrocinio carent. Et si haec tempora plus uno nomine cum medio saeculo decimo sexto conspirant, id haud levissimum hujus similitudinis indicium est, quod, quanta sit harum scholarum dignitas, quantus ad omnem publicam vitam, ad salutem ecclesiae et rei publicae fructus, ab iis, qui civitates sapienter gubernant, accurate perspici videtur. Quorsum vero abiisset omne humanitatis studium, quod ne ab academiis quidem rite coli sine hoc gymnasiorum adjumento potuisset, nisi quum urbium illustrissimarum, tum ducum principumque excelso animo praeditorum pietas et sapientia vel nondum inchoata fundasset vel ad interitum vergentia redintegrasset. Non exstincta apud Chattos est Ludovici quinti, fidissimi qui vocatur landgravii, memoria, qui in ipsis turbis atque dissidiis belli per triginta annos gesti gravissimis, quum urbem suam per octo continuos dies acerbissime ab hostibus devastari vidisset, nihil prius atque antiquius habuit, nisi ut schola artium liberalium nutrix Darmstadii institueretur, et, quum ipse jam moribundus hoc nobilissimum consilium persequi non posset, etiam testamento filio Georgio secundo, ut eandem rem susciperet et ad finem adduceret, suasit eumque gravissimis verbis cohortatus est. Ac legimus nuper in orationibus scholasticis non minore animi candore quam dicendi vi scriptis, quanta virtute ac prudentia Christianus Ernestus, marchio Baruthinus, qui, quum ipse optimas artes praeclare didicisset, numquam neque studiorum primitias legere neque finem iis imponere ullo loco vellet nisi cum deo auspicia sumpsisset, ejus gymnasii fundamenta posuerit, quod etiam nunc ibi floret atque post undecim annos alterum saeculum superabit. Neque fundarunt scholas hi duces sola auctoritate sua, verum favore magis suo atque gratia praesentissima produxerunt: is enim in ipsis inerat et evangelii et literarum amor. Nec modo praeceptoribus propitii erant, verum etiam alumnis, quorum studia eximia liberalitate sublevabant. Georgius Fridericus enim, marchio Palatinus, cui originem debuit schola ducalis in coenobio Heilsbronnensi instituta, quae post

centum fere et quinquaginta annos rursus sublata est, adolescentium studia ita nutriri ac foveri voluit, ut centum ex ipsius regno prognatis, qui ea ope indigere existimarentur, non modo victus necessarius atque vestitus una cum supellectile literaria, sed etiam ad persequenda studia academica beneficia aere expensa praeberentur. Nec secus, qui Ambergi Bavarorum solemnem literarum sedem collocandam curavit eodem anno, quo pax Augustana restauratam a Luthero doctrinam sacram firmavit atque tutiorem reddidit, Fridericus secundus, Palatinatus Rhenani elector, quum post undecim annos illa schola a trecentis et quinquaginta discipulis frequentaretur, quatuordecim ejusmodi praemiis ornatos locos instituit, quos duobus annis post Fridericus tertius ita auxit, ut quinquaginta essent. Atque est profecto, cur in hujus loci recordatione commoremur animo tristitia commotiore: qui locus enim natus videbatur ad colendas literas et in eo studio laete efflorescere coepit, eum post septuaginta prope annos Jesuitarum machinationes occuparunt, quae quum tandem anno superioris saeculi septuagesimo tertio interdici coeptae essent, schola illa nihilo tamen minus in manibus cleri catholici et in pristina forma remansit atque renovatis semper per singulos paene annos mutationibus subjecta fuit, ita ut vix umquam reviviscere posset. Quanto laetior nobis accidit Joachimi Friderici, electoris Brandenburgici, memoria, qui castellum venatorium, in quo propter loci amoenitatem lubentissime commorari solebat, in Musarum sedem commutare non dedignatus est, in qua praeter ceteros, qui mox satis frequentes aderant, centum et viginti juvenes nullis suis sumptibus sola egregii ducis liberalitate literis imbuerentur. Quamquam autem aliter res cecidit atque ipse speraverat praestantissimus hujus consilii auctor, quum insalubres suavissimae regionis condiciones atque morbi et pestilentiae inde multifariam ortae, denique hostiles vastationes atque horrida incendia magistros puerosque iniquo tempore, hiberno et nocturno, evadere cogerent, majore tamen gloria, quam ibi instituit scholam et cui tanto amore ipse interfuerat, alio loco in ipsa Borussorum primaria urbe restituta est ibique pristinae

agrorum solitudinis quoddam desiderium retinuisse videtur, si, quod exspectant multi, „Chorini tecta resurgent.“

Sed si vellemus praeclara hujus patrocinii testimonia afferre omnia, spatium nobis deesset. Neque quemquam fugit, quantis laudibus Virtembergenses Christophorum ducem suum, Brunovicenses Julium, Saxones Joannem Fridericum magnanimum et Joannem constantem, Gothani denique Ernestum pium, alii alios, prosequantur; neque profecto nobis de nostris ducibus tacendum aut ii silentio praetermittendi essent, qui in consiliis publicis gubernandis ministri et adjutores eorum fuerunt fortes aeque ac prudentes. Si igitur Darmstadini Antonium Wolffium, si Gothani Frid. Myconium, si Baruthini Casp. Lilium laudibus efferunt, Vos Vestro jure his aequabitis non minore praeconio dignum Andream Mylium. In omnibus autem his rebus aut mediocrem aut nullam deprehendere licebit inter meridionales et septentrionales Germaniarum partes differentiam, quamquam ita factum esse videmus, ut illae regiones saepe post pacem demum Augustanam ea bona nanciscerentur, quae in nostris his terris principum nostrorum fiducia ac religione jam ante illud tempus parata et acquisita erant. Fuerunt quidem ejusmodi tempora, quibus has scholas vere seminaria esse ecclesiae et reipublicae christianae, quibus una cum veterum linguarum cognitione sacrarium illud fidei in evangelio positum nobis dereptum iri, quibus denique cum recta historiarum scientia omnem veritatis cultum evanescere, clarius ac vehementius quam aliis temporibus senserunt omnes. Verum eaedem tempestates nonne nunc quoque denuo instant vel adsunt? Quas ut certissima victoria superemus, non vulgi opinione, non multorum consensu, non specie laudum aut virtutum, verum unice paucissimorum, qui recte ac sincere sentiunt, fortitudine ac sapientia sublevamur. Quamobrem si in posterum quoque celsissimi duces nostri fidos se optimarum artium propugnatores, strenuos religionum ac pietatis vindices, acres inanium ac futilium rerum depulsores praebebunt, praeclare nobiscum actum esse censebimus.

Quamquam ne abest quidem, quod gravius dolendum sit, et quod in ipsa laetissima diei solemnitate, ne nimii in

fovenda spe simus aut justae fiduciae terminos migremus, haud praetermittendum esse videtur. Exstiterunt recentiori aevo turbulentissimi illi motus, quibus solida publicae educationis et institutionis fundamenta vehementissime percussa sunt. Quod etiamsi manifesto documento sit, quantae gravitatis et dignitatis omnia esse censeantur, quae ad juventutem literis imbuendam pertinent, adeo tamen omnium sensus perturbarunt, ut, quid in adolescentibus ad humanitatem informandis spectandum, quid cavendum sit, omnibus fluctuare neque ab ullo homine satis exacte et ad communem consensum apposite dici posse videatur. Atque ea labes latius serpit. Turbantur et divelluntur docentium judicia, praepediuntur et vexantur facile discentes. Haec est gravissima nostri temporis ab eo, cujus memoria nunc nobis renovatur, discrepantia. O utinam illa studiorum communio, voluntatum concordia, sociata sanctissimi palladii tutela, qua tum viros eruditionis ac pietatis plenos fraterno vinculo inter se nexos videmus, revalescat nostris temporibus atque uno ardore excitet omnium animos. Est hoc quoque eximium Vestri gymnasii initium, quale multorum tum fuit. Comparate annales Vestros cum Fribergensi, cum Herfordiensi gymnasio, cum aliis; reperiemus ibi praeter Dabercusium Vestrum, quem in artis paedagogicae principibus viris facile numeramus, Joannem Rivium, Georgium Fabricium, eorumque discipulos praeceptorum vestigia prementes, habebimus praeclara illa sodalitia, quorum sinu excipiebatur, quidquid boni verique ex restituta doctrinae sacrae integritate manabat. Neque Jacobi Montani aut Petri Mosellani in literis propagandis conatus absimiles erant illis studiis, quae fratres communis vitae non sine insigni fructu prosequebantur, quum in eo praecipue singularis quaedam cura impenderetur, ut ejusmodi discipuli educarentur, qui a magistris sibi traditas liberales artes alios statim docere itaque cultum humanitatis latius propagare possent. Quid mirum, quod illi in constituendis novis gymnasiis, in consiliis gravissimis suppeditandis, in educandis nobilissimorum ducum filiis, in promovenda denique re evangelica adhibiti semper sunt fortissimi ac validissimi adjutores. Eam memoriam animo recolere juvat;

habemus enim uberrimum qui ex ingenii literarumque cultura gignitur fructum, habemus viros intima familiaritate conjunctos, uni consilio deditos, suos labores inter se invicem excipientes. Sequebantur unum certumque consilium Lutheri auctoritate firmatum; quam viam si nos derelinquimus, nae verendum nobis est, ne, dum fontes negligimus perennes, rivulos frustra sectemur et inani opella illudamur. Exstat tamen etiam hujus mali efficax remedium, quo velim fruamur. Est eadem illa quam supra praedicavimus regia virtus moderatorum civitatis, assidua illa cura ac diligentia, quae neminem sinit dubitare, quin animi sincero amore ac vera consiliorum propensione omnia ea diligant, foveant, sustineant, quae laetis fructibus donare possint erudiendi et educandi artem et difficillimam et felicissimam. Tum nobis etiam illud obtinget, quod optamus ardenter, ut moliantur atque efficiant, quidquid ad tuendam servandamque praeclarissimam illam optimorum studiorum communionem facere possint.

Est profecto non unum felicitatis nomen, quod Vobis, viri conjunctissimi, gratulemur; quae enim tam faustis auspiciis fundata schola est, quae temporum decursu tantos fecit tamque salutares progressus, quae jam sub firmissimo praestantissimi ducis praesidio floret, non potest laetissimis destitui de futuro tempore divinationibus. Ergo macte virtute Vestra; tenete cursum quem cepistis; annuente deo suscipite vota ardentissima, optimae spei, novorum consiliorum plena; fortiter ac strenue accingite Vos ad illud, quod ultra Vobis persequendum dabitur, operis atque virtutis curriculum. Prosequemur Vos lubentes volentes cum bonis ominibus piisque precationibus, neque dubitamus de novo, quod orditur, gymnasii Vestri saeculo idem vaticinari, quod de condita urbe Romana Livius praedicavit, origini et deum adfuisse nec defuisse nec defuturam esse virtutem.

2. Ad praeceptores gymnasii cathedralis Gustroviensis in trium saeculorum solemnitate (m. Octobr. a. LIII.)

Celebravimus nuper non sine laeta grataque superiorum temporum recordatione festum diem, quo gymnasium Fridericianum Suerinense trium saeculorum memoriam pia mente recoluit. En, adest jam dies, quo Vos etiam, dilectissimi viri, non minore laude ac pietate persequimini scholae Vestrae primordia et successus. Neque nos deesse volumus in tanta rerum Vestrarum laetitia, verum votis Vos prosequimur ardentissimis, annuere ut coeptis Vestris propitium numen atque secundo afflatu vela cursus Vestri tendere ac promovere velit. Verum haec, quae scribimus ad Vos, non eo nunc loquimur consilio, ut sollemnitatem illam longo sermone interpellemus; laeti potius ac gratulabundi adesse volumus, ac tum denique, quum praeterlapsae illae horae sunt, Vobiscum confabulabimur in otio atque umbra simulque perscrutabimur, quae hujus laetitiae caussae praecipuae, quae futuri temporis expectationes, quae vero curae atque formidinis justae ansae ac momenta gravissima esse videantur.

Vix enim effugere poterit nostram cogitationem illud, quod, qui ante haec tria saecula in scholis tum maxime conditis vel ad restauratae doctrinae sacrae normam commutatis juventutem optimis artibus instituere coeperunt, et prosperiore et faciliore condicione utebantur. Et quum non temere atque inconsulto ovantium turbae ac voluptati nos immiscere, verum, quomodo etiam in posterum opera nostra quam uberrimos sibi fructus parare possit, accurate contemplari velimus: nostrum inprimis est quaerere, quae nobis objecta impedimenta, quae pericula evitanda, quae hominum perversitates conquerendae sint. Non enim negligere licet, quae ante omnium oculos posita omnibusque manifesta sunt; est in hac nostra educandi erudiendique cura atque industria mira quaedam atque infausta animorum perturbatio atque discordia. Hi vetant, quod illi jubent; hi amplectuntur ac

fovent, quod illi detrectant atque aspernantur; hi inter se conspirant in persequendo uno eodemque consilio, sed plane dissentiunt in eligendis, quibus hunc finem assequuntur, remediis, illi easdem inter se commendant ac sectantur vias, verum in persequendo consilio atque universa ratione in diversissimas partes abeunt. Atque in dies magis videntur haec loca alioquin pacis otiique honestissimi plena resonare discordibus graviter exhortantium, male vaticinantium, acerbe castigantium vocibus; hi felicissima quaeque sperari posse affirmant, illi omnia mox peritura esse fremunt. Difficile sane est, in tanta vocum ac sententiarum varietate ac discrepantia id unum sequi et tenere, quo qui caret se ipsum deserere videtur.

Non ita fuit ante hos, quorum nunc ipsum reminiscimur, trecentos annos. Neque tamen id ita disputamus, quemadmodum laudatores temporis acti facere solent; non modo habebant illius aetatis scholae multa, quae laudare certe non possumus, sed etiam singularem, qua fruuntur, simplicitatis laudem inde maxime trahunt, quod omnino ea aetate literae artesque minus largam copiosamque discendi materiem praebebant. Quaerenti enim cuipiam, cur non redeundum esse censeamus ad illud utilissimum grammaticae, dialecticae, rhetoricae trivium, extemplo fortiter id non jam fieri posse respondebimus; si vero fieri posset, non abuteremur ea simplicitate ad latinitatem unice vel praecipue amplectendam abjiciendamve nostrae gentis propriam peculiaremque culturam. Verum in hac ipsa re cernitur simul praeclara illius temporis condicio. Omnium et in consilio summo atque felicissimi eventus expectatione et in eligendis ad eam rem remediis admirabilis consensus erat; diversissimorum ingeniorum, quae ceteroquin longe alia eaque satis inter se opposita sectabantur, in hoc uno mira quaedam societas. Sic praecipiunt Trotzendorfius et Sturmius, divi Lutheri clarissimi asseclae, nec secus Jesuitarum ille dux Claudius Aquaviva.

Verum si respicimus ad nostrae hujus aetatis condicionem, quanta inter maxime cognatos animos discrepantia, quanti motus et turbae! Quae non inde ortae sunt, quod

non modo per tria haec gravissima saecula, verum ipsa hac novissima aetate omnium artium doctrinarumque ambitus tantopere auctus et amplificatus est; non inde, quod ea omnia in gymnasiorum nostrorum quotidianum laborem invecta potius quam recepta sunt, quorum ne levem quidem majores nostri curam habuerunt; verum longe altius repetenda est ejus, quam deploramus, condicionis origo et caussa. Quod enim jam non veteres modo, sed etiam recentiores linguae, non historiarum modo disciplinae amplissimae, verum etiam naturae accuratius perlustratae vastus et immensus orbis, sive irrepserunt sive potius in hac re publica nostra civitatem acceperunt, id non forte ac temere, verum interna quadam necessitate factum est. Sunt quidem permulti, qui id gymnasiis accidisse vehementissime deplorandum censeant, hi quidem parum recte judicantes. Etenim nostrae hujus, in qua nunc vivimus, atque illius aetatis, quae ante trecentos annos fuit, in hac re diversa ratio est. Tum evangelii amor atque fidei sancta libertas, medii aevi depravationibus et anxiis de salute humana curis exstincta, in vitam reducenda fuit et integra servanda; tum gentis nostrae ingenua indoles, Italorum imperio pontificali coërcita, ducum ac stirpium Germaniae discordiis subacta, efflorescere debuit ad novam sinceramque naturae suae integritatem; tum aeterni illi fontes, unde omnis et humanitatis et divinitatis lex et cognitio manat, aperiendi indeque nova quaedam animorum nutrimenta repetenda erant. Nunc vero universae gentis nostrae proprietas exculta literis maxime et artibus est, suam sibi vindicavit et a ceteris etiam ejusdem vel cognatae originis gentibus sejunctam naturam, aperti jam fontes rivulique sunt, unde omnis sanctior cultura depromatur, non ecclesiae nostrae fundamenta jacere, verum exaedificare jam fas est hujus egregiae religionum communionis templum. Et quum in veterum linguarum literarumque monumentis ea genuinae humanitatis virtus ac praestantia insit nativo quodam colore et vegeto ardore imbuta, qualis praeterea nusquam deprehenditur; erat sane, cur in eam antiquitatem penitus animos suos demergerent totoque pectore incumberent, quum alioquin vim aeque praeclaram adipisci non possent.

Naturae autem perscrutationem quamvis salubrem ideo non poterant in studiorum suorum ambitum recipere, quoniam, quarum justa atque omnibus numeris absoluta artis disciplinaeque forma ne nunc quidem reperta est, earum disciplinarum cognitio tum omnino prope nulla erat. Francogallicae autem linguae scientia tum demum apud nostrates digna erat quae etiam publica institutione excoleretur, quum ab indignissima horum vicinorum imitatione et admiratione absistere coeptum est; Britannorum vero literae nunc, quum omnem terrarum orbem pervagari atque amplecti, simulque sanctissimas animi nostri curas et cogitationes persequi coeperunt, gravitatis et utilitatis summae laudem adeptae sunt.

Neque est profecto, cur ita auctam esse multiplicis scientiae necessitatem queramur. Etenim cum ipsa cognitionum varietate crescit ingenii humani facultas; neque dissipantur animi vires, etiamsi in maxime varias partes distrahantur, dummodo non externarum, communi vinculo haud conjunctarum rerum multitudo coacervetur, quae disciplina et arte comprehendi omnino non possunt. Verum quo latius extenduntur et propagantur res cognitae, eo magis augetur etiam studium ac desiderium eas ad certas quasdam normas legesque revocandi. Quas si etiam in puerili institutione sequimur, si internum rerum ipsarum nexum, si aptum ordinem justamque progrediendi seriem servamus: tum ne in multitudine quidem tradendarum artium et linguarum in cassum laborabimus. Id vero prae ceteris tenendum ac tamquam aureolum praeceptum animis inculcandum est, optima ac praestantissima quaeque ex omni aetatum, gentium, literarum copia eligenda et juventuti proponenda esse, praecipue ea, quae ipsa instar legis et exempli esse videantur eaque simul expressa illo sermonis genere, quo omnia alacritate quadam vigere atque vivere quasi in oculis videantur. Hinc nulla aut admodum exigua legitimae artium formae dignitas ad erudiendam juventutem; hinc maxima inprimis poëtarum praestantia, qui, non modo quid factum sit, verum etiam quo modo, et qua ratione illud animo informandum sit, dilucide explanant, simulque universae veritatis speciem quandam et velut simulacrum exhibent, ita ut verissimum

sit, quod jam ab Aristotele monitum esse constat: *Φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον τὴν ποίησιν τῆς ἱστορίας εἶναι.*

Quae omnia si accurate observantur, non est, cur pristinae aetatis simplicitatem adeo efferamus et admiremur prae nostri temporis varietate. Verum remanet tamen principalis hujus nostrae querimoniae caussa. Desideratur enim commune illud diversissimarum rerum vinculum, deest certum et firmum, ad quod omnia dirigantur, consilium, divelluntur ingenia, quotquot has artes colunt, neque possunt ad aliquam mentis et cogitationum veram integramque societatem conciliari. Cujus rei caussam haud scio an merito inde repetamus, quod in ipsa institutione puerorum magis rerum ac disciplinarum, quae docentur, momentum ponderari quam animorum ad humanitatem informandorum et ad veritatem educandorum ratio haberi solet. Ipsius animi natura autem una est, neque partium multitudine dissipata, neque studiorum ac voluntatum diversitate discerpta; hinc omnia in ejus institutione ita comparanda sunt, ut hoc unum et prae ceteris grave consilium expleri, itaque animus ipse ad nativam integritatem suam revocari possit. Id autem vel eam ob caussam minus nunc ita esse posse probabile est, quoniam non, ut ante hos trecentos annos fieri et potuit et solitum est, omnes illae artes ab uno eodemque magistro comprehendi ac doceri possunt; quo major autem docentium diversitas, eo inferior ac minutior desiderati illius consensus expectatio et spes, eo minus puerorum animi respiciuntur, sed potius in contrarias studiorum rationes distrahuntur. Atque quo magis singularum artium ambitus amplificatur, eo difficilius illa cum ceteris discrepantia evitatur. Evitari non potest, nisi si habent, qui ea docent, commune quoddam et praecipuum, in quo haereant et commorentur, studiorum spatium; id vero nunc neque vitae societate quadam neque artis educandi labore communi conquiritur. Etenim minus, quam olim, nunc fieri solet, ut pauca quaedam ingenia ceteris adeo praestent et excellant, ut eorum vestigia ardenti studio premant atque sequantur juniores; desunt principes illi in arte et docenda et exercenda viri, ad quorum exempla potius quam praecepta

efformentur discipuli. Eam ipsam ob caussam nulla exstat discentium communio; alios singuli sectantur; omnis vitae, mentis, cogitationum, consiliorum ratio plane diversa est. Et quum soleant literarum sedes, quibus juvenilia ingenia optimis artibus laetissime nutriuntur, eximia gaudii alacritate commovere, non potest eadem animi laetitia transire ad discentes, qui non ad eundem illum ardorem abripiuntur neque inter se conjunguntur locorum communione. Posset tamen hoc ipsum damnum resarciri aliquo remedio; ita enim ipsa aetas nostra comparata est, ut multa, quae olim academiarum beneficio parabantur, jam vitae atque literarum adjumento nobis contingant. Atque sunt sane his ipsis nostris diebus, qui id ardentissime cupiunt; ac speramus fore, ut omne illud, quod cunctas Germaniae terras, universas publicae vitae rationes pervagatur, dissidium hoc saltem genere in dies magis aboleatur. Quamquam tarde atque operose ea res procedere videtur, quum plurimi sint, qui omissa omni educandorum animorum cura unice in literis, quas colunt, acrius promovendis operam consumendam esse judicent. Hinc etiam illud recte explicari posse videtur, quod gymnasiorum magistri in ipsam educandi artem literarum ope excolendam rarissime aut numquam incubuerunt, sed, si quando in ejusmodi studia inciderent, unum illud scholarum genus inprimisque rationem tractarunt, quae inter haec atque cognata publicae institutionis genera intercedit. Quo magis autem necessarium videri incipiet, singularem illam gymnasiorum disciplinam et artem ex universo animi educandi atque humanitatis ad summum exemplar divinum evehendae consilio contemplari atque instituere, eo studiosius etiam omnia persequentur, quibus hae res sermone et literis explanari et illustrari possunt. Et vix amplius hac opera supersedere licebit; insunt enim complura in ipsa gymnasiorum disciplina, quae nondum apte inter se conciliata in dies magis omnem eorum laborem delere atque inanem reddere posse videantur. Inprimis ipsa antiquitatis cognitio qua ratione conjuncta sit cum christianae doctrinae explanatione tantum abest, ut distincte atque convenienter ab omnibus exponatur vel dijudicetur, ut in ea ipsa re hominum judicia

atque cogitationes in prorsus contrarias partes abeant. Quodsi enim hinc religionibus ac moribus veterum populorum omnis denegatur et veritas et honestas, illinc iisdem justo major honos tribuitur, ita ut ipsius verae vel simulatae Christianorum doctrinae sacrae vestigia et indicia perfectissima ibi comparere existimentur: nae, tum nobis omni studio adversus utramque partem dimicandum simulque id efficiendum erit, ut ex antiquitate Graeca Romanaque eam effingamus imaginem, quae nobis exhibeat animum humanum eximiis viribus divinitus praeditum, vera quaeque et honesta diligenter perscrutantem, interdum leviter divinantem, numquam penitus investigantem, verum tanto ardentius concupiscentem. Quam viam si ingrediemur, tum, quo altius in antiquitatis solidam cognitionem penetrabimus, eo magis laetiusque aeternae veritatis desiderio atque amore et incitabimur ipsi et instigabimus simili ardore adolescentium animos.

Non poterit effugere mentem nostram, conjunctissimi viri, ea omnia secus se habuisse ante haec tria saecula atque multo facilius composita fuisse. Quum enim per Lutherum sacrorum nostrorum integritas restituta esset, omnes una ad nutriendos animos necessariae artes atque utilia instrumenta parabantur; cognoscebatur vera humanitatis lex, nativa ejus indoles, aeterna denique salus. Non igitur opus fuit educandi praecepta ex arte quadam repetere. quippe quae ipsa vita suppeditaret; non diu quaerebant, quibus aptissime alere atque acuere ingenii humani facultates possent, quum eadem remedia essent, quibus ex sacris libris genuinam religionum nostrarum formam eruissent; non inter se multum dissentiebant, habebant enim unum modo quod consequerentur consilium, unum quem impugnarent adversarium, unum quem foverent amorem. Habebant illi, nos quaerimus.

O utinam ex hac optatissima egregiae recordationis opportunitate novum ac recens nobis, amicissimi collegae, oriatur consilium vetustam illam atque unice veram viam insistendi. Nascetur tum in animis nostris simplicitatis universaeque quam desideramus consensionis non modo ardentissimum studium verum etiam fructus uberrimus. Cujus rei

integram salutem ut Vobis in novo, quod ingrediemini, vitae ac laboris curriculo numine propitio praebere atque conatibus Vestris in praestantissima quae esse potest mortalium industria obsecundare velit deus ter optimus maximus, piis precibus ac votis oramus.

---

3) Ad Gu. Henr. Kolster, gymnasii Meldorfici apud Ditmarsos rectorem, de locis aliquot Sophoclis et Horatii.

En proxime instat Tibi dies, quo ante quinque lustra publicum praeceptoris munus in eadem, cui Tu nunc praees, schola suscepisti. En adsunt undique amici alumni fautores Tibi hujus diei vitaeque Tuae felicitatem congratulantes atque novam totidem annorum seriem cum summi numinis gratia Tibi precantes. Cui solemnitati quod ipse interesse non possum, magnopere doleo. Habent enim ejusmodi opportunitates, quibus et superioris temporis beneficia recordamur et officiorum integram fidem in mentem revocamus, aliquid et adjumenti et solatii; praebet praeterea vitae Tuae in scholae celebratissimae umbra feliciter delitescentis atque studiorum Tuorum et erudiendae juventuti et promovendae doctrinae deditorum recordatio largam gratissimi animi testificandi materiem; est denique ea oris vultusque ac sermonis Tui elegantia ac jucunditas, ut non modo illorum temporum, quibus mihi Tecum contigit confabulari, memoriam lubentissime recolam, sed etiam ut eadem occasio quam frequentissime redeat ardenter cupiam.

Quodsi adessem ipse atque mea Tibi vota coram explanarem, non uno Tibi nomine gratularer; felicissimum Te in patriae gremio locique natalis propinquitate commorantem praedicarem ego patriae exsul; felicissimum Te, qui per quinque lustra in una eademque schola juventutem optimis literis instituisti atque in tot carissimorum discipulorum frequenti usu et hilari vicinitate versaris, merito nuncuparem ego, qui quater quinquiesve locum ac sedem studiorum

commutare coactus atque a maxima discipulorum meorum copia locorum et temporum iniquitate longissime remotus sim. Sunt tamen etiam, in quibus Tecum mihi convenit. Habemus eandem muneris publici laboriosam difficultatem ejusdemque in formanda juventute occupati summam hilaritatem atque jucunditatem, habemus amicorum, qui fidei ac religionis pleni sunt, egregiam et in ipsis summis rebus atque gravissimis negotiis consentientem societatem, habemus studiorum laetissimorum gratam communionem atque in iisdem adeo scriptoribus et negotium et otium nostrum collocamus. Concedas igitur quaeso, amicissime vir, ut, quum mihi in enarrandis Sophoclis sententiis ethicis tummaxime occupato ad Te peregrinari non liceat, saltem animo ac mente in dulcissimo Tuo colloquio versari mihi videar atque, postquam publicis omnium desideriis, Tuis egregiis laudibus ac meritis, amicorum denique intimis exhortationibus satisfactum est, tandem aliquam otii Tui particulam captem, qua mihi quoque in iis, quae utrique nostrum gratissima sunt, acquiescere Tecum liceat. Neque me falli opinor, si Horatium atque Sophoclem eos esse dicam, quorum communi teneamur amore et ad quos vel coram discipulis nostris vel privata industria recurrere nobis suavissimum sit. Quamvis enim Te lubenter audiamus de parabasi comoediae Atticorum egregie exponentem atque impeditiores locos grammaticos subtiliter et exacte illustrantem, non minus nos delectat Te videre identidem ad tragicorum Graecorum, imprimis Sophoclis et Euripidis, aut universas rationes explanandas aut difficiliores quosdam locos expediendos accedentem, unde haud sane levis et exiguus ad juventutis nostrae utilitatem fructus redundat.

Atque quum censuram nuper legerem, quam de Horatio ab Nauckio edito exhibuisti, illud mihi gratissimum accidit, quod in illas stropharum leges, quibus Horatius usus est, accuratius eruendas Tu quoque gnaviter incubuisti. In his enim plurima insunt, quae nondum satis investigata, quae in dies magis et diligentius exploranda sunt. Ita poëtae suavissimo recte interpretando saepe verius ac melius consultum erit quam plurimis illis, qui nunc exercentur, sive

emendandi sive ut rectius dicam poëtam ipsum corrigendi conatibus. Multaque quae novissima aetate obtrusa magis et inculcata ei quam restituta et feliciter inventa esse videntur, ipsa harum rerum accuratiore pervestigatione infringentur. Equidem enim dolere soleo, quod hodie vel in apte sanandis vel in recte explicandis optimorum scriptorum difficultatibus extemplo ad conjecturarum medelam perfugiunt neque id, quo melius ab omnibus qui in ea re sapiunt examinetur itaque simul rectior et planior ad veritatem via insistatur, publice proponunt, sed etiam in ipsis operum munditie et elegantia insignibus editionibus tamquam poëtae verba collocant. Haud absimile mihi hoc videtur rationi istorum, his temporibus magis frequentari solitae, qui etiam in sanandis corporis humani pravis membris cultro statim utendum esse putant imprimisque exigua quaedam ossa exsecantes alia quaedam artificiose interponunt. In quo genere maxime mihi displicet inventum illud M. Hauptii, quo dulcissimum carmen (I, 32.) foedasse verius quam sanasse videtur, quum quod plane otiosum et ineptum est intrudatur, quod vero abesse non debet nobis eripiatur:

o laborum
dulce lenimen medicumque (mihi cumque) salve
rite vocanti.

Labores leniuntur, non medicinam accipiunt; sibi autem illud precari poëtam vel gravissimum est, redit enim uno hoc modo ad id, unde orsus est. Contra quam multa interno sententiarum nexu et strophica ratione carminum expensa melius intelliguntur! In qua ipsa re Nauckius complura recte vidit, alia aliis explananda reliquit. Licebit mihi Tecum duo contemplari carmina, quae hac diligentia sane dignissima sunt. Alterum est primi libri tricesimum quintum, alterum quarti libri quintum carmen. Est illud carmen ad Fortunam Antiatem, continetur autem decem strophis. Quae ita quidem possunt disponi, quemadmodum voluit Nauckius, ut post apostrophen illam, quae inest in prima stropha, ter deinceps se excipiant tres inter se arctius conjunctae strophae. Rectius tamen ita mihi videtur res procedere, ut primam et quartam stropham interno, non grammatico, nexu

inter se copulari, his autem alteram et tertiam stropham, id quod etiam in aliis carminibus fit, interseri dicamus. Jam in his triplex inerit sententia, primum, quam graviter ac subito res prorsus contrarias misceat fortuna, deinde, quantopere ad omnes, quibuscumque in terris ac vitae condicionibus versantur, pertineat ejus numen, postremo, quam pronum sit metuere, ne publica salus uno impetu ejus vel levissimo prorsus exstinguatur. Ac si duas illas interjectas strophas diligentius contemplaris, est vel inter ipsas quaedam differentia; primum enim ex vita quotidiana et magis vulgari quasdam condiciones maxime lubricas negotiaque summis periculis obnoxia (discipuli nostri singularis illius, qualis tum erat, et ruris colonorum et mercatorum rationis accuratius admonendi erunt) indicata vides, deinde transgreditur ad gentium universa genera, quae nobis triplicem omnis cultūrae humanitatisque speciem exhibent. Daci enim atque Scythae quamquam inter se diversi sunt, tamen communem habent nationum moribus et institutis minus excultarum imaginem, a qua minime tamen abhorret nativa quaedam indoles animi atque robur libidinibus inexhaustum. His oppositus est ingenio atque artibus expolitissimus Quiritium populus, Latini bellicosissimi, quibus subditae urbes devictaeque gentes obtemperant. Accedit denique tertium genus mollitie et luxuria perditarum gentium, penes quas ob eandem caussam dominationis maxima exercetur severitas. Vides me non consentire in his cum Nauckio, qui omnia mihi nimis dispescuisse videtur, ita ut non modo Dacos et Scythas, gentes urbesque vi vel deditione subjectas et bellicosum Latium, sed etiam reginas regesque, in quo jam nulla inest oppositorum membrorum vis, inter se contraria esse velit.

Alterum, de quo Tecum confabulari juvat, quarti libri quintum carmen est. Insunt, ut bene adnotavit Nauckius, quinque stropharum paria, quorum medium maxime illustre ac prae ceteris splendidum simul primariam totius carminis sententiam complectitur. Ea autem est felicitas imperii, quod sustinet Octavianus. Primum atque extremum stropharum par sibi respondent, verum illud singulatim, hoc universe de eadem re loquitur. Exordium capiens a proxima,

quae ipsi obversatur in desideratissimo Augusti reditu, occasione tandem tamquam ad fastigium accedit ad universas omnium bonorum laudes, quotquot Augusti virtute orbi terrarum Romano obtigerunt.

Atque latius etiam patet haec oppositorum membrorum ratio. Intra primum enim stropharum par facile vides inter se oppositos esse absentem ducem atque coram praesentem (abes jam nimium diu, v. 2., contra: voltus ubi tuus affulsit populo, v. 6 sq.). Verum quae ita inter se opposita sunt, ea conjunguntur et conciliantur ea sententia, quae in altero stropharum pari inest; est autem desiderium illud absentis domini ac patroni, quo affectus populus Romanus est. Induit autem haec cogitatio formam comparationis cujusdam, et quidem talis, qua artificiosum illud et fictum, quod ab novo, quo inter se conjunguntur populus atque qui illum regit, nexu separari non potest, ad majorem quandam lucem et claritatem attollitur ingenuitate ac veritate illa, qua mater et filius naturali quodam pietatis vinculo inter se conjunguntur.

Ad fastigium pervenit totius carminis decursus tertio stropharum pari. Pace ac legibus firmantur in dies magis et sanciuntur otium atque mores; hac via egregie resarciuntur vitae publicae detrimenta. Ac progrediuntur argumenta et cogitationes poëtae recto et sedato cursu: rem pecuariam, agriculturam, navigationem, mercaturam denique affert easque deinceps ac diserte proponit. Atque in extrema quam posui re, ubi dominantur hominum cupiditates neque raro eos in omnem pravitatem abripiunt, prae ceteris fidem omni laude majorem ac summo pretio dignissimam esse per se consentaneum est. Quae quod restituta ac redintegrata est post foeda illa atque omni veritate carentia tempora, quibus ne frater quidem fratri aut parens filio fidem habere poterat, miraculi sane ac prodigii instar esse videtur. Verum si hoc ipso loco versamur in publicae vitae strepitu ac turbis, facilis nobis altera stropha et promtus transitus paratur ad tranquillam domus et familiae sedem. Etiam hic accommodate ac juste sententias per singulos versus procedere vides a partibus ad universum genus, ab effectu ad caussam.

Sic pergit a pudicitia, qua omne incestum procul habetur, ad eam legem, qua etiam animi scelesta propensio coërcetur, a progenie parentum simili ad ulciscentem illam justitiam, quae culpam vestigio premit (non, ut alibi vocatur, pede Poena claudo).

Ex hac ipsa media parte efferunt sese proximo stropharum pari publicae non minus quam privatae, domesticae et quotidianae condiciones: nullum quod imminet ab exteris hostibus periculum, tranquillus integrae ac solidae possessionis fructus, laetus gratusque animus in lautis atque jucundis conviviis hilare gestiens. Quam praeclare etiam in his progrediatur poëta, in enarrandis gentibus ab oriente usque ad occidentem solem, in efferenda caussa rei (incolumi Caesare), et quae ejusdem generis plura sunt, recte vidit et monuit Nauckius. Extremum autem stropharum par ad primum ideoque ad carminis exordium redit eique etiam per singulas partes accurate respondet. Etiam his gravior quaedam vis inest in comparatione, qua componitur Augustus cum iis numinibus, a quibus in vitam publicam et mores hominum major vis et salus redundat. — In his omnibus Nauckius singula recte perspexisse, at totius carminis progressum et interiorem nexum non eadem diligentia complexus esse videtur.

Quod me pigere Tibi dixi, quum, quae locis singulis diligentius expensis et cum universo argumento accuratius compositis melius expediuntur, correctione sananda esse ducantur, idem nuper mihi accidit in loco fabulae Sophocleae, in qua Tua industria praeclare versata est, Oedip. Colonei v. 854. Ibi quod omnes exhibent codices *βίᾳ φίλων*, quia apte explicari posse diffidit, Schneidewinus mutandum ac *βίᾳ φρενῶν* scribendum esse arbitratus est. Ac videtur quidem huius dubitationis suae originem cepisse, unde capienda certe non est; non enim in hoc enunciato de caecatione imprimis agitur. Quam si Creon vituperasset, haud sane levem culpae partem ab Oedipo avertisse videretur, quod certe noluit facere. Videtur potius, qui in posteriore disjunctivi quod dicunt enunciati parte insit sensus, ex priore facile erui posse; est autem haec fere sententia: neque nunc

bene agis, quod in patriam te reduci non sinis, neque antea bene egisti, quod invitis amicis cupiditati animi tui obtemperasti, qua semper pessumdaris. Vult autem ea ratione hoc potius assequi: quo minus inde progredi tibi umquam licuit, eo magis nunc tibi redeundum est. Quum ipsi Oedipus graviter exprobrasset (v. 770.): tum me exterminasti et propulsti, hoc tempore Creontis maxime intererat, ut caussam exilii, quod ardenter concupiscens tandem nactus est, unice ex hoc ipsius consilio ac desiderio profectum indicaret (cf. v. 766.). Non enim aliter conspirarent haec cum iis, quae nunc maxime in votis Creon habet, ut domum eum reducat; neque fieri posset, ut non facile veram hujus rei caussam reperiret Oedipus, quam diligentissime occultare Creon, qua erat et prudentia fallaci et simulata facundia, maxime conatus est.

Denique unum, qui mihi aliquid lucis desiderare videtur, locum attingam et illustrare conabor ex Oedipo Rege. Sunt verba illa, quibus post parodon in scenam prodit Oedipus (v. 211 sqq. — 216 sqq.):

Αἰτεῖς· ἃ δ' αἰτεῖς, ταῦτ' ἐὰν θέλῃς ἔπη
κλύων δέχεσθαι, et quae sequuntur.

Videntur mihi verba *ταῦτ' ἔπη* illud ipsum significare, quod jam propositurus est Oedipus. Nihil enim aliud in hac re fieri posse putat quam ut dirae imprecationes gravissime cumulentur in eum, quisquis Laïum occiderit. Hac enim via se id assequuturum sperat, ut aut qui necem commiserit indicetur (quod fieri etiam tum posse post tantum temporis spatium praeterlapsum fortasse diffidit Oedipus) aut certe ipsis illis diris aliquid mali afferatur ei, qui illam culpam contraxerit ideoque poenam meruerit, quae, ut sentiebant veteres, jam in pronunciatione acerbarum ejusmodi imprecationum inerat. Neque igitur cum Schneidewino dixerim, Oedipum exhortari velle chorum, ut omissis precibus suae potius gnavitati et industriae confidat. Quae si recte disputata sunt, etiam cetera facilius expedientur et quidem paullo aliter ac fieri solet. Cur enim quarto abhinc versu (214 — 219.) *ξένον τοῦ λόγου τοῦδ'* se ipsum dicit? et quisnam hic *λόγος* est? Possit quispiam recte interpretari de consilio illo, quod

ipse modo se declaravit in animo habere, ita ut idem sit quod ἔπη. Potest vero etiam oraculi responsum indicari, quod per ἱκέτας illos etiam ceteris innotuisse existimare poterat Oedipus. Verum ut, quod Schneidewinus vult, ad ipsam rem, quae omnino nondum cum choro communicata erat, pertinere posse putemus, aegre adducimur. Eandemque ob caussam mihi nihil mutandum videtur eorum, quae in sequentibus libri exhibent:

οὐ γὰρ ἂν μακράν
ἴχνευον αὐτός, μὴ οὐκ ἔχων τι σύμβολον,

non enim e longinquo investigarem ipse, nisi sine ullo indicio essem. Reprobandum igitur etiam hoc loco censeo, quod proposuit Schneidewinus; is enim οὐ in ἢ mutandum et μή delendum esse putat. Hoc enim vult Oedipus: non ad remedia nimis arcessita confugerem, si mihi signa atque documenta exstarent, quibus hanc rem dijudicare possem; quum autem res ita comparata sit, mihi nihil aliud superest quam ut diras in interfectoris caput imprecer:

νῦν δ' ὕστερος γὰρ αὐτὸς εἰς ἀστοὺς τελῶ,

hoc enim interposito γὰρ explicatur, illud νῦν δ', quo illud quod vere est opponitur ei quod sumitur esse posse, non autem pertinet ad verba remotiora: ξένος μὲν τοῦ λόγου, ξένος δὲ τοῦ πραχθέντος, sed ad ea quae proxime antecedunt: ἔχων τι σύμβολον. Sic mihi certe totus locus aptius procedere videtur.

Verum ne in tanta qua circumdatus es amicorum frequentia diutius Tua tempora morer, vir praestantissime, jam finem sermoni imponendum video. Gratulor Tibi ex animo laetissimum qui Tibi divinitus contigit diem, neque quidquam magis opto quam ut eodem, quo adhuc rem Tuam egisti, industriae ac studii fervore etiam in posterum muneris Tui grati simul molestique partes explere possis. Et si bona corporis et valitudinis, quamquam externa sunt, parvi pendere non licet, etiam harum rerum haud exigua pars ut Tibi donetur a divino numine precor. Accedat autem necesse est, imprimis in ea quam nos sustentamus laborum ac negotiorum varietate et amplitudine, alacritas illa animi et intima quaedam vivendi sentiendique hilaritas, sine qua non

modo juventutis pectora ad humanitatem bene educari, sed ne vitae quidem commoda omnino percipi possunt. Monet enim idem qui nobis in deliciis est poëta: *ἐὰν δ' ἀπῇ τὸ χαίρειν, τἄλλ' ἐγὼ καπνοῦ σκιᾶς οὐκ ἂν πριαίμην ἀνδρὶ πρὸς τὴν ἡδονήν.* Quae incomparabilis interna animi laetitia, quo magis a fastigio declinat vitae nostrae aetas, tanto difficilius solet conservari ac saepius quam alibi inter nostri muneris labores curasque evanescit. Tu, veterum poëtarum amator, Tu, Graecorum hilaritate insignium admirator, juvenilem servabis etiam canescentibus capillis animum. Id saltem Tibi datum cupio ex sententia poëtae Venusini, ut frui paratis et valido Tibi contingat et precor integra cum mente nec turpem senectam degere nec studiis carentem. Vale.

---

4) Ad virum summe venerabilem, G. H. F. Schliemann, nuper dioecesis Parchimensis antistitem atque gymnasii Friderico-Francisci protoscholarcham, nunc ad summas ecclesiae Suerinensium res regendas honorifice evocatum.

Quod singulari fortunae gratia gymnasio nostro contigit, ut Te, Vir summe venerabilis, per octo annorum spatium rerum suarum haberet benignissimum patronum ac fortissimum vindicem, id Tibi semel certe palam profiteri ac grata mente publice significare nos juvat, quum Te nobis nostroque studiorum ac voluntatum consortio propediem ereptum iri sincero animo non sine acerbitate quadam doloris lugeamus. Non fugit nos, quam leve et exiguum saepissime illud vinculum sit, quo divinae humanaeque sapientiae doctores, quamvis iis in uno eodemque sanctissimo munere elaborandum sit, inter se conjungantur; non nescii sumus, quanta, si hoc abest, felicissimorum eventuum jactura sit, quanta, si adest, et fructus uberrimi et spei laetissimae abundantia. Tantoque impensius laetamur Te nobis datum atque per hoc saltem temporis spatium servatum esse, quoniam Te non ideo rebus

nostris deditissimum habuimus fautorem, quia muneris Tui leges postulabant aut prudentiae cujusdam rationes suadebant, sed quia ipse ex intimo atque integerrimo animi Tui sensu eas artes atque literas amore Tuo complecteris, in quibus omnis nostra vita et opera versatur. Etenim si, quicumque in gravi opere atque curarum pleno occupatus est, eum vix quidquam magis sublevare potest, quam videre eos, quibuscum vivas vel quorum favore fruaris, non simulate sed vere, non obiter sed sincere tua studia consiliaque prosequi: ista profecto Tua virtus est, propter quam Te dileximus omnes atque nunc Te ex nostro circulo discedentem piis gratisque votis prosequimur. Non possunt, qui literas docent et juventutem ad humanitatem instituunt, ipsi quidquam facere, quo eorum labor facilius feliciusque procedat, quam si omnes animi sensus corporisque vires in id ipsum, in quo operam consumunt, intentas habent, atque praeter hanc suam vitae munerisque rationem nihil nosse, nihil sentire, nihil velle videantur. Atque idcirco non possunt habere insigniorem et laborum adjutorem et gaudiorum socium, quam qui ipse his rebus interest seque iisdem rebus delectari aperte significat.

Neque nunc igitur Te dimittimus, qui nobis praefuisti non arbiter ac dominus, sed gubernator severitatem muneris lenitate animi temperans, non *κυριεύων ἡμῶν τῆς πίστεως*, verum *συνεργὸς τῆς χαρᾶς ἡμῶν*, sine aliquo ejus, quae inter nos fuit adhuc neque, ut speramus, locorum distantia divelletur, internae societatis documento. Lubenti Tu animo descendisti non minus in diurnorum operum nostrorum semitas quam in lucubrationum nostrarum tramites; ubicumque aut dubii et ancipites haesimus in capiendis consiliis dirimendisve difficultatibus aut laeti hilaresque acquievimus in nostris alienisve ex ambitu literarum utiliter ac fructuose inventis: Tu nobis suasor et consolator, socius atque amicus affuisti, in summa studiorum varietate Tu omnibus eadem animum propensitate advertisti, ac saepenumero, quum singulos doceres, ab universis didicisse videbaris.

Etiam antiquis literis amore Tuo faves; nihil enim Te fugit aut ab ingenio Tuo alienum est, quod, quid verum

atque decens sit, nos edocere possit. Neque Tu ignoras, opes illas quas ex antiquitate haurimus praeclaras non frustra nec inaniter esse perfectas, verum duplicem divinitus ei propositum esse finem, ut quum reviviscat ipsa evangelicae veritatis vi summaeque salutis rivos sibi aperiat, tum ea omnia, quae per se sempiterna neque fragilitati obnoxia, verum sublimiori potius cultu digna habeat, in christianae vitae vegetum orbem transferat. Itaque quum etiam Tibi gymnasia nostra rei publicae et ecclesiae christianae seminaria ut olim habita sunt sic ne nunc quidem haberi desita esse persuasissimum sit: etiam illuc facile incumbis, unde utriusque et theologorum et philologorum disciplinae confinia lucem incrementumque capiant, quippe quibus eandem *τοῦ λόγου* communem rationem intercedere nomina ipsa indicent. Atque quum mutua necessario inter ipsam ecclesiam scholamque potestas exerceatur aut certe, si forte evanuit, omni opera restituenda sit, non modo ecclesiae id imprimis propositum est, ut suae salutis et praecepta et dona in media schola ipsaque juventute collocet, verum etiam schola si quas habet ipsa vires ac virtutes, quae *χαρίσματα* sunt, easdem ad augendam ecclesiae vim et dignitatem impendat. Itaque ad ipsos fontes doctrinae sacrae accedere ac rivulos, unde aeterna veritas hauriri potest, diligenter sectari eosdemque etiam juventuti omnium literarum studiosae aperire, denique quidquid bonae frugis ex veterum scriptorum interpretatione universa colligitur ad sacros libros quum rectius etiam explicandos tum latius omnibus aperiendos adhibere: hoc profecto nostrum philologorum est. Qui si, quid ipsis praestandum sit in hoc nunquam interrupto, verum nunc ardentioribus votis revocando fidei ac cognitionis consortio, non immemores erunt: duplex certe, si non omnia fallunt, inde orietur commodum atque et in ecclesiam et in scholam redundabit, utramque autem arctius conjunget.

Quam viam si nos quoque ingredimur, levem nostrum esse ac debilem conatum neque nisi quod iter muniendum monstret quidquam efficere posse haud ignoramus. Verum duae maxime res sunt, quae nobis veritatem quandam atque utilitatem habere et quae hac nostra aetate idcirco forsitan

pluris aestimandae esse videantur quam alio tempore. Primum enim, quidquid in sacris libris inest, unde gravior quaedam doctrina derivari aut quod in disceptationem eorum, qui sectas sequi malunt, vocari solet, haud potest nimia sollertia ac diligentia sermonis ac verborum enucleari, quoniam nobis persuasissimum est, non posse hac ratione quidquam umquam de aeterna veritate imminui ac permutari, verum eandem potius eo firmius ac disertius pronunciatum iri. Neque sane levius alterum illud est, quod huic priori statim subjungendum duco. Quum enim ea sit doctrinae ac veritatis christianae natura, ut, quamvis una eademque semper sit atque fundamento divinitus dato unice nitatur, quod neque hominum ope indigeat neque mortali adjumento ullo sublevari augerive possit, tamen ita per hominum animos permanat atque pro diversa illorum indole, nulla mutata sua proprietate, maxime varias ejusdem immutabilis naturae formas exprimit, ut inde ipsa veritas eo magis perspicua ac firma evadat.

Haud diffitemur, hanc rationem etiam perperam posse iniri; neque nescii sumus perperam interdum initam esse. Potest enim aut quod per se unum et verum ac divinitus susceptum est, in diversitatem hominum discerpi, itaque quae divina omnique humana potentia sublimiora sunt ad humani ingenii imbecillitatem transmutari. Fuere quidem, qui in hanc partem errarent atque ipsam nativam Christi doctrinam ad prave docentium sectatorum inanes futilesque cogitationes abriperent; quod qui fecerunt, nae illi gravissimum in se depravatae veritatis crimen admiserunt. Verum potest etiam ab altera parte minus recte agi, quamquam ipsa veritatis integritas non eo pacto laeditur, sed accuratioris tamen et plenioris cognitionis impedimenta struuntur. Indagandum igitur erit in propriam in qua scriptor versatus fuerit mentis animique condicionem, quae quum esset in apostolis non sine spiritu sancto, purum integrumque excipiebat quidquid divinitus immittebatur. Quum autem evangelium ipsum ita comparatum sit, ut non cognoscatur modo et sentiatur quamvis intimo animorum sensu, sed universam hominis vitam omnesque ejus vires potentia sua amplectatur:

non potest fieri, quin ea ipsa vi et ratione, qua vivit in apostolis, suae intimae vitae ac veritatis manifestissima indicia paret. Quod quidem illi mihi negligere visi sunt, qui in exponenda apostolorum singulorumque ab iis scriptorum librorum peculiari indole nihil nisi ipsius doctrinae diversitatem respiciunt. Liceat mihi eam rem certioribus proponere exemplis; ad id autem nemo accommodatior Paulo apostolo est, cujus epistolae maximam nobis exhibent rerum et sententiarum ubertatem ac varietatem.

Atque in ea quidem re hoc ipsum miratus sum, quod is, qui nuperrime historiam ecclesiae nostrae conscripsit et qui ingeniosissime scriptorum ingenia perscrutari eorumque proprietates sagacissime explanare solet, eum quendam quasi decursum doctrinae christianae per epistolarum Pauli, qualis annis deinceps sequentibus exstitit, seriem proponit, quae artificiose potius ficta quam ex ipsa scriptoris librorumque ejus peculiari condicione promta ac derivata esse videtur. Is enim ita fere hunc decursum enarrat: Paulus in exponenda doctrinae christianae veritate initium quidem sumpsit ab ipsis iis, quae de exitu rerum ac de ultimis mundi fatis docentur, ea autem insunt in epistolis ad Thessalonicenses scriptis. Progressus autem inde est ad gravissimam illam diversitatem quae est inter eam ecclesiae rationem, quae sola fide nititur, atque eam, quae divina lege contineri sibi visa est; hoc autem discrimen Galatas epistola docuit. Inde ipsam de ecclesia ejusque natura ac ratione qualis omnibus partibus numerisque conspicitur doctrinam explicat epistolis ad Corinthios datis. Tum accedit ad ea, in quibus caput quoddam ac summa ipsius theologiae versatur, ut, quomodo salus comparetur atque peccata redimantur, denique omnium animi expiari et ad summam salutis integritatem adduci possint, patefiat; id quod ipsa ad Romanos epistola praeclare actum et expositum esse patet. Denique hanc ipsam salutis adumbrationem ita exhibet, ut in quo fundamento nitatur appareat; est autem hujus salutis fons nullus nisi is, qui ante fundatum orbem terrarum inde a primordiis aevi fuit et in posterum etiam vivet, si haec fragilia tempora tamquam rivi in unum idemque aeternitatis velut ostium permanaverint. Hujus sententiae

summas contineri vult epistolis ad Colossenses, Ephesios, Philippenses scriptis. Postremo illis, quae munera atque officia exhibent ministrorum verbi divini, epistolis eam monstravit rationem, qua haec de summa salute doctrina corroborari ecclesiae institutis atque in ipsam publicam Christianorum vitam plena integraque virtute introduci possit.

Quae si vere ita comparata essent, miro modo accideret, ut prope contrariam viam ingredi atque in ipso fine rerum arte ac disciplina theologiae exponendarum incipere, in earum primordiis autem exitum habere videretur doctrina a Paulo proposita. Verum si diligentius ipsas hujus viri singulas epistolas perlustramus, multa inesse videbimus, quae gravissimi profecto momenti sunt neque tamen hanc quam modo vidimus rerum et argumentorum seriem proxime et accurate sequuntur. Sic et ea, quae minus certam quandam doctrinae partem continere videntur, tamen ad illustrandam vitae ac veritatis christianae naturam plurimum afferunt, et ea rursus, quae ex ipso medio doctrinae christianae loco quodam depromta videntur, minus per se quam ob alias quasdam, saepenumero magis reconditas, caussas in medium allata sunt, in quas eo diligentius idcirco inquirendum est. Intueamur primum eas epistolas, quas ad Thessalonicenses scripsit.

Atque si universum prioris epistolae tenorem accurate contemplamur, non id spectare auctorem apparet, ut ultimum vitae rerumque finem nobis delineet, sed potius, id quod ipsa primordia ecclesiae maxime decet, secundum eum ipsum nexum, quo conjungebatur cum Thessalonicensium ecclesia, firmissimum illud atque intimum vitae et animi vinculum adumbret, quo cum Christo ejusque ministris ab ipso constitutis cohaereant, quicumque fidei ejus dediti sunt. Latent enim ubique et eminent velut ex reconditis fonticulis tenerrimi amoris atque arctissimae animorum communionis vestigia. Quum enim Paulus is esset, qui etiam in praedicanda veritate evangelii non, quae ipse vellet, ageret; sed unice ductus illius voluntate, quem acerrime impugnaverat antea et cujus nunc amore studioque absolutissimo tenebatur, quidquid ipse doctus et monitus esset ceteris traderet; nunc

primum id perspectissimum habet, deum propitium esse suo labori et omnia ea nunc rata ac perfecta esse, quae ipsis aeternis dei consiliis deliberata ac constituta sint. Vidit electam ab initio esse ad aeternam salutem hanc Thessalonicensium civitatem, quoniam neque alio adhuc loco tanta animi libertate evangelium praedicare potuerit et felicissimus in illorum animis eventus apparuerit. Atque ita fieri videmus, ut ab apostolo totum illud regnum, in quo divinae vires salutem hominum aeternam efficiunt, a primo inde initio usque ad extremum finem tamquam una neque umquam interrupta series conspiciatur. Eadem illa sententia, quam alibi, ut in epistola ad Colossenses scripta, accuratius et distinctius per omnes numeros prosequitur, eundem Christum esse dei filium in aeternitate prognatum, eundem mundi redemtorem singulari gratia in nostri sanguinis communionem immissum, eundem denique in ecclesia sua omnibusque ipsius membris viventem ac tandem ad judicium omnium et victoriam bonorum redeuntem, etiam ibi animo ejus obversatur, licet disertius eam non protulerit. Atque ob eandem caussam praecipue et cogitant et loquuntur de reditu Christi; non igitur de hoc per se agitur, sed quatenus arctissime cum omnibus iis rebus cohaeret, quae inventae et factae sunt ad salutem hominum. Praeterea ipsi quidem non viderant eum, dum in terris erat; verum quo efficacius ipse apostolus intimo animo summam illius, qui etiam postquam ad caelum evectus est omnes divini regni res terrenas gubernat, vim expertus est et quo praeclarius maxime vividam inter Christum atque Thessalonicensium animos vitae societatem effecit, eo ardentius illius reditum concupiscunt et expectant. Haec igitur primaria totius epistolae sententia sive potius sensus animi est non aperte significatus, sed in ea latens: *Evangelium non cogitatur, non sentitur, sed vivit in animis hominum.* Quam si numquam neglexissent quae insequuta sunt ecclesiae tempora, maxima quae exstiterunt pericula gravissimique errores omnino non irruissent in eam, neque potuissent aut quae sola rationis ope excogitata aut quae funesta cognitionis solitudine depravata sunt exstinguere *τὴν πίστιν ἐν τῇ ἀγάπῃ ἐνεργουμένην.* Hujus igitur vigoris integerrimi con-

scium animum habet apostolus, quum scriberet ad dilectissimum illum Christianorum Thessalonicensium coetum. Quanta enim inest in hac epistola paterni amoris oratio: *ἐγενήθημεν ἤπιοι ἐν μέσῳ ὑμῶν, ὡς ἂν τροφὸς θάλπῃ τὰ ἑαυτῆς τέκνα* (2, 7.); *ὁμειρόμενοι ὑμῶν — ἀγαπητοὶ ἡμῖν γεγένησθε*, ib. v. 8. *ὡς πατὴρ τέκνα ἑαυτοῦ*, ib. v. 11. coll. 17. *ἀπορφανισθέντες*. Quanta desiderii explendi significatio (ib. v. 17.), ita ut non dubitaret illud pronunciare, se quo minus ad ipsos perveniret ipso diaboli conatu praepeditum esse, summumque sibi et spei et laetitiae et gloriae fastigium, de quo gloriaturus esset in reditu Christi, in ipsorum societate positum esse. Hoc uno igitur praestat haec epistola prae ceteris omnibus; videmus quandam quasi amoris sive adolescentiam sive infantiam, qua lautius et sincerius nihil esse potest. Quare etiam cautione opus esse non ignorat, imprimis ut conserventur ac firmentur animi, denique solatio foveantur in turbulentissimis, qui imminebant, aerumnarum motibus. Verum quod illi vivunt ac sentiunt, laetantur ac patiuntur, id non minus ipsius est; tam arcto inter se vinculo juncti sunt, ut una eademque hujus et illorum vita sit, atque non modo si illi firmiter remanent in fide Christi, ipse reviviscere se fateatur (*νῦν ζῶμεν ἐὰν ὑμεῖς στήκητε ἐν κυρίῳ*, 3, 8.), sed si quid etiam deest illorum fidei, hoc damnum sibi ipsi resarciendum esse ducat propter egregiam illam, quam in hac civitate se nactum esse gratissimo animo profitetur, operum suorum prosperitatem. Neque videtur umquam alias etiam posthac in simili animorum consensione cum iis, quibus evangelium tradidit, fuisse, ita ut, quum ad illos scribit, neque inter suam illorumque sentiendi cogitandique universam rationem, neque inter ea quae coram antea docuit eos et ea quae nunc absentes commonendi sunt quidquam interesse confidat. Quum igitur per Timotheum eos in fide et amore remansisse certior factus esset, nihil aliud magis ardentiusque in votis habet quam ut crescant in ipsa sanctitate vitae (3, 11. 4, 3.), ut possint id praestare, quo majus et pretiosius ipsi nihil esse videri possit, nempe ut exempli instar habeantur a ceteris, coram quibus summis laudibus summaque animi laetitia ipsorum fidem praedicare

ac de iis gloriari summopere potuit (I, 1, 7 sqq. 2, 20. 3, 9. 4, 10. 5, 5. II, 1, 4.). Idcirco non solet alias in omnibus sententiis aeque frequenter recurrere ad ea, quae praesens loquutus esset, atque in hac epistola (I, 3, 4. 4, 2. 4, 6. 4, 11. ac praecipue II, 2, 5., ubi novi quidquam eum afferre nolle maxime perspicuum est). Rationem habet imprimis eorum, qui extra ecclesiam sunt in paganorum regionibus, id autem spectat et curat omni ratione, ut integra vitae suae sanctitate illorum animos ad accipiendam divinam gratiam concilient (I, 4, 12. cl. 13. et 5, 6.). Utrumque igitur ipsorum officium erat, et cavere ea imprimis peccata ne admitterent, quae paganorum essent et quibus eorum affinitatem retinerent, et eas omnes virtutes exhibere, quibus ipsorum quanta sit morum integritas et fidei constantia et vitae summa conjunctio dilucide appareret. Quod enim inter ipsum et illos exstat amoris ac pietatis vinculum firmissimum, eodem etiam omnes, qui in vitae christianae societate sunt, comprehendi vult. Atque hoc vinculum in dies firmius fore inter illos sperat, ita ut quam arctissime omnes inter se copulentur una societate, qua, Christo omnis vitae auctore et velut perenni fonte, per apostolum ex hoc fonte haurientem non modo antistites ecclesiarum sed etiam omnes earum socii contineantur (I, 5, 11—15.). Et si pergit eos exhortari, ut laeto animo preces gratiasque agant, id non solum ipsorum caussa, sed magis etiam propter sacram illam publicam christianorum societatem optare videtur (ib. v. 19—22.). Eandemque ob caussam omnia, quae hujusmodi societatis religionem laedere posse videntur aut vere laedunt, ita exterminari fas est, ut nullo eorum vestigio amplius corrumpatur; delendum igitur est, quidquid eam turbat, quamquam id sine acerbitate animi et ira fieri debet (II, 3, 14 sq.).

Quodsi cum his epistolis eam comparamus, quam ad Galatas scripsit, hujus universus sententiarum et orationis tenor plane ab illo diversus est. Non se omnibus partibus conspirare cum illis, non ita plene cum iis conjunctum se esse sentit, ut diversitas quaedam inter eos omnino esse non possit: verum se iis potius opponit quodammodo atque ea ipsa effert et confirmat, quae videantur alioquin hac confir-

matione non indigere. Debebat autem ita facere ex quodam vitae suae testimonio; ipse enim expertus erat, quam necessario ei, qui divina gratia in novae vitae aeternam salutem vindicatus est, penitus abstinendum sit a priori statu, quam graviter igitur peccent ii, qui postquam gratiae spe sublevati sunt, etiam sub legis vinculis remanere malint. Haud ignarus erat ipse, universum antiquorum hominum statum omnibus numeris partibusque paratum et accommodatum esse ad eam, quae per Christum omnibus impertitur, salutem. Quae postquam patefacta est, necessario antiquioris condicionis nullam retineri particulam fas est, aut pessumdentur oportet omnes, quicumque illam redintegrare nequidquam conantur. De his autem non meliori quadam sive cognitione sive meditatione sibi persuasit, verum gravissima vitae animique mutatione, cujus auctorem ipsum Christum cognovit, id sibi obtigisse praedicat. Quapropter nihil aliud certius cognovit quam hoc, se eam veritatem habere, praeter quam nulla esse possit, cujus auctor Christus vel, ut rectius dicatur, quae in Christo ipso sit; quam quia acceperit *δι' ἀποκαλύψεως Ἰησοῦ Χριστοῦ*, ideo firmissime potest contendere, aliam nullam esse neque esse posse atque detestabilem fore, etiamsi de caelo angelus afferat (1, 12.). Et quum hoc firmissimo nitatur fundamento atque quae contra docere studeant Galatarum corruptores tamquam cum omni sana ratione pugnantia evinci possint, descendit etiam ad eam, cujus in illis epistolis nullum vestigium est, natura ipsi insitam argumentandi ac refellendi acrimoniam, quae, ut aliis locis plurimis, ita in hac quoque epistola superatur tamen nonnumquam mollissimi amoris integerrimo sensu, qui velut erumpit ex medio gravissimorum argumentorum cursu (4, 12.) atque nobis certissime declarat, quantopere aeternae veritatis amor in intimum ejus penetraverit animum.

Tertium denique proponam exemplum epistolam quam ad Corinthios scripsit priorem. Posteriorem enim diligenter perlustrare difficilioris etiam laboris esset, quoniam ea commotissimi animi est atque eum habet sententiarum et argumentorum ordinem, quo subinde ab instituto plane desiluisse atque inter diversas res in incerto fluctuare videri possit,

quamquam qui sedatius atque intentius in eam inquisiverit arctissimum omnium de quibus ibi agitur rerum nexum facile deprehendet atque praeclaram illam scriptoris artem admirabitur, qua externa illa, quae ad rerum et factorum condicionem pertinent, cum intimis reconditioris doctrinae argumentis firmissime copulare possit. Redeo igitur ad priorem. Hac praecipue omnia, quae ex singulari Christianorum societate derivari possunt, indicia et opera fidei vitaeque christianae exhibentur; ea enim redundant ex illo amore, qui perfectam hominis virtutem exstruendam curat (*ἡ ἀγάπη οἰκοδομεῖ*, 8, 1.). Est autem haec sanctissima hujus veri amoris lex, ut, quicumque in eum altius penetraverit, quoniam sublimioris originis est, is simul divinam naturam ipsam attingat, quacum magis recondita quadam et arcana ratione cohaeret (3, 23. 8, 6., ubi simul triplex divini numinis natura gravissimis illis discriminibus vocabulorum *ἐξ*, *εἰς* et *διά* satis indicatur). Atque haec inprimis obversantur Pauli animo; *εἴ τις ἀγαπᾷ*, inquit, *τὸν θεὸν, οὗτος ἔγνωσται ὑπ' αὐτοῦ* (8, 3. coll. 13, 12. *τότε ἐπιγνώσομαι καθὼς καὶ ἐπεγνώσθην*). Quo amore cujus animus imbutus est, is facile pervenit ad eam modestiae temperantiam mentisque divinitus demissae humilitatem, sine qua virtus christiani hominis propria non modo parari sed ne fingi quidem potest. Is amor autem non est hominum, sed Christi ipsius, neque potest in hominibus esse nisi si Christus arctissime cum iis conjunctus atque velut caput omnium fide ipsi deditorum est. Hoc caput vero secum ducit omnia membra, quae si dissecta sunt a capite, totum laborat corpus. Id autem accidisse in civitate Corinthiorum gravissime deplorat, atque non ideo solum deplorat, quod universae ecclesiae societas, quae quoniam divino semine nutritur vere corrumpi aut tolli non potest, hoc modo laesa atque turbata est, verum imprimis, quia singulis misere accidit, si divelluntur ab universis. Quamobrem quum statim eos primum compellaret in epistolae exordio, non minus ab mundo separatos (cf. 6, 11.) et ad salutem sanctitatemque vitae divina gratia evocatos, verum etiam cum omnibus iis consociatos vocat, qui Christum tamquam dominum suum venerantur omnibus locis.

Haec autem quae cum Christo initur communio necessario habet maxime conspicua humilitatis et laborum, denique aerumnae velut cruce paratae indicia. Inde elicitur illa *ταπεινότης*, quae prima et praecipua hujus amoris virtus est et cujus ne nomen quidem et notionem habent nisi qui christianae veritatis participes sunt. Qua qui indutus est, omnia divinae gratiae et sapientiae deberi, nihil suum esse, sed quidquid sibi habere videatur, unice in deo esse et haberi, certissime scit. Quo magis igitur ipse animum demittit seque nihil esse sentit, eo altius tollitur divina gratia (2, 4 sq.); neque sapientia fruitur nisi cui a deo data est, quam ut accipiat et comprehendat, illo ei animo opus est, quem Christus suppeditat (2, 16.). Sic gravissime inter se distant caelestis sensus ac terrenus, hic enim omnia discerpit ac divellit, ille vero cuncta habet ac sua esse scit, non se vanis atque caducis rebus, verum humana et fragilia omnia sibi subjecta esse sentit. Quare nec illud negligendum est, quod identidem apostolus monet: Vos, in quibus divinus spiritus dominatur, tamquam templa dei, sancti estis; omnia vestra sunt, vos autem Christi, Christus autem dei (coll. 8, 6.). Neque potest, nisi qui hanc perpetuitatem atque constantiam vitae ex ipsa divina natura profectae et agnovit et complexus ipse est, illius libertatis, quae inde conciliatur, veram ac genuinam notionem et animo comprehendere et vita factisque comprobare. Qui enim se ita cum Christo conjunctum esse sentit, tamquam membris corporis cujusdam arcte inter se copulatis, is cum apostolo palam potest profiteri: *πάντα μοι ἔξεστιν*, et duplici quidem sive sensu sive vi, ita ut nihil sit, quod ei non liceat, simul autem liceat modo, non tamen semper et ubique fiat. Quamobrem quum ad eandem hanc primariam sententiam, interpositis quibusdam longioribus digressionibus minime ab re alienis, saepius (6, 12. 9, 1. 10, 23.) recurrat, duo illa adjungit: *οὐ πάντα λυσιτελεῖ*, atque: *οὐ πάντα οἰκοδομεῖ*. Sic etiam in extremis his redit ad eundem illum omnia in animo struentem atque exaedificantem amorem, cujus egregiae laudes in hac epistola audiuntur, quales praeterea vix fingi aut excogitari possunt.

Si vellemus jam exponere, quanta sollertia et arte Paulus in digerendo epistolarum suarum argumento versatus fuerit et quam egregie hac sermonis sui forma doctrinae vel proprietatem illustraverit vel veritatem firmaverit, et ex hac et ex ceteris epistolis larga colligeretur disputandi materies. Unum hoc commemorabo ex ipsa priore ad Corinthios epistola. Quum nos edoceat, quanta sit cum Christo fidei atque amoris societas, non pervenire non poterat etiam ad eum, qui resurrexit ab inferis atque morti vitam eripuit, qui est *ἀπαρχὴ τῶν κεκοιμημένων* (15, 20.). Quamquam enim in triplici illa virtute primaria amori primus locus tribuendus est, tamen hic amor ipse non potest proficisci nisi ex ipsa fide, neque rursus carere illa futurum tempus ac finem rerum respiciente et arripiente spe. Ea autem Christum ad patrem reducem atque ex paterna caeli sede divinum regnum gubernantem in mentem revocare debebat, qua opportunitate data uberiora etiam attulisse existimandus est de ultimarum rerum condicione quam in ea epistola, quam hujus doctrinae quasi sedem haberi supra vidimus. Neque dubitandum est, quin fuerint multi apud Corinthios etiam, qui immortalitatem animorum omnino aut negligerent aut addubitarent. Sic et ea, quae ipsius animum vitamque penitus attingerent, et quae usu venire sciret apud eos, ad quos scriberet, et ipsum denique ex sacra doctrina gravissimum locum arctissime conjungit, ita ut, quidnam horum fortius et efficacius fuerit, sane ambigi merito possit.

Quodsi haec omnia contemplamur, egregiam admiramur imprimis artem atque virtutem Pauli apostoli, qua singula atque minutissima quaeque cum ceteris gravissimis rebus, quibus omnia summa continentur, magis naturae lege quam artificii ope conjungit, ita ut legentium animi etiam inviti abripiantur. Ista autem non scriptoris virtus est, verum prodit ex intima ingenii a Christo exculti indole. Qui electus divina patris gratia est atque cum filio sempiternam vitae societatem ingressus, huic omnia, quaecumque vel agit vel sentit vel cogitat, vel quae ipsi accidunt, etiamsi levissima sunt, cum aeterna salute cohaerent, neque deprehendi quid-

quam potest, quod futile aut ab hac summa vitae humanae alienum sit. Quicumque autem hanc legem ipsis sacris libris tam egregie comprobatam accurate sequetur, non poterit incidere in tot, quibus historia ecclesiae nostrae depravata est, errores. Quamobrem hoc firmiter tenendum arbitror in omni sacrae scripturae interpretatione, ut etiam in hanc scribentium proprietatem diligenter inquiratur et quam vim in eos, qui Christi ipsius discipuli atque vitae ejus sanctissimae socii erant, divina illius natura exercuerit copiose explanetur. Tum etiam qui nexus sit sententiarum per singulas librorum illorum partes, quae continua et ne ibi quidem, ubi difficillime cognoscitur, interrupta cogitationum series melius atque rectius demonstrabitur, in qua re utiliter et fructuose elaborabit interpretum industria. Quae omnia non ad formam humani sermonis aut artificiosae elocutionis rationem pertinent, sed, si non omnia nos fallunt, ipsam veritatem doctrinae christianae, aut vitam divinam novis ac salutaribus viribus humana omnia complectentem proxime et vehementissime attingunt. Qua quid habemus praestantius aut quid assequi possumus salubrius?

Vides, vir praestantissime, ex iis quae hic Tecum disseruimus, quid fieri cupiamus, quid opus esse ducamus, ut etiam ex hac parte augeatur et amplificetur in dies magis regnum dei nostri. Neutiquam volumus aeternam illam et per se stabilem veritatem deducere ad hominum quorundam excellentium opiniones — quam erroris culpam utinam deus propitius a nobis averruncet! Verum non minus cavendum arbitramur, ne illud negligatur, quod tam egregie in apostolis ipsis apparere videmus et quo nos, quibus munus datum est juventutis ad summam humanitatis legem, quae in veritate christiana conspicitur, religiose instituendae, minime carere possumus. Evangelium enim ipsum divinitus ita comparatum est, ut in diversissima hominum ingenia penetret, suam omnibus ubertatem et copiam accommodet, itaque novam semper divinae suae rationis, quae numquam exhauriri potest, speciem afferat. Ideoque nemo ita natus aut educatus est, quin hujus veritatis particeps esse possit, neque ulla est ejus vera et genuina forma in ullo homine, unde non

aliquis certe fructus ad augendam regni divini gloriam colligatur. Neque Tu profecto hoc ignoras, verum per omnem, si quid videmus, vitam eorum studiis lubenter ac placide indulsisti, qui veritatem illam probe ac sincere quaerunt, quam in his terris nondum intuemur. Tu enim, qui illud in deliciis habes, quod Jesaias propheta (42, 3.) de Salvatore nostro vaticinatus est, in posterum etiam, quamvis aucta sit muneris Tui amplitudo, studiose prospicies, ne quid detrimenti capiat singulorum animorum ad immortalem spem natorum salus. Et quum similis in minore quodam et arctiore circulo nostri muneris cura sit, Tu nobiscum, etsi praesentem Te non habemus, remanebis in beatissima votorum precumque communione. Nos autem, ut incepta Tua atque consilia salutaria ecclesiae nostrae atque ut pectoris Tui etiam pro schola atque instituenda juventute suscepta vota rata sint omnia, non sine intimo ardentique animorum nostrorum sensu precamur. Vale.

---

5) Ad summe reverendum ordinem theologorum in academia Georgia Augusta Gottingensi.

Gratissima mente accedo ad vos, viri summe venerandi, ut eximiam animi mei laetitiam vobis profitear, qui me singulari vestro beneficio atque honore ornavistis meque doctoris sacrosanctae theologiae nomine dignum judicavistis. Quo neque jucundius quidquam neque gravius aut quod ad virtutis pietatisque semitam diligenter ac strenue persequendam magis incenderet mihi obtingere potuit, ita ut extemplo ardentius nihil concupiscerem, quam ut animi et gratae reverentiae pleni et ad nova conamina impulsi publicum testimonium quoddam vobis statim exhibere possem. Quod quoniam per breve aliquod tempus differre etiam nunc coactus sum, his certe literis quamvis levibus atque exiguis interim gratae mentis atque piae observantiae indicia tradere statui.

Haud ignoratis, viri honoratissimi, me per omnem vitam non externa necessitate, sed peculiari animi propensione

commotum rerum christianarum et rectius cognoscendarum et latius promovendarum studium cum liberalibus artibus iisque literis, quae ad humanitatem pertinent, sedulo et arcte conjungere studuisse. Hoc mihi divina gratia contigit jam ab eo inde tempore, quo omnino literis operam dare coepi, eundemque vitae animique tenorem servavi, quum et juventuti erudiendae atque ad humanitatem informandae vacarem et libris scribendis eam, quam exerceo, artem scientiamque adjuvare conarer. Ac certos quosdam habeo hujus rationis ac viae studiorum meorum auctores et insignes opportunitates mihi divinitus oblatas. Haud levi imbutus antiquarum literarum amore quum ab inferiore schola in academiam migrarem, iisdem me studiis, quibus antea me dederam, magis etiam excitari et commoveri facile sentiebam. Egregium in hoc spatio ducem et auctorem nactus sum Guilielmum Nitzschium, clarissimi theologi fratrem, qui in antiquitatis cognitione et res et verba eodem ardore animi eademque diligentia non modo ipse amplexus est, sed aliis idem faciendum suasit, itaque nos in eam artis philologorum viam deduxit, quae unice vera atque fructuosa haberi potest. Eodem tempore de sacra cathedra verba facientem audivi Nicolaum Harmsium, cui viro quid patria debeat vos quoque, viri clarissimi, vel penitus cognovistis vel palam significastis; atque quum magna omnino in illa urbe et academia vitae doctrinaeque christianae vis et amplitudo esset, fieri non poterat, quin mea quoque tenera ac docilis mens incenderetur atque excitaretur, atque sacrae scripturae opes tanto mihi, quanto numquam antea, fidei ac veritatis splendore patefierent. Hinc duplex mihi proponebatur via, quarum utram potius ingrederer nescius eram; duplex me genus literarum et cognitionum miris cepit ac tenuit illecebris; duplex vis inter se quamvis diversa in contrarias me partes trahere atque abripere videbatur.

Ortum est tum in intimo animo meo gravissimum discidium, quod removere ac profligare nullo pacto poteram. Si me humanitatis studiis navabam, aliquid mihi deesse videbatur, quo me neutiquam carere posse putabam; si divinae arti scientiaeque vacabam, mox desiderio earum

rerum ducebar, quae propter humanitatis rationem arctius cum universa hominis natura cohaerere neque ab illa divelli posse videbantur. In utraque parte aliquid inesse sentiebam, quod apte conjungi atque inter se conciliari posset, atque divinitus ita contigisse, ut antiquitatis universae atque intimae rationes cum rebus christianis abscondita quadam eaque admirabili conjunctione tenerentur.

Quod ut assequerer, omnibus mihi viribus enitendum putavi; adii theologos, adii philosophos; universam magis antiquitatem accuratiore studio amplectebar. Atque hac me via incedentem haud fugit πνεῦμα illud σπερματικόν, quod quasi sparsum per omnem antiquitatem est atque ea intus conjungit, quae externa specie inter se distare videntur. Videbam multa a veteribus cogitata, quibus ea ipsa desiderari ac requiri consentaneum esset, quae nobis divina gratia patefacta sunt; multa vero etiam adeo manca atque debilia, ut in iis acquiescere neminem facile posse appareret; eaque de caussa terminis quibusdam ac finibus circumscribenda esse utriusque, et christiani et antiqui, orbis confinia judicabam. Hanc rationem justo atque intimo animi gaudio persequi, hac via et mentis et animi desideria justa mensura explere omnia potui.

Simul atque accessi ad erudiendae juventutis munus, etiam hanc ipsam in illam velut divinam humanitatem introducere atque aliis exemplum ac finem proponere statui, in quo meae vitae omne solatium summamque concordiam verti mihi persuaseram. Quapropter, licet per longam annorum seriem nullum fere literarum aut cognitionis genus exstaret, in quo docendo mihi non elaborandum esset, praecipue tamen animus meus ea amplexus est, quibus vel libri sacri ipsaque doctrina christiana vel antiquae literae explanandae essent. Atque ex eodem mihi fonte manavit etiam illa sive voluntas sive necessitas, eam rationem universam, quae inter antiquitatem gentilem et rem christianam intercedat, et diligentius perspiciendi et accuratius definiendi.

Juvabat tantum hujus cognitionis ambitum, quantum fieri posset, per omnia genera literarum omnesque aetates assidua opera perscrutari et aliquot partes peculiari cura pertractare.

Sic accessi ad Sophoclis de divinis humanisque rebus sententias, quarum expositio secundis curis iisque ut spero emendatioribus mox iterabitur; sic me accingam ad Euripidem eodem modo explanandum, nec minus intentam operam dabo scriptoribus imprimis Romanorum primi post Christum natum saeculi. Praeterea vero jam ex multis inde annis curam industriamque in eo collocavi, ut scripta antiquitatis monumenta accurate perlegerem atque undique, quoad licuit, colligerem et eruerem, quae ad pernoscendam totius antiquitatis religionem pertinent. Atque in eo labore, annuente deo, etiam per proxime instans tempus perseverabo, unde factum iri spero, ut post aliquot saltem annos ea absolvantur et ad finem adducantur, quae nunc inchoata certe et praeparata sunt.

Quod autem hoc modo pro mea virili parte feci, ut cum theologia philologiae studium conjungerem, idem omnibus faciendum arbitror, qui in gymnasiis literas docent atque juventutem nostram ad veram humanitatem adducere volunt. Nihil magis huic nostrae aetati atque singulari gymnasiorum quae per Germanias sunt condicioni accommodatum aut necessarium est; tantum certe per omnem eorum orbem propagandum esset, quantum praeclara felicitate in hoc studiorum consortio retinuit Virtembergica terra. Non plane sublatum ex scholis nostris est Philippi Melanchthonis exemplum gravissimae auctoritatis plenum, sed tantopere obtectum ac paene obrutum est alia quadam novitatis splendore infecta ratione, quae, si verum sequimur, abhorret non minus ab genuina populi nostri indole quam ab sincera ingeniorum cultura. Nos amplectimur puro proboque amore praeceptorem Germaniae, cujus memoriam nuper celebravimus; atque numen divinum implorantes nova inde et auspicatissima exordia publicae adolescentium institutionis in doctrina christiana et antiquis literis fundatae proventura esse confidimus. Utinam superstes esset, quo, si quid video, inter nostrae aetatis homines nemo melius Melanchthonis vestigia pressit, Naegelsbachius, quem mihi quoque egregium amicum jucundissimumque studiorum socium praematura morte ereptum esse vehementer doleo. Verum tanto studiosius

ut in ea, quam ingressus sum, via pergam, monent ipsa illa Melanchthonis memoriae destinata sollemnia, quibus me honore eo, quo nihil ego majus existimo, ornavistis; neque quidquam vehementius aut cupio aut studeo, quam ut ex illo, quod vos mihi exhibuistis, incitamento bonum aliquem fructum eliciam.

Hoc saltem, viri praestantissimi, persuasissimum habetote, me etiam in posterum, quidquid saluti ecclesiae christianae conducere videatur meisque quantulaecumque sunt viribus adjuvari possit, sedulo provisurum ejusque rei maximum hortamentum id munus, quod a vestro ordine accepi, habiturum esse, quod me per omnem vitam comitabitur neque moribundum relinquet.

Valete mihique favere pergite. Scr. Id. Jun. a. h. s. 60.

II.

Philologisches.

1) Ueber die charakteristischen Unterschiede des Euripides vom Sophokles.

Vortrag in der Philologen-Versammlung zu Braunschweig den 27. September 1860.

Verehrte Versammlung!

Vielleicht hat gegenwärtig keine der mancherlei grossen und umfassenden Fragen, die auf dem Gebiete der alten Literatur aufgeworfen werden können, eine so eingreifende, praktische Bedeutung als die nach ihrem künstlerischen Gehalte sowohl als ihrem ethischen Charakter. Diese Frage ist neuerdings auch von gewichtigen Stimmen bei mehr als einem der antiken Meister in Rede und Dichtung aufgeworfen und beantwortet worden. Freilich sind die Antworten unter einander oft abweichend gewesen und es bedarf daher sehr eines festen Maasstabes, nach welchem das Urtheil zu fällen ist; aber jedenfalls muss dabei der strenge Ernst sittlicher Gesinnung in den Vordergrund treten. Von dieser Seite her haben die grossen Alten wieder eine neue Bedeutung und grössere Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen bekommen; je mehr aber die ganze gebildete Welt den Anspruch macht, auf die im klassischen Alterthum liegenden Geistesschätze keinerlei Verzicht zu leisten, desto mehr wird auch Sorge zu tragen sein, dass die Jugend nach einsichtsvollster Wahl in das schönste Besitzthum ihres Geistes hier eingeführt werde. Soll das Gebiet aber, in welches diese unsere höher stre-

bende Jugend einzuführen ist, auf welchem sie heimisch und lebendig werden soll, dafür sich eignen, so muss es ein innerlich lebendiges, ein gehörig verbundenes, ein organisches Ganzes sein, und es ist daher eine fortgesetzte Prüfung nothwendig, damit aus der reichen Fülle des ganzen Stoffs das in sich Vollendetste, das für die Jugend Angemessenste, das für die Gewinnung eines Ganzen Geeignetste gewählt werde.

Unter den Meistern hellenischer Dichtung steht Sophokles wohl von eben so unzweifelhaftem als Euripides von mannigfach bestrittenem Werthe da. Soll der zum Studium der Wissenschaften reifende Schüler mit seinem ganzen Homer vertraut und in die plastisch reiche Welt desselben eingeführt sein, so darf doch auch wenigstens ein kleinerer Cyklus aus der tragischen Literatur nicht fehlen; und je grösser hier die Auswahl ist, desto strenger und behutsamer muss sie sein, damit auch hier ein volles Stück antiken Lebens, wenn auch in engerem Rahmen, uns entgegentrete. Für den Sophokles steht die Sache einfacher und leichter, für den Euripides aber um so schwerer, als fort und fort sich über ihn rein entgegengesetzte Stimmen eben so strengen Tadels als begeisternder Bewunderung vernehmen lassen. Es wird daher nöthig sein, einen festen und bestimmt abgegrenzten Gesichtspunct für die Beurtheilung zu gewinnen und mit möglichster Unbefangenheit die Verschiedenheiten beider zu prüfen. Nachdem Welcker mit so grosser Kunde den Stoff, der zur Beurtheilung vorliegt, geprüft und mit tiefem Blicke gesichtet, Bernhardy aber nach allen Seiten hin die Abschätzung des Euripideischen Geistes und Wesens mit eindringender Schärfe durchgeführt hatte, ist dessen ungeachtet neuerdings wieder von einem Manne, der auch ursprünglich von der Philologie ausgegangen ist, dann aber sich auf den verschiedensten Gebieten des Lebens und der Wissenschaft bewegt hat, von Bunsen, in seinem „Gott in der Geschichte“ (4. Buch) eine in weiten Kreisen vernommene Stimme gehört worden, die dem Euripides neben dem Sophokles kaum noch negativ einen Platz lässt. Er findet es schwer zu entscheiden, was bei Euripides grösser sei, die

Entartung des Gottesbewusstseins oder der Verfall der höheren Kunst; er bezeichnet den Untergang der tragischen Idee als die Ursache des äussern Verfalls: er nennt die Tragödie des Euripides eine zum Theil vorsätzliche, freche und heuchlerische Parodie des frühern Gottesbewusstseins: was bei ihm noch den Schein von religiöser Anschauung trage, sei Rhetorik, Schellengeklingel seichter Redensarten: er kenne kein tragisches Schicksal und glaube an eine sittliche Weltordnung gerade so wenig, als an die Götter des Volksdienstes. — Wäre dem also, dann dürften wir freilich nicht ohne schwere Versündigung unsere Jugend in ein einziges Stück desselben einführen.

Wir werden uns aber wohl bald überzeugen, dass bei einer solchen Würdigung des Dichters der strenge historische Maasstab nicht zu Grunde gelegt ist, ohne den insbesondere ein Dichter des Alterthums niemals zu seinem Rechte gelangen kann. Eine abstracte, vom absoluten Standpuncte aus angelegte Beurtheilung führt uns aber weder in den Dichter, noch in das Verständniss seiner Zeit hinein, die beide so nothwendig zusammengehören. Auch Thukydides hat eine gleiche Zeitrichtung durchgemacht, nur dass der Historiker sich objectiver ihr gegenüber stellen konnte, als der dramatische Dichter. Des Euripides Leben ist, wie schon Bernhardy treffend bemerkt hat, ein Bruchstück aus der geistigen Geschichte der Ochlokratie. Darum bedarf es auch bei ihm einer genauern Sichtung, um mit Deutlichkeit von einander scheiden zu können, was er als eigene Ueberzeugung oder als Reflex seiner Zeit und ihres eigenthümlichen Volksbewusstseins ausspricht, ja wenn es bei der mangelhaften Erkenntniss der chronologischen Aufeinanderfolge seiner Dramen möglich wäre, was einer frühern und was einer spätern Zeit in der Entwickelung des Dichters angehört.

Da die Entartung des Gottesbewusstseins ausdrücklich neben dem Verfalle der höheren Kunst als grosse Schäden beim Euripides hingestellt worden sind, wird es gerathen sein, auf den religiös-sittlichen Standpunct des Dichters, namentlich im Verhältniss zu seinem grossen Vorgänger, zuerst einzugehen. Wenn es unbestritten ist, dass sein um ein halbes

Menschenalter älterer Zeitgenosse Sophokles den alten Glauben, bisweilen selbst im entschiedenen Kampfe mit dem daran rüttelnden Zeitgeiste, in lauterer und frommer Weise festgehalten hat, so werden wir eben so wenig leugnen können, dass Euripides mitten in die gewaltige Gährung und den auflösenden Process des Glaubens, der Sitte und des Lebens seiner Zeit persönlich mit seinem Geiste, bei übrigens unbescholtenem Sittenwandel, hineingerathen ist, nicht etwa nur seine Helden sich darin hat spiegeln lassen. Im allgemeinen ist bereits über die Theologie, Ethik und Eschatologie der Euripideischen Auffassung von dem edeln, in unserem Kreise so schmerzlich vermissten Nägelsbach das Wesentliche in seiner nachhomerischen Theologie bemerkt worden. Daraus geht hervor, dass auch von dem Euripides die Grundlagen griechischer Sittlichkeit durchaus anerkannt und geehrt werden, dass er sich aber nicht scheut, die göttlichen Weltordnungen anzugreifen, die Sünden der Götter nackt darzulegen, deren sie der Ueberlieferung zufolge schuldig sind, mit der Ueberlieferung, der geglaubten Grundlage der Religion, selbst vollständig zu brechen, endlich den Göttern die wesentlichsten Eigenschaften ihrer Gottheit auf sittlichem Gebiete abzusprechen, ja sogar zuletzt bis zu einer Leugnung des Daseins der Götter fortzuschreiten. — Ich möchte mich am liebsten berichtigend und ergänzend zu diesen Ergebnissen der Nägelsbach'schen Forschung verhalten und wesentlich nur diejenigen Puncte und Stellen berücksichtigen, die dort nicht berührt sind, und die der gewissenhafte Verfasser, wie ich weiss dass es sein lebendiges Verlangen war, so gern berücksichtigt hätte, wenn ihm ein längeres Verweilen in diesen Forschungen gegönnt gewesen wäre.

Man muss in der That wohl unterscheiden und beherzigen, dass Euripides nicht in den eigentlichen religiösen Grundgedanken, wo er oft mit dem Sophokles in tiefer Uebereinstimmung sich befindet, sondern vielmehr in der herkömmlichen Volksauffassung und in den dichterischen und philosophischen Ideen die Grundlage seiner oft so bitteren Polemik findet. Räumen wir ihm die sittlichen Grundideen ein, so können auch die damit auf das engste ver-

bundenen religiösen eigentlich nicht auf schwächerer Grundlage ruhen; und sie thun es in der That auch nicht. Aber die volksthümliche Form greift er an; ja, es scheint sich in der damaligen Zeit schon das Bewusstsein ausgebildet zu haben, dass verschiedene Epochen der Götterwelt durch die Gedanken der Menschen und die Auffassung des Volks hindurchgegangen sind, dass aber die Accommodation an menschliche Schwächen, die sich die Gottheiten gefallen lassen müssen, das Wesen derselben immer tiefer herabgezogen hat. Die taurische Iphigenia ergeht sich in harten Worten gegen die Göttin Artemis, die alle, welche Mord begangen oder Leichen berührt, fern von ihrem Altare verbanne und doch menschenmörderische Opfer liebe; sie hält ἑστιάματα der Götter beim Tantalos für ein Märchen, die Menschen dichteten ihre eigenen Sünden der Gottheit an, mit dem bestimmt hinzugefügten Bewusstsein des Unterschiedes von den wahren Göttern: *οὐδένα γὰρ οἶμαι δαιμόνων εἶναι κακόν.* Dabei scheint sie ausdrücklich ein älteres Göttergeschlecht dem jüngeren vorzuziehen; Leto, meint sie, hätte so etwas nicht gethan. Wenn aber in der Götterwelt das Treiben der Menschenwelt sich spiegelt, so muss ja dort so gut wie hier eine stete Abnahme stattfinden, denn der Glaube an die fortwährende Entartung spricht sich bei ihm eben so stark, wie in dem bekannten horazischen Spruche, aus: *ἕνα γὰρ ἐν πολλοῖς ἴσως εὕροις ἄν, ὅστις ἐστὶ μὴ χείρων πατρός* (Heracl. 377 f.). Darum erscheint auch alles dasjenige, was mit dem herrschenden Göttercultus in Verbindung steht, in demselben Charakter fortschreitenden Verderbnisses. Die Orakel werden wiederholt auf das heftigste angegriffen, nicht blos ihre Richtigkeit und Zuverlässigkeit in Zweifel gezogen, sondern ihnen auch geradezu eine irreleitende und verführerische Macht beigelegt. Dies hängt nun allerdings mit dem diabolischen, zur Sünde verführenden Elemente zusammen, das ja schon nach frühester hellenischer Vorstellung in die Gottheit hinein gesetzt ward. In diesem Sinne wird im Orestes alle Schuld für die *ἔχθιστα θεόθεν ἔργματα* auf den Phoibos geschoben: er habe ungerechter Weise Ungerechtes ertönen lassen, als er am Dreifuss der Themis

den Mord der Mutter für keinen Mord erklärt und durch diese seine Erklärung sie aufgeopfert habe (159 ff. 184 ff.). Und es steigert sich solcher Vorwurf unter der Last der Noth und in der Bitterkeit der Empfindung zu der schweren Anklage im Munde des Menelaos, Apollo sei unwissend in Recht und Pflicht, *ἀμαθέστερος τοῦ καλοῦ καὶ τῆς δίκης* (409.), und der herben Forderung des Orestes: Apollon, der, den Mittelpunct der Erde bewohnend, die weisen Sprüche sendet, dem wir in Allem, was er gebietet, folgen, der ist der Urheber, ihn haltet für den Frevler und tödtet ihn, er hat gesündigt, nicht ich (584 ff.). Und nicht anders sehen wir ihn in der taurischen Iphigenie in dieser Beziehung auftreten, wenn seine durch das Unglück verbitterte Stimmung ihn sagen lässt: „Apoll, der Seher, hat mich belogen, er schämt sich seiner früheren Offenbarungen und hat mich deshalb so weit als möglich entfernt." Es ist also auch kein Wunder, wenn diese nach Massgabe menschlicher Schwäche den Orakelsprüchen beigelegte Absichtlichkeit und Befangenheit zu dem Mistrauen in ihre Wahrheit führt, wie es sich in der Aeusserung ausspricht: die Götter, auch die weise genannten, sind unzuverlässiger noch als flüchtige Traumgestalten.

Und dennoch weiss der Dichter des Phoibos uralten Orakelsitz, *παλαιὸν χρηστήριον*, den *ὀμφαλὸς γῆς Θεσπιῳδός* (Med. 662 f.), wiederum wohl zu würdigen, da es dem Aigeus in Bezug auf seine Kinderlosigkeit einen Spruch ertheilt hat, der weiser ist, als menschlicher Verstand fassen kann. Fast scheint es, als ob auch hier eine ältere und eine jüngere Zeit unterschieden werden solle. In den zugänglichen und unzugänglichen alten Göttersprüchen (*βέβηλα καὶ κεκρυμμένα λόγια παλαιά*, Heracl. 404 f.) scheinen die ewigen Wahrheiten und Grundgesetze, gewissermassen die Offenbarungen des Rechts und der Pflicht, die aus reiner Himmelshöhe in die Menschenbrust hinabgesenkt sind, wie die *ἄγραπτα κἀσφαλῆ θεῶν νόμιμα* des Sophokles, bezeichnet zu sein. Dahin gehört unter andern das übereinstimmend in jenen Göttersprüchen ausgeprägte Verlangen, dass in schwerer Calamität ein Opfer aus edlem Stamme erforderlich sei, und der Dichter

ist mit unverkennbarer Vorliebe dieser Forderung in verschiedenen Dramen nachgegangen — ich erinnere an die Makaria in den Herakliden, die Iphigeneia in der aulischen Iphigenie, an Kreons Sohn Menoikeus in den Phoinissen, an die Alkestis in dem gleichnamigen Stücke — wobei er jedoch das feste Bewusstsein hat, dass dieses Opfer aus einem völlig freiwilligen Entschlusse hervorgegangen sein müsse, wie denn Makaria sich ausdrücklich der blos zufälligen Entscheidung durch das Loos widersetzt.

Es besteht für den Dichter also wohl ein Unterschied zwischen den durch menschliche Klugheit entzifferten und den durch das eigene Bewusstsein und die sittliche Selbstbestimmung vermittelten Weissagungen und Göttersprüchen. Und eben damit hängt es dann auch wol zusammen, wenn er die herkömmliche Mantik, die allmählich zu einem bestimmten Gewerbe herabgesunken war, mit den härtesten Anklagen verwirft. Das aber ist nichts dem Euripides eigenes, sondern hat er vollkommen mit dem Sophokles gemein, der auch die ganze Zunft der Seher als im Dienste des Eigennutzes und trügerischer Gewinnsucht stehend bezeichnen lässt. Es musste die Sache also wohl ihren betrübenden realen Hintergrund in der Entartung der Mantik zu jener Zeit haben, in welcher leichtsinnige und habsüchtige Einwanderer mit bösen Einflüssen hinzugekommen waren. Aber das ist der wesentliche Unterschied zwischen beiden Dichtern: Sophokles legt solche Aeusserungen, weil sie ihre relative Berechtigung haben, darum auch nicht blos auf pathologische Zustände der aufgeregten Theilnehmer der Handlung oder auf künstlerische Motive zurückgeführt werden können, wohl den einzelnen Personen in den Mund, dagegen aber tritt dasjenige, was an tiefer Macht und Wahrheit dahinter verborgen ist, in der Entwicklung der Handlung und der Gewalt der Thatsachen, oft in erschütternder Weise, wie im Oedipus und der Antigone, nur um so siegreicher und überzeugender hervor, während beim Euripides entweder die Folgen überhaupt nicht zur Bestätigung dienen, oder die Gewalt der Göttersprüche mindestens durch das wesentliche Hülfsmittel menschlicher Klugheit oder List geschwächt und

herabgesetzt wird. Euripides geht überhaupt einen Schritt weiter: er verwirft offenbar die Möglichkeit einer Inspiration von Menschen durch die überlieferten Götter und erklärt darum jede Ausübung der ἔμπυρος τέχνη für eine Thorheit; denn durch schlimme Mittheilung werde der Befrager zum Feinde gemacht, durch unwahre werde gegen die Götter gesündigt; Phoibos allein, meint Teiresias hier (Phoen. 957 ff.), sollte den Menschen weissagen, der niemanden zu fürchten habe. Offenbar wird beides, das Treiben der Manteis und der Werth der Terata, in einen ursachlichen Zusammenhang gebracht: jenes ist nichtswürdig und voll Lügen; nichts gescheites liege aber auch in der Flammenglut und dem Flügelrauschen, es sei einfältig, wenn Menschen von Vögeln Nutzen hoffen (Hel. 743 ff.).

Es ist aber Euripides gerade über diesem Conflicte zwischen ursprünglich Richtigem und menschlich Verderbtem, den er vor sich sah, sich auch des Gegensatzes bewusst geworden, der zwischen einer berechtigten Unterscheidung des Kerns göttlicher Wahrheit von seiner mangelhaften menschlichen Hülle und einem leichtsinnigen Verwerfen alles und jedes religiösen Glaubensgehaltes gegeben ist. Wir sehen in der taurischen Iphigenie diesen Gegensatz auf das bestimmteste ausgeprägt in dem Gebete des gottesfürchtigen Hirten an die Meeresgötter und die Dioskuren und dem gesetzlos kecken Freigeiste (μάταιος, ἀνομίᾳ θρασύς, der damit zugleich die Grundlagen aller Sittlichkeit zertritt), der über solche Gebete lacht und in den beiden Griechen, Orest und Pylades, keine göttlichen Erscheinungen, sondern einfach schiffbrüchige Seeleute sehen will, die aus Furcht vor der hier üblichen Sitte des Fremden-Opfers in eine Höhle geschlüpft sind.

Es hat der Dichter diesen Gegensatz, den wir auch als den Standpunct der Neologie oder des Rationalismus im Verhältniss zu dem hergebrachten Glauben und der langbestandenen Satzung bezeichnen können, auch noch in anderer Weise und auf anderem Gebiete geltend gemacht. Als im „Orestes“ Tyndareus und Menelaos über die durch Orest vollzogene Blutrache an der Mutter streiten, kämpft die

Macht und Ordnung des Gesetzes (*νόμοι*) wider das Ergebniss der Weisheit (485 ff.). Die Subjectivität des Beliebens kann vor der heiligen Ordnung des Rechts und der Sitte nicht bestehen: den Blutschuldigen trifft Verbannung, nicht Tod (505 ff. vgl. Diomedes Urtheil, 892); wieder zu morden ist thierisch und blutdürstig, Länder und Städte zerstörend, darum liegt auch die Strafe in dem gottgesandten Wahnsinn des Mörders. Umgekehrt denkt Orest an die Götter, grade indem er den an der Mutter vollzogenen Mord vertheidigt: denn wenn er stillschweigend der Mutter Thun gutheissen wollte, würde der Todte ihn voll Hass den Erinyen weihn (574 f.). Ja, er meint noch weiter gehn und der Mutter Mord im Interesse der bürgerlichen Wohlfahrt für nothwendig erklären zu können, sonst würde die Frechheit der Frauen gar zu gross geworden sein (559 ff.).

Der anderweitig von dem Dichter bekämpfte Standpunct der Sophistik bemächtigt sich hier seiner selbst, indem er Orestes in seiner Vertheidigung sogar bis zur Straftheorie der Abschreckung hinuntersteigen lässt. Man weiss oft nicht, ob er die Sophistik in ihrem Rechte will gelten oder sie sich selbst mit ihren Argumenten widerlegen und zerstören lassen. Ein solcher Weg muss aber nothwendig, nachdem er alles Hergebrachte und Ueberlieferte seiner scharf zersetzenden Kritik unterworfen hat, zum Zweifel werden und in eine skeptische Betrachtung aller Dinge übergehen. Wiederum muss diese das praktische Ergebniss einer eudämonistischen Sinnes- und Lebensweise haben, wie dieses im unmittelbaren Zusammenhange mit einander der Chor im Hippolyt (1100 ff.) offenbart: Der Gedanke an die Götter, sagt er, hebt, wenn er in meinen Sinn dringt, mächtig meine Trauer; wenn ich aber meinen Geist in die Ahnung vertiefe, werde ich irre und zweifle bei dem, was ich sehe in den Schicksalen der Menschen und ihren Thaten; denn eins wechselt immer um das andere, und das viel umherschweifende, irrthumsvolle Dasein der Menschen ändert sich stets. Darum wünscht auch der Chor von den Göttern das Glück eines gesegneten Looses und eines von Schmerzen

ungetrübten Herzens, keinen übermässigen und keinen falschen Ruhm, sondern behaglichen Wechsel der Tage.

Auf nichts aber wendet sich dieser Zweifel so leicht und so stark als auf das Dasein der Götter; und die ernste, bewegte Frage darnach, die man so oft ertönen hört in seinen Dichtungen, gibt doch ein unbestreitbares Zeugniss von dem gewissenhaften Eifer, womit er hinter all der überlieferten Theorie von Göttern und Dämonen eine höhere Macht sucht, die auch an dem Leben und Ergehen der Menschen sich nicht unbezeugt lässt. Als der hellenische Herold Talthybios die Hekabe (in dem gleichnamigen Stücke 484 ff.) im Staube von Gewändern umhüllt daliegen sieht, ruft er aus: O Zeus, soll ich denken, dass du auf Menschen blickst, oder dass umsonst und nichtig wir diesen falschen Wahn hegen, dass ein Göttergeschlecht sei, und dass der Zufall Alles bei den Sterblichen lenke? Auch die Hekabe ruft in ihrem Schmerze aus (Troad. 1271 f.): Wozu rufe ich die Götter an, sie haben auch zuvor nicht auf unser Rufen gehört? Selbst der höchste der Götter, der Kronide, den man als Hort und Stammvater anrufen darf (Troad. 1279 f.), ist müssig und unthätig und sieht ruhig dem Misgeschick der vom Geschlechte seines Dardanos bewohnten Stadt zu. Diese Vorstellung von der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit der Götter geht aber nicht so weit, dass sie nicht wiederum anderweitig als Handhaber der Gerechtigkeit und als Fürsorger der Menschen bis in die kleinsten Angelegenheiten hinein auftreten sollten; aber freilich hebt es bisweilen den Glauben an die Existenz der Götter ganz auf. Von allem liegen die Beweise bei unserm Dichter vor.

Die Macht der Götter zeigt sich grade darin vornehmlich, dass ihr Gesetz herrscht; denn durch das Gesetz erkennen wir die Götter und unterscheiden das Gerechte vom Ungerechten (Hecub. 782 ff.); sie hassen das Böse und strafen besonders den Uebermuth und die Hoffahrt (Androm. 987 f. Heracl. 388, vergl. 906 ff.). Bei ihrer Handhabung der Gerechtigkeit in der Menschenwelt aber müssen ihnen diejenigen hauptsächlich dienen, die zu Herrschern bestimmt sind; sie sind also ihre Stellvertreter und das von ihnen

geforderte Recht und Gesetz ist ein göttliches. Dieses kann aber nicht bestehn, wofern nicht die unverbrüchliche Ordnung herrscht, und zwar sowohl für den Einzelnen, wie für ganze Staaten, dass der Böse Böses leide, der Gute aber glücklich sei (Hec. 886 ff.). Darum bildet sich auch das bestimmte Bewusstsein, dass, wenn keine Vergeltung mehr eintritt für die Entheiligung der Gastfreundschaft und für die Entweihung der Tempel, auch unter den Menschen überhaupt keine Gerechtigkeit mehr walten kann (786 ff.). In diesem Sinne verspricht ein Fürst wie Agamemnon seine Hülfe zur Rache um der Götter und um des Rechts willen (835 f.). Je stärker aber dieser Grundsatz festgehalten wurde, desto leichter konnte er zur Verzweiflung und zum Unglauben führen. Denn wenn vom Diagoras erzählt wird, dass er, anfangs ein frommer, ganz in dem religiösen Erbe seiner Vorfahren wohnender Mann, plötzlich durch die Erfahrung von einer von den Göttern ungestraft gebliebenen schweren Schuld in einen Gottesleugner umgewandelt worden sei: so kann man nach der in der damaligen Zeit herrschenden Theodicee es wohl begreifen, wenn Euripides mit vielen seiner Zeitgenossen an der moralischen Weltordnung einmal irre geworden ist und dass er gern eine genügendere Ausgleichung über diese Welt hinausgerückt hätte, wenn seine eschatologischen Vorstellungen dafür ausgereicht hätten. Der Dichter legt den Abgeschiedenen zwar kein Leben, aber unsterblichen Sinn bei (*ὁ νοῦς τῶν κατθανόντων ζῇ μὲν οὐ, γνώμην δ' ἔχει ἀθάνατον, εἰς ἀθάνατον αἰθέρ' ἐμπεσών*, Hel. 1012 ff.); aber obgleich er dort etwas ahnt, was besser ist als das diesseitige Leben, so birgt doch Finsterniss umhüllend es hinter Wolken; wir hegen eine falsche Liebe zu dem, was auf Erden uns umglänzt, weil wir das andere Leben nicht kennen und nicht aufweisen können, was unter der Erde ist (Hipp. 190 ff).

Der Gedanke an eine göttliche Vorsehung ist zwar vorhanden und bricht in einzelnen Stellen sehr lebendig durch, wo sie aber grade am hellsten zu wirken scheint, kann sie sich von andern Mängeln, die den Göttern ankleben, nicht frei erhalten. Als Odysseus den Hektor, dessen Lager-

stätte ihm Dolon verrathen hat, nicht auf derselben findet, spricht er: Ihn rettet, wer von den Göttern ihn glücklich macht; wir aber können vom Glücke nichts ertrotzen (Rhes. 573 f.). Hier ist also das lebendige Bewusstsein von einer providentia specialissima, aber sie ruht nicht in dem allgemeinen Wesen der Götter, auch nicht in ihrer Gerechtigkeit oder Liebe, sondern ist vielmehr ein Ausfluss der parteiischen Theilnahme und Zuneigung der einzelnen Götter für oder wider einzelne Menschen.

Das Ergebniss dieser zu stets neuen Zweifeln und Fragen sich forttreibenden Vorstellungen ist keineswegs eine Leugnung des göttlichen Wesens überhaupt, sondern höchstens eine Bestreitung der durch die Dichter gemachten oder überlieferten Götterbilder. Vielmehr zieht sich eine allgemeine Frömmigkeit, ein Bewusstsein des: Nichts ohne Gott, fast durch alle Charaktere und Situationen hindurch. In unzähligen Fällen spricht sich dieses Gefühl der Abhängigkeit und des Vertrauens in schöner Weise aus. Der Sterbliche ordnet seine liebsten Angelegenheiten, sorgt für das Wohl seiner Kinder *οὐκ ἀφροντίστως σὺν θεοῖς*, und weiss, dass auch in aller weiteren Fürsorge ein wohlwollender Gott ihm beistehen werde (Med. 902 ff.). Insbesondere wird der Schutz der Landesgottheit hochgehalten, die *θεοὶ ἐγχώριοι* haben offenbar eine grosse Bedeutung; jeder betet, namentlich in entscheidender Lage, gern zu den heimatlichen Göttern; so Polyneikes vor seinem Zweikampfe mit dem Bruder als nunmehriger argivischer Bürger zur Hera, Eteokles zur goldbeschildeten Pallas, der Chor in den Herakliden zur Pallas Athene. Ja, es schwebt bisweilen eine segnende göttliche Macht in Folge solcher Gebete über dem Menschen, deren Wirkung sogar in einem Wunder sich kundgibt, das wenigstens die Weiseren zu erkennen vermögen, wenn es auch dem Urtheil der Menge entgeht. Als in den „Herakliden“ bei der gegen den Eurystheus zum Schutze der Herakleskinder unternommenen Abwehr der Feind schon zur Flucht gewandt ist, tritt Iolaos auf den Wagen des Hyllos, um den Eurystheus zu verfolgen. Da erscheinen, als er das pallenische Gebiet der Pallas erreicht hat, auf

sein an Zeus und Hebe gerichtetes Gebet zwei Sterne, die sich niedersenken auf das Rossgespann und den Wagen in Dunkel hüllen. Diess sind nach dem Urtheile der Weiseren Herakles und Hebe. Die Erscheinung verschafft ihm den erbetenen Sieg. Er nimmt den Eurystheus gefangen und bringt ihn als herrliche Beute zurück.

Wohl aber folgt aus jenem skeptischen Wesen und Treiben die Ueberzeugung, dass die Gottheit nicht zu erkennen, ihr Wesen nicht zu ergründen sei (Hel. 1135 ff.). Und an einer andern Stelle in demselben Drama sagt er, noch näher auf den pragmatischen Zusammenhang eingehend: Was Gott sei und nicht sei, und was dazwischen in der Mitte liege (so dass es also weder als göttliche Fügung, noch als reiner Zufall betrachtet werden könne), wer könnte das wol, auch mit noch so tiefer Forschung, ergründet zu haben behaupten, wenn er sieht, wie die Angelegenheiten der Sterblichen bald hierhin und bald dorthin in nie geahnten widersprechenden Schickungen stürzen.

Ist aber so die Gottheit auch zu einer dunkeln oder verborgenen Macht geworden, so wird sie dennoch geehrt und das Gebet nur um so mehr an sie gerichtet. Die Hekabe hebt (Troad. 877 ff.) dieses gradezu im Gebete selbst hervor: O du, der du die Erde trägst und auf der Erde deinen Sitz hast, wer du auch immer sein magst, schwer zu begreifender Zeus, magst du nun eine Gewalt der Natur oder ein Verstandeswerk der Menschen sein, dich bete ich an, denn du führest, auf geräuschloser Bahn wandelnd, alles Menschliche mit Gerechtigkeit. Das persönliche Wesen der Gottheit musste allmählich dem Dichter entschwinden; je mehr sich ihm das Substrat seines religiösen Sinnens nur eben als ein solches zu erkennen gab, desto unpersönlicher, unlebendiger, starrer und unbeugsamer musste es sich gestalten. Die unbildliche Verehrung dieses Wesens aber mochte ihm wol grade als das Vollkommnere erscheinen. Ein schärferes Bekenntniss dieser Art entwickelt er in der Alkestis, wo der Chor (968 ff.) so recht seine Ansicht darzulegen scheint: Obgleich ich mich zu Liedern und himmlischen Dingen emporgeschwungen und mit vielen Gedanken mich befasst

habe, fand ich doch nichts Stärkeres als die Nothwendigkeit (ἀνάγκη), keine Abhülfe in den thrakischen Tafeln, die der orphische Spruch beschrieben, noch in allen Heilmitteln für leidenvolle Sterbliche, welche Phoibos den Asklepiossöhnen verlieh. Diese Göttin allein kommt zu keinem Altar noch Bildniss, achtet auf kein Opfer. Auch was Zeus gewährt, das vollendet er nur mit ihr; sie bezwingt selbst den Stahl der Chalyber gewaltsam und hat in ihrem starrsinnigen Wollen kein Erbarmen. Diese Göttin erfasst Alles mit den unentfliehbaren Fesseln ihrer Arme.

So erscheint es denn allerdings wohl als eine unbegründete und ungerechte Beschuldigung, dass Alles, was beim Euripides von religiöser Vorstellung noch vorhanden sei, nur als eine Parodie des früheren Gottesbewusstseins gelten könne und in die Rhetorik seichter Redensarten sich auflöse. Auch selbst das möchte ich nicht unterschreiben, dass es bei ihm zuletzt noch zu einer wirklichen Leugnung der Existenz der Götter komme. Denn nachdem einmal ein unaufhaltsamer Riss durch das ganze öffentliche Leben, religiöse Denken und sittliche Treiben seiner Zeit hindurchgegangen war, konnte für ihn und seine meisten Zeitgenossen, wenn er nicht Muth und Kraft zu einer vielleicht fruchtlosen Reaction in sich fühlte, nur eine allegorische Benutzung der überlieferten religiösen Formen von Bedeutung und Erfolg sein, und eine solche hat der Dichter allerdings auch in ausnehmendem Masse geübt. Zugleich haben wir aber an den Bakchen, der muthmasslich letzten Schöpfung des Dichters, einen deutlichen Beweis, wie ein natürlicher Mangel an Befriedigung auf solchem Wege ihn doch am Ende wieder in die Anerkennung einer sinnvollen und ehrwürdigen Tradition zurücktrieb. Freilich war die Bahn der reflectirenden Theologie und damit der Auflösung des alten Götterglaubens einmal betreten und die religiöse Volksvorstellung kehrte in der spätern Zeit, in welcher die Liebe zu den Dichtungen des Euripides in mächtigem Wachsthum begriffen war, wohl gern auf diesen Standpunct zurück, über den sie auch das ganze Alterthum hindurch nicht wesentlich hinausgekommen ist.

Wenn aber aus dieser religiösen Stellung weiter die Nicht-Anerkennung einer sittlichen Weltordnung beim Euripides gefolgert worden ist, so muss allerdings zugegeben werden, dass in der Schärfe, in welcher namentlich in der Antigone des Sophokles die Unterordnung menschlicher Satzungen unter die ewigen Güter und heiligen Forderungen der Pietät, oder in der Verklärung, in welcher die durch innere Busse des Dulders gesühnte Schuld in seinem Oidipus auf Kolonos erscheint, jene sittlichen Erscheinungen und Lebensprozesse nicht hervortreten. Zwar hängt auch bei Euripides das ganze sittliche Thun der Menschen wie eine endlose Kette von Schuld und Strafe zusammen; aber die Beziehung der Schuld zu der menschlichen Freiheit und Selbstbestimmung und der eigenthümliche Charakter der Strafe als neuer Verschuldung tritt bei ihm lange nicht in dem Masse wie bei seinem Vorgänger hervor. Der Bruder-Zweikampf und Wechselmord der Oidipussöhne ist eine Folge des väterlichen Fluchs, der schlimme Ausgang aber kommt noch besonders von dem Sphinx-Räthsel her, und Oidipus kann seinerseits erklären, er habe den auf ihm ruhenden Fluch vom Vater bekommen und seinen Kindern gegeben (Phoen. 1358. 1613.). Aber die tiefere Auffassung, wie sie in dem freilich schwierigen und bestrittenen Worte des Oidipus beim Sophokles ausgeprägt liegt: *ἤνεγκον κακότατ' ἄκων, τούτων δ' αὐθαίρετον οὐδέν*, geht dem Euripides ab. Ebenso kann Sophokles wohl im einzelnen Falle, wie beim Oidipus, das Zeugniss bestehen lassen, dass er *θεῶν ἀγόντων* in Schuld und Verderben gerathen sei, ohne dieses zu einer allgemeinen Ursache menschlicher Sündhaftigkeit zu erheben. Während aber derselbe die allgemeine Wahrheit: *ἀνθρώποισι γὰρ τοῖς πᾶσιν κοινόν ἐστιν τοὐξαμαρτάνειν* (Antig. 977 f.), ohne die Ursache göttlicher Verführung ausspricht, fügt Euripides diese hinzu: *ἀνθρώποισι δὲ θεῶν διδόντων εἰκὸς ἐξαμαρτάνειν*, und bestätigt diesen allgemeinen Grundsatz durch viele Ausführungen im Einzelnen.

Eine solche Auffassung des Cardinalpuncts der sittlichen Zurechnung muss natürlich das ganze Leben in einem ganz andern Lichte erscheinen lassen und seinen Werth sowohl den

höhern Gütern als dem Tode gegenüber verändern. Ueber den Tod hinaus geht freilich die Betrachtung überhaupt nur in geringem Masse; es ist der Zustand der Empfindungs- und Bewusstlosigkeit, wie er vor und nach dem Leben gedacht wird. Aber ein grosser Unterschied liegt darin, was für ein sittliches Gefühl den Menschen Angesichts des Todes belebt, und die Elektra des Sophokles hat eine weit klarere und edlere Auffassung von einem rühmlichen Tode, als Euripides sie dem Wagenlenker des Rhesos (Rhes. 750 ff.) wenigstens in den Mund legt, der einen rühmlichen Tod, wenn er nun einmal sein muss, zwar bitter für den Sterbenden, aber doch für die Ueberlebenden Stolz und Ruhm darin findet. Im Grunde ist diess dieselbe dumpfe Bewusstlosigkeit, die sich in dem Streite der Andromache und der Hekabe (Troad. 632 ff.) kund gibt, ob der Tod oder das jammervolle Leben vorzuziehen sei; jene meint, der Tod sei nichts, aber in dem Leben sei doch noch Hoffnung enthalten, diese dagegen wiederholt auf das bestimmteste ihre Ueberzeugung, dass das Nichtgeborensein dem Tode gleich sei (*τὸ μὴ γενέσθαι τῷ θανεῖν ἴσον λέγω*). Diese Bewusstlosigkeit gilt so sehr oftmals als ein grosses Glück, dass sie selbst als ein Trost in der Raserei erscheinen kann (*ἀλλὰ κρατεῖ μὴ γινώσκοντ᾽ ἀπολέσθαι*, Hipp. 248 f.). Kein Wunder, wenn unter solchen Auffassungen jene leichtsinnige und genusssüchtige Lebensansicht sich bildet, die ein Eigenthum namentlich der Lyriker geblieben und auch auf die römischen Dichter übergegangen ist. Dieselbe lässt der Dichter den Herakles (Alcest. 794 ff.) mit naiver Offenheit dem Diener gegenüber im Hause des Admet vertreten: Alle Menschen müssen sterben, und kein Sterblicher weiss, ob er den morgenden Tag noch erleben wird; wie die Fügung des Geschicks ausschlägt, ist ungewiss, es ist nicht zu lehren, nicht durch List ausfindig zu machen. Darum sei fröhlich und trinke, und rechne das heutige Leben als dein, das übrige dem Geschick überlassend. Von einer höher strebenden, über das Irdische sich erhebenden Richtung ist hiebei so wenig die Rede, dass vielmehr grade umgekehrt der Mensch irdisch denken soll: *ὄντας δὲ θνητοὺς θνητὰ καὶ φρονεῖν χρεών* (811), den Mürrischen

und Stirnrunzelern sei das Leben kein Leben, sondern eine Last.

Der Dichter befindet sich nicht im rechten Einklange mit der Welt und seiner Zeit. Wenn er gegen die gesammte Weise des Alterthums fern von der Oeffentlichkeit in stiller Einsamkeit für sich, trotz aller so nahen und unmittelbaren Berührung mit der Wirklichkeit durch seine Bühnenstücke, lebte, so weiss man nicht, ob diess mehr die Folge oder die Ursache von dem bezeichneten Zwiespalte gewesen ist. Genug, er greift die Verkehrtheit der Welt oft mit scharfen Waffen an. Sie hat kein richtiges Urtheil, sagt er (Med. 216 ff.); wer für sich leben will, gilt ihr für stolz; wer Musse sucht, für ruhmlos und leichtsinnig. Die Welt hasst, noch ehe sie das Innere eines Menschen erkannt, beim ersten Anblick schon, auch ohne noch Leid erfahren zu haben. Eben dadurch wird nach seiner Ansicht ein Zwiespalt, eine innere Zerrissenheit in der Welt erzeugt, die an mehr als einem Stücke zu erkennen ist. Die Welt ist nicht wie sie sein soll, die Menschen sind nicht mehr wie ehemals, es dreht sich alles um und verkehrt sich in das Gegentheil, selbst die Treue der Götter besteht nicht mehr (das. 413 ff.). So bringt er auch hier die Götter in die nächste Beziehung zu der Menschenwelt, weil sie uns ein Reflex von dieser sind. —

Fassen wir die Hauptpuncte zusammen, so muss jedenfalls bestimmt anerkannt werden, dass Euripides sich von den substantiellen Grundlagen, auf welchen die antike Tragödie ruhte, mit bewusster Absicht losgelöst und entfernt hat. War er an seinem Theile bemüht, dem überlieferten Göttercultus im vermeintlichen Interesse der religiösen Ideen selbst entgegenzutreten, so konnte er auch nicht in einem unbefangenen Verhältnisse zu der ursprünglichen Entstehung und fortwährenden Haltung des attischen Dramas verbleiben. Jener künstlerische Wettkampf, den das religiöse Volksfest forderte, auf welchem die ganze Bühnendarstellung beruhte, musste für ihn eine völlig andere Bedeutung gewinnen. Vielleicht unbewusst, jedenfalls nothwendig, ist er so ein ganz anderer Dichter geworden, der

seine Kämpfe um Sitte, Lebensanschauung, Götterglauben u. s. f. von dem volksthümlichen Boden hinweg auf ein freieres, rein geistiges Gebiet übertragen musste. Was bis dahin ein Volksdrama war, hat Euripides zu einem Kunstdrama umgeschaffen, und es ist gar nicht zu verwundern, wenn das selbst von den substantiellen Grundlagen seines sittlich-bürgerlichen Lebens losgerissene Volk, ohne es zu wissen, der neuen Kunstschöpfung bisweilen grössern Beifall zollte. Auf der neuen Bahn steht Euripides als ein grosser Meister, und eben dadurch als der wahrhaftige und eigentliche Repräsentant jener dichterischen Kunstschöpfung da, die wir im wesentlichen noch gegenwärtig an dem modernen Drama haben. Die hervorragende Bedeutung, die er dadurch gewinnt, behält er auch dann noch, wenn bei genauerer Lesung und Prüfung seiner Dramen die Folgen jener von ihm bewirkten Ablösung des antiken Dramas von seiner festen, tief im Volksleben wurzelnden Basis, so wie von allen daran sich knüpfenden Eigenthümlichkeiten, immer deutlicher sich an den Tag legen. Diese Abweichungen machen sich aber vorzugsweise in folgenden drei unverkennbaren Haupterscheinungen geltend:

1) in der Breite und Ausführlichkeit der psychologischen Zeichnungen, die ein besonderes Wohlgefallen an dem Gegenstande, besonders in seiner pathologischen Mannigfaltigkeit, verrathen und allerdings mit vielfachen subjectiven Ausschreitungen, vorzüglich in den Schilderungen der Frauen, verbunden sind;

2) in der oftmaligen Störung und entschiedenen Benachtheiligung, welche die feste Zeichnung der Charaktere durch die dialektische Durchführung moralischer Argumentationen und oft weniger durch die That als durch Worte ausgekämpfter sittlicher Conflicte erleidet;

3) in der loseren Stellung des Chors zu der übrigen Handlung der einzelnen Dramen, wodurch derselbe von seiner ursprünglichen, in dem Leben und in der Geschichte des Volks begründeten Stellung völlig entfernt wird.

Grade diese Seiten sind es zugleich, die seine Uebereinstimmung mit dem modernen Drama hervorrufen und be-

fördern. Euripides wird daher fort und fort für diese Seite der Literatur als eine ursprüngliche, klare Quelle zu betrachten und daher auch für unsere Jugend neben dem Sophokles wenigstens in seinen vorzüglicheren Productionen unentbehrlich sein, wenn derselben ein wirkliches Verständniss bereitet werden soll. So wenig nun aber auch die eigenthümlichen Schönheiten mancher anderen Euripideischen Dramen verkannt werden dürfen, so möchten doch nach einem unmassgeblichen Erachten, wenn dabei alle in Betracht zu ziehenden Umstände erwogen werden, folgende Stücke am meisten zu empfehlen sein: Bacchae, Helena, Ion, Medea, Phoenissae, Troades. —

Verehrte Versammlung! Wir leben in einer Zeit, wo eine gewaltige Zerklüftung in allen Gebieten des öffentlichen Lebens, selbst in den heiligsten Interessen eine unselige Zerrissenheit der Gemüther herrscht, deren unheilvolle Wirkung auf die Jugend von schwerem Gewichte ist, weil sie den Muth und die Begeisterung hemmt, die Kraft und das Feuer der Seele lähmt und erstickt. Die Schule vermag das nicht zu beseitigen oder zu unterdrücken, denn das Leben ist stärker als die Schule. Aber eins können wir thun: wir können unserer Jugend aus dem schönsten und kräftigsten Leben der antiken Welt ein, wenn auch immer nur kleines, doch volles, in sich zusammenhängendes, organisch verbundenes Stück vorzuführen uns bemühen. Nehmen Sie dazu auch dieses als ein geringfügiges Scherflein freundlichst an!

---

2) Prolegomena zu Sophokles Ajas.

Die vielfache Besprechung des sophokleischen Ajas in früherer wie in neuester Zeit überhebt nicht der Mühe, durch einfache Zergliederung und Nachweisung des inneren Zusammenhangs und Verlaufs der Handlung den eigentlichen Kern des Stücks zu enthüllen und seinen unverkennbaren

ethischen Gehalt, insbesondere unter Vergleichung mit der ganzen übrigen Grundanschauung des Dichters, in das rechte Licht zu setzen. Sei immerhin das Ergebniss, welches es wolle: es kann auf keinen Fall der wichtigste sittliche Begriff, der der Schuld, bei der rechten Würdigung und einem innerlichen Verständnisse dieses Dramas ausserhalb der Betrachtung liegen bleiben, und eben aus diesem Grunde wird jede Einleitung zum Ajas zugleich ein wesentliches Stück aus der Ethik des Sophokles enthalten müssen. Zu diesem Ende möge eine genaue Darlegung der Handlung nach der Oekonomie der einzelnen Scenen der weiteren Betrachtung vorauf gehen.

Unverkennbar erscheinen, wie oft im Alterthume, auch hier die scharfen Gegensätze der physischen Gewalt und der geistigen Klugheit in den Charakteren des Ajas und des Odysseus dargestellt. Achill ist unter göttlicher Lenkung durch einen Pfeilschuss des Paris im Kampfe vor Troja gefallen; seine Waffen sollen als Preis dem Tapfersten zufallen, als Bewerber um denselben treten Ajas und Odysseus auf, und auf Athenes Rath spricht in dem niedergesetzten Schiedsgerichte Agamemnon dieselben dem Odysseus zu. Ajas, der, solange der Zorn Achills währte, als Bollwerk der Griechen vorangestanden, einstmals allein ihr Retter auf der Flucht geworden war und die, lange Zeit hindurch vertheidigte, Leiche des Peliden zuletzt allein ins Lager getragen hat, fühlt sich dadurch schimpflich zurückgesetzt und sinnt, in seinem Zelte sich verschliessend, nachdem seine Leidenschaft zum Wahnsinn sich gesteigert hat, auf ungeheure Rachethat wider die Urheber dieser Beleidigung, die er überfallen und ermorden will. Dem Unheil zuvorkommend, hat Athene ihn mit Blindheit geschlagen und seine Wuth auf das als Beute mitgenommene Heerdenvieh der Achäer abgelenkt.

I. **Der Prologos,** V. 1—133. **Athene, Odysseus, Ajas.** Es ist Nacht; wir befinden uns in dem Schiffslager der Griechen vor Troja und zwar in der äussersten, am Meere gelegenen Reihe der Zelte und Schiffe, in deren Mitte das Zelt des Ajas steht. Oben auf dem Schiffsverdecke —

wodurch offenbar die hintere Haupt-Wand der Bühne gebildet wird, während die linke Seitenwand die Aussicht auf das Meer darbietet — erscheint, den Personen auf der Bühne nicht sichtbar, aber den Zuschauern erkennbar, Athene, die Göttin der Klugheit, die Beschützerin der Griechen und des Odysseus insbesondere; unten auf der Bühne schleicht Odysseus lauernd um das Zelt und sucht eifrig zu erspähen, ob Ajas sich darin befinde oder nicht. Denn eben ist im Laufe dieser Nacht die Mordthat an der erbeuteten Lagerheerde der Griechen und den Hirten vollzogen worden, aber man kennt weder den Urheber noch den eigentlichen Zweck der That. Da nun tritt die Göttin selber ein, leitet die Gedanken des von ihr beschützten sterblichen Helden und bestätigt die von ihm gehegten Vermuthungen; aber noch mehr erfahren wir, um den ganzen Umfang der schweren That ermessen zu können: Ajas hat in der Rache für verletztes Ehrgefühl seinen Mordanschlag auf die griechischen Helden selbst gerichtet und ist schon am Doppelthore des Feldherrnzeltes gewesen, als die Göttin zur Abwehr seiner That den Wahnsinn über ihn verhängt und ihm sinnverwirrende Blendwerke auf die Augen wirft. Dadurch wird seine Wuth auf die Thiere abgeleitet, die er theils erwürgt, indem er unter ihnen die ihm verhasstesten beiden Atriden zu ergreifen meint, theils gefangen hinwegschleppt, um sie, namentlich den Odysseus, daheim in schwerer Züchtigung bis zum Tode zu geisseln. Um dem Odysseus die lebendige Anschauung von seinem Zustande zu geben, ruft die Göttin ihn aus dem Zelte hervor, nicht ohne Widerstreben des Odysseus, eben weil der natürliche Mensch ein Grauen hat vor dem Anblicke des Wahnsinns und eine Scheu vor der wilden Aeusserung einer Kraft, die er im gesunden Zustande nicht fürchten würde. Aber die Göttin Athene vermag ihn auch mit Blindheit zu schlagen, so dass er den leibhaftig vor ihm Stehenden nicht sieht und der feindseligen Göttin für den gemachten schönen Fang seinen Dank sagt, auch um ihren ferneren Beistand bittet. — So spottet also die Gottheit des Menschen, so armselig und nichtig erscheint sein Wollen vor ihr, dass selbst ein Feind sich dessen

erbarmen und es deutlich inne werden muss, dass der Lebende nichts ist als ein Traumbild und flüchtiger Schatten (V. 126.) und Gottesfurcht allein vor dem Wechsel des Irdischen sichern und die Liebe der Götter bewahren kann.

II. **Parodos** oder **erster Chorgesang**, V. 134—200 (nach Wunder und Schneidewin). Der Chor salaminischer Schiffsgenossen und Krieger erscheint in der Orchestra, unruhig bewegt von dem dumpfen, aber schon weit verbreiteten Gerüchte dessen, was in der eben verflossenen Nacht von ihrem eben so geliebten als hochgeehrten Helden verübt worden ist. Entweder — so schliessen sie — ist das Gerücht nicht wahr und es hat nur ein feindseliger Sterblicher, wie Odysseus oder die Atriden, dasselbe ausgesprengt, oder eine verletzte, um Opfer betrogene, neidische Gottheit hat ihm solchen Wahn eingegeben. Gegen ersteres weiss der Chor keine bessere Abhülfe als das persönliche Erscheinen des Helden zu wünschen.

III. **Erstes Epeisodion** oder zweiter Auftritt auf der Bühne, V. 201—589 (Wunder) oder 595 (Schneidewin). **Tekmessa, Ajas** und der **Chor.** Eine Hauptscene voll erschütternden Wechsels. Denn nur zu bald folgt auf den Zustand der quälenden Ungewissheit die schmerzliche Kunde von dem sicheren Thatbestande. Die Tekmessa selber, das geliebte kriegserbeutete Weib des Ajas, Tochter des phrygischen Königs Teleutas, tritt aus dem Zelte hervor und beseitigt jeden Zweifel durch die Bestätigung des in dieser Nacht ausgebrochenen Wahnsinns. Da ergiessen beide, der Chor und Tekmessa, sich in Klagen (Kommos, V. 220—54 W., 221—262 Schn.); der Chor, sich den ganzen schrecklichen Bestand vergegenwärtigend, sieht schon den Steinigungstod vor sich, den er mit dem Helden werde theilen müssen; die Tekmessa aber ist noch mehr erschüttert durch den gegenwärtigen Zustand des Ajas, worin er wieder zum Bewusstsein kommend nur um so tieferen Schmerz über das Begangene empfindet. Und weil nun in dieser zwiefachen Noth die That selber vor der wachen und bewussten Reue des Thäters fast in den Hintergrund tritt, so erzählt sie, wie sie bereits dem Ajas die That im genauesten Bestande hat vorführen

müssen, auch dem betheiligten Chore dieselbe in anschaulichen Farben. Das laute Jammern des Helden, im Unterschiede von seinem ihm sonst eigenen dumpfen Stöhnen, lässt ein neues Unheil fürchten. Schon hört man ihn selbst drinnen im Zelte jammern; er ruft nach seinem Bruder Teukros, und der Chor, der durch seine Gegenwart einen beruhigenden Eindruck auf den Chor hervorzubringen hofft, räth die Thüren des Zeltes zu öffnen. Es geschieht und damit wird also das wüste Thun des Mannes dem Chore wie dem ganzen Zuschauerkreise vor die Augen gelegt. Er erkennt jetzt selbst die Täuschung, in der er sich befunden, er weiss, dass Athene ihn in so schmähliches Verderben gestürzt hat (V. 391 ff. und 442 f. W.); aber sein Zorn wider die Atriden und Odysseus ist nicht besänftigt, vielmehr nur um so stärker angefacht: er wünscht nichts sehnlicher als diese erst zu morden und dann selbst zu sterben. Nach weiser Anordnung des Dichters tritt somit Ajas selbst in den Vordergrund mit der ganzen Tiefe seiner Leidenschaft und in der vollsten Zeichnung seines Charakters; da sehen wir den tapferen Helden, den Sprössling grosser Ahnen, der sich es sagen darf, dass Achill lebend keinem Andern den Preis seiner Waffen zugesprochen haben würde, und der darum seiner ganzen Vergangenheit gemäss zu keiner andern Losung für sich kommen kann als: entweder schönes Leben oder schöner Tod (V. 471). Und ihm gegenüber steht Tekmessa in edler Weiblichkeit, um die Erhaltung seines Lebens als den Dank bewährter Liebe bittend. Eine Regung milderen Sinnes scheint sich des gewaltigen Mannes zu bemächtigen; er bittet nur um die Gunst, den Sohn Eurysakes zu sehen, den ihm Tekmessa schon im zweiten oder dritten Jahre des Krieges geboren hatte. Aber als er Abschied von dem Knaben nimmt und ihm die Weihe für sein künftiges Leben gibt, zugleich in ihm den Rächer der eigenen Schmach erwartend: da ergreift ihn plötzlich (V. 571) ein neuer Anfall der über ihn verhängten Wuth, er will allein sein, schnell die Thüren verriegelt sehen, und aller Zuspruch des Chors und der Tekmessa ist nunmehr vergebens. Die Thüren des Zeltes schliessen sich

und Ajas sammt Tekmessa und Eurysakes entschwindet unseren Blicken.*)

IV. **Erstes Stasimon**, V. 590—626 W. (596—645 Schn.). Tiefer Schmerz ergreift den Chor; er gedenkt der fernen stillen Heimat und der schweren Kriegesmühen hier vor Troja, zu welchen nun noch komme der finstere Zustand seines Helden, der schlimmer erscheint als der Tod.

V. **Zweites Epeisodion**, V. 627—73 W. (646—92 Schn.). **Monolog des Ajas**; neben ihm tritt Tekmessa aus dem Zelte. Der Entschluss ist in ihm fest geworden; um in der Ausführung desselben nicht gestört zu werden, muss eine durch die feinste Dialektik der Rede verhüllte Täuschung die milde, scheinbar erweichte, Sinnesart begleiten. Ihn jammert der Gedanke an die Gattin als Witwe und an das verwaiste Kind. Er will hingehen, um am Strande des Meeres — wie er mit zweideutigen Worten verkündigt — die Schandflecken abzuwaschen und dem schweren Groll der Göttin auszuweichen, und das verhasste Eisen zu vergraben; sie sollen erfahren, dass er, wenn auch jetzt unglücklich, doch bald gerettet ist.

VI. **Zweites Stasimon**, V. 674—99 W. (693=717 Schn.). Des Ajas scheinbare Sinnesumwandlung versetzt den Chor in jubelnde, bis zum bakchischen Festtanze gesteigerte Freude; er ruft den Pan und den Apollon an, diesen Aeusserungen wiedererwachter frischer Lebensfreude ihre Theilnahme zu schenken, das Gefühl der schuldlosesten Heiterkeit verbindet sich mit dem Bewusstsein sittlicher Reinigung von schwerer Schuld.**) Aber schnell genug soll diese hingebende

*) Thudichums Auffassung, dass Ajas zur Seite abgehen wolle, Tekmessa aber ihn flehend zurückhalte und beide nebst dem Kinde während des folgenden Chorgesanges im Hintergrunde eine Gruppe bilden, in welcher die allmähliche Sinnesänderung des Ajas sichtbar werde, passt, so natürlich sie an sich auch ist, doch nicht zu der ganzen Situation des Helden und zwingt zu der etwas gewaltsamen Annahme, dass Ajas bei V. 542 W. mit dem Knaben vor das Zelt tritt, während er dann V. 571 sich hastig wieder zurückziehen muss. — Eigentlich rührt die Annahme dieser stummen Scene von Welcker her.

**) Vgl. Sophokleische Theologie und Ethik I, S. 24 f. u. 39.

Freude durch die Dazwischenkunft eines Boten mit ahnungsreicher Kunde gestört und der erschütterndste Uebergang von heiterer Ruhe zu aufgeregtem Schmerze bereitet werden.

Die beiden letzten Scenen sind besonders charakteristisch für die sophokleische Poesie. Der Mensch, auch der grösste und gewaltigste, und in den gehobensten Momenten seines Daseins grade am meisten, erscheint beschränkt und blind. Je feiner und überlegter Ajas seine Umgebung zu täuschen sucht, desto mehr schlägt ihn (dem tiefer schauenden Hörer wohl erkennbar) die Ironie der eigenen Worte; der Mann der Thaten, sonst schweigsam in der Rede, tritt aus seiner Rolle und wird an Worten reich. Und je unbefangener sich die alten Kriegsgefährten ihrer Freude überlassen, desto näher ist ihnen das schwere, unerwartete Geschick.

VII. **Drittes Epeisodion,** V. 700—846. W. (719—865. Schn.). Ein **Bote,** dann hinzukommend **Tekmessa,** später **Ajas** allein; der **Chor.** Der Bote meldet, dass Teukros, so eben von den mysischen Berghöhen zurückgekehrt, den gegen seinen Bruder gerichteten Zorn in solchem Maasse empfunden habe, dass er kaum der Steinigung entgangen und nur durch das vermittelnde Wort der Geronten gerettet worden sei. Als er aber auf seine rasche Erkundigung nach dem Ajas erfährt, dass derselbe eben erst hinausgegangen ist, befällt den Boten die schwere Ahnung des Unglücks, das die Folge seiner Verspätung sei. Und so offenbart sich, dass, was dem Chore als ein Gang des Heils erschienen ist, nach dem Seherworte des Kalchas schweres Verderben bringt; der Mensch ist blind, vor allem wo er hofft. Aber den Ajas trifft die schwere Folge seines den Göttern entfremdeten Sinnes: schon damals, als er das Vaterhaus verliess, hat er nicht mit den Göttern, sondern ohne sie den Sieg erringen wollen; und eben so trotzig hat er jetzt wieder den dargebotenen Beistand der Athene von sich gewiesen. Darum verfolgt ihn der Zorn der Göttin, wenn auch nur an diesem Einen Tage; wird er an demselben davor bewahrt, so kann er mit eines Gottes Hülfe noch errettet sein. — Diese unerwartete schmerzliche Kunde veranlasst den Chor, die Tekmessa herbeizurufen, welche, eben so plötzlich aufgeschreckt

aus ihrem hoffnungsreichen Wahne, den letzten Rettungsanker in dem schnellen Herbeiholen des Ajas sieht, für den ja nach des Kalchas Weissagung der heutige Tag Entscheidung bringt, und darum Alle auffordert ihn zu suchen. — Bühne und Orchestra werden leer, Alle gehen suchend nach verschiedenen Seiten ab, die Scene verwandelt sich, wir werden in eine einsame Gegend am Meere versetzt, wo aus dem Gebüsche Ajas hervortritt, um die Zuschauer in den letzten düstern Hintergrund seiner zum freigewählten Tode, der letzten grausenhaften Folge seines gottentfremdeten Sinnes (der Hybris), sich vorbereitenden Seele hineinblicken zu lassen. Am Schlusse dieses wunderbaren Monologs tritt Ajas wieder hinter das Gebüsch und stürzt sich in sein Schwert.

VIII. **Drittes Stasimon**, V. 847—946 W. (866—973 Schn.). Kommos des Chors und der Tekmessa. — Hierauf tritt suchend der Chor von verschiedenen Seiten her auf; bald darnach aber werden die Klagetöne der von dem Anblicke des hinter dem Gebüsche daliegenden Leichnams betroffenen Tekmessa vernommen. Sie deckt ihn mit dem umhüllenden Mantel,*) sie hat jetzt nur die Sorge um ihn und seine ehrenvolle Bestattung; mit ihm ist ihr selbst der Hinblick auf die Götter entschwunden, sie sieht sich dem Spotte der Feinde preisgegeben und sehnt sich nach der Ankunft des Teukros. Dem Chore aber schwindet der Muth, auf die Heimkehr nach dem fernen Salamis zu hoffen.

---

*) Wenn Schneidewin annimmt, der Dichter lasse Tekmessa unter schicklichem Vorwande ihr Gewand darüber breiten, um die Entfernung des anderweitig zu verwendenden Schauspielers leichter zu bewerkstelligen, so ist doch wenigstens eine solche Rücksicht mit der inneren Anordnung und mit der künstlerischen Motivirung einer tief im Alterthume wurzelnden Sorgfalt für das Aussehen der Todten zu verbinden. — Aehnliches gilt, wenn er die Tekmessa V. 1168 nur als Statistin zurückkehren und Eurysakes beim Zelte bleiben lässt, um die Entfernung des Schauspielers, der die Tekmessa darstellt, zu motiviren. Der stumme Schmerz ist ihr da natürlich, und nie ist beim Dichter das künstlerische von dem ethischen Motiv geschieden worden, noch beides der äusseren Oekonomie unterlegen.

IX. **Viertes Epeisodion**, V. 947—1157 W. (974—1184 Schn.). **Teukros**, später auch **Menelaos** in Begleitung eines Herolds; der **Chor**; am Schlusse Tekmessa und Eurysakes als stumme Rollen. In der Seele des Teukros lebte die Erfahrung von der furchtbaren Rache der Atriden fort, die nun über den Todten und seine Hinterbliebenen kommen müsse. Seine erste Sorge ist darum auf den Sohn gerichtet, den in Folge seiner Aufforderung zu holen Tekmessa hinwegeilt, während Teukros vor die Leiche tritt, sie enthüllt und, unter den schmerzlichsten Klagen um das ihm bei der Rückkehr zum harten Vater bevorstehende Loos, von dem Schwerte abziehen und auf die Bühne bringen lässt, wo das Schwert neben dem Leichnam hingelegt wird. Was wir schon einmal (V. 798 ff.) ahnen mussten, tritt uns hier abermals aus dem Bewusstsein des Teukros entgegen, dass dämonische Kräfte da im Spiele sind, wo die beiden feindlichen Helden, Hektor und Ajas, durch die Geschenke dem Tode anheimfallen, die sie gegenseitig einander gemacht haben. — Aber es ist Noth mit der Bestattung zu eilen, denn schon sieht der Chor den Feind nahen, der es hindern wird. Und Menelaos tritt wirklich sofort mit dem Verbote der Bestattung auf; in pomphafter, vermessener Rede begründet er dasselbe durch die feindliche Stellung, die Ajas den Griechenführern gegenüber eingenommen hat. Es erhebt sich ein heftiger Streit, in welchem beide gleich fest beharren, Teukros bei der Absicht, dem Bruder das Grab zu bereiten, Menelaos, es zu behindern, bis dieser sich entfernt, um andere Fürsten zur Hülfe herbeizuholen. Während der Chor zur Eile drängt, Tekmessa aber mit dem Eurysakes herannaht, um zu beiden Seiten der Leiche sich niederzulassen, spricht Teukros unter symbolischen Formen (der Abschneidung einer Locke von allen Dreien) den Fluch über Jeden aus, der den Sohn von der Leiche des Vaters hinwegzuführen wagen würde. Dann eilt er hinweg, um das Grab zu besorgen.

X. **Viertes Stasimon**, V. 1158—94 W. (1185—1222 Schn.). Den Chor drückt, nach dem Verluste des Ajas, doppelt schwer die Mühsal des Kriegs, und die Sehnsucht

nach der theuren Heimat, dem heiligen Athen, erwacht mit zwiefacher Stärke. Am Schlusse des Gesanges erscheint Teukros wieder, die Ankunft Agamemnon's verkündend, der mit Menelaos und in Begleitung von Herolden auf die Bühne tritt.

XI. **Epodos**, V. 1195—1392 W. (1223—1419 Schn.). **Agamemnon, Teukros**, später **Odysseus**; der **Chor.** Agamemnon will die Aufgabe, die sein Bruder unerfüllt hat liegen lassen, mit noch grösserem Vertrauen auf die ihm zu Gebote stehende Gewalt zu Ende führen. Auch wo das Ende der Selbstüberhebung in einem düstern Ausgang vor unseren Augen liegt, wollen wir dennoch nicht lernen. Und dabei bekennen wir Grundsätze, die laut unserem Thun widersprechen: Nicht die breiten und weitschulterigen Männer — muss Agamemnon 1222 ff. äussern — sind die sichersten, vielmehr die Klugen siegen allerwärts mit Recht. Und doch hat er selbst, wie Teukros ihm in schneidend scharfer Rede nachzuweisen im Stande ist, das, was er so höhnend dem Bastard vorwerfen will, an sich und seinem Geschlechte nicht besser aufzuweisen. Im Teukros malt sich die echte Familienpietät in reiner Bruderliebe; sie dient zugleich zum Mittel der Aussöhnung mit jener Härte, mit welcher Ajas durch seinen Selbstmord alle Rücksicht auf die Lage seiner Hinterbleibenden von sich gestossen hat. — Aber siehe, nun erscheint Odysseus, und mit ihm tritt die völligste Sühne ein. Die wahre Klugheit lehrt, auch in dem Feinde den Todten zu ehren, ihm kein Grab zu verweigern, vielmehr weit über alle Feindschaft die Trefflichkeit eines ausgezeichneten Menschen siegen zu lassen. Nur widerstrebend gibt Agamemnon einem solchen Verlangen nach und mit der ausdrücklichen Erklärung, dass es nicht als seine That gelten solle; er will vielmehr seinen Hass gegen den Todten bewahren. Odysseus dagegen will sogar selbst der Bestattung des Todten seine Dienste widmen, die jedoch Teukros, trotz aller Anerkennung des darin sich aussprechenden edlen Sinnes, als dem Todten unwillkommen zurückweist, was Odysseus gelten lässt und sich entfernt. Unter Aufforderungen zur thätigen Beihülfe bei der Bestattung des edelsten Men-

schen und mit dem Gedanken des Chors, dass Erfahrung den Menschen klug mache, die Zukunft aber ihm verborgen sei, schliesst das Stück. —

Wir werden bei der Beurtheilung und rechten Würdigung dieses Ganzen das ethische und das künstlerische Motiv der Anordnung zu unterscheiden, aber demnächst beide durchaus nicht von einander zu trennen haben. Das erstere führt uns in die Mitte der sittlichen Anschauung des Sophokles hinein, eben weil es sich darin um den Kern aller menschlichen Thaten und alles sittlichen Bewusstseins handelt. Es ist das der Mensch in der Freiheit seines Thuns, aber eben damit auch in der Selbständigkeit und Verantwortlichkeit seines Wollens, in seiner Losreissung von den Göttern oder seiner frei erwählten Gemeinschaft mit ihnen und den Kundgebungen ihrer Macht. Es handelt sich hier also um die ethischen Cardinalbegriffe von Schuld und Sünde, und wir müssen es darum zuvörderst als eine durchstehende und grundwesentliche Auffassung des Dichters beherzigen, dass Schuld und Sünde eine allgemeine, fast von keinem Menschen fern bleibende, dass sie eine generelle, mit dem sich fortpflanzenden Geschlecht und Stamm sich vererbende und daher nie rein individuelle, dass sie eine über den Menschen hinausragende Macht ist.

Das Bewusstsein der Sünde wird allgemein empfunden, die Sünde ist ein allen Menschen gemeinsames Uebel: so lautet das Bekenntniss (Ant. 1004 f.), das eben damit allerdings den Begriff der Schuld noch nicht unmittelbar in sich schliesst. Denn wer nach dem Fehltritt auf Heilung bedacht ist und nicht unbeweglich bleibt, dem ist weder Unbesonnenheit noch Unseligkeit mehr vorzuwerfen (V. 1006 ff.). Nur das selbstgefällige, auf sich beharrende, mithin völlig widerstrebende Wesen erscheint als gänzliche Verkehrtheit (V. 1009). Das ist die Hybris in ihren mannichfaltigen Erscheinungsformen, die wir bald als Uebermuth, bald als Vermessenheit, bald als eigentliche Schuld erkennen, die dann mit dem Vergehen und mit der Strafe desselben unmittelbar zusammenfällt. Aber die Wurzel aller dieser Erscheinungsformen scheint eben so wohl in der intellectuellen als in

der moralischen Eigenthümlichkeit des Menschen zu liegen; er überhebt sich in seiner Einsicht, er emancipirt sich mit seinem Willen. Des Menschen angeborene Klugheit geht in List über und in Folge dessen richtet sich der Mensch, der dadurch zum Guten geführt werden sollte, auch zum Bösen hin (Ant. 365); im übermässigen Vertrauen auf seine List und Klugheit wagt und übernimmt er zu viel (V. 370), und nun wird seine Einsicht getrübt, sein Sinn verwirrt: das Böse scheint ihm gut, weil einmal sein Sinn von einem Gotte ins Verderben geführt ist; also die Verstockung tritt ein, und so kommt es, dass der Mensch nur die wenigste Zeit ohne Schuld lebt (V. 615—19). Diess ist eine so tief im Leben des hellenischen Volks wurzelnde Ansicht, dass der Dichter sich getrost auf das „wahre Wort eines Weisen" dafür berufen kann. Darum gilt es vor allen Dingen zuerst, vor aller Vermessenheit im Wissen sich zu hüten, weil ohne ein rechtes Wissen kein wahres Handeln möglich ist, weil alle Vorsicht unseres Thuns in der Erkenntniss liegt (O. C. 115 f. Ant. 1229, vgl. 1241. 1249). Und so gibt es denn unter allen Besitzthümern nichts werthvolleres als die Weisheit und Verständigkeit, welche voll des guten Raths ist, wie umgekehrt Unverstand der grösste Schade (Ant. 1031 f. vgl. 1079. 1221 f. u. El. 391. 422); das ist das erste zur Glückseligkeit (Ant. 1319 f.), das ist das beste, was der Chor in seiner peinlichen Lage bei der heftigen Wechselrede zwischen dem Agamemnon und dem Teukros (Aj. 1236) ihnen zu wünschen im Stande ist. Woher stammt aber dieses Wissen? Aus der Erfahrung, nicht aus der Meinung (Trach. 583 f.). Darum wer auf das eigene Denken allein sich stützt, wer sich allein weise dünkt, oder Rede und Geist zu haben meint wie kein anderer, der zeigt sich leer, wenn er einmal sich entfaltet und an den Tag kommt; auch für den Weisen ist es keine Schande, noch vieles zu lernen und nicht allzu straff seinen Bogen zu spannen (Ant. 699—705). Wer von einer dunkeln Neigung zu einer That sich drängen lässt, der hat nimmer wohl gethan (Trach. 660 f.). Weil es aber hiezu des rechten Sinnes, der sichern Richtung auf das Wahre bedarf, so muss diese Weisheit eine

von oben her gegebene sein (Ant. 678), und ihr erstes Kennzeichen und wesentlichstes Stück beruht auf der Ehrfurcht vor den Göttern (Ant. 1320 f.). Wem aber die Gabe der Weisheit selbst nicht verliehen ward, der ist doch auch schon eines grossen Segens theilhaftig, wenn ihm das Ohr für den Rath Anderer nicht fehlt. Bei weitem den Vorzug hat es, sagt Hämon (Ant. 714 ff.), wenn ein Mann in Allem der Weisheit voll ist; weil aber das nicht immer Einem zu Theil werden kann, ist demnächst das Besste, auf den guten Rath Anderer zu hören. *)

Nicht ein Ursprüngliches, sondern vielmehr ein Zweites ist die verkehrte Richtung des Willens, besonders das Beharren bei dem eigenen Sinn, die Selbstzufriedenheit; sie hängt leider mit der höchsten und schönsten Eigenthümlichkeit des Menschen, mit dem Werthe seiner Persönlichkeit, zusammen. Darum sagt der Dichter: Trotz ist dem Menschen natürlich, Nachgeben schwer, aber Widerstand schlägt die Seele mit Verderben (Ant. 1077 f.). Aber dieser Mangel an selbstverleugnender Liebe ist auch dem Sophokles kein allgemeines Merkmal der menschlichen Natur; die generelle Ableitung desselben beschränkt sich auf den näheren Zusammenhang des Geschlechts und der Familie. Zu solcher Fassung trieb der Sagenstoff selber, der dem Dichter zur Bearbeitung vorlag, vor allen die Kreise, welche den Orestes und den Oedipus umgaben; aber auch sonst wird geflissentlich auf die erste Ursache eines Vergehens und den Anfang einer Verschuldung zurückgegangen. So ist nicht das von der Deianira gesandte Kleid, sondern die Erstürmung von Oechalia und die Wegführung der Iole Schuld an den Qualen des Herakles (Trach. 845 ff.. 879 ff.). Dieselbe Iole ist Schuld an dem Selbstmorde der Deïanira (V. 1213 f.); denn diese hat darin unfreiwillig gefehlt (vgl.

*) Dieser, fast mit denselben Worten wiederholt im Alterthume ausgesprochene Grundsatz (Hesiods Werke und Tage 291, Herodot 7, 16, Cic. Cluent. 31, Liv. 22, 29) zeigt an Einem wichtigen Beispiele, wie weit dasselbe von subjectiver Zerfahrenheit und sittlicher Atomistik entfernt ist.

V. 1103), ja sogar Gutes beabsichtigt (V. 1116). Das hebt selbst Herakles hervor bei dem Schrecklichen, dessen Erfüllung er vom Sohne verlangt hat (V. 1243), und dieser, der in seiner tiefen, schmerzlichen Trauer (V. 922 ff.) von dem Gedanken nicht ablassen will, dass er sie durch seine im Zorn gemachten Vorwürfe dazu getrieben habe, bittet deshalb die Genossen um Nachsicht (V. 1245).

Hierbei tritt nun aber der wesentliche Unterschied der absichtlichen oder bewussten und der unfreiwilligen oder unbewussten That des Menschen ein; der im ganzen Alterthume so genau beobachtete Gegensatz von dolus und culpa, ὕβρις und ἄτη. Denn es ist dem Bewusstsein des Dichters lebendig, dass denjenigen, die nicht freiwillig gefehlt haben, ein milder Zorn zu Theil wird (Trach. 718 f.); aber über die, welche wissentlich freveln, und auf solche Weise die natürlichen Bande zerreissen, darf der Leidende die Strafe der Götter, die Dike und Erinys, herabrufen (V. 801); darum wünscht auch der Chor der trachinischen Jungfrauen (V. 380 f.) nicht allen Bösen Verderben, sondern nur denen, die ungeziemendes Böses mit Heimlichkeit üben. Für die bewusste Schuld trifft die Menschen durch die rächenden, spätverderbenden Erinyen der unteren und oberen Götter die Strafe, die ihnen dasselbe Leid bereitet, das sie Andern verursacht haben (Ant. 1055 ff.).

Das schlagendste Zeugniss der unfreiwilligen Schuld ist Oedipus, der freiwilligen Ajas; dennoch sind bei beiden mehr oder minder einzelne Züge des Gegentheils unverkennbar. Als eine wunderbare Vermischung beider oder vielmehr als ein Kampf zwischen der Erfüllung entgegengesetzter Pflichten, aber auch keineswegs ohne allen selbständigen Antheil an der Schuld, steht Antigone da.*) Wir wollen uns hier, mit Uebergehung der beiden anderen, noch anzie-

*) Ich darf daher F. J. Stahl, Fundamente einer christl. Philosophie, Heidelberg 1846, S. 157. nicht beistimmen, wenn er keinen Anstand nimmt, „den Tod der unschuldigen Antigone als Sühne für die Verbrechen des Laïos anzusehen," wodurch die Strafe getilgt wird, die sonst „ewig fort auf dem Hause des Laïos und dem Volke der Thebaner gelastet hätte."

henderen Seiten, auf die Schuld des Ajas beschränken; diess führt uns aber zunächst auf die Frage, ob der Mensch bei unserem Dichter wahrhaft als freihandelnd anerkannt sei, ob die Verlockung des Menschen zur bösen That in irgend ein demselben äusserliches Prinzip gesetzt oder nur in des Menschen eigenem Geiste gefunden sei?*)

Es kann die sophokleische Ansicht über diesen Punct nicht zweifelhaft sein; eine so wesentliche Verschiedenheit zwischen seiner und der homerischen Auffassung wäre kaum denkbar, aber allerdings hat die bei Homer fast mehr noch als blos personificirt erscheinende Ate beim Sophokles schon in ein unpersönliches Wesen sich umgesetzt, oder es ist jenes verführerische Wesen zu einer, wenn auch beschränkteren, abstracten Macht geworden. Die Götter zürnen den Menschen, so dass Einzelne aus einem Geschlechte dadurch in Schuld hinabgezogen werden (O. T. 961 f.); so führen sie in Schuld und Unglück hinein (V. 955). Auch auf Kreons Haupt hat ein Gott eine grosse Last gewälzt und ihn in wilde Bahnen hineingeworfen, seine Freude mit Füssen tretend und umstürzend, damals als er das that, wodurch sein Sohn zu so schrecklichem Selbstmorde veranlasst wurde (Ant. 1252 ff. vgl. 1317 f.). Und wenn das ehebrecherische Leben der daheim gelassenen Gattin mit dem nahe verwandten Buhlen zum Morde Agamemnons führte, in welchem List und Lust zur schwarzen That sich einigten und schrecklich eine schreckliche Gestalt erzeugten, so ist bei solchem Thun nicht etwa nur ein Sterblicher, sondern vielleicht ein Gott selbst im Spiele (El. 190 ff.). Allerdings steht also die Göttermacht in unmittelbarer Beziehung zu der menschlichen Willensbestimmung, es ist die nemliche Macht, die sich in der Begierde und Leidenschaft als eine die eigene Entschliessung hemmende, den Willen bindende, den Menschen unfrei machende offenbart, aber der Wille ist nie ohnmächtig und

*) Ich muss auf diese Frage das Gegentheil von dem antworten, was F. A. Märcker, das Prinzip des Bösen nach den Begriffen der Griechen, Berlin 1842, S. 267, darüber bemerkt hat, weil eine genaue Beachtung der einzelnen Aeusserungen des Dichters solches fordert.

die göttliche Einwirkung erfolgt niemals blindlings oder mit der Willkür einer gebieterischen Schicksalsmacht, sondern knüpft vielmehr lediglich an die im Menschen schon vorhandene Richtung an. Die dadurch erwachsende Schuld aber ahnt der sophokleische Geist als eine persönliche, und weil ihm diese Persönlichkeit nach der beschränkteren Auffassung des Alterthums als eine im leiblichen Leben wurzelnde gilt, so lässt er sie durch ein ganzes Geschlecht, einen Stamm, eine Familie hindurch getragen werden, dergestalt, dass sich mit diesem verwandtschaftlichen der eigene Antheil der Schuld verbinde. In ihrer entschiedensten Gestalt erscheint diese Richtung in der Blutrache, wo der nächste Verwandte die Bestrafung der begangenen Schuld übernehmen muss, und es nicht kann, ohne selbst wieder in neue Schuld zu fallen. Ihre Lösung und Sühnung erscheint im Mythos des Orestes. Daneben aber gibt es wohl begünstigte Geschlechter und einzelne Lieblinge der Götter, die diesem allgemeinen Zuge der Natur mehr oder minder entrückt sind und unter besonderem höheren Schutze stehen. — Mit einem Worte, um das Ganze zusammenzufassen: die Macht der menschlichen Schuld und Sünde ist nach sophokleischer Auffassung allgemein, aber nicht unbedingt, ist generell, aber nicht universell, ist übermenschlich, aber weder fatalistisch noch satanisch. *)

Es war nöthig, diese allgemeine Darstellung vorausgehen zu lassen, um so eine sichere Grundlage für die besondere Anwendung auf den Ajas zu gewinnen. Es ist

*) Fr. Peters, de peccati in tragoediis Sophocleis vi et natura commentatio, Conitz 1849, stellt, nachdem er die einzelnen Stücke des Sophokles in Bezug auf sein Thema durchgegangen ist, S. 32 f. das Wesen der Sünde im allgemeinen zu wenig gründlich und eingehend dar. — Für die übrigen höchst anziehenden Seiten der ethischen Auffassung unseres Dichters, namentlich in Bezug auf den Orestes, Oedipus und die Antigone, bieten die Arbeiten von Klingender, über die Orestessage, Rinteln 1851, von A. Geffers, de Oedipi Sophoclei culpa, Göttingen 1850, und F. W. Ullrich, über die religiöse und sittliche Bedeutung der Antigone des Sophokles, Hamburg 1853, erfreulichen Stoff. — Für den Ajas ist noch besonders wichtig der Aufsatz von E. Goebel in Zeitschr. f. österreich. Gymn. 1857. S. 181—92.

diess aber um so unentbehrlicher, weil auch in jüngster Zeit wieder die verschiedensten Ansichten sowohl über die Idee dieses Stücks im Ganzen als auch namentlich in Bezug auf einzelne Theile, insbesondere auf die nach dem Selbstmorde des Ajas folgenden Scenen, geltend gemacht worden sind. Mit der richtigen Auffassung der ethischen Idee aber wird uns auch zugleich das rechte Verständniss der künstlerischen Motive gegeben sein. Da alle aufgestellten Ansichten vorzuführen zu weitläuftig ist, sollen nur einige der neuesten und hauptsächlichsten mitgetheilt werden.

Eine Einwirkung auf das patriotische Nationalbewusstsein seiner Stammgenossen als Zweck des Dichters anzunehmen, ist eine nunmehr wohl ziemlich verlassene Ansicht, und selbst diejenigen, welche neuerdings dieselbe noch vertraten, haben sie doch schon wieder aufgegeben. Aber auch dann, wenn man die Schuld des Ajas als die leitende Idee dieses Drama's ansieht, bleiben im Einzelnen noch so viele abweichende Auffassungen möglich und ist namentlich die Anordnung des Ganzen so verschieden beurtheilt worden, dass es wünschenswerth wäre, auch hier einen festeren Grund zu finden. Thudichum und Schwenck folgen im wesentlichen der von Welcker vorgetragenen Grundansicht. Wenn aber Schwenck so im allgemeinen die Idee vom Dichter dargestellt findet, dass Stolz zum Falle führe, wann er das Maass überschreite, möge derselbe an sich auch von der edelsten Art sein; so ist damit der Sache nicht genügt, und ein Gedanke viel zu unbestimmt ausgesprochen, der vielmehr klar und scharf gefasst sein will. Ja, es entspricht nicht einmal der wirklichen Darstellung des Dichters, dass Ajas kein Verächter oder Geringschätzer der Götter gewesen sei; der Dichter kann vielmehr sich keine Verschuldung ohne eine solche zu Grunde liegende Gesinnung erklären. Und auf die Schuld muss die Strafe folgen; oder wäre sein frei gewählter Tod die nothwendige Consequenz seines hohen, edlen Sinnes? und hätte er, „weil ihm keine Ehre hoch genug war, durch des Schicksals herben Spott die Ehre bis zur Schmach verloren, so dass er sich vor ihr nur durch den Tod retten konnte?“ Und musste die Versöhnung, die

dem Todten noch Ehre aus Feindes Mund bereitet, darum noch zu dem Drama hinzukommen, damit das Ende desselben nicht allzu schroff würde? — Schneidewin spricht sich (in der, übrigens vortrefflichen, Einleitung zur 2. Ausg.) bestimmter aus: Vermessenheit gegen die Götter und übermenschliches Pochen auf eigene Kraft hat auch dem Stärksten und sonst Tadellosesten die Strafe der Götter zugezogen. Und wie zeigt sich denn hier sein Selbstmord? „Hat Ajas auch schwer gefehlt, er hat vollständig gebüsst, da ja der Mord trotz Ajas freier Wahl doch auch als Strafe der Athene erscheint.“ Und wozu soll am Schlusse das Auftreten der Atriden und des Odysseus dienen? „Die Atriden zeigen sich als unedle Machthaber, deren Willkür das menschliche Gefühl verletzt uud den göttlichen Satzungen zuwider ist. Daher kann in diesem Widerstreit von Unmaass gegen Unmaass nur ein edler Vermittler Ausgleichung stiften.“ Schneidewin macht die beiden Gegensätze der *ἀνδρεία* und *φρόνησις*, gewissermassen eine Verbindung der Ausgänge beider homerischer Epen, zum eigentlichen Mittelpuncte der Tragödie. Die Schuld des Ajas erscheint dadurch nur in etwas Graduellem, sein Ende als Sühne, bestimmter noch als Strafe der Athene, (was wohl sehr zweifelhaft sein möchte,) die weitere Entwickelung des Drama's als ein äusserliches Mittel, um das Licht durch seinen Gegensatz zu heben, nicht als ein nothwendiger und innerlicher Fortschritt der sittlichen Idee. — Mit dem vollkommensten Rechte hat Rothe *) die ununterbrochene Kette der sittlichen Schuld des Ajas in folgenden, hier der Kürze wegen zusammengezogenen, Sätzen nachgewiesen: In dem Gefühle hoher, weit über das gewöhnliche menschliche Maass hinausgehender Kraft, in dem Bewusstsein, Grosses geleistet zu haben, hat Ajas mit zweifelloser Gewissheit der Ueberzeugung sich hingegeben, dass er der erste und ausgezeichnetste aller Achäer sei und ohne fremden Beistand, selbst ohne der Götter Mitwirkung, das Höchste erreichen könne. Dass die-

*) Dr. Rothe, über Composition und Idee des sophokleischen Ajax, Eisleben 1850, besonders S. 26 ff.

ser seiner, wie er meint, unbedingten Berechtigung gegenübertreten könne die gleiche oder gar höhere Berechtigung eines Anderen, dass der Mensch der Hülfe der Götter nie entrathen könne, diesen Gedanken lässt er nimmer in seiner Seele Wurzel fassen, eben weil er seine Kraft für unvergleichlich, sein Recht für unbegrenzt hält. Für die schnöde Parteilichkeit und ränkevolle Verdrehung des klaren Rechts, wodurch er im Waffenstreite unterlegen zu sein meint, fühlt er sich unbedingt berechtigt Rache zu nehmen, Rache um jeden Preis und auf jede Art. Er überschreitet damit abermals das Maass menschlicher Berechtigung, er verletzt ein heiliges Gesetz, welches gebietet, auch dem schlimmsten Widersacher nur in offenem, ehrlichem Kampfe entgegenzutreten. Da wird er für die schwere Schuld, die er auf sich geladen, schwer gezüchtigt. Die Götter vereiteln seinen Mordanschlag und schlagen ihn mit Wahnsinn, und er begeht darin eine That, durch die er seine Ehre vernichtet. Und als der Wahnsinn ihn wieder verlassen, da thut sich erst recht die starre Consequenz und die furchtbare Eigenwilligkeit seines Charakters hervor, da zeigt es sich, dass selbst die Schläge eines entsetzlichen Geschicks ihn in dem Wahne, dass sein Standpunct ein absolut berechtigter gewesen, nicht haben wankend machen können. Sofort gibt er sich neuer Verblendung hin, wähnend, dass nur im Tode noch für ihn Heil sei. Selbst der warnende Zuruf des Chors (V. 352 f.) stört die Sicherheit nicht, in welcher er sich abermals für absolut berechtigt hält, über sein Leben zu verfügen, und die in den Pflichten gegen die Seinigen dieser Berechtigung gesetzten sittlichen Schranken negirt; er sucht im Tode nur das Seine, nur die Herstellung seiner Heldenehre, und steigert durch das alles seine Schuld auf das Höchste. — Weniger einstimmig können wir uns zu dem bekennen, was der Verfasser von den künstlerischen Momenten der übrigen Theile des Drama's sagt: Hätte nun hier der Dichter sein Drama geschlossen, so hätte er die Aufgabe aller tragischen Kunst, den Conflict sittlicher Mächte und die Ausgleichung dieses Conflicts zur Anschauung zu bringen, nicht gelöst. Er hätte in der Person des Ajas und in seinem Thun eine

einseitige Berechtigung auf nicht zu billigende Weise gleichsam begünstigt und in Vortheil gesetzt. Er hätte durch seinen Selbstmord nach antiker Auffassung seine Schmach wirklich vollkommen ausgetilgt, seine Schuld bliebe somit ungesühnt, er hätte Recht behalten gegenüber den sittlichen Mächten, die er ignorirt hat. Daher lag dem Dichter die dringendste künstlerische (eigentlich eine ethische) Nothwendigkeit vor, die Scenen, welche man unbegreiflicher Weise für überflüssig gehalten, hinzuzufügen. Denn es musste ja jene vermessene Sicherheit des Ajas gebrochen werden und wenn auch erst nach dem Tode. Er muss noch bedroht werden mit der für die Alten furchtbarsten aller Gefahren, ohne Bestattung zu bleiben oder eine Beute der Thiere und Vögel zu werden.

Eine neue Auffassung ist durch die jüngste Darstellung von Weismann*) nicht gewonnen worden, wenn auch im einzelnen mancher unsichere oder streitige Punct treffend erörtert worden ist; dagegen bringt er einiges bei, dem nicht beizustimmen sein dürfte, während anderes grössere Anerkennung verdient. Zuerst scheint es weder umfassend genug, noch die Hauptsache treffend, wenn als die Grundidee der sophokleischen, ja der griechischen Tragödie überhaupt hingestellt wird, dass ein Mensch trotz aller Grösse und Trefflichkeit des Wollens und Handelns doch durch eigene Schuld zu Grunde geht, indem er in stolzer Selbstvermessenheit oder leidenschaftlicher Verblendung die Schranken überschreitet, welche der Wille der ewig waltenden Götter und die sittliche Weltordnung dem Sterblichen gesteckt hat. Wenn dazu als die vier Hauptmomente die Grösse des Helden, seine Verschuldung, die Strafe zur Büssung derselben und die allen Zwiespalt ausgleichende Sühne hingestellt werden, so ist auch darin weder die tiefere Grundidee des antiken Drama's überhaupt, noch die innerliche Beziehung dieser einzelnen Momente zu einander zu erkennen. Nicht zu billigen ist ferner, wenn der Verfasser verlangt, es solle

*) Dr. Weismann, über Sophokles Ajas, Fulda 1852, besonders S. 19 ff.

dem Ajas in dem Selbstmorde keine neue Schuld aufgebürdet werden, wofür, auch wenn wir gern zugeben, dass derselbe nach den Begriffen des Alterthums nicht gradezu als ein moralisches Verbrechen aufgefasst werden darf,*) jedenfalls sehr schwache Gründe beigebracht werden. Auch das scheint uns nicht unbestritten zu sein, was über das Benehmen der Atriden nach dem Tode des Ajas bemerkt wird, woraus wir erkennen sollen, dass das Urtheil des Waffengerichts ein ungerechtes war; und so habe es sein müssen, damit die Erbitterung des Ajas der genügenden Motivirung nicht entbehrte. Richtiger dagegen beurtheilt der Verfasser zum Schlusse das Wesen des Ganzen, indem er von der Einsicht ausgeht, dass nicht äussere Gründe die künstlerische Anordnung rechtfertigen können, und deshalb selbst die inneren, sittlichen Motive in folgender Weise hervorsucht: Ajas hat sich im Uebermaass verletzten Ehrgefühls zu einer verbrecherischen That entschlossen. Im Begriff, dieselbe auszuführen, wird er durch die strafende Hand einer höheren Macht nun wirklich in Schmach und Schande gestürzt. Mit entschlossenem Muthe entsagt er dem Leben, um diesem unerträglichen Zustande zu entgehen. Aber die strafende Hand reicht auch noch über den Tod hinaus. Auch im Tode noch kann seine Ehre angetastet werden, wenn das Begräbniss, dessen Entbehrung den Alten fast noch schlimmer erschien als der Tod selbst, ihm versagt bleibt. Mit ängstlicher Bangigkeit sehen wir ihn noch einmal in seinem höchsten Gute bedroht, bis endlich die versöhnte Göttin durch den Mund ihres Lieblings dem gefallenen Helden die

*) Man darf von dem Alterthume nicht verlangen, was über sein Wesen und seine Befähigung hinausgeht, da mit dem vollen Bewusstsein von der Persönlichkeit des Menschen nothwendig auch der Glaube an die ewige Fortdauer seiner Seele, und daher auch die rechte Ansicht vom Tode überhaupt und dem Selbstmorde insbesondere, fehlen musste. Indessen ist doch sowohl aus unserem Stücke als auch aus anderen Stellen (z. B. Trach. 866. heisst er ἄλαστα, daselbst 874. ὕβρις, und erscheint noch befremdender beim Weibe, 884.) zu ersehen, dass der Selbstmord schon damals das edlere Gemüth mit dem Grauen eines unnatürlichen Frevels erfüllte.

ersehnte Ruhe und die gebürende Anerkennung gewährt. Weil nun aber nach alterthümlicher Auffassung die Strafe keinen sittlich bessernden Zweck hat, sondern ein Ausfluss des Zorns ist, der an dem Schuldigen Rache zu nehmen begehrt, oder besser, ein Act der Gerechtigkeit, welche keinen Frevel ungeahndet lässt, so ist Athene durch das dem Ajas bereitete herbe Geschick besänftigt und versöhnt, zumal da er zwar in unverändertem Sinne, aber doch ohne Trotz aus dem Leben scheidet, ja sogar grade durch diese Handlung anerkennt, dass er der göttlichen Macht nicht widerstehen könne (V. 666).*)

Zu diesem letzteren habe ich nun noch mindestens einiges hinzuzufügen, indem das wichtige Verhältniss von Schuld und Strafe darin noch nicht hinreichend erörtert worden ist. Allerdings haben die Griechen das Wesen der Strafe (vgl. die Begriffe *δίκη* und *τιμή*) schon in grosser Schärfe und Bestimmtheit gefasst und auch Sophokles zeigt sich vornehmlich darin heimisch, um so mehr, als der ihm für seine Dramen vorliegende mythische Stoff zu einer tieferen Auffassung des Gegenstandes von selber führen musste. Da es nun aber eine doppelte Seite derselben gibt — wir können sie zunächst wohl die äussere und die innere nennen — so finden wir allerdings, dass der Dichter beide noch in stärkerem Maasse von einander getrennt, darum vielleicht auch der einen das Uebergewicht über die andere gegeben hat. Sobald sich aus dem ursprünglichen Wesen der Rache (*Ποινή*) der Begriff der strafenden Gerechtigkeit (*Δίκη*) erhebt, muss auch ein neues Moment in die ganze Betrach-

*) Um nicht zu weitläuftig zu werden, habe ich bei dieser, zunächst und vorzugsweise auf jüngere Leser berechneten, Arbeit die beiden Darstellungen von A. Jacob (Sophocleae Quaestiones I, 181 ff.) und L. Döderlein (Reden und Aufsätze I, 328 ff.), der über die eigenthümliche Stellung der beiden Atriden besonders treffend sich ausgesprochen hat, (eben darauf und auf die Abwehr der von A. Schöll aus dem trilogischen Zusammenhange des Drama's entwickelten Folgerungen bezieht sich auch die lesenswerthe Schrift von E. G. Chr. Vollbehr, de Sophoclis Ajace, Plön 1848.) nicht mit in diesen Kreis hineingezogen, obwohl ich mich sonst vorzugsweise gern grade an diese Männer anzuschliessen pflege.

tung sittlicher Thaten und ihrer Folgen hineinkommen. Es muss vor allen Dingen aufgenommen werden der Begriff der Absicht oder des Vorsatzes; aber mit der daraus erwachsenden Zurechnung des individuellen Thuns muss auch in die Strafe das Moment der Innerlichkeit, die Reue oder Busse kommen, die Poena zur Poenitentia werden. Ist nun auch, wie Hegel (Grundlinien der Philosophie des Rechts, S. 160) sagt, das „heroische Selbstbewusstsein aus seiner Gediegenheit noch nicht zur Reflexion des Unterschiedes von That und Handlung, der äusserlichen Begebenheit und dem Vorsatze und Wissen der Umstände, sowie zur Zersplitterung der Folgen fortgegangen, sondern übernimmt die Schuld im ganzen Umfange der That"; so ist doch grade Sophokles in diesem Fortschritte begriffen und wir sehen seine Helden wesentlich in diesem Zustande der innerlichen Strafe, des Sichselbststrafens, der ringenden Genugthuung des Gewissens sich bewegen. So kommt es, dass der Cultus der Erinyen und Eumeniden (vgl. m. Sophokl. Theologie und Ethik I, S. 61 ff.) bei ihm stärker ist als der der Dike, ja, dass dieser ganze Dienst des objectiven Rechts in seinen mannigfaltigen Entwickelungsformen noch nicht zu seiner Ausbildung gelangt ist. Als weitere Folge hiervon werden wir finden, dass Schuld und Strafe in einem Verhältnisse zu einander stehen, welches durchweg als ein inadaequates erscheinen muss. In dem Worte ἄτη verbindet sich bei ihm der dreifache Begriff der Schuld, der Strafe und des Unglücks. Aber jede Schuld ist zugleich die Folge eines früheren Vergehens, wenn auch nicht von dem Thäter selbst, sondern vom Vater oder Ahnherrn her, mithin selbst schon eine Strafe und ein Unglück, und muss nun wieder von neuem beides zur Folge haben. Und weil der Schuldige jedes Mal den ganzen Complex der Folgen seiner That büsst, so büsst er auch das Nichtbegangene mit und seine Strafe ist immer grösser als seine Schuld. Dieselbe Unverhältnissmässigkeit zwischen Schuld und Strafe kann sich aber auch sonst noch ergeben. Den Ajas trifft für seine ὕβρις zunächst die schwere Strafe der μανία, „für den Menschen als Geist das furchtbarste Strafgericht der Götter, und so wird sie

damals auch schon betrachtet; sie ist ein völliges Verstossen des denkenden Geistes aus der Reihe der gottähnlichen Wesen und setzt ihn, in dem die Gottheit wohnte, unter die Stufe des Thieres herab, das doch seinem leitenden Instinct folgen kann; im Wahnsinn aber ist eine förmliche Vernichtung des Göttlichen im Menschen erkennbar: so straft die beleidigte Gottheit." (F. A. Märcker, das Princip des Bösen b. d. Griechen, S. 100). Als er zum Bewusstsein zurückgekehrt ist, erscheint das Leben ihm als eine furchtbare Last, der Verlust seiner schon durch das Waffengericht so tief gekränkten Ehre als unerträglich, aber grade indem er den Folgen dieser schweren Demüthigung, die er sich selbst bereitet hat, vorbeugen will und über der alleinigen Rücksicht auf sich die ernstesten Pflichten gegen die Seinigen verletzt, setzt er sich einer abermaligen, noch grösseren Schmach aus, der Verweigerung einer ehrlichen Bestattung und der Ehr- und Rechtlosigkeit der Seinigen. Mit dem allen aber wird mehr gebüsst, als er verschuldet hat, und eben darum lässt die versöhnte Gottheit durch ihren Liebling dem übermässig Gestraften die Ehre wiedergeben, die nach antiker Vorstellung auch da noch ein unschätzbares Gut ist, wo sie von dem Besitzer selbst nicht mehr erkannt oder genossen werden kann.

3. Zur antiken Gnomologie.

Nachdem der verstorbene Prof. E. F. Wüstemann in Gotha uns eine sauber ausgestattete und mit einer im elegantesten Latein, worin er anerkannter Meister war, geschriebenen längeren Vorrede versehene Spruchsammlung aus römischen Classikern geschenkt hatte (Promptuarium sententiarum ex veterum scriptorum Romanorum libris congessit E. F. Wüstemann. Goth. 1856. L. u. 278 S.), bietet ein durch seine lexikographischen Arbeiten ausgezeichneter College desselben uns wiederum eine ebenso sauber ausge-

stattete Sammlung, die wir im allgemeinen als eine ergänzende und doch selbständig werthvolle bezeichnen dürfen (Gnomologia sive veterum Latinorum sententiae quae aut quid sit aut quid esse oporteat in vita breviter ostendunt. Collegit C. E. Georges. Lips., Hahn. 1863. 168 S.) Dieser Umstand darf als ein Zeichen gelten, dass der Gegenstand von Wichtigkeit und seine Behandlung ein zeitgemässes Bedürfniss ist. Es beweist aber zugleich, dass die älteren dafür etwa noch zugänglichen Sammlungen, denen an der Sichtung und Ordnung des Materials meist wenig gelegen war, dem gegenwärtigen Bedürfnisse nicht mehr entsprechen, und es wird daher sowohl der Zweck als die Methode solcher Arbeiten näher in's Auge zu fassen sein.

Wir dürfen uns hierbei freilich nicht auf das römische Alterthum beschränken, sondern müssen auf die Quelle zurückgehn, aus der jenes mit bestimmtem Bewusstsein geschöpft hat, wie unter anderen Cicero de fin. 2, 7, 20. gravissimae sunt ad beate vivendum breviter enunciatae sententiae, bezeugt. Es kann daher auch nur als ein Ergebniss äusserlicher und mehr zufälliger Umstände gelten, wenn wir bereits zwei Sammlungen aus dem römischen und noch keine aus dem griechischen Alterthume erhalten haben. Es setzt solches ja eine umfassende Belesenheit in den Schriftstellern der verschiedensten Gattungen voraus und grade die genannten beiden Gelehrten haben ihre verdienstvollen Studien zu einem wesentlichen Theile der lateinischen Sprache und Literatur zugewandt. Unter den gebildeten Lesern aber, auf deren Theilnahme allerdings solche Bücher mit Fug rechnen dürfen, wenden sich zur Zeit noch immer weit mehrere dem römischen als dem griechischen Alterthume zu. Nichts desto weniger müssen auch hier mehr die Quellen als die abgeleiteten Ströme aufgesucht werden, denn die Gnome, wie sie ein griechisches Wort ist, das durch das römische sententia nicht erschöpft werden kann, ist in weit vollerem und reicherem Maasse aus dem griechischen als aus dem römischen Volksleben hervorgegangen, und es muss daher zu dem vollen Verständniss ihrer Bedeutung auf die Eigenthümlichkeit dieser Stilgattung und nationalen Production zurückge-

gangen werden. Es wird sich freilich hierbei der Unterschied bald zeigen, der zwischen dem aus dem volksthümlichen Leben selbst hervorgegangenen oder durch dasselbe bestätigten kurzen Kern- und Sinnspruche und zwischen der von dem Einzelnen, wenn auch unter mehr oder minder allgemeiner Zustimmung zu dem Inhalte, in die entsprechende schöne Form gefassten allgemeinen Wahrheit stattfindet. Wie aber zwischen beiden eine sichere und scharf abgesteckte Grenzlinie niemals zu errichten ist, so werden auch beide in einer derartigen Sammlung ohne wesentliche Beeinträchtigung des Zwecks und Nutzens zusammengestellt werden dürfen.

Dieser Zweck aber ist immer ein praktischer, wenn auch in zwiefacher Weise, indem man entweder die Absicht vor Augen hat, aus diesen reichen Geistesstrahlen ein Bild des gesammten Lebens eines Volks sich vorzuführen, oder den einzelnen Spruch zum Gegenstande einer Betrachtung und Darstellung zu machen. Der erste Zweck ist von grosser, grade in der Gegenwart besonders zu beherzigender Wichtigkeit; je mehr in den allgemeinen Bildungskreisen die Liebe und das Verständniss des classischen Alterthums zu ermatten und abzunehmen scheint, desto werthvoller ist dieses Perlengeschmeide, das von dem reichen Gewande desselben abgelöst den Empfänglichen auf die unbeachteten Schätze, die das Ganze in sich trägt, immer wieder hinzuweisen vermag. Aber grade in dieser Beziehung ist der Schatz der griechischen Literatur weit wichtiger als der der römischen; aber auch, insofern er durch solche literarische Hülfsmittel eröffnet wird, schwerer zu heben. Viel dringender erscheint daher für den unmittelbaren praktischen Zweck der zweite; und die ganze Theorie und Methodik der selbständigen Ausarbeitungen unserer Gymnasialjugend scheint den vermehrten Gebrauch des hier in Rede stehenden Stoffs grade in den jüngsten Erfahrungen immer mehr zu bestätigen. Eben aus diesem Grunde aber werden einige praktische Winke für die Anlage solcher Sammlungen hier vor allen Dingen in's Auge zu fassen sein, wenn dieselben sich auch keineswegs auf diesen zweiten Zweck beschränken, vielmehr ebensowohl bei dem ersten anwendbar sind.

Wüstemann hat sein Promptuarium nach gewissen allgemeinen Gesichtspuncten, Georges seine Gnomologie alphabetisch, man möchte fast sagen lexikalisch, angelegt. Jenes ergibt nun allerdings etwas ungleiche Hauptabschnitte; denn während die Capitel de deo, de mundo et de rerum natura, de natura ejusque cognitione, nur für die ersten 24 Seiten Stoff bieten, umfasst der vierte Abschnitt de humano genere, de hominum rebus et institutis in fünf verschiedenen Theilen mit mannigfachen Unterabtheilungen das ganze übrige Buch. Auch sind die einzelnen kleineren Abschnitte nicht so abgegrenzt, dass sie nicht vielfache Berührungen zuliessen oder bisweilen so in einander übergingen, dass sie oft gar nicht von einander unterschieden werden können. Ein recht leichtes und sicheres Auffinden, wenn es darum in erster Linie zu thun ist, wird also auf diesem Wege nicht erreicht, aber für die zusammenfassende Erkenntniss wichtiger Seiten des antiken Lebens und Denkens bietet derselbe grosse Vorzüge. Georges hat sich überhaupt einen engeren Kreis gesteckt, hat auch vielleicht vorzugsweise den für Schule und Unterricht sehr zu würdigenden praktischen Zweck vor Augen gehabt; aber dennoch würden wir seiner alphabetischen Ordnung eine sachliche nach möglichst zusammenfassenden Gesichtspuncten vorgezogen haben. Freilich ist es nicht leicht, den Inhalt eines Satzes oder einer Gnome unter einen kurzen Begriff zu bringen, der nicht vielmehr einen vollständigen Commentar zu demselben enthielte. Aber diese Nothwendigkeit wird dann auch vermieden, wenn allgemeine Ueberschriften das Nahverwandte bei aller individuellen Mannigfaltigkeit innerhalb des durch die Ueberschrift gegebenen weiteren Kreises zusammenfassen. Nun steht das Verwandte und Zusammengehörige oft unverhältnissmässig weit getrennt, oder ist unter ein Wort subsumirt, das zwar in dem Zusammenhange ausdrücklich sich findet, aber nicht grade dem Benutzer augenblicklich in den Sinn kommt. Dann würde eine Hinweisung leichter erspart und das Schwanken zwischen verschiedenen Ausdrücken, wie für die Genügsamkeit zwischen abstinentia, moderatio, paupertas und temperantia vermieden sein. Aber fast möchte es scheinen, als

ob wir dann manche bedeutsame Aussprüche nicht vermissen würden, die nun fast nur darum fehlen, weil sie sich unter ein bestimmtes Wort nicht füglich bequemen. So haben den Gedanken, dass die Welt immer dieselbe bleibt, „alles wechselt nur im Leben", Ovid: met. 15, 252 ff. rerumque novatrix ex aliis alias reparat natura figuras; nec perit in tanto quidquam, mihi credite, mundo, sed variat faciemque novat; — nil equidem durare diu sub imagine eadem crediderim, und Manilius, astronom. 1, 519 ff. idem semper erit, quoniam semper fuit idem; non alium videre patres aliumve nepotes adspicient. Unser: Art lässt nicht von Art, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, erinnert an das sprichwortähnliche Wort des Petronius (sat. 74.): nusquam aedes somniat, qui in pergula natus est. Ebenso die zahlreichen Gleichnisse, in denen das Leben mit einer Schiffahrt zusammengestellt und die Mühsal desselben nach allen Seiten betrachtet wird, wie es beim Seneca so oft und so schön geschieht, z. B. de brevit. vit. 8. quid enim? si illum multum putes navigasse, quem saeva tempestas a portu exceptum huc et illuc tulit, ac viribus ventorum ex diverso furentium per eadem spatia in orbem egit? non ille multum navigavit, sed multum jactatus est.

Hier kommt nun freilich überhaupt die Frage in Betracht, wie weit der Umfang des für eine solche Sammlung auszuwählenden Stoffs gehen soll. Dass von beiden Sammlungen das Ethische in den Vordergrund gestellt und dieses von Georges eigentlich noch in einem engeren Sinne genommen worden ist, finden wir im allgemeinen billigenswerth. Aber wir würden unter anderem die Natur davon nicht ausgeschlossen haben, da dieselbe in dem ganzen Alterthume fast ausschliesslich in Verbindung mit dem Menschen gedacht und daher wesentlich ethisch gefasst worden ist. Grade bei den Römern finden sich hierfür manche schöne Stellen: die Veränderungen der Himmelskörper, der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten (Ov. fast. 4, 126.), Sonne, Mond (Plin. n. h. 2, 9. Sen. ep. 92.) und der ganze Sternenhimmel (Sen. consol. ad Helv. 11.), selbst das Einzelne aus der Thier- und Pflanzenwelt, Nachtigallen (Plin. n. h.

10, 329.) und Bienen (das. 11, 5.), Rosen und Nelken (Claudian. rapt. Proserp. 2, 94 ff.), endlich die verschiedenen Zweige des Landlebens und dieses selbst in einem behaglich erquickenden Gegensatze gegen das unruhige und geschäftige städtische Treiben (Hor. sat. 2, 8, 60 ff. Plin. ep. 1, 9. Prop. 4 (3), 21, 25 ff.), werden bei Dichtern und Prosaikern oft in so bezeichnenden Sentenzen oder kurzen Einzelbildern vorgeführt, dass dieselben helle Schlaglichter auf die ganze antike Denkweise werfen und interessante Anknüpfungspuncte für vergleichende und beurtheilende Darstellungen bieten. Wir hätten um so lieber die hier einschlagenden wichtigsten Stellen der Alten zusammengestellt gesehen, als grade diese Seite auch nach den schönen Andeutungen, welche von A. von Humboldt in seinem Kosmos II., R. v. Raumer, vom deutschen Geiste S. 13 f., Schnaase, Geschichte der bildenden Künste II, S. 128 ff und Köchly, zur Gymnasialreform, gegeben worden sind, noch in den Anfängen einer angemessenen literarischen Behandlung steht.

Aber auch aus dem, was unmittelbar zu dem Leben gehört und mit ihm in Beziehung steht, insbesondere über die Abstufungen der Stände, Geschlechter, Lebensalter u. s. w., hat das Alterthum sinnige Beobachtungen angestellt, die in ihrer naiven Fassung und treffenden Ausdrucksweise auf solche Seiten aufmerksam machen, die uns leichter entgehen, weil sie uns so nahe liegen und die Macht der Ueberlieferung eine so grosse ist. Ich verweise hier nur auf die Schilderung vom Wechsel des Lebens bei dem Tragiker Seneca (Thyest. 3, 641 ff.), die Verschiedenheit der Armuth und des Reichthums in seinem Herc. fur. 166 ff., über den Werth des Adels und das Verhältniss der Geburt zum Verdienste: Ovid. met. 13, 140 f. nam genus et proavos et quae non fecimus ipsi, vix ea nostra voco. Juvenal. 8, 20. nobilitas sola est atque unica virtus, vergl. Tibull 4, 1, 28 ff. Hierher gehört auch die treffliche Zeichnung der Wankelmüthigkeit des menschlichen Herzens: Ovid. met. 10, 371 ff. et modo desperat, modo vult tentare pudetque et cupit et quid agat non invenit. — animus vario labefactus vulnere nutat huc levis atque illuc, momentaque sumit utroque. Ja, wir wür-

den für das Wesen des Menschen überhaupt die bezeichnende Stelle bei Cic. de legg. 1, 7, 22. animal hoc providum, sagax, multiplex, acutum, memor, plenum rationis et consilii, quem vocamus hominem, praeclara quadam condicione generatum a supremo deo, jedenfalls herbeigezogen haben.

Doch wir wollen wiederum zu unserer Gnomologie zurückkehren, die uns ein lebhaftes Interesse eingeflösst und uns in diese Betrachtungsweise hineingeführt hat, bei der wir keineswegs ein maassgebendes Urtheil aussprechen wollen, weil sich nichts schwieriger als die Bestimmung des Maasses und Umfanges treffen lässt. Auch wissen wir wohl, dass zwischen einer wirklichen Gnome und einer treffenden Anmerkung, einem s. g. dictum probans, noch gar wohl ein Unterschied ist, und daher, was der eine in solcher Sammlung vermisst, der andere als nicht dahin gehörend abweisen kann. Aber wir glauben zu dem unleugbar nützlichen Werke nicht besser und nicht dankbarer für das gegebene beitragen zu können, als wenn wir Bemerkungen über einzelnes mittheilen, gesetzt auch, dass sie für diesen Zweck weniger nothwendig oder brauchbar erscheinen sollten. Wir hoffen, dass recht viele Leser das empfehlenswerthe Büchlein in die Hand nehmen, fleissig benutzen und aus eigenen Studien manches dazu sammeln werden.

Die Aufeinanderfolge der unter Einer Ueberschrift zusammengefassten Stellen nach der Zeitfolge der Schriftsteller hat etwas sehr äusserliches und unbequemes; namentlich da, wo seitenlange Artikel vorkommen, wird das Nahverwandte und selbst unmittelbar Zusammengehörige oft gar zu unnatürlich aus einander gerissen; ja es wird sogar der Sinn mancher aus dem Zusammenhange herausgenommenen und daher an sich dunklen Stelle durch die Verbindung mit anderen ungleichen erschwert oder entstellt. So hätte unter mors die Stelle aus Hor. carm. 3, 2, 13 ff. unmittelbar mit der aus dem Curtius zusammengestellt werden müssen; in demselben Artikel hätten wir auch die Gewissheit des Todes aus Ovid. met. 10, 32 ff. paullumque morati serius aut citius sedem properamus ad unam; tendimus huc omnes, haec est domus ultima, und die Gleichheit Aller im Tode

nach Cic. de legg. 2, 23, 59. tolli fortunae discrimen in morte, hervorgehoben. Der Titel auctor sceleris ist zu unbestimmt und schwerlich wird ein Leser unter demselben etwas suchen. Unter beatus wiederum wird man am wenigsten dasjenige erwarten, was dort zu lesen ist, das horazische: nihil est ab omni parte beatum, da es ja vielmehr der Ausdruck der allgemeinen Unvollkommenheit ist. Bei der brevitas vitae würden wir Hor. carm. 2, 16, 17. quid brevi fortes jaculamur aevo multa? bei Casus oder einem verwandten Begriffe die wenn auch nur individuelle Ueberzeugung des Curtius von dem unauflöslichen Caussalzusammenhange aller Dinge (5, 31, 10. aeterna constitutione nexuque caussarum latentium ex multo ante destinatarum suum quemque ordinem immutabili lege percurrere); bei conscientia die Stelle Cic. Mil. 23, 61. magna vis est conscientiae et magna in utramque partem, ut neque timeant, qui nihil commiserint, et poenam semper ante oculos versari putent, qui peccarint, wenn allerdings auch nicht sowohl das reine Gewissen an sich als das durch Furcht vor der Strafe bewegte dort gemeint ist; unter culpa die klaren Aeusserungen Seneca's: de ira 8, 9. neminem nostrum esse sine culpa, 3, 26. omnes mali sumus, und hier oder unter peccatum auch die inhaltsreiche Stelle de clementia 1, 6. peccavimus omnes, alii gravia, alii leviora, alii ex destinato, alii forte impulsi aut aliena nequitia ablati — nec delinquimus tantum, sed usque ad extremum aevi delinquemus; unter invidia die unter sich engverwandten Stellen: Hor. carm. 3, 24, 31 f. virtutem incolumem odimus, sublatam ex oculis quaerimus invidi, die hier unter virtus aufgenommen ist, und die beiden aus dem Ovid: amor. 1, 15, 39 f. pascitur in vivis livor, post fata quiescit, tum suus ex merito quemque tuetur honos, ep. ex Ponto 3, 4, 73 f. scripta placent a morte fere, quia laedere vivos livor et injusto carpere dente solet; bei somnus die beredte Darstellung aus Ovid. met. 11, 623 ff. somne, quies rerum, placidissime, somne, deorum, pax animi, quem cura fugit, qui corda diurnis fessa ministeriis mulces reparasque labori, und bei fides die durch manche ähnliche Andeutungen zu verstärkende Aeusserung bei Ovid, Her. 20, 183 f. nec

bove mactato caelestia numina gaudent, sed, quae praestanda est et sine teste, fide, nicht unerwähnt gelassen haben. Bei tranquillitas animi vermisst man die hauptsächliche Stelle Sen. de tranqu. an. 2, bei voluptas Sen. de vita beata 4, bei fortuna Ovid. trist. 5, 8, 15 f., bei dies Hor. carm. 2, 18, 15 f., bei mors den ruhigen Tod im Alter: Papin. Stat. silv. 2, 2, 140 f., und bei longa vita würden wir aus der angeführten Stelle des Seneca noch anderes und mehreres mitgetheilt haben. Bei anderen Artikeln möchte man wiederum vorzugsweise mit dem Herausgeber über die Wahl der Ueberschrift rechten, zumal wenn unter ein einziges Wort zusammengefasst ist, was eigentlich nur durch einen vollen Satz hätte bezeichnet werden können. So ist gulosus am wenigsten der rechte Titel für den Satz: liber non potes et gulosus esse; leichter würde es sich mit manchem anderen zusammen unter die Wahrheit subsumiren lassen, dass niemand zwei Herren dienen kann. Umgekehrt ist die impunitas peccandi wieder zu vereinzelt und hätte viel lieber unter einen weiteren Gesichtskreis gebracht werden sollen. Endlich sind andere Stellen wieder aus einem Zusammenhange herausgenommen, in welchem sie einen anderen und viel bestimmteren Sinn haben, als in welchem sie, so losgelöst, erscheinen. Diess gilt unter anderem von den aus Horaz angeführten Worten (carm. 3, 27, 74 f. bene ferre magnam disce fortunam), die für die Europa doch offenbar eine ganz andere Bedeutung haben und schon in dieser Form die Tiefe einer allgemeinen Wahrheit vermissen lassen.

Es könnte nach unserem Ermessen nichts willkommner sein, als wenn der Herausgeber veranlasst würde, nicht blos seine gnomologischen Studien noch weiter fortzusetzen, wozu ihm seine lexikalischen Studien eine natürliche und fast unabweisliche Veranlassung bieten, sondern auch in erweiterter Gestalt den Freunden des klassischen Alterthums vorzulegen. Wir möchten dann auch den mit dem ethischen Gebiete noch zusammenhängenden Gehalt der allgemeinen religiösen Vorstellungen und Grundsätze berücksichtigt zu sehen wünschen, deren concise und doch so durchsichtige Fassung oftmals auch denjenigen eine unwillkürliche Achtung abgewinnt, die

in dieser Beziehung die alte Welt geringzuschätzen gewohnt sind. Wir haben darum Aeusserungen über die immortalitas (dieser Artikel fehlt in der Sammlung ganz) animorum, wie sie Ovid. met. 1, 15. und Seneca ep. 102, aber auch an vielen anderen Stellen noch, stehen, gradezu vermisst. Wer hörte nicht gern noch einen Claudian (Apon. 79 ff.) seine Ueberzeugung vom Dasein Gottes und (de raptu Proserp. 1, 282 ff.) eines künftigen Lebens mit so schönen, wenn auch mythologisch gefärbten Worten darlegen, die jetzt meist ganz unbeachtet bleiben (amissum ne crede diem: sunt altera nobis sidera, sunt orbes alii, lumenque videbis purius u. s. w.), aber in einer solchen Sammlung, wenn sie auch wegen ihrer Ausdehnung nicht vollständig mitgetheilt werden können, wenigstens am geeigneten Orte vorgeführt werden müssten.

Einige Male sind in der Gnomologie von Georges griechische Parallelen herbeigezogen worden; in dieser Vereinzelung kann die Sache nur eine geringe Bedeutung haben, aber wir leugnen nicht, dass wir von einer solchen Behandlung in grösserem Umfange uns einen erheblichen Gewinn versprechen würden. Die Gnome ist und bleibt ein rechtes Eigenthum des hellenischen Lebens, darum muss auch jederzeit auf sie wieder als auf die rechte Quelle zurückgegangen werden, zumal wenn es sich um das volle Verständniss ihrer Bedeutung in und ihres Zusammenhangs mit dem Volksleben handelt. Die allgemeine Erörterung der gnomischen Poesie der Griechen aber ist eben so sehr in ihren Anfängen stehen geblieben, als es uns an einer übersichtlichen Zusammenstellung der grade durch die grössten Dichter, Redner und Geschichtschreiber der Griechen zerstreuten Gnomen mangelt. Fr. Thiersch hat in seiner Abhandlung de gnomicis carminibus Graecorum in den Acta philologorum Monacensium im 3. Bande nur aus dem Homer und Hesiod Einiges gesammelt und ist in der zweiten Hälfte noch dazu mehr kritisch sichtend als den Inhalt erfassend, nicht über den Callinus, Archilochus und Tyrtäus hinausgekommen. Der reichhaltige und belehrende Schatz, der uns namentlich in den Tragikern vorliegt, ist noch in keiner Weise gehoben,

viel weniger fruchtbar gemacht worden. Allein aus dem Euripides würde sich eine Menge von Parallelen für die sententiösen Aussprüche der Römer auffinden lassen; zwischen ihm und einer bedeutenden Periode der römischen Literatur, wie sie am besten vielleicht Horaz repräsentirt, liegt eine tiefere Verwandtschaft zu Grunde. Jener gnomische Charakter scheint da fast am meisten zum Vorschein gekommen zu sein, wo gewisse geistige Uebergänge und Berührungspuncte zwischen dem Leben beider Völker sich zeigen. Diess gilt auch von der pythagoräischen Philosophie, die auch in ihrer Form den brachylogischen und apophthegmatischen Charakter, wiewohl ohne absichtliches Suchen nach imponirender Dunkelheit und räthselhafter Kürze, gewählt hat und in ihrer ethisch-praktischen Tendenz dem Römerthum sehr nahe steht, man mag die wirklichen Verbindungen auch noch so gering annehmen als man wolle.

Der praktische Nutzen solcher Sammlungen für die Schule scheint uns ein zwiefacher zu sein. Wir glauben nemlich einmal, dass durch dieselben die Schüler eher angeregt als behindert werden, sich eigene Sammlungen, wobei die freieste individuelle Wahl und Neigung statthaben kann, anzulegen, worauf wir allerdings mit M. Seyffert, dessen gründliche Darstellung in den scholae Latinae II, §. 60 ff. die vollste Beherzigung verdient, das grösste Gewicht legen. Für's andere aber wird eine solche, namentlich nach sachlichen Gesichtspuncten zusammenzustellende, Blütenlese für die mannigfaltige Praxis der eigenen Geistesübungen der Schüler in Aufsätzen, Vorträgen, Disputationen u. s. w. von unschätzbarem Werthe sein. In solcher Weise ist sie in der That auch in jüngster Zeit in stärkerem Maasse als zuvor gebraucht und namentlich in den neuerdings erschienenen Anleitungen und Dispositionen, unter welchen die trefflichen Arbeiten von Dr. L. Wendt in Rostock weniger bekannt zu sein scheinen als sie verdienen, sehr zweckmässig verwandt worden. Aber es wird dadurch auch dem Lehrer überhaupt eine unentbehrliche Grundlage bereitet sein, um insbesondere bei der Interpretation der Alten auf gewisse Grund- und Charakterzüge des antiken Wesens aufmerksam machen und

dieselben durch einige, der Erinnerung sich nicht immer in gleichem Maasse rasch darbietende Beleg- und Kernsprüche auf die instructivste Weise erläutern zu können.

Eine sehr wesentliche Hülfe für diesen Zweck bietet auch die von dem Prof. R. Schneider am Gymnasium zu Meiningen veranstaltete, wenn auch zunächst auf ein engeres Gebiet beschränkte, Sammlung: Christliche Klänge aus den griechischen und römischen Klassikern. Eine Sammlung aus den Quellen im Anschluss an den Katechismus und die bezüglichen Bibelsprüche für Gebildete und höhere Lehranstalten, insbesondere Gymnasien. Gotha, F. A. Perthes. 1865. LXVI u. 376 S. gr. 8. Wir müssen auch dieses Unternehmen und die bei demselben vorschwebende Absicht mit wahrer Freude begrüssen, wenn wir auch mit der Art und Weise der Ausführung uns nicht überall einverstanden erklären können. Unbedingt verdienstlich ist die mit liebevollem Fleisse ausgeführte Sammlung, die schon als solche sehr vielen, die sich für die religiös-ethischen Regungen des Geistes der alten Völker interessiren und die Vergleichung mit den christlichen Lehren und Ideen gern daran anschliessen, in hohem Grade willkommen sein wird. Denn die alten Sammlungen von Pfanner, Vossius u. A. waren princip- und planlos, eine rudis indigestaque moles, die heutzutage niemand mehr geniessen könnte, auch wenn die Werke selbst noch zugänglicher wären, als sie es sind. In dem gegenwärtigen Buche haben wir eine planmässige, systematische Arbeit, und es kann nur zunächst die Frage sein, ob dieser Gegenstand mehr systematisch oder mehr historisch behandelt werden müsse.

Auf diese Frage können wir denn freilich die Antwort nicht zurückhalten, dass zunächst der historische Weg als der einzig richtige erscheinen muss, ja, dass ohne vorherige Betretung desselben, ohne eine nach dieser Seite hin geebnete Bahn der Versuch einer systematischen Behandlung fruchtlos ist. Nun ist allerdings für diesen Zweck in den letzten Jahrzehenden in erfreulicher Weise vorgearbeitet worden; aber es ist das, was geschehen ist, noch bei weitem nicht reichhaltig und umfassend genug, um schon einen

befriedigenden Aufbau auf sicherer Grundlage erwarten zu lassen. Es ist eine Reihe von antiken Schriftstellern mit Rücksicht auf ihren religiös-sittlichen Gehalt monographisch behandelt worden; aber theils sind dazwischen noch grosse Lücken geblieben, theils hat sich das Gemeinsame und Volksthümliche von dem Individuellen und Charakteristischen noch nicht hinreichend geschieden. Nichts desto weniger halten wir eine Sammlung, wie die obige, für sehr verdienstlich, weil die anderweitige Arbeit bei dem Umfange der Spezialstudien und bei der geringen Zahl der Bearbeiter noch so bald nicht das beabsichtigte und gewünschte Resultat haben kann. Bis dahin wird also den Theologen insbesondere eine Arbeit, wie die vorliegende, eine für ihre praktischen Aufgaben und wissenschaftlichen Interessen gleich willkommene sein.

Wir werden also einen andern Maassstab der Beurtheilung anzulegen haben. Wir werden fragen müssen: ob Tendenz und Richtung, die dem Verf. des Werkes vorgeschwebt, an sich richtig und angemessen, ob die Methode der Ausführung, insbesondere die fortwährende Parallelisirung mit Katechismus und Bibelsprüchen, eine billigenswerthe, ob die Disposition des Ganzen gelungen, die nöthige Vollständigkeit erreicht, und ganz besonders auch, ob das Einzelne richtig unter die betreffende Idee subsumirt und mit dem Nächstverwandten gehörig zusammengestellt sei. Das werden die Puncte sein, nach denen wir die Leistung werden beurtheilen dürfen, ohne ihr Unrecht zu thun oder einen fremdartigen Maassstab an sie anzulegen.

Es ist ein doppelter, unter sich sehr verschiedener Zweck denkbar, um dessen willen eine solche Sammlung unternommen wird. Man kann vorzugsweise dabei das Alterthum im Auge haben und zu dessen allseitiger und umfassender Charakteristik beitragen wollen; man kann aber auch den Ertrag der religiös-sittlichen Ideen jener grossen Geister, die wir vorzugsweise als Classiker zu bezeichnen pflegen, für allgemeine Zwecke selbständiger Benutzung und geistiger Verarbeitung sammeln und anderen darbieten wollen. Für den ersten Zweck wäre die Unterscheidung der beiden

Literaturen und ihrer verschiedenen Zeitalter unerlässlich; es muss sonst ein verworrenes und unrichtiges Bild entstehen. Der Verf. unserer Sammlung hat daher wesentlich die zweite Aufgabe im Auge gehabt, und gerade von diesem Standpuncte aus wird ihm um so viel grösserer Dank gebühren. Ging aber hiervon der Verf. bei Anlegung seiner Sammlung aus, so war bei der unabweislichen Nothwendigkeit der Anordnung nach bestimmten Gesichtspuncten die Parallelisirung mit den Cardinalpuncten und Hauptabschnitten der christlichen Lehre wohl sehr gerechtfertigt und natürlich. Je einfacher und übersichtlicher dann diese Anordnung gemacht wurde, desto zweckmässiger und fördernder für weitere Ausführung musste sie sein. Hätte der Verf. daher die drei Artikel des christlichen Glaubens, in die sich wiederum alle anderen Stücke des Katechismus bequem einreihen lassen, in der Schöpfung, Erlösung und Heiligung zu Grunde gelegt; oder mit Rücksicht auf diese ein etwas erweitertes, dem religiösen Geiste der antiken Welt adäquateres Schema ausgeführt, wie wir es namentlich in den meisterhaften Arbeiten Nägelsbachs u. A. angenommen finden, so würde schon um der Einfachheit willen der Sache mehr damit gedient gewesen sein, als mit der für die christliche Lehre und den symbolischen Gebrauch in Haus und Schule unübertrefflichen Ordnung des lutherischen Katechismus. Denn für die Schöpfung können wir auf dem Boden des griechisch-römischen Alterthums, abgesehen von der auch dort versuchten Grundlegung der Welt und aller Dinge, das eigentlich theologische und anthropologische, für die Erlösung das hamartologische und kathartische, für die Heiligung endlich, wenn auch der Natur der Sache nach am wenigsten entsprechendes, doch das chiliastische und eschatologische nebst den auf die Formen des reichhaltigen Cultus bezüglichen Aussprüchen benutzen.

Nun aber sind der Sammlung die sechs Hauptstücke unseres Katechismus zu Grunde gelegt worden. Hier wird man nun schon beim ersten Anblick finden, wie die Gegensätze so stark hervortreten, dass die Aehnlichkeiten darüber verschwinden. Die Alten hatten keinen Dekalog, wie ihn

Mose von Gott empfangen, kein Vater Unser, wie Jesus es seine Jünger gelehrt, keinen Glauben, wie ihn der Christ bekennt, den er ohne Christum ja nicht haben kann, noch viel weniger Sacramente, wie Taufe und Abendmahl, deren Bedeutung er nicht einmal ahnt. Das versteht sich nun alles freilich von selbst, und wir werden uns kaum wundern dürfen, dass uns die steigende Unangemessenheit auch äusserlich sichtbar entgegentritt. Denn während das erste Hauptstück, dem ja allerdings, wenn man von der tiefen Bedeutung des Gesetzes und seiner Pädagogie auf Christum absehen will, eine reichhaltige und auf alle Verhältnisse des Lebens sich erstreckende Ethik aus den alten Classikern sich an die Seite stellen lässt, ungefähr die Hälfte des Buchs, S. 23—158, einnimmt, kommt auf das zweite und dritte Hauptstück, welche von religiösen und sittlichen Wahrheiten noch einen so ausgedehnten, wenn auch von dem ersten nicht streng zu sondernden, Inhalt darbieten, fast der ganze übrige Theil des Buchs; denn die drei andern Hauptstücke von der heiligen Taufe, von der Beichte (das fünfte bei ihm) und vom heiligen Abendmahl stehen auf vier Blättern!

Es kann unter diesen Verhältnissen nicht ausbleiben, dass eine strenge Scheidung nicht möglich ist und manches innerlich Verwandte an getrennten Orten vorkommt. Die Vereinigung mit Gott z. B., von der als allgemein religiöser Vorstellung zu Anfang die Rede ist, ist keine andere da, wo die christliche Wiedergeburt besprochen wird, und es ist daher auch natürlich, dass dasselbe Citat aus Cicero's Tusculanen an beiden Stellen (S. 3 und 283.) vorkommt und ähnliches noch oft anderswo. Das Gewissen, dem gerade beim Gesetz eine hauptsächliche Stelle gebührt, hat nur in der Einleitung seinen Platz finden können, die Gewissenhaftigkeit, diese so wesentlich römische Tugend, kommt nirgend vor. Der ganze Abschnitt von den göttlichen Offenbarungen hätte überhaupt in das Werk selbst eingereiht werden müssen, für welches er ja von besonderer Wichtigkeit ist. Dann würde auch der dritte und letzte Theil desselben, der jetzt völlig Ungeordnetes und unter zum Theil

falsche Gesichtspuncte (a. Verschiedenes; b. die römischen Historiker) Gebrachtes enthält, in einen wirklich organischen Zusammenhang mit dem Uebrigen haben gesetzt werden können. Ebenso wenig halten wir die ziemlich umständliche Behandlung des Schlusses der zehn Gebote für angemessen; hier konnte füglich vom Verhältnisse der Strafe zu dem vorhandenen Bösen, von der richtenden göttlichen Thätigkeit, von der erziehenden Macht des Uebels in der Welt, wovon wenigstens einige schwache Anklänge bei den Alten vorkommen, die Rede sein; aber das Hamartologische musste bis zu dem Abschnitte von der Erlösung verspart und das Aretalogische zur Grundlage eines recht auf antiker Grundlage basirten ethischen Abschnittes genommen sein. Desgleichen hätte dasjenige, was beim Abschnitte von der Schöpfung über das Sterben und in dem von der Heiligung über die Unsterblichkeit der Seele beigebracht ist, lieber zu einem eschatologischen Ganzen, in welchem durch die Gegensätze und ihre Behandlung bei den Alten ein neues Licht gewonnen wäre, vereinigt werden sollen. Dem dritten Hauptstücke wäre unserm Erachten nach ein viel kleinerer Raum zu verstatten gewesen, da dasjenige, was von dem antiken Geiste analoges sich sagen lässt, wirksamer anderswohin gezogen sein würde, anderes aber, wie der Begriff des Gottesreichs auf Erden, des geistlichen Brodes, der Sündenvergebung, überall nicht zu dem vorchristlichen Begriffskreise gehört, so dass nur eine entfernte und selbst irreleitende Analogie beigebracht werden kann. Von den letzten Abschnitten wollen wir lieber schweigen; für sie Parallelen ausserhalb der christlichen Offenbarung zu suchen, ist völlig unfruchtbar. Das dankenswerthe Register hätte doch jedenfalls die hauptsächlichsten antiken Namen und Begriffe mit verzeichnen sollen; sehr willkommen wäre ausserdem auch eine kurze Vorführung der citirten Schriftsteller gewesen, aus der daneben freilich hervorgegangen wäre, wie ungleich ihre Benutzung zur Zeit noch ausgefallen ist und wie wenig einzelne, z. B. Theognis, Sophokles und andere Dichter, die gnomisch besonders reich sind, ihr volles Recht und Genüge empfangen haben.

Wir kommen zu einem andern Puncte, den wir zu prüfen haben, dem der Vollständigkeit, obwohl diese doch immer nur in relativem Sinne verstanden werden darf. Aber es gibt über alle hier behandelten irgend wichtigen Gegenstände Cardinalsätze, die auf keinen Fall entbehrt werden können, wogegen wenigstens anderes unbedingt zurückstehen muss. Wenn von der Sünde die Aeusserungen des Seneca, die zum Theil so sehr treffend sind, angeführt werden, darf vor allen auch die Stelle nicht vergessen werden: de beata vita 17. exigo a me, non ut optimis par sim, sed ut malis melior. Hoc mihi satis est, quotidie aliquid ex vitiis meis demere et errores meos objurgare. Bei den allgemeinen Aeusserungen über die Bedeutung des Gesetzes durfte das schöne Wort Cicero's de orat. 1, 44. nicht fehlen, der das in den zwölf Tafeln enthaltene Sittengesetz den Bibliotheken aller Philosophen vorzieht. Bei der invidia habe ich die Hauptstelle bei Horaz (Od. 3, 24, 31 f. virtutem incolumem odimus, sublatam ex oculis quaerimus invidi) nirgend bemerkt, die herodoteischen von dem Neide der Götter theilweise und die Aeusserung des Livius 10, 13. et fortunam ipsam vereri, ne cui deorum nimia jam in se et constantior, quam velint humanae res, videatur, ganz vermisst. Wo Zufall und Vorsehung nach der Vorstellung des Alterthums geschieden werden soll, darf man die kräftige Stelle bei Curtius 5, 31, 10. nicht übersehen: eludant videlicet, quibus forte temere humana negotia volvi agique persuasum est: equidem aeterna constitutione crediderim nexuque caussarum latentium ex multo ante destinatarum suum quemque ordinem immutabili lege percurrere. Das von der Thatsünde S. 131. beigebrachte berührt sich theilweise mit dem, was S. 266 f. über den Dualismus von Geist und Fleisch angeführt ist; aber einige Hauptstellen fehlen, und die vorhandenen, auch an der zweiten Stelle wiederkehrenden sind nicht vollständig genug angeführt. Einige Aeusserungen bei Aeschines und Demosthenes enthalten dazu schlagende Belege; ausserdem trifft auch das Wort bei Aristoteles (probl. sect. 30, 12): *ἄλλο νοεῖ καὶ ποιεῖ ἄνθρωπος*, die Sache sehr und mahnt

unwillkürlich, solche Stellen genauer zu untersuchen, da sie zum Theil den anderweitig gegebenen vollständig ähnlich, wenn auch einer etwas verschiedenen Auslegung fähig sind. Für die Herrschaft über die Begierde ist eine der Hauptstellen: Cic. tusc. 4, 9. omnium perturbationum fontem esse dicunt intemperantiam (auch bei der „Unmässigkeit", S. 329 f., fehlt sie), quae est a tota mente et a recta ratione defectio, sic aversa a praescriptione rationis, ut nullo modo appetitiones animi nec regi nec contineri queant. Der Begriff des Verhängnisses scheint ganz zu fehlen, daher auch der Bescheid der Pythia bei Herodot 1, 91.: *τὴν πεπρωμένην μοίρην ἀδύνατά ἐστι ἀποφυγέειν καὶ θεῷ.* Bei manchem anderen wundert man sich, warum zu der angegebenen eine andere, scheinbar verschiedene oder sogar entgegengesetzte Stelle, die einem unwillkürlich dabei in den Sinn kommt, nicht gleich mit berücksichtigt worden ist. So denkt man S. 145. zu dem: quam bene vivas refert, non quam diu, von selbst das Plutarchische: *οὐχ ὁ μακρώτατος βίος ἄριστος, ἀλλ' ὁ σπουδαιότατος*, hinzu; zu Cäsars Vorstellung von der Providenz der Götter neben der einen Stelle (b. g. 8, 43.) vor allen gleich andere, wie 1, 12, 14. Gerade da diese specielle Providenz ein so schwacher und schwankender Punct in der Vorstellung der Alten ist, musste nicht bloss an der Stelle Cic. de nat. deor. 2, 66. auch die zweite Aeusserung: dii separatim ab universis singulos diligunt, erwähnt, sondern auch der scheinbar ganz entgegenstehende Satz: ebend. 3, 39. deus non curat singulos homines, ne civitates quidem, ne nationes quidem et gentes, nicht verschwiegen werden. Wenn Florus die Hoffnung als Zeichen der Hochherzigkeit hinstellt, so ist das Euripideische: *οὗτος ἀνὴρ ἄριστος, ὅστις ἐλπίσιν πέποιθεν αἰεί, τὸ δ' ἀπορεῖν ἀνδρὸς κακοῦ*, daneben hinzustellen. — Wir wollen aber mit unseren Aufzählungen, so viel Stoff sich auch noch dazu darböte, nicht ermüden; wir möchten nur gern für die Fortführung der an sich so schätzbaren Arbeit doch auch unser Scherflein beitragen.

Wir wiederholen es: eine bündigere und straffere Disposition und Anordnung, sowie ausserdem ein noch stärkeres

Quellenstudium statt der Benutzung von Schriften, die zum Theil selbst nicht einmal aus den Quellen geschöpft haben, würde manche Fehler beseitigt und dem Buche einen höheren Werth verliehen haben. Nur aus dem ersten Mangel können wir die Wiederholungen, z. B. desselben Spruchs auf 2 Seiten nach einander oder derselben Aeusserung über den Historiker Diodor von Sicilien (S. 19. u. 237.), aus dem zweiten das Fehlen der genauen Stellenangabe bei einzelnen Sprüchen, sowie die fast befremdende Mittheilung von Aussprüchen eines Sophokles und Pindar, eines Xenophon, Platon und Plutarch in einer andern als ihrer Originalsprache uns erklären. Aeltere Gelehrte, wie Pfanner, pflegten so zu citiren; jetzt thut man das nicht mehr, und für den vorliegenden Zweck ist es unangemessen.

Wir kommen zum Schlusse auf die sehr beachtenswerthe „Vorrede und Einleitung“ zurück, in welcher namentlich auch die ganze Stellung des Alterthums zum Christenthume besprochen wird. Wir theilen im wesentlichen die Anschauung des Verfassers, die sich von den Extremen der Vergötterung und der Verdammung gleich fern hält. Aber wir glauben noch etwas positiv wichtiges in jenem Verhältnisse zu finden, das unseres Erachtens nicht stark genug betont werden kann. Das griechisch-römische Alterthum ist nicht etwa nur eine negative Vorbereitung für das Christenthum; in demselben sind genug empfängliche und heilsbegierige Seelen gewesen, wie jene ersten Heiden, die zu Christo selber hintraten; in demselben sind aber auch alle die Fragen und Räthsel enthalten, mit welchen jeder nicht stumpf gewordene Mensch sich lebhaft in seinem Innern beschäftigt und auf welche er hier, aber auch hier allein und hier völlig, die Antwort und Auflösung bekommt. So nahe daher auch vielfach das classische Alterthum dem Christenthume gekommen ist, so wesentlich ist und bleibt dennoch der Abstand zwischen beiden, und wir würden daher vielfach noch stärker, als es die Einleitung dieses Buches thut, den nicht bloss graduellen Unterschied hervorheben. Je mehr man das thut, desto mehr kann man seine unbefangene Freude an den herrlichen Aussprüchen antiker Autoren mit ihrem oft

so wunderbar reich sich spiegelnden Inhalte haben. Dann werden wir auch willig die dem Verfasser sich aufdrängende zwiefache Empfindung mit ihm theilen: „wie tief du selbst oft noch unter jenen Heiden stehst, der du dich vielleicht über sie erhebst, indem du sie erniedrigst; wie weit Christus noch über sie alle emporragt.“ Aber wir müssen dann auch bei allem eine genaue Abgrenzung dessen erwarten und fordern, was dem christlichen Sinne verwandt ist und wie weit diese Verwandtschaft geht, damit wir in jedem einzelnen Stücke uns dessen unmittelbar klar und bewusst werden, wo der Bereich menschlichen Sinnens und Denkens aufhört und also allein noch eine Befriedigung durch die Offenbarung möglich ist.

Die Literatur, selbst von dem, was unmittelbar für eine solche Sammlung zu verwerthen ist, umfasst noch viel mehr Namen und Titel, als in der „Einleitung“ gegeben sind. Wir danken dem Verfasser trotz aller dieser Mängel und Ausstellungen aufrichtig für sein Buch, das bei einer neuen Auflage schon durch seine eigenen Bemühungen eine ganz andere Gestalt gewinnen wird; auch viele Prediger werden mit vollem Recht gern nach einem Schatze greifen, der ihnen auch in dieser Form (bei trefflicher äusserer Ausstattung) schon zu grossem Nutzen und vielfacher Freude gereichen wird.

III.

Schulreden.

1) Festworte bei der Schiller-Feier im Gymnasium zu Parchim,

den 10. November 1859.

Es würde dem ernsten Sinne des heutigen Tages, es würde dem Geiste einer Feier, die die Grenzen Deutschland's und Europa's überschreitet, nicht angemessen sein, wenn zu den Tönen des Gesanges und der Darstellung meisterhafter Dichterschöpfungen nicht die nüchterne Rede hinzuträte, die den Strom der Begeisterung zwar nicht hemmen, aber auch nicht über seine Ufer fluten lassen will. Ich hätte zwar gewünscht, dass aus einem anderen Munde, der berufener dazu wäre, in einer Festrede dir, meine liebe Jugend, wie der ganzen verehrten Festversammlung die Bedeutung des Tages wäre vorgeführt worden. So aber darf ich doch meines Amts nicht fehlen und muss euch mit wenigen Worten vor der Gefahr zu bewahren suchen, dass ihr zu viel oder zu wenig oder nicht das Rechte in dieser Feier seht. Dem grossen und edlen Dichter erwiesen wir einen schlechten Dienst, wenn wir seine Feier zu einem Ausgangspuncte von Kundgebungen machen wollten, hinter denen sich nur das Parteigelüste menschlicher Leidenschaft verbirgt. Wir ehren ihn am schönsten und wahrsten, wenn wir den hohen Beruf erkennen, der auch ihm von oben her gewiesen ward, aber auch die Schranke zeichnen, die auch um diese Kraft eines Sterblichen gezogen gewesen ist.

Die Spur des Lebens, das heute vor hundert Jahren begonnen hat, ist aus der Geschichte des deutschen Geistes und Volkes nicht mehr zu vertilgen. Weder der Fanatismus falschen Eifers, noch die Nebelkälte mattherziger Schwäche, noch der sumpfige Boden gemeinen Sinnes kann einen Namen verlöschen, der erst mit dem letzten Klange deutschen Namens selbst erstirbt. Um ihn zu ehren und sein Gedächtniss zu bewahren, bedürfte es so ausserordentlicher Anstrengungen nicht; könnten nur die ihn schützen vor Vergessenheit, dann wäre er doch unwiederbringlich verloren. Vielmehr dass wir in uns das erneuern und befestigen, was wir in einem schönen Stücklein inneren Lebens durch ihn gewonnen haben, dazu begehen wir mit dankbarer Freude diesen Erinnerungstag. Umsonst aber hätten wir ihn gefeiert, wenn dir, liebe Jugend, nicht klar geworden wäre, was er grade für dich, für die Jugend seines ganzen Volks geworden ist.

Schillers kühner und gewaltiger Geistesflug gleicht nicht der einfachen Lerche, die mühelos von der Erde sich erhebend ihr kunstloses Liedchen fröhlich singt und sich dann eben so munter wieder zu der alten Furche senkt, gleicht aber auch nicht dem stolzen Adler, der gleichmässig schwebend um die Bergesgipfel und Felsenzacken kreist; eher gleicht er dem Paradiesvogel, der, wenn der Sturm sein Gefieder ergriffen hat, höher in die Wolken seine Schwingen hebt, bis dahin, wo ihn kein Sturm mehr erreicht. Von jenen Höhen herunter nahm er so gern die ewigen Ideen und kleidete sie dann nach seiner Eigenthümlichkeit in das Gewand des Endlichen und Einzelnen. Er ging auf neuer, fast unbetretener Bahn und mied, um mit dem Römischen Sänger zu sprechen, des Pöbels Kreise und den nasskalten Boden mit enteilendem Fittig. Er rang und suchte, er sehnte sich nach einer Kunst und Schönheit, deren ewiger Glanz vor seiner Seele stand und die doch keines Sterblichen Griffel oder Pinsel je erreicht; er

durfte glauben, durfte wagen,
Und das Wunder früh ihn tragen
In das schöne Wunderland.

Wähnet nicht, er habe sich einem wilden Spiel der Phantasie ergeben, er habe sich fortreissen lassen von jenem Schwunge der Begeisterung, der nicht sinnt und erwägt, nicht misst und berechnet, und darum würden wir auch ihn ehren durch maasslose Bewunderung ohne Halt und Ziel. Vielmehr betrat er, wie ausdrücklich sein grosser Freund bezeugt, dessen Name von dem seinigen unzertrennlich ist, keine neue Bahn des Geistes, versuchte keine Form des Schönen, ohne zuvor mit ernster Erwägung seines Verstandes die strengen Gesetze zu erforschen, durch welche die Wahrheit und die Schönheit mit einander verknüpft sind. Mochte in seiner reichbegabten Natur ursprünglich auch jenes wilde Wasser des Lebens gewogt haben, das in die Breite sich über Aecker und Fluren ergiessen will, mochte auch der gemüthlich weiche Sinn des Elternhauses dieser angeborenen Erregtheit keinen festen Damm entgegengestellt haben: er lernte durch Gottes Fügung Maass und Zucht und Schranke seines Geistes in der — kalten, steifen Ordnung eines strengen Militärinstituts.

Aber freilich der reiche, gottgegebene Quell, der in der frischen Seele sprudelt, lässt sich durch keine Menschenschranken einengen, er bricht, auch gewaltsam zurückgehalten, endlich doch durch alle Schleusen und Dämme hindurch. Aber er wusste auch, was er suchte, er behielt klar das hohe Ziel vor Augen, wenn er auch wohl erkannte, dass er es hienieden nicht schauen würde; wenn er auch klagt:

> aber immer blieb's verborgen,
> was ich suche, was ich will,

so wusste er dennoch mit eben so fester Gewissheit, dass

> das Irdische wird dorten
> himmlisch unvergänglich sein.

Wir Menschen erkennen ja alle die Wahrheit hier nur durch einen Spiegel, aber einen solchen, in welchem sich das Licht in tausend Farben bricht. Er erneuerte für unser Volk eine Seite, die unverlierbar in der Entwickelung der Geschichte dasteht, die darum auch in dem Leben unseres Volks nicht fehlen darf. Darum verkündigte er:

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Dringst du in der Erkenntniss Land,

und hielt als die innigste Ueberzeugung seines Lebens fest, dass das,

Was wir als Schönheit hier empfunden,
Uns einst als Wahrheit wird entgegengehn.

Ihm stand darum die Kunst am höchsten; sie erschien ihm als das dem Menschen Eigenste, aller Fleiss und alle Geschicklichkeit, alles Wissen und Erkennen stand ihm zurück hinter dem Können und Ueben, dem Darstellen und Verwirklichen dessen, was in dem Menschen liegt. Das war ihm die grosse, die wahrhaft sittliche That eines jeglichen Lebens, und wer will leugnen, dass das Ende unserer Wege auf demselben Flecke liegt? Darum stand ihm die Kunst so hoch.

Im Fleiss kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Es gibt drei Stufen edler Bildung, die sich in dem bisherigen Entwickelungsgange der Menschheit dargestellt haben. Die eine und erste ist die der Schönheit und der Kunst; die andere bewegt sich in den Formen des Staates und des Rechts; die dritte erfüllt und verherrlicht den Geist und das Gemüth. An unserem Dichter hat sich nicht vergebens dieser grosse Stufengang geoffenbart; wir sehen ihn klar verständlich in seinem Bildungsgange und in seinen Werken. Sollte ich hier etwa ausführen, wie geistverwandt sein Sinn dem echten Hellenenthume gewesen sei, wie er zu den frischen Quellen desselben so wenig und so schlecht geführt worden sei und wie er dennoch so begeisterungsvoll daraus geschöpft, so grossartig sie erfasst und wiedergegeben habe? Soll ich an jene Sehnsucht erinnern, womit er sich in das reiche Gebiet hellenischer Anschauungen, selbst in die Götterlehre mit ihrer lebensvollen Mannigfaltigkeit, versetzt, und sie erneuern zu können begehrt, womit er den antiken Bühnenchor trotz der völlig veränderten Verhältnisse des

öffentlichen Lebens, und die Schicksalsidee, obgleich sie keinen Platz hat auf dem Boden des Christenthums, wieder herzustellen sich bemüht? Das war derselbe Drang, womit er in seinem Liede an die Freunde ruft:

Lieben Freunde, es gab schön're Zeiten,
Als die unsern, das ist nicht zu streiten,
Und ein edler Volk hat einst gelebt;
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooss der Erde gräbt.

Aber auch die römische Welt mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hatte ihn mächtig erfasst:

Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig-einz'ge Rom.

Die sinkende Zeit der Republik und der Beginn des Kaiserstaats haben ihm bei manchen Charakteren seiner frühesten Dramen vorgeschwebt, und der rhetorische Charakter der römischen Literatur ist mindestens auf seine prosaischen Werke nicht ohne grossen Einfluss geblieben. Und dass er endlich auch eine deutsche Natur gewesen und alles, was er in seinem Geiste bewegt, zugleich in seinem tiefsten Gemüthe getragen und mit seiner ganzen Persönlichkeit erfasst hat: wer wollte das heute leugnen Angesichts der grossen Bewegung, die er hervorgerufen, so weit die deutsche Zunge reicht, und deren Ruhm er durch die Volksthümlichkeit seiner Dichtungen sich erworben hat, so dass das stille, aber tiefe Element darin nun erst eine Macht zu werden beginnt in dem Leben anderer Völker unseres Erdtheils und darüber hinaus? Nur dann aber hat auch unsere nationale Bildung ihren rechten Werth und Charakter, wenn sie die andern beiden Stadien in sich fasst und auf ihnen ruht.

Und wenn ihr nun fragen wolltet, worin denn doch das Eigenthümliche seiner Dichtungen bestehe? wenn ihr vielleicht zweifeln solltet, ob wirklich ein solcher Zauber vorhanden sei, und nicht vielmehr der alte Götzendienst vor menschlicher Begabung hier erneuert werde? — Die Antwort darauf muss eine mehrfache sein.

Zuerst beherzigen wir, dass es sich kaum sagen lässt, ob er mehr in seinen lyrischen oder in seinen dramatischen Leistungen den Beifall der Nation gewonnen habe. Aber so viel ist gewiss, dass es in seinen lyrischen Gedichten vorzugsweise das *epische*, in seinen dramatischen grade das *lyrische* Element gewesen ist, das ihn zum Liebling seines Volkes machen konnte. Und ob auch andere Dichter kämen, die insbesondere seine frühesten Bühnendichtungen, entworfen in einem Lebensalter, in welchem euer nicht wenige noch hier in unserem Kreise weilen, und doch trotz aller Fehler und Gebrechen das Gepräge wahrer Dichtergrösse an sich tragend, weit übertreffen möchten: seine erzählenden Gedichte werden auch dann noch gelesen werden, wenn selbst solche noch zu erwartende Meisterstücke vielleicht längst wieder verschwunden sind.

Für's andere vergessen wir es nicht, dass Schiller in seiner dramatischen Poesie nach Einem wesentlichen Puncte denselben Charakter an sich trägt, durch den die hellenische Tragödie so gross und classisch geworden ist. Wie es Schillers Bedürfniss war, bei seinen Dichtungen überhaupt nicht einzelne Gedanken oder Zwecke oder Rücksichten zu verfolgen, wie er den ganzen Menschen hineinlegte und seine Persönlichkeit darin erschöpfte: so ist *das Sittliche mit dem Künstlerischen* darin in einer unzertrennlichen Vereinigung, und grade das in seinen frühesten Erzeugnissen nicht am wenigsten. Darum herrscht eine so tiefe Wahrheit darin, wenn auch nicht die lautere Wahrheit der Dinge selbst nach ihren ewigen Gesetzen, aber doch die Wahrheit der Empfindung, die ihn mit seinem ganzen Wesen durchdrang. Darum ist auch, wenn's irgendwo sonst auch möglich sein sollte, doch in ihm der Dichter von dem Menschen nie zu trennen.

Aber was ist denn diese Wahrheit werth, mag einer sagen, die ausser des Dichters Brust oft keine Wirklichkeit mehr hat? Wenn er uns Charaktere schildert, wie sie ihm schienen, nicht wie sie wirklich sind? was hilft mir eine Volksthümlichkeit, die ihres Volkes höchste und werthvollste Güter sich nicht angeeignet hat? die dem Weltbürgerthum

und der Vernunfterkenntniss den köstlichen Schatz des frommen Glaubens und der treuen Heimatsliebe opfert? Ja, frage nur und nimm ihm mit diesen deinen Fragen ein Blatt von seinem Lorbeerkranze nach dem andern weg, du raubst ihm damit zugleich, was du doch immer und ewig sein eigen nennen musst, das sittliche Streben seiner Poesie, die Wärme und Begeisterung seiner Gefühle und seine edle Idealität.

Vor hundert Jahren sah's in unserem deutschen Vaterlande anders aus als jetzt. Ein blutiger Krieg entzweite deutsche Bruderstämme. Sein Ausgang erhob einen jungen deutschen Staat zur Würde einer Grossmacht. Der kräftige Arm, der diese zusammen hielt, regierte selbst zu viel und schuf im Staatsleben einen noch heute nicht überwundenen Mechanismus. Und derselbe starke Geist lag gebunden unter der Herrschaft fremdländischer Sprache und Sitte, die mit höhnendem Zwange unter der Gewalt der Mode das Leben unseres Volks entstellte und verdunkelte. In den Schulen war an die Stelle eines tüchtigen Könnens und einer begeisterten Liebe zum Schönen — die breite Fülle stofflichen Wissens und der steife Dienst der Formen und Methoden getreten. Die Kirche war durch starren Buchstabendienst und todtes Lippenwerk misgestaltet und verödet, der frische Hauch des Glaubens und der helle Klang der Liebe fehlten; das warme Leben war dem schroffen Lehrsystem gewichen. Der Väter fromme Sitten und heilige Gebräuche hingen höchstens noch wie erfrorene Tropfen an den Wänden der Familienstube. —

Das war die Zeit, die Luft, der Boden, darin die Jugend unseres Dichters gedeihen und erstarken sollte. Die Brust war ihm so voll, das junge Leben trieb so starke Keime, aber diese schwellenden Triebe fanden keine Frühlingsluft für ihr Entfalten und Gedeihen. Aber wie im Lenze, wenn die rauhen, dürren Winde wehen, der volle Lebensgehalt der Knospe sich doch nicht länger halten lässt, sondern am Ende das frische Hoffnungskleid der grünen Blättchen der herben Luft entgegenstreckt: so brach auch des Dichters Geist in Sturm und Drang die spröde Hülle, um

allmählich zu einem ruhigeren Wachsthume zu gelangen. Und mit der echten Sehergabe jeder wahrhaften Dichternatur machte er in den Schöpfungen seines Geistes, die vor uns liegen, den Weg vom Umsturz staatlicher Formen und bürgerlichen Lebens hinauf bis zur Anerkennung dessen, was die edle Himmelstochter, die heilige Ordnung, als unverbrüchliche Richtschnur vorzeichnet, während seine Zeit — im Lande jenseits des Rheines denselben Weg hinunter bis zum Abgrund des Frevels und Verderbens verfolgte. Wollten wir aber darum ihn verurtheilen, weil er das absolute Recht menschlicher Willkür und gebieterischer Satzungen nicht anerkennen wollte, und das am heutigen Tage, wo uns auch der Mann geboren ward, der als der Held unseres evangelischen Glaubens die Fesseln römischer Satzungen und Missbräuche zerbrach? Oder wollten wir es ihm verargen, wenn die Freiheit seiner Brust mit kühnem Muth die Rechte und Gesetze sittlichen Lebens forderte, und er hohen Sinns, wie wenige, vom Staub und Druck der Erde sich erhob? Denn, wie sein grosser Freund von ihm bezeugt:

Hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Oder wollten wir endlich ihm zum Vorwurf machen, dass seine Zeit ihm jenen schönsten Schatz des frommen Glaubens nicht geben konnte, den sie selbst entbehrte, und den uns eine, darin glücklichere, Zeit gegeben hat, und wollten wir zweifeln, dass er auch mit seiner Sehnsucht nach der ewigen Schönheit zu dem gelangen werde, den auch wir mit Zuversicht einst zu schauen hoffen, der der Menschenkinder schönster ist? —

Das ist die edle Wärme, die Glut der Begeisterung, der nach oben strebende Sinn des Dichters, dessen

Wange glühte roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der dumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tod des Edlen endlich komme.

Aus diesem Grunde muss auch in jedem irgend höher bewegten Leben es eine Zeit gegeben haben, wo die Glut dieses Dichters in ihm zündete. Der ist arm, der diese nie gekannt. Wir Aeltern blicken froh auf diese Zeit zurück, auch da wir zu Männern geworden und die Träume unserer Jugend längst verflogen sind. Liebe Jugend, von dieser Glut musst auch du entzündet sein; hättest du dafür die Empfänglichkeit verloren, dann hätten wir keine Mittel und Wege mehr, um dich durch das Morgenthor des Schönen zu führen in der Erkenntniss reiches Land. Du bedarfst dieses edlen Muths und schönen Feuers auch nach diesen deinen Vorbereitungsjahren im Dienste der Wissenschaft, im Ernste des Lebens, im Heiligthum der Kirche. Auch da trifft dich mancher kalte Zug und mancher finstre Streit, der deinen Frieden trübt; da thut's wahrlich in unserer nicht minder als in andern Zeiten Noth. Und ist nach hundert Jahren, wenn wir alle mit einander in unsern stillen Gräbern ruhn, an diesem seinem Gedächtnisstage unter denen, die dann auf euren Plätzen sitzen, keiner da, der ihm wiederum mit heller Freude einen Lorbeerkranz um seine Stirne schlingt: — dann ist der Winter eingekehrt auf deutscher Erde und unseres Volkes Leben ist dann todt. Wir aber wollen an unserem Theile unter Gottes Beistand mit euch und durch euch dahin voll froher Hoffnung wirken, dass Frühling bleibe auf der deutschen Erde und ein warm begeistert Herz in einer deutschen Brust und unserem edlen Dichter ein unverwelklicher Ehrenkranz.

---

2) Rede am Ansgariusfeste

den 3. Februar 1865 bei der öffentlichen Feier im Hörsaale der Flensburgischen Gelehrtenschule.

Die Schule öffnet ihre Pforten und ladet freundlich ein, in die Gemeinschaft ihrer Feier an ernstem Werktage einzutreten, um in der Stille des Abends mit ihr dem nachzugehen, was dieser Tag für sie und das mit ihr eng ver-

bundene Haus wichtiges und folgenreiches gebracht hat. Es ist der tausendjährige Gedenktag an den Tod eines Mannes, der der Apostel des Nordens genannt zu werden pflegt, der auch hier die Stätte seines segensreichen Wirkens in unserer Nähe und auf unsere Vorfahren gehabt hat; und wenn auch heute nicht so hell an allen Orten unseres Landes die Glocken ertönen, wie über seinem Grabe in dem Dome St. Petri zu Bremen, so wissen wir doch und bekennen es mit dankbarem Herzen, dass seine Wirksamkeit eine für uns entscheidende gewesen ist. Sein heute vor tausend Jahren erfolgter Tod schliesst einen langen und bedeutungsvollen Zeitraum von fast vierzigjähriger Dauer ab. Und wie wir am Anfange dieses Zeitabschnittes in unserem Lande dankbar die Einführung des Christenthums hier in unserem Norden gefeiert haben, so bezeichnen wir nicht minder den heutigen Tag mit den Zeichen dankbarer Freude. Denn nicht bloss vor dem, vor welchem tausend Jahre sind wie ein Tag, aber auch ein Tag wie tausend Jahre, kann der irdische Zeitlauf von vierzig Jahren grosses ins Leben rufen; wir armen Menschenkinder können es uns auch vor Augen legen, wenn wir nur einmal den reichen Inhalt der zuletzt von uns durchlebten vierzig Jahre uns vergegenwärtigen wollen, in welchen wir still gefeiert und treu gehorcht, fröhlich gejubelt und innig gebetet, aber auch geklagt und geseufzt, gefleht und gejammert haben, und heute nun eine Feier deutsch-evangelischer Gemeinschaft begehen dürfen, zu welcher wir vor zwei Jahren nicht eine ahnende Vorstellung erheben, vor einem — wohl eine dunkle Hoffnung, aber noch kein Vertrauen der Erfüllung hegen durften.

Es ist ein Todestag, den wir feiern, der Abschluss eines Lebens, nicht der Glanz und die Macht einer einzelnen hervorstechenden That. Aber grade die am stärksten, wenn auch in aller Stille, fortschreitende Macht, die eigentliche wahre Tradition in der Weltgeschichte knüpfte sich immer an ein Leben und eine Persönlichkeit an. Von dieser werden die Keime und Kräfte oft einer langen Zeitdauer gesammelt; wie in einen Brennpunct zusammengezogene Strahlen ergiessen dieselben ihre Wirkung durch das

Leben eines gottbegnadigten Mannes über eine weite, wohlthätig davon erleuchtete und durchwärmte Zeit hin. Und der Abschluss eines solchen Lebens gibt dem treu Gewollten und eifrig Erarbeiteten die höhere Weihe; die Todesstunde, deren Macht und Bedeutung vielleicht überhaupt kein Sterblicher in ihrer Tiefe zu erfassen oder auch nur zu ahnen vermag, gibt dem scheinbar Unterbrochenen die Kraft eines unverweslichen Wiedererstehens und einer in ihren Wirkungen ewigen Fortdauer.

Aber ein solches Leben muss dann ein grosses, ein bedeutendes sein. Der Träger desselben muss das Gepräge eines grossen Mannes haben, sein Leben durch grosse, in tiefen, unverlöschbaren Spuren ausgedrückte Züge bezeichnet sein. Ein kurzer Blick auf die Wendungen seines Lebens kann ein hinreichendes Zeugniss ablegen, wie bewegt und von mächtigen Erschütterungen durchzogen, wie voll Arbeit und Unruhe und doch wieder wie voll schönen Friedens und stillen Segens dasselbe gewesen ist. Geboren und erzogen in einem Kloster des nördlichen Frankreichs, das später auf deutschem Boden an den Ufern der Weser ein neues Leben entzündend auch ihm eine für den Kern seiner irdischen Arbeit entscheidende Stätte der Ausbildung gewährte, ward er dann nach dem wunderbaren und gnädigen Willen Gottes hinausgesandt in den hohen Norden, um dort dem Evangelium von Christo Weg und Bahn zu bereiten. Aus dem Rheine über die Nordsee, aus der Schlei über die Ostsee mussten seine kühnen, nur auf das eine hohe Ziel gerichteten Fahrten sich bewegen. Mit dem Apostel Paulus konnte er sich der Gefahren rühmen, in denen er gewesen auf dem Meer und in den Städten, unter falschen Brüdern, unter Heiden und unter Mördern; in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten, in Frost und Blösse. Er hat Schulen und Kirchen begründet und in weiten Kreisen den Samen des Evangeliums ausgestreut; aber er hat auch alles, was er gepflanzt, wieder vernichtet gesehen durch die Wuth der Heiden, Klöster und Schulen in Brand gesteckt, seine ganze Habe und seinen Bücherschatz vernichtet, seine Treuen zerstreut und dem Mangel

preisgegeben. Er hat, von den Mitteln eines dazu geschenkten Klosters in Flandern unterstützt, das Erzbisthum Hamburg gegründet, dass es ein Licht in der Nacht des Heidenthums und ein Bollwerk gegen die Anläufe des Feindes sein sollte. Durch die räuberischen Normannen von hier vertrieben, elend und hülflos umherirrend, hat er Hülfe durch den gefunden, der niemanden ohne Hülfe lässt, wenn er in ernstem Glauben ihn anruft: eine gottesfürchtige Frau jenseit der Elbe schenkt ihm ein Gut, aus welchem er eine klösterliche Stiftung macht, die bis auf den heutigen Tag besteht. Und um das Maass seiner reichgesegneten Wirksamkeit zu erfüllen und zu krönen, ward ihm zuletzt der Bremische Sprengel übertragen, der ihm ein so weites, wenn auch nicht so inhaltreiches, so evangelisch erfülltes Gebiet überwies, wie damals und theilweise auch später kein anderer evangelischer Kirchenfürst sich dessen rühmen konnte. Aber das war ihm kein Kissen der Ruhe, kein Mittel zum Genuss irdischen Ruhmesglanzes, sondern ein neuer Trieb zu wirken, so lange es Tag war, die bestellten Saatfelder zu übersehen, und so selbst im höheren Alter auch Schweden noch zu bereisen. Denn es tönte immerfort in seinen Ohren der Mahnruf seines verklärten Corveyer Abts: Ich habe dich hingegeben zum Lichte der Völker, damit du ihnen Heil bringest bis ans Ende der Welt.

So prägt sich denn durch sein ganzes Leben, durch alle Ereignisse und Wendungen desselben der Charakter eines wahrhaft grossen Mannes aus. Ein solcher verbindet das Ganze mit dem Einzelnen, das Grosse mit dem Kleinen, das Ferne mit dem Nahen. Auch Ansgar verstand es, in weiter freier Brust die die Welt bewegenden Gegensätze zu umfassen, die Feinheit des klugen und wohlgewählten Benehmens vor den Männern der Gewalt und des Hofes mit der treuherzigen Offenheit und liebevollen Hingabe im Verkehre mit den niedrigsten und geringsten, das laute Treiben der Welt und das Wirken auf der Höhe der Zeit mit der stillen Abgeschlossenheit und erquicklichen Zurückgezogenheit der einsamen Betrachtung, den weiten Blick und die umfassende Sorge für das Ganze mit der emsigen Hut für das

Einzelne und Kleine zu verbinden. Als er zum letzten Male in Schweden war, liess er getrost die lautere und gewaltige Macht der Wahrheit ihre eigene Sache in einer grossen Volksversammlung führen, wo sie glänzend siegte; aber nicht minder frohlockte sein Herz im Stillen, als er einen christlichen Jüngling, den einzigen Sohn seiner Mutter, aus der Sclaverei losgekauft hatte. Voll Dank für diesen durch Gottes Huld gewonnenen Segen kehrte er heim. Dann aber fühlte er nach so tief bewegtem Leben das Bedürfniss der Sammlung und der Ruhe, und er erquickte sich deshalb wieder in seinem klösterlichen Aufenthalt in der stillen Zelle, die er nahe bei Bremen sich erbaut.

Wenn wir aber der grossen Bedeutung einer so grossen Wirksamkeit uns mit klarer Einsicht bewusst werden wollen, dann liegt es uns ob, alle die wesentlichsten Gesichtspuncte hervorzuheben, in welchen der Einfluss seiner Arbeit auch auf die folgenden Jahrhunderte begründet ist. Wir werden uns damit nur noch um so lebendiger sein grossartiges Werk mit allen seinen Folgen vor Augen stellen.

Der Apostel des Nordens ist ein persönlicher Träger des im Evangelium gegebenen Heils gewesen. Seine Ausdauer, sein unerschrockener Muth, seine Selbstverleugnung bewiesen, dass der in ihm eine Gestalt gewonnen hatte, dessen Wort er mit Herz und Mund bekannte; er war dem eitlen Wesen der Welt gestorben, nun lebte der in ihm, der aus dem Tode auch ihn zum Leben errettet, der ihm den Geist der Kraft und der Liebe gab, die er in Wort und That bewährte.

Ohne diesen Geist des Herrn, der in ihm lebte, hätte er nie dem Rufe in das ferne Heidenland Folge geleistet, nie die Zuversicht auf ein Gelingen gefasst, wo alle menschliche Berechnung eitel war. Ihn schreckte nicht die Fahrt durch das weite, unbekannte Meer, nicht die tausendfachen Mühen und Sorgen der Niederlassung und Einrichtung in einem unwirthbaren Lande, nicht die Verfolgungen und Drangsale, denen er in fortwährenden Kämpfen mit den Heiden oder bei ihren plötzlichen und grausamen Ueberfällen ausgesetzt war. Als man ihn hatte abschrecken

wollen von dem ersten Unternehmen, das ihn in unser Land führte, und bald der eine, bald der andere Klosterbruder abmahnend zu ihm herantrat: blieb er treu und standhaft, ja zog sich vor ihnen in die Einsamkeit zurück, um durch ihre weltklugen Vorstellungen nicht in seinen hohen und schweren Lieblingsplänen gestört zu werden. Auch den einen wollte er meiden, der ihm gleichfalls mit warnender Theilnahme entgegentrat, und der dann sein eifriger und treuer Gefährte ward, als er sah, dass seinem heiligen Ernste sich nichts entgegenstellen konnte. Auch da noch erlosch sein Muth nicht, als selbst dieser Genosse von ihm schied, von Krankheit gebeugt und dem Tode entgegeneilend, den er bald in der wieder gewonnenen Heimat fand; auch da nicht, als er nun nach Hause berufen ward und seine grosse, wichtige Mission völlig stille zu stehen schien, wenn auch die in den empfänglichen Fruchtboden gelegten Keime nicht vergeblich ausgestreut waren.

Aber nicht hierin bloss hat er seinen evangelischen Beruf und Eifer offenbart; er war frei von allen niedrigen Parteibestrebungen und Sonderinteressen. Er diente dem einen grossen Zwecke, das Evangelium in der Heidenwelt zu verbreiten und die theuer erkauften Seelen durch das Wort der Wahrheit dem Heilande zu gewinnen. Darum dachte er an die empfänglichen Kinderherzen zunächst und zumeist; darum hat er nicht blos Kirchen, sondern auch Schulen gegründet und das sogar seine erste Sorge sein lassen, damit dem neuen Lebenselemente ein fester Unterbau bereitet werde. Aber grade hier zeigte er seine wahrhaft evangelische Richtung und Sinnesart, die von allen engherzigen Gelüsten hierarchischer Beschränkung weit entfernt war. Er pflegte jetzt Bildung und wissenschaftliche Erkenntniss durch Grundsatz und Uebung, ein Vorbild jener edelsten Humanität, die in der Hütte des Armen wie vor dem Throne des mächtigen Gebieters den christlich verklärten Geist wahrhafter Menschlichkeit zeigt. Darum ist sein Werk nicht wieder untergegangen, wenn auch die Heiden in ihrem Grimm dawider tobten, wenn auch dürre Zeiten kamen mit Aberglauben und Unwissenheit, wenn auch der Geist der

mittelalterlichen Kirche grade derjenigen Richtung entgegen war, durch welche Ansgar sein Werk vornehmlich zu fördern suchte.

Das aber führt uns zu dem dritten der hauptsächlichsten Gesichtspuncte, in welchem wir den grossartigen Segen seiner Wirksamkeit und ihre Bedeutung auch für die lange Folgezeit zu befassen im Stande sind. Ansgar vermittelt uns durch seinen echt evangelischen Geist den Zusammenhang mit der apostolischen Zeit, zu welcher wir immerdar wieder zurückkehren, aus welcher wir auch in der Gegenwart noch Nahrung schöpfen, mit deren Geist wir uns neu beleben müssen, wenn es einmal an dem rechten Brote zu mangeln beginnt, und wenn wir uns vor menschlichen Formen und äusserlichen Satzungen nicht wieder hineinfinden können in den ursprünglichen Dienst und Gehalt der ewigen Wahrheit. Ein Führer auf diesem Wege ist nicht immer leicht zu finden, viele, die sich dazu im Laufe der Zeiten erboten haben, sind nur blinde Blindenleiter gewesen: dieser aber hat nur den einen Hirten und Meister zeigen wollen, unter dem alles gesammelt und behütet ist. Während die allgemeine Kirche schon damals sich vielfach unter die Botmässigkeit äusserlicher Satzungen begeben hatte, ward ihm das Kleinod der echten und wahren Freiheit erhalten, mit welcher uns Christus frei gemacht hat. Das war der Kern seines evangelischen Wesens, welchen wir nicht genug preisen und hochhalten können an dem heutigen Tage der Feier seines Gedächtnisses, weil in ihm der Segen begründet ist, dessen wir vor anderen in unserem Lande gewürdigt worden sind. Denn wenn wir uns fragen, wie es doch gekommen sei, dass die Reformation Luthers, der wir die volle Wiedererweckung des evangelischen Lebens verdanken, grade hier in unserem Lande so frühen und sichern Eingang fand, dass, als kaum der theure Gottesmann in Wittenberg mit seinem öffentlichen Anschlage der wider das Papstthum zeugenden Streitsätze seinen leben- und geisterweckenden Kampf begonnen hatte, schon hier in unserer Nähe das lautere Evangelium, das unsere Seligkeit nur in der Gnade durch den Glauben findet, verkündigt

ward; wie es denn möglich sei, dass schon zehn Jahre nach jener That die erste evangelische höhere Schule hier im Herzogthum (in Husum) begründet und fünfzehn Jahre später durch Bugenhagens Kirchenordnung nicht bloss der Grund und Boden des gesammten Kirchen- und Schulwesens unsers Landes gelegt, sondern auch die Domschule in Schleswig errichtet werden konnte, der 24 Jahre später die hiesige und im Jahre darauf die Haderslebener Schule folgten: — woher anders konnte das alles kommen, als weil durch Ansgar hier der Boden in rechter Weise, d. h. mit evangelischem Grunde, bereitet und jener Geist der Freiheit und der edlen Bildung erhalten war, ohne welchen weder das Christenthum noch seine lutherische Erneuerung für irgend welche Dauer bestehen kann.

So haben wir denn mit Freuden den heutigen Tag begrüsst und sind mit dem Gefühle treuen Dankes an die Gruft des Glaubenshelden getreten, der unter dem Dome St. Petri in Bremen ruht. Wir gehen nicht leer von hinnen, wir nehmen eine reiche Aussaat mit uns und wir werden darum hoffentlich nicht leer von hinnen gehen, sondern eine gute Frucht in unser Leben hinüberbringen. Es ist aber zunächst für uns ein Tag der Erinnerung und Belehrung, der uns in einen innerlichen und wahrhaftigen Zusammenhang versetzt mit den ersten Anfängen unserer heimischen evangelischen Kirche. Und da mahnet es uns denn an den mächtigen Zug, der in dieser alten Ueberlieferung, an den reichen Segen, der in der wahren Tradition liegt, und an das unantastbare Recht geschichtlich fortschreitender Entwickelung. Zu keiner Zeit würde diese zu zerstören ein grösseres Vergehen sein als gerade in der jetzigen. Wir haben gesehen, nicht ohne den tiefsten Schmerz und bittersten Unmuth, wie man bestrebt gewesen ist mit feindseligem Sinne uns unsere aus grauer Vorzeit stammenden, von treuen Ahnen gewissenhaft überlieferten höchsten Güter zu rauben oder zu vernichten. Das ohnmächtige Ringen ist erstickt, der an dem heiligsten Schatze geübte Frevel gebannt, der unterbrochene geschichtliche Kreis ist wiederhergestellt, wir trinken aus der unversiegten Quelle des in unserer Mutter-

sprache laut und vernehmlich tönenden Evangeliums. Damit ist uns für alle unsere Verhältnisse und Aufgaben der rechte Weg gezeigt; das Recht und die Pflicht, welche die Geschichte uns auferlegt, dürfen wir in keiner Weise verletzen. Es wäre ein grosser, strafwürdiger Frevel, wenn wir dem Gelüste der Eitelkeit oder der Vorspiegelung vermeintlicher Zweckmässigkeit zufolge die geschichtlichen Fäden zerreissen wollten, die uns mit der Vergangenheit so schön verbinden und uns für die Zukunft den rechten Weg weisen, wir würden mit allen Besitzthümern unseres leiblichen und sittlichen Lebens bald auch den Segen evangelischer Gesinnung und Bethätigung verlieren.

Wir begehen aber auch, wie niemand verkennen wird, heute einen Tag der Freude und des Dankes, und wenn unser Land lange geseufzt hat unter dem Schmerze, von der gemeinsamen Mutter und von edlen Brüdern getrennt, ja gewaltsam losgerissen zu sein, so dürfen wir uns heute wieder inniger der Gemeinschaft erfreuen, die nicht nur überhaupt uns wiedergegeben ist, sondern die vornehmlich uns an dem heutigen Tage und in dem grossen Werke dieses „Apostels des Nordens“ verbunden und also mit den zahlreichen gläubigen Christen geeinigt hat, die vom Norden her durch ganz Schleswig-Holstein über das benachbarte Hamburg hin wohnen, das sein Gedächtniss nicht nur heute in Ehren hält, sondern auch in den letzten Jahren die Ehrfurcht vor demselben thatsächlich beurkundet hat, bis nach jener edlen deutschen Stadt, die seine irdischen Ueberreste treu bewahrt, und deren theilnehmende Liebe wir in den Jahren unserer tiefsten Noth und Unterdrückung in einem so hohen Maasse erfahren haben, wie von keiner andern Seite her. Diese Einheit in Glauben und Bekenntniss, in Sitte und Gesinnung, in Sprache und Bildung ist unser Stolz und unser Schutz, ist unsere Wehr und Waffe; wir wären dieses Schatzes nimmer werth, wenn es nicht unser heiligstes Anliegen wäre, uns in allen Stücken an die volle und reine Gemeinschaft des gesammten grossen deutschen Vaterlandes anzuschliessen und in ihr unser Ziel und unser Heil zu finden.

Aber jeder Feiertag ist auch ein ernster Tag der Sammlung und Einkehr, ein Tag der Mahnung und der Busse, und wir würden niemals eine rechte Freude geniessen können, wenn wir nicht, statt umherzuflattern in den äusseren Dingen, uns innerlich besinnen und Rechenschaft geben wollten von unserem ganzen Thun. Da vernehmen wir denn gar bald die Stimme einer starken Mahnung, der erschütternd strengen Frage: ob wir im vollen Umfange das Kleinod bewahrt und seinen Besitz erweitert und seine Frucht gezeitigt haben, das wir vor tausend Jahren durch das Leben desjenigen empfangen haben, dessen Tod wir heute feiern. Da tritt aber eine ganze Reihe von Fragen an uns heran, und wenn wir sie nicht uns selbst vorzulegen gesonnen sind, dürfen wir nur auf die Vorwürfe und Klagen hören, die von anderer Seite gegen uns ertönen. Man hat schwere Vorwürfe auf uns gehäuft, unter deren Last wir schier erliegen möchten. Eine weit gehörte Stimme hat bei einer vielbesuchten öffentlichen Versammlung uns ein „gottloses Volk“ genannt, über welches die Heimsuchung eines blutigen Kriegs als eine gerechte Strafe Gottes gekommen wäre. Wir wollen uns gar nicht entschuldigen oder auf die hie und da noch gebliebenen Spuren des schönsten kirchlichen Lebens hinweisen, nach welchem manche deutsche Provinz sich bis jetzt vergebens sehnt, noch auf die Art unseres Stammes uns berufen, dasjenige, was unserem Herzen das Innerlichste und Heiligste ist, nicht in gleichem Maasse äusserlich auf den Lippen zu tragen, sondern wir wollen mit Zöllnerdemuth an unsere Brust schlagen, wenn wir auch uns wohl zu unserem Troste dasselbe sagen dürfen, was der Herr von denen sagt, auf welche der Thurm zu Siloah fiel; wir wollen darum unseren Verklägern mit keinem bitteren Worte vergelten, sondern ihnen einst von Herzen wünschen einen sanften Spruch am Tage des Gerichts. Man hat uns aber auch, und wie wir nicht verkennen können, mit mehr Liebe und Theilnahme, und darum auch mit mehr Hoffnung des Erfolgs, wenigstens auf die Mängel unseres geistlichen und sittlichen Lebens aufmerksam gemacht, auf die möglichen Gefahren, die uns drohen, und die dann nur um so grösser sind, wenn

wir mitten in dem Ringen nach neuen Lebensgestaltungen begriffen sind.

Man verlangt ein Zeichen und Zeugniss der lebenbildenden Kraft, auf welcher die Kirche auch unseres Landes ruht, in der Bethätigung unserer gläubigen Liebe zu sehen. Wir stehen arm und leer da; hie und da hat sich ein Wollen geregt, aber bis zu einem Vollbringen ist es nicht gekommen. Wer wollte verkennen, wie viel hier fehlt in dem ganzen Auf- und Ausbau des kirchlichen Gemeindelebens; wer wollte nicht lieber beschämt den Blick hinwegwenden von den Spuren geflissentlicher Entsittlichung, die auf dem sonst reinen und gesunden Boden vielfach von frecher feindlicher Hand hinterlassen worden sind! Wohl hat man den Blick in die Ferne zu richten sich gewöhnt, theils zu Gunsten der Seelen, die noch überall erst mit dem Worte des Heils gewonnen werden sollen, theils für die evangelischen Brüder, welche in der Zerstreuung umher sitzen und unserer Kirche verloren zu gehen drohen. Aber damit hat man das Nächste und Unmittelbarste nicht in dem gleichen nothwendigen Maasse bedacht, und das Werk, welches wir mit dem Namen der inneren Mission bezeichnen und welches seine heilbringende Kraft in fast allen Gebieten des gemeinsamen deutschen Vaterlands so segensreich bewährt hat, ist bei uns noch grade im geringsten Maasse zu schauen. Und doch wollen wir heute desselbigen nicht am wenigsten gedenken, weil in solches hinein im weiteren Sinne auch alle die gemeinsame Arbeit gehört, die in Haus und Schule uns mit einander verbindet. Wir wollen darum die mahnenden Worte nicht überhören, die man in dieser Beziehung uns zugerufen hat; wir wollen die Gefahren nicht verkleinern noch verachten, die uns auf mehr als einer Seite umgeben; wir wollen mit unserem Gebete erflehen und mit unserer Arbeit dahin streben, dass wir das Kleinod unseres lutherischen Bekenntnisses, ungetrübt und unvermischt, in treuer Nachfolge uns bewahren, und in einer Zeit, welche mit den Grundlagen des staatlichen Lebens auch die des sittlichen, die beide in einer für den tiefer Blickenden entsetzlichen Gestalt aufgewühlt und zerfressen

worden sind, unter schwerem Ringen wieder aufzurichten hat, aller falschen Allgemeinheit und Verschmelzung nicht minder als allem Sondergelüste spaltenden Wesens den Schild des Glaubens und den Panzer der Gerechtigkeit entgegenhalten. Wir wollen, wenn es hier unten dunkel ist auf unserer armen Erde, glaubensfest in treuer Zuversicht den Blick erheben zu dem Heiland droben, der mild und segnend sein Licht sendet in unsere Finsterniss, und wollen zu Ihm flehen:

Herr, stoss den Leuchter deiner ewigen Wahrheit von dieser deiner Stätte nicht hinweg, schütze Kirche und Schule mit deinem starken Arm auch an unserem Ort und nimm unser ganzes liebes Land in deine schirmende, segnende, vor allem Bösen bewahrende Obhut!

---

3) Rede bei der Einweihung des neuen Hörsaals im Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim,

den 4. Januar 1854.

Ein Opfer der Pflicht würde fehlen, wenn die Schule kein Wort des Dankes auf ihren Lippen hätte für all dasjenige, was ihr geschenkt worden ist an dem heutigen Tage. Sie kann es ja nicht bergen, dass sie der Meinung ist, solches gehöre zu ihrer völligen Ausrüstung, und ob auch das, was Mauern und Wände begreifen, nur ihr Aeusseres ist, so bedarf sie doch eben eines bestimmten und angemessenen Gewandes für ihr inneres Leben; und wie dieses mehr oder weniger ein Zeugniss von sich geben wird auch in solchen äusseren Gestaltungen, so werden diese hinwiederum nicht ohne Einfluss bleiben auf jenes. Sieht man doch dem Hause nicht selten den Charakter seiner Bewohner an, und wird das Gemüth, das von dem Aeusseren sich erheben soll zur Pflege des inneren und höheren Lebens, mehr befriedigt und leichter emporgetragen von der sinnigen und würdigen Form der Erscheinung. Ist es darum eine erlaubte Freude, wenn die Schule in bequemen und freundlichen Räumen ihre Aufgabe vollziehen darf, so ist es ein

doppelter Gewinn und erhöheter Dank, wenn zu der Zweckmässigkeit sich auch die Schönheit gesellet, oder ein dreifacher gar, wenn sie sich dessen bewusst werden muss, wie wesentlichen Mängeln und tief gefühlten Bedürfnissen hierdurch in gar erfreulicher Weise abgeholfen worden ist.

Aber freilich an jede Freude schliesst sich ja eine Sorge, an jeden Dank eine neue Pflicht, an jeden Jubel eine Klage wieder an. Wie sollte es denn heute und hier anders geschehen? Tritt uns nicht in jedem Raume, den wir heute neu betreten, eine neue Mahnung zu erhöheter Pflichtanstrengung, zu gewissenhafterer Berufserfüllung entgegen? legt sich nicht das neue, bessere Gewand unserer Schule als ein neues, schweres Band um unsere Seele? richtet es nicht Frage über Frage an uns, wie viel wir denn erreicht zu haben glauben, wie viel unseres Weges uns noch vorgesteckt ist? O noch mehr als das, würde heute keine Frage laut, ob denn auch der mit neuen Opfern erkauften Ausstattung die innere Leistung entspreche, ob wir uns getraueten, vielleicht gar ein grösseres Maass des Gelingens für die Zukunft zu verbürgen, oder ob wir nicht etwa Gefahr liefen, uns dem vorwurfsvollen Gedanken ausgesetzt zu sehen, als ob wir in schönen Räumlichkeiten und bequemer Einrichtung den wesentlichen Gewinn solcher Bildungsanstalt gesichert glaubten? Dem allen gegenüber denken wir mit dem Schriftworte auch in diesem Stücke: nicht dass wir es schon ergriffen hätten, wir jagen ihm aber nach; und indem wir fort und fort uns unser Ziel vor Augen halten, wollen wir uns eben so sehr demüthigen im Bewusstsein dessen, was fehlt, als emporrichten und erheben an dem Bilde dessen, was zu thun noch vergönnt ist. Aber allerdings möchte es denn doch wohl Pflicht sein, an dem heutigen Tage und in gegenwärtiger Stunde auf solche Fragen näher einzugehen, uns selber den Umfang unserer Pflichten im richtigen Maasse klar zu machen, aller Befangenheit wie aller Uebertreibung zu wehren, vor allen Dingen aber die Bedeutung desjenigen uns zu vergegenwärtigen, was für das wichtige und schwere, viel besprochene und wenig verstandene, Werk öffentlicher Erziehung hiermit wiederum geleistet worden ist.

Wir sind hier eingetreten in einen uns alle freundlich umschliessenden Raum; wir haben seit langer Zeit zum ersten Male wieder die Freunde unseres Werkes einladen dürfen zur gemeinsamen Feier. Was die edle Huld des Fürsten und die opferfreudige Liebe dieser Stadt hat bauen lassen, das ist nunmehr unserem Gebrauche überwiesen, ist uns, damit wir des tieferen Ursprungs und der höheren Weihe eingedenk seien, feierlich von dem Diener der Kirche des Herrn, dem wir auch mit unserem Werke dienen sollen, in erhebendster Weise übergeben und gestellet worden unter das Panier unseres hochgelobten Herrn und Meisters selber und geweiht in dem Namen, der über alle Namen ist und in welchem sich beugen sollen die Kniee aller derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden sind. Wohlan denn nun, dieser Saal, möge man ihn einen Hörsaal oder einen Lehrsaal oder einen Betsaal nennen, soll an seinem Theile mit helfen zu dem uns anvertrauten Werke, und es ist darum von besonderer Wichtigkeit, dass wir seine Bedeutung richtig erfassen. Warum ist es denn eben, wie wir sagen, die Stimme der Kirche gewesen, die uns in diesen neuen Besitz eingeführt hat? Aus keinem anderen Grunde, als weil sie es ist, durch die wir alles, was wir besitzen an geistigem Gute, erst wahrhaft haben als unser Eigenthum; die alles, was wir gewinnen auf irgend einem Boden, mit irgend einem Vermögen unserer Seele, nicht niederwärts sich verkriechen und im Staube verkommen lässt, sondern aufwärts richtet und mächtig emporhebt zu dem ursprünglichen und unvertilgbaren, wenn auch durch unsere Schuld tief zerstörten, Grunde unseres Wesens. Der Kirche Christi danken wir es ja überhaupt, dass wir Schulen haben, den Menschen bildende, ihm zu seiner ewigen Bestimmung emporhelfende Schulen. Und weil das nicht auf irgend einer Zufälligkeit beruht, sondern eine durch den Geist des Christenthums hervorgegangene geschichtliche Nothwendigkeit ist, so hat die Kirche diese ihre Bedeutung nicht einmal nur gehabt, sondern hat sie immerfort, hat sie für jede einzelne Seele, weil nur die Seele wahrhaft erzogen werden kann, die zuvor dem Heilande dargebracht, unter die Obhut

seines heiligen Geistes gestellt worden ist. Wem aber übergibt die Kirche diese Räume und zu welchem Zwecke? Der Schule, damit sie auch ihrerseits eine Pflegerin des geistigen Heiles, eine Verkündigerin des Worts der Wahrheit sein könne, damit sie die Herzen bereite und geschickt mache auf dem Gebiete der Welt und in den Elementen des rein Menschlichen, während sie selber mit dem unmittelbaren Bauen am Reiche Gottes beschäftigt ist. Wir wollen damit nicht übergreifen in ein anderes, wenn auch noch so innerlich verwandtes, dennoch äusserlich getrenntes Gebiet; wir wissen es wohl, dass der Dienst am Worte und der Dienst an der Lehre und Wissenschaft zwei vollständig verschiedene, die ganze und ungetheilte Kraft für sich in Anspruch nehmende Lebensberufe sind; wir vergessen es nicht, dass die Kirche nicht blos Heilslehren zu verkündigen, sondern vor allem auch Gnadengüter zu spenden hat, ohne welche das Heil weder gewonnen noch bewahrt werden kann. Aber den Vorzug hat die Kirche der Schule selbst zur unmittelbaren Benutzung anheim gegeben, dass sie, als sie ihr das ewige Wort auch als Mittel des Unterrichts übergab, ihr dasselbe mit allen übrigen Mitteln der Erziehung und Geistesbildung in Einklang und Zusammenhang zu bringen überliess, so dass dadurch erst der ganze Mensch wahrhaft in allen seinen Richtungen als von dem Geiste Christi durchströmt und ausgestattet mit der Kindschaft Gottes erkannt werden kann.

Ueberweiset aber in solchem Sinne die Kirche der Schule solchen Raum: dann fragen wir weiter, in welcher Weise wohl diese denselben zu nutzen gedenke? Ist denn auch wirklich die Schule eine sittliche Gemeinschaft, ein von höherem Geiste angehauchter Leib, darin die Glieder an einander hangen und einander Handreichung thun in der Liebe? Oder hat diese von zufälligem Kommen und Gehen abhängige Schaar keine innerlich verbindende Einheit? Man hat der Schule oft eine mittlere und verbindende Stellung angewiesen zwischen dem Hause und der Kirche; bildet sie aber eine nicht bloss durch den vorgestellten Zweck vorübergehend verbundene, sondern die von sittlicher Idee

getragene Gemeinschaft einer Familie, so ist dieser Raum, was das Familienzimmer im Hause ist. Hat aber die Familie in ihm einen Mittelpunct, einen Träger erhebender und wohlthuender Gemeinsamkeit; warum sollte die Schule es nicht haben? Wenn die Familie in Spiel und Ernst beisammensitzt, und das unmittelbare Gefühl ihres Verbundenseins hat, dadurch Eltern und Kinder zusammengeschlossen werden zum schönsten Vereine für Zeit und Ewigkeit: darf dann ein gleiches Bewusstsein der Gemeinschaft einer Schule fehlen? Oder wäre es in ihr eben so natürlich und nothwendig schon vorhanden, dass es einer besonderen Anregung und Weckung nicht erst bedürfte? Der Schule wie der Familie sittlicher Nerv ist die Arbeit; wo die Hände lässig ruhen, da kann kein sittliches Leben gedeihen. Aber die Arbeit darf nicht alle Lebenskraft, nicht allen Lebenssinn verzehren; wie auf jede Werktagszeit die Sabbatstille, so muss auf die Arbeit die Ruhe folgen, auf die Anstrengung die Erholung, auf die Beschäftigung das kindliche Spiel. Die Arbeit, einseitig und ohne Unterlass betrieben, bringt immer wieder zum Mittelpuncte des eigenen Ich zurück, führt zur Selbstsucht hin, das kindlich betriebene unbefangene Spiel übt die freie hingebende selbstvergessende Liebe; die nie unterbrochene, nie rastende Arbeit führt den Menschen zuletzt zu dem Wahne, es liege alles an seinem Laufen oder Thun, das unschuldige Spiel hat keinen anderen Zweck noch Ziel als sich zu versenken in den Gegenstand einer unberechneten, harmlosen Thätigkeit; in der ruhelosen Arbeit verknöchern und erstarren die Glieder, gleichwie sie von immerwährendem Spiele erschlaffen. Der Wechsel nur von Arbeit und Spiel erhält Leben und Beweglichkeit. Aber Arbeit und Spiel ziehen in die bunte Welt der Sinne, in den kleinen Kreis des Alltagslebens hinein; sie zerstreuen anstatt zu sammeln, ziehen zur Erde hinunter anstatt die Seele vom Staube und Boden dahin zu erheben, wo ihres Ursprungs Quelle ist. Darum stand einst über jedem Hause wie über jeder Schule, sichtbar oder unsichtbar, geschrieben: Bete und arbeite! Darum muss mitten in aller athemlosen Unruhe des flüchtigen Lebens die Seele immer wieder

Athem schöpfen aus der Höhe, wo ihres Lebens eigenster und wahrster Grund ist. Auch unsere Arbeit kann solcher höheren Ruhe nicht entbehren; wenn wir immer nur suchten euren Geist zu füllen mit dem reichsten Stoffe des Nachdenkens und Wissens, und häuften in demselben Schätze auf Schätze, hätten aber keine Stunde noch Minute, wo wir die Seele frei werden liessen für den Dienst des lebendigen Gottes, aus dessen schöpferischer Gnade all ihr Leben und Gedeihen stammt: dann hätten wir für nichts gearbeitet als für das vergängliche Wesen dieser Welt, und unser stolzer Bau würde, wie aufgethürmt in Eile, im Nu auch wieder zerronnen sein. Darum sammeln wir uns hier zum Ernste des Gebets, der Andacht, dem Vernehmen der ewigen Wahrheit, gleichwie ihr zu anderen Stunden versammelt werdet da draussen unter den grünen Bäumen des Waldes zum heiteren Spiele in der Uebung eurer leiblichen Kräfte. Aber noch eine höhere Bedeutung, eine dringendere Wichtigkeit hat für uns, für die Schule diese ernste Gemeinschaft. Die Familie umschliesst ihre Glieder ja mit einem natürlichen, durch innere Triebe geknüpften Bande; unser Verhältniss ruht nicht auf natürlichen Banden, sondern auf sittlichen Kräften; es ist ein werdendes, ein durch die Theilnahme an höheren, geistigen Gütern allmählich erst erworbenes, wir sollen dieser Verbindung uns erst bewusst werden, aus diesem Grunde sie nähren und pflegen, damit wir wahrhaft sie uns aneignen. Hier liegt die ganze Kraft und Wahrheit, aber auch die ganze Gefahr und Schwierigkeit unserer Arbeit. Unser Lebensberuf ist zu lehren, zu unterweisen mit dem Worte nach Maassgabe der uns verliehenen Kraft und Einsicht. Wir unterrichten aber nicht für bestimmte vereinzelte Zwecke, sondern um dadurch hervorzurufen und fördern zu helfen jene allgemeine und tüchtige Vorbildung, die im Leben nach allen Seiten hin geschickt und stark macht. Wir lehren nicht etwa ein jeder nur sein besonderes Fach, unbekümmert, wie sich dazu die Arbeit der anderen Mitlehrenden verhalte, sondern es ist das eben das unterscheidende Kennzeichen unserer Thätigkeit von anderen Lehranstalten, der Gymnasien von

den Hochschulen deutscher Wissenschaft in allen ihren weiten Verzweigungen, dass wir das Maass des einzelnen Unterrichtsmittels immer gegen das Ganze, was im Lernen gewonnen werden soll, vergleichend hinhalten, dass wir mit anderen Worten durch Unterricht bilden, und, was wir schaffen, daher eine bestimmte Gestalt gewinnen soll. Aber auch das schönste Bild, sei es aus der Natur oder dem Leben, sei es aus der Höhe oder Tiefe des Geistes, es zeichnet sich nicht von selber auf die Leinewand, es will durch eines Bildners Geist hindurch; und so muss auch alle Geistesbildung, die der Lehrer seinem Schüler gibt, durch seinen Geist, durch seine persönliche Einwirkung hindurchgehen; darum muss aller bildende Unterricht, weil ja der denkende und erkennende Mensch kein anderer ist als der wollende und handelnde, zugleich ein erziehender sein.

Ich weiss, welch ein inhaltschweres Wort ich damit ausgesprochen habe; ich nenne damit dasjenige, was zwar den höchsten Gewinn unserer Arbeit, aber auch nur zu oft die Klippe, daran sie scheitern muss, bezeichnet. Wir wissen es wohl, es wird auch die Arbeit der Schule gar vielfach überschätzt, und wir müssen es dann tief beklagen, wenn am Ende der Erfolg nicht entspricht. Ein grosser Staatsmann Englands hat vor kaum einem Jahre bei Eröffnung des Parlaments die Volkserziehung die wichtigste aller socialen Fragen genannt, von deren Entscheidung die Zukunft Englands abhänge; aber die Schulen erziehen das Volk nicht allein, sie haben kein Mittel neben und ausser dem persönlichen Einflusse ihrer Lehrer durch den Unterricht; — das Leben, die Macht der Sitte, ja ein höherer Zug der Geschichte bringen Wirkungen hervor, die wir weder zu bemessen noch zu beherrschen im Stande sind. So wollen wir denn bei diesem Anlasse auch alle die treuen Freunde, die heute herzugekommen sind zu unserer Feier, angelegentlich bitten, das Werk der öffentlichen Erziehung überhaupt nicht zu überschätzen und uns insbesondere keine Einflüsse zuzumuthen, die wir nicht haben können; wir besitzen kein anderes Mittel als dasjenige, welches in dem

erziehenden Lehren liegt, aber dieses ist auch von hohem Gehalt und Werthe, dass nimmermehr von ihm zu gering gedacht werden darf. — Ja, siehe, gerade darin besteht der ganze Schatz, die köstlichste Seite des Lehrerberufs: wir sind an jeden Einzelnen von Euch gewiesen, wir haben für die besonderen, so eigenthümlich verschiedenartigen Geistes- und Herzensbedürfnisse zu sorgen; wir können niemals eine Frucht unseres Lehrens sehen, wenn wir nicht uns versenken in den Standpunct, auf welchem jeder einzelne Lernende steht, und von da aus nach seiner besonderen Geistes- und Gemüthsart fortbauen, bis das uns vorschwebende Ziel auch in ihm eine Gestalt gewonnen hat. Nun aber gibt es auf dem Gebiete des Wissens und Denkens unendlich viele Wege und Richtungen, die aber dennoch zuletzt sich alle wie zu einem Knoten zusammenschlingen; es gibt keine Wahrheit in irgend einem Zweige der Wissenschaft, keine Erkenntniss auch der scheinbar entlegensten Art, die zuletzt nicht wieder anschlüge an dasjenige, was das innerste Bewusstsein, den eigentlichen Pulsschlag unseres Lebens bildet. So könnet ihr denn nicht lernen, ohne zu fühlen, nicht ahnen, ohne zu erkennen, nicht wissen, ohne zu glauben; und es darf das Maass eurer Geistesbildung keine Höhe erreichen und keine Grenzlinie überschreiten, wodurch ihr losgerissen würdet von dem lebendigen Mittelpuncte eures Lebens, dem Glauben an den Herrn, der das Heil eurer unsterblichen Seele will und auf allen Wegen dasselbe suchet, auf dass ihr euch finden lasset und heimsuchen von seiner Gnade. Spreche ich es aus in der allgemeinen Form des Gedankens, so heisst es: es gibt keine wissenschaftliche, keine Geistesbildung, die nicht eine religiös-sittliche ist; oder will ich es lieber sagen mit dem Ausdrucke der erfüllten und vollendeten Thatsache: der euch aufgeschlossen das Buch der Siegel und geoffenbaret die ewige Wahrheit, dass ihr hineinschauet in die Geheimnisse des Gottesreichs, derselbe hat auch eure Seelen gerettet aus der Nacht des Todes und der Tiefe des Verderbens. O nun ist es uns klar, was es für eine köstliche Arbeit ist an den einzelnen Seelen; lehrend säen wir das Wort hinein in

den uns anvertrauten Acker, wo, wie und wann der Same aufgeht, das sehen oder wissen wir der Regel nach nicht; aber wir sind der gewissen Zuversicht, dass kein Körnlein, was wir mit unseres Herzens und Geistes innerstem Antheil gespendet haben, jemals ganz verloren geht, und manche stille, aber erhebende Freude kommt über uns, wenn wir oft auch nach Jahren erst es hören oder sehen, dass das, was uns ergriffen und bewegt hat in irgend einer Stunde unseres Lehrerberufs, einen Wiederklang gefunden in dem Herzen treuer Schüler.

Ist es aber gewiss, dass wir hier nicht lehren können, ohne zu bilden, nicht bilden, ohne zu erziehen, nicht erziehen, ohne den ganzen Menschen zu erfassen und ihn auch zu erheben zu dem, der seines Daseins Grund und seines Wesens Urbild ist: dann wird niemand fragen, ob eine Stätte sein müsse, wo wir unsere Herzen erheben und den Herrn unsern Gott anrufen. Hier ist der Boden unserer Gemeinschaft: mag auch sonst ein weiter Abstand uns, die wir viele ernste und arbeitvolle Stunden schon dem Gute gewidmet haben, das schwer errungen sein will, und euch trennen, die ihr bis jetzt nur noch durch die leichte Vermittelung des mittheilenden Unterrichts geführt worden seid, bis früher oder später entweder das Leben oder die Wissenschaft euch zu der entsagungsvollen Arbeit treibt, in der ihr nur so viel als euer wahres Eigenthum gewinnt, als ihr selbst mit eurer Kraft und Liebe euch errungen habt; möget auch ihr selber alle, die ihr jetzt in der einen gemeinsamen Farbe der frischen fröhlichen Jugend vor uns sitzet, die verschiedensten Wege im Leben gehen — Herr, wie du willst, nur das Eine bitten wir, dass von allen diesen Seelen, die du uns vertrauet hast, keine einzige möge verloren gehen! — der Boden der Gemeinschaft, die wir hier pflegen wollen, bleibt durch's ganze Leben und verbindet uns alle mit einander: das ist der Punct, wo wir wie ihr, in gleichem Maasse Einer Gnade theilhaftig und der Einen Gerechtigkeit Gottes bedürftig, uns mit einander stellen unter dasselbe Wort des Lebens, um einerlei Trost und einerlei Verheissung zu empfangen. — Und, siehe, noch Eins kommt hinzu: es

bleibet ja nicht aus, dass auch ihr mannichfaltig fehlet und die Ordnungen verletzet, die der sittliche Beruf der Schule vorgezeichnet hat; da tritt euch mahnend und strafend das Gesetz entgegen, und es wird vollzogen durch den Mund dessen, der nach einer natürlichen Ordnung der Verhältnisse die erfreuliche Gelegenheit entbehren muss, einem jeglichen unter euch ohne Unterschied durch lehrende Thätigkeit nahe zu treten. Hier ist dann eine Stätte, wo auch er zu reden hat zu euch allen und wo ihr dessen inne werden könnet, dass er mit euch zusammen steht auf dem heiligsten Gebiete des Lebens und Herzens und darum gern hinter jedem strafenden Ernste die Verkündigung vergebender Liebe folgen lässt.

Siehe, Herr, wir wissen es wohl, was du uns hier gegeben hast; wir segnen alle diese Räume und besonders diesen lieben, uns zum ersten Male alle freundlich umschliessenden Raum; sie sollen uns auch bauen helfen, was unserer Seele Heil vollendet. Wir wollen hier uns stellen, ohne Menschenfündlein, ohne Sonderungsgelüste, ohne Trachten nach falschem Schein der Frömmigkeit, lauter und rein, kräftig und wahr, auf den alleinigen Felsengrund deines ewigen Wortes, den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Und wie du denn deinen Segen so gern zwiefältig gibst, so sehen wir auch heute, wie du nicht blos neues und schwereres forderst, sondern auch neue Kraft und Gabe dazu gibst. Nicht die kalten Wände und Mauern sind es bloss, durch die du uns förderst in unserem Werk; du hast auch eine frische, fröhliche, muthige Menschenkraft dazu gelegt, die uns nun helfen will in treuer Gemeinschaft der Arbeit: so gehen wir denn voll getroster Zuversicht unsere Wege weiter und sprechen vor dir unsern heissen Dank und bitten dich inbrünstig um deinen Segen. Ja, segne du zunächst mit deiner reichsten Huld und Gnade die alle, durch welche du uns dies geschenket hast, den theuren und erhabenen Fürsten dieses Landes und die Räthe seiner Krone, die treuen Oberen und Vertreter unserer Stadt und unserer Schule, und lasse sie die schönste Frucht erfahren von dem, was sie aufs neue hier gepflanzt

zum Segen kommender Geschlechter. Erfülle uns Lehrer mit dem Geiste der Gewissenhaftigkeit und Treue, dass wir arbeiten als in heiligem Werke vor dir und nicht ermatten, ob uns auch bisweilen schwer und erfolglos alle Müh und Arbeit scheint. Herr, der du die Herzen der Menschen lenkest wie Wasserbäche, leite die Herzen dieser Jugend, dass sie willig und freudiglich zu den Quellen eilen, die wir ihnen zu öffnen bereit sind. Der du tröstend verheissen hast: wer mich liebt, den wird mein Vater lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen, — „o heil'ger Geist, kehr' bei uns ein und lass uns deine Wohnung sein," auf dass wir je länger je mehr aus deiner reichen Fülle nehmen Gnade um Gnade. Amen.

---

4) Zwei Reden am Geburtstage des Grossherzogs von Mecklenburg-Schwerin,

a) am 28. Februar 1854.

Der Morgen, der den Festtag der Geburt eines Landesfürsten heraufführt, gleicht der milden, belebenden Frühlingssonne, die wir mit stets neuer Freude in jedem wiederkehrenden Jahre begrüssen. Da wird der Himmel höher, die Luft erquickender, die Brust freier, das Herz frischer. Da wecken die Blümchen, die dem Schnee entsteigen, unsere lieblichste Freude, unseren zartesten Dank, wie ihn selbst die reichste Fülle des Sommers uns kaum zu entlocken vermag; da horchen wir entzückt dem kunstlosen Liede der jubelnd emporsteigenden Lerche, und unsere Herzen steigen mit empor und jubeln mit. — Ist es denn anders an dem Festtage, den wir heute feiern? Ich denke, wie unwillkürlich sammeln wir die Blumen der fürstlichen Gnade an dem heutigen Tage und flechten alle Beweise seiner freundlichsten Huld zu einem Kranze; hat aber unsere festliche Freude wie unter einem langen Winterfroste begraben gele-

gen: heute bricht sie von neuem wieder hervor; der Laut des Dankes will nicht beschlossen bleiben in den engen Schranken der Brust, sondern sucht sich einen Ausweg in dem Worte und steigt im lauten Jubel einer ganzen festfeiernden Schar empor, und es fühlt sich das Herz dadurch mächtig gehoben. Und wollten die diess Mal freundlich herzugekommenen Hörer sich auch solche weitere Deutung, unbeschadet ihrer in Anspruch genommenen Nachsicht, gefallen lassen: nun so sollen auch alle jene Versuche, mit denen unsere Anstalt darzuthun wünscht, welche Blüten in Reden und Denken, in Darstellen und Wiedergeben sie hervorzurufen und zu zeitigen sich bemüht, kunstlos, aber fröhlich sich aufschwingende Lerchenlieder sein, mit welchen sie ihren demüthig schwachen Dank für alle die zahlreichen Wohlthaten dem erhabenen Fürsten darbringt, der sie nicht bloss mit seinem fördernden Schutze erfreut, sondern auch seiner persönlichen Theilnahme und Aufmerksamkeit würdigt.

Ein ganzes Land feiert in allen Kreisen und Ständen den schönen Tag mit erneuerter Freude, mit erquickendem Troste. Oder sollte es wirklich in der ernsten Zeit, in der wir leben, mitten unter den Sorgen, die uns an die Zukunft mahnen, Herzen geben können, die so kalt und empfindungslos wären, dass sie auch in den schweren Prüfungszeiten, mit denen Gott der Herr die Völker heimsucht, damit sie sich fester um ihre Fürsten scharen und in den Drohungen des Kriegs die Süssigkeit des Friedens, in der Gefahr zerrissener Staats- und Völkerbande den Segen eines weisen und guten Regiments erkennen lernen, keine Theilnahme und kein Bewusstsein hätten von dem Segen, den Gott in einem guten Fürsten einem Lande gibt? O wären heute solche Seelen da, ich möchte ihnen zu ihrem eigenen Heile wünschen, was ich sonst nur meinen Feinden wünschen mag, dass sie den Schmerz der eingebornen Söhne eines Landes empfinden und erleben mögen, die das eigene Heimatsland mit stiefmütterlicher Lieblosigkeit von sich stösst, und dass sie dann, den Schatz des heimatlichen Fürstenthumes missend, zur eigenen Erkenntniss eine Weile in der Wüste wandern mögen, bis ihnen ein milder Herrscher wieder naht,

dessen freundlicher Blick ihnen zuruft: Kommt her, ich will euch in der Fremde wieder heimisch machen. Wer es weiss und fühlt, dass „Heimatliebe, Heimatlust“ keine leeren Klänge sind; wer nur in ihr, der Heimat, den sichern Boden unter seinen Füssen, da draussen aber sich wie einen Vogel mit gekappten Schwingen fühlt: der will auch sein Vaterland in seinem Fürsten und seinem Fürstenhause lebendig vor sich sehen, das in seinen Geschlechtern die Jahrhunderte hindurch seine Geschicke getragen, seine Leiden und Freuden getheilt, im Sturm wie in der Stille sein Regiment geführt, während die Geschlechter der übrigen Menschen auf und nieder wogen, sich zerstreuen und verschwinden. Und ist es ein besonderer Gottessegen, wenn einem Lande solch Herrscherhaus lange und ungestört erhalten wird: dieser Segen, dieses schöne Glück, mecklenburg'sches Vaterland, ist vor allen deins.

Aber noch in einem stärkeren, in einem ganz besonderen Sinne gehört dir, liebe Jugend, der Festtag deines Fürsten an. Denn du, ein Theil der Jugend dieses Landes, gehörst dem Fürsten; du bist des Landes Zukunft, des Landes Hoffnung, und wenn der Fürst die kommenden Tage seines Volks zu bereiten und zu gestalten hat, so muss ihm auch das Werkzeug, mit welchem er zu bauen, die Arme, mit denen er zu pflanzen und zu gründen haben wird, willig zu Gebote stehen. Die alten Völker Italiens entsandten zu bestimmten Zeiten einen „geweihten Lenz“; und wenn dann die Zeit gekommen war, die die Geburtsgenossen Eines Jahres zur Wanderung in die Fremde trieb, dann überstieg die ganze Schar, der Heimat für immer den Rücken wendend, den Kamm der nächsten Grenzgebirge, dort eine neue Stätte zu gewinnen. Ihr seid auch ein „geweihter Lenz“, doch nicht, um nach dem Kreislauf festgesetzter Jahre in die Fremde zu pilgern, mindestens nicht anders, als um die schönsten Blüten für Geist und Leben von dort zurück an Eurer Heimat Heerd zu tragen. Kommen wird die Zeit, wo ihr und die Genossen eurer Jahre im Lande rings umher, auf den inzwischen leer gewordenen Plätzen sitzen werdet; dann sollet ihr dem Acker euren Fleiss, den Künsten Sinne

und Talent, des Glaubens Muth und Tiefe der Kirche, dem Staate eure Einsicht und Thatkraft widmen. Dann wird der Fürst eure Gaben und Kräfte um sich sammeln, vereinigen zu Einem Ziele, und was ihr ihm dann opfert, ihm fröhlich widmet, das ist eine Frucht, die Segen bringt den kommenden Geschlechtern. O wohl euch, wenn ihr das dann könnt nicht blos aus Pflicht oder Zwang, sondern mit dem innersten Antheil eures Herzens!

Ihr könnet es! — O jauchze nur und triumphiere, meine Rede, hier ist der Boden, wo du fröhlich dich erheben darfst, steig auf, mein kunstlos Lerchenlied, lass hören, was du zu rühmen hast. Sie wollen uns da draussen gern verklagen, als seien wir in allem zurückgeblieben, als gebe es hier nichts als verfallene Erinnerungen und veraltete Zustände. Nun ja, wir sind zurückgeblieben in diesem und in dem, aber haben dafür auch weniger den Fluch des Leichtsinns zu tragen, der heute schafft, was morgen er zerstören muss. Aber in einem ist Mecklenburg hinter keinem Staat zurückgeblieben, in der treuen Hingebung an sein Herrscherhaus. Der Fürstenstuhl, auf welchem wir den Gefeierten des heutigen Tags erblicken, ist nicht der von den Launen eines wandelbaren Volks umwogte Sitz eines Emporkömmlings, der über viele Thränen und Leichen hin sich zur Höhe seinen Weg gebahnt; ist nicht das morsche Brett, daran der in Ohnmacht versunkene, von Leidenschaft und Fanatismus umlärmte, Nachkomme eines Eroberers mit letzter krampfhafter Anstrengung sich hält, während gegen und um ihn die Kräfte des Aufruhrs und der Gewalt toben; ist nicht die Felsenspitze des weltbeherrschenden Gebieters, bei dessen Wink und Willen die Loose eines ganzen Erdtheils steigen oder fallen: es ist vielmehr der einfache, in grauester Vorzeit aus der kräftigsten Eiche des Waldes geschnitzte Stuhl, darüber ein immer neuer Teppich hängt, in dessen dicht verschlungenem Gewebe des Fürsten Treue den Aufzug, des Volkes Liebe den Einschlag bildet. Aber darum lagert sich auch um ihn der stille Friede eines gesegneten Zustandes; eben darum haben wir innerhalb unserer engeren Grenzen einen Trost und eine

Sicherheit, wie es die grossen Staaten nimmer haben können. Freilich wissen wir es wohl: wenn alles rings umher vom gewaltigen Sturme ergriffen und fortgerissen wird, da arbeitet vergebens die kleine Scholle gegen die wüthende Brandung an. Ist aber der Sturm verzogen und die Sonne bricht wieder hervor: siehe, dann ist der stolze Fels, der kräftig widerstand, gespalten, die kleine Scholle liegt unversehrt und von der Sonne Strahl gewärmt am Ufer.

Das sind nicht Bilder und Gleichnisse nur, es sind Erfahrungen, wie sie uns die Geschichte unseres Landes bietet. Innerhalb zweier Menschenalter hat Deutschlands westlicher Nachbar die furchtbarsten Erschütterungen und raschesten Wechsel erlebt, hat in wildem Wahne ein frommes Herrscherpaar aufs Blutgerüst geschleppt, und nachdem er alles Heilige vernichtet und alle Ruhe bürgerlichen Wohlstandes untergraben, sich einem scharfblickenden, aber kaltherzigen Eroberer in die Arme geworfen, der ringsum die Länder in Schrecken und Unterwürfigkeit setzte, bis er in des Nordens eisigen Feldern das Grab seiner nie befriedigten Hoffnungen, auf einem öden Eiland des Weltmeers die Ruhe eines engen Grabes fand. Dem unglücklichen Lande war damit die Ruhe nicht wiedergekehrt; das alte Herrscherhaus erhob sich und stürzte bald von neuem, ein anderes kam und blühte auf und stürzte nieder, und machte wieder einem dritten Platz. Und fast während dieser ganzen Zeit gab Gott dem Lande Mecklenburg das wunderbare Schauspiel eines einzigen, mit seltener Kraft gerüsteten Fürsten, dessen über ein halbes Jahrhundert dauernde, wahrhaft väterliche Regierung eine Quelle des reichsten Segens für dasselbe ward. Freilich ist auch er und sein Land von jenem Sturme, der vom Westen her bis in den fernen Osten brauste, nicht ganz unberührt geblieben. Als nach dem Tage der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, der Schlacht bei Jena, die siegreichen französischen Scharen unaufhaltsam bis zum Norden drangen, ward auch unser Land überschwemmt und sein Fürst musste in der Fremde sich eine Zufluchtsstätte suchen. Aber Gott hat ihn nach wenig Monden wieder heimgeführt und ihn in dem treuen Schoosse seines

jubelnden Volkes sein Glück und in Geduld und Weisheit die Mittel finden lassen, um die dem Lande geschlagenen tiefen Wunden wieder zu heilen. Bald folgten in allen Ländern innere Stürme, hier heftiger und dort gelinder, aber über diesem Lande gingen sie in schwächeren Stössen hin; ihm war's gegeben, in langsamem, aber sicherem Gange, vom Sturmschritte ungestümer Neuerung entfernt, das gute Alte zu bewahren, ohne sich dem bewährten Neuen ganz zu verschliessen.

Und ist die Ruhe uns denn jetzt gesichert? — O weg mit dieser bangen Frage, möchte mancher heute denken, dessen Herz am Tage der Lust und Freude jedem Misston sich verschliesst; ja, weg mit dieser Frage, wenn wir keine tröstliche Antwort auf sie zu geben wissen. Aber seht nur unsern Fürsten selber an; bemerkt ihr über dem freundlich lächelnden Auge auch heute gar kein Wölkchen mehr? glaubt ihr, in der Frühe dieses Tages hätte der geliebte Landesvater im Vereine mit der frommen Gemahlin, die Gott ihm an die Seite gesetzt, zu dem Opfer heissen Danks keinen Seufzer tiefer Klage, zu dem Ausdruck reiner Freude keinen Laut banger Sorge hinzuzufügen gehabt? O er weiss es, dass „sein Herz ist in der Hand des Herrn"; er weiss, dass er sein Scepter führet nicht von Menschen, sondern von Gott, dass er die tausende der ihm gegebenen Seelen regieren soll in der Weisheit und Furcht des Herrn. Und wenn sich furchtbar drohende Wolken im Westen und im Osten Europas aufthürmen, und wenn, was eben zuvor noch von den Entschliessungen der Menschen abzuhängen schien, plötzlich in einen Knoten festverschlungener Thatsachen hineingerathen ist, aus welchem kein Entkommen mehr möglich scheint: wenn der Boden des alten Europas unter dem Herannahen furchtbarer Katastrophen bebt, die vielleicht bestimmt sind uns neue Gestaltungen der Weltgeschichte heraufzuführen: dann sollte nicht vor allen in dem Fürsten, dem sein Volk am Herzen liegt, eine tiefe Sorge erwachen? Die Schneeflocke, die des Vogels leichter Fuss von des Berges Spitze stösst, wer ahnt es, wie bald sie als donnernde Lawine in den Abgrund fährt und alles rings bedeckt? —

Darum der Ernst auf unseres Fürsten Stirne. Und siehe neue Gelübde, neue Wünsche steigen in ihm auf, neue Fragen gehen heut hinaus unter all sein Volk, sein Volk soll darauf Antwort geben. Kommen wir eben so rasch und freudig mit neuen Gelübden ihm entgegen? Und seine Forderung an uns ist so einfach und so natürlich; er will nichts anderes haben als uns selber, und in uns die Gaben und die Kräfte, die Gott der Herr uns gegeben hat, wenn wir sie nicht in dumpfer Trägheit vergraben oder in gedankenlosem Leichtsinn vergeuden.

Er begehrt zuerst an uns ein frommes Volk zu haben; denn wo keine Gottesfurcht im Lande wohnt, da kann dem Fürsten keine Ehre werden. Wo keine Frömmigkeit im Herzen, kein Gotteswort im Hause herrscht, da lockern sich die Bande selbst, die Natur und Liebe flicht, da wird die schöne Gemeinschaft der Familie zerrissen; wo aber die nicht blüht, da kann auch der Staat das rechte Gedeihen nimmer haben. Und wir leben ja in einem Lande grade, in welchem zwar zuerst nur unter schweren und blutigen Kämpfen das Christenthum seinen Eingang fand, aber, als es erst einmal Wurzel geschlagen hatte, mit um so grösserer Treue und Festigkeit bewahrt worden ist. Die Väter haben manchmal Zeit und Anlass gehabt, ein gut Bekenntniss abzulegen vor vielen Zeugen; sie haben, ihre Fürsten an der Spitze, das Kleinod unseres evangelischen Glaubens gegen Menschensatzungen bewahrt, das Werk der Reformation lauter und gewissenhaft gefördert und uns erhalten bis auf diesen Tag. Das ist vernünftig und berechtigt, denn es entspricht dem Wesen dieses Volks; und es ist wahre Weisheit, die sorgsam darob wachet, dass innerhalb seiner Grenzen nicht ein anderes Bekenntniss Herrschaft sich gewinne und die Gemüther verwirre und statt der Einigkeit des Glaubens und des Lebens Hader und Zwiespalt fördere. Gott aber mache uns auch in diesem Stücke wahr und frei und stark; er lasse uns nicht in sorgloser Sicherheit uns wiegen, als seien diese Stücke gleichgültig oder gefahrlos. Wissen wir, ob das, was jetzt als Ursache eines beginnenden Krieges gilt, dereinst in der Hand unseres prüfenden und richtenden

Gottes ganz anders, als wir Menschen denken und verstehen, zum furchtbaren Ziel und Ausgang desselben werden kann? ob jenes Streben, das manche schwere Zeichen unserer Zeit bekunden, die Kirche Jesu Christi, die freie, die unser aller Mutter ist, mit äusserer Gewalt nach weltlichen Gesetzen zu regieren, zum Dienste irdischer Zwecke zu missbrauchen, nicht über kurz oder lang auch uns bittere Stunden bringen und schwere Opfer kosten wird? — O dann wollen wir mit viel Flehen und Ringen den Geist der Väter wieder erwecken und herauf beschwören, auf dass er kräftig in den Kindern sei. Und er wird sich nicht vergebens rufen lassen; besitzen wir doch ein unvergessliches Zeugniss, abgelegt vor mehr als zweihundert Jahren während jenes schrecklichen Religions-Krieges, der halb Deutschland zu einer Einöde, unser Land aber zuerst zu einem Pfande, dann zum Lehn eines ehrgeizigen Feldherrn machte, der die Berechtigung zu seinen verwegenen Eroberungen in den Sternen las. Und drei Tage lang weigerten des Landes Stände dem aufgedrungenen neuen Herzoge den Eid, bis ihnen zuvor ihr gutes lutherisches Bekenntniss gesichert worden war; da war es, wo der edle Landmarschall sprach: Ich habe zwar meine Güter, aber sie sind mir nicht so lieb als meine Religion und meiner Seelen Seligkeit.

Verweilen wir gern bei dieser schönen Erinnerung, sie bietet noch eine andere Seite, zeigt uns im hellen Glanze eine andere Tugend, die auch heute unser Fürst mit Recht von seinem Volk erwartet und verlangt, die Treue. Es war die Zeit der schwersten Noth, in der sie sich bewährte; die rechtmässigen Herzöge hatten aus dem Lande fliehen müssen; des Eindringlings Beauftragte drängten hart auf die Stände ein, schlossen die Thore hinter ihnen zu, und umstellten sie drinnen mit Waffengewalt, um unter furchtbaren Drohungen ihnen die Huldigung abzuzwingen. Sie aber widerstanden, so lange es möglich war; und als sie gegen die Gewalt nichts mehr vermochten, da sorgten sie zuerst für ihrer Seele Heil, das andere dem treuen Gott empfehlend, der sie wahrlich nicht verlassen hat. — Aber jene Treue im Grossen — wem wird's vergönnt, die zu

bethätigen? und wenn's auch Einer einmal kann, so will man sie vielleicht oft für Treue gar nicht mehr erkennen oder dafür gelten lassen. Daneben gibt's eine andere, sehr unscheinbare Blume, die Treue im Kleinen, aber voll Duft und Leben und voll köstlichen Gehalts. Die will der Landesvater, der sein Volk liebt, vor allen blühen sehen, zu ihr ist überall, bei jeglichem der Boden zubereitet. Mit ihr verschwistert sich der Fleiss und die Betriebsamkeit, zu ihr gesellt sich gern die Genügsamkeit und Zufriedenheit, dann aber ist die Demuth und der fromme Sinn nicht fern. Es ist in unserer Väter Tagen dieser Tugendkranz ein Schmuck auf dem Altar des Vaterlands gewesen, sonst würden die Zeugnisse des Wohlstands und der Gediegenheit uns nicht entgegentreten in so manchen Kreisen und Familien, in welchen nun der Enkel die Frucht von seiner Ahnen Müh und Arbeit bricht. Ob aber überall es so geblieben ist, ob des Landmanns Fleiss, des Städters Emsigkeit nicht einen tiefen Schaden erlitten in einer an Bedürfnissen und Wünschen so reich gewordenen Zeit, wer möchte das beantworten wollen? wer nicht lieber einem Zweifel Raum geben, der vielleicht zu neuer Anstrengung spornt? O will das Land den Festtag seines Fürsten in schönster Weise feiern, dann thue es, was vor allen Dingen sein landesväterliches Herz begehrt: es werde des vollen Segens inne, der in der treuen, nie ermüdeten, geduldig schaffenden Arbeit liegt, es lerne der Städter des Handwerks goldenen Boden kennen, der Landmann aber fühle, wie in dem Tropfen Schweiss von seinem Angesichte ein reicherer Segen, ein grösserer Schatz liegt, als in allem Golde Californiens.

Und nennen wir noch Eins, was unser Fürst und Herr von uns begehrt; es ist dasselbe, worin er wiederum als leuchtendes Exempel vor unsern Augen steht. Er will nicht bloss ein frommes und ein treues, er will auch ein deutsches Volk an uns haben. Wir dürfen es ja nimmermehr vergessen, dass wir ein Glied nur sind in der Gesammtheit des deutschen Vaterlandes, dass sein Wohl und Wehe auch das unsere, sein Kämpfen und sein Streben auch die gemeinsame Aufgabe für uns ist. Und was vom deutschen Volke

gilt, dass es nicht durch Heeresmacht und Waffengewalt sein Glück begründen, vielmehr in den Künsten des Friedens seine Grösse finden soll: das wollen wir denn auch unserem engeren Vaterlande nach wie vor an seine Stirne schreiben, damit wir einst, wenn das Gericht über die Völker dieses Erdtheils ergeht, mit Recht und Wahrheit von uns sagen können: Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse; wir aber denken an den Namen des Herrn, unseres Gottes. Sie sind niedergestürzt und gefallen, wir aber stehen aufgerichtet. — Der Fürst geht uns voran, nicht umsonst hat Gott ihn in einer ernsten, schweren Prüfungsstunde seines Lebens von der Hochschule deutscher Wissenschaft gerufen auf einen deutschen Thron, von jener Stätte, wo er zu den Füssen geehrter Lehrer sass, auf diese Höhe, wo er nun auch ein Schirmherr der Wahrheit und der Wissenschaft in seinem Reich geworden ist. Eben darum will er aber auch nicht bloss, dass in seinem Lande Zucht und Ordnung herrsche, Recht und Gesetz gehandhabt werde, der Acker fruchtbar und der Handel blühend, der Fleiss der Künste und Gewerbe ergiebig sei, sondern auch dass die Wissenschaft den Geist erhelle und nähre, dass in Kirche und Schule die Lauterkeit des Worts und der Geist der Wahrheit herrsche, damit ein kräftiges und wohl unterwiesenes Geschlecht erwachse, das treulich und gewissenhaft in seiner guten Väter Spuren wandle; darum bleibt er nicht fern und fremd in seiner Ahnen Sitz, sondern steigt hernieder persönlich in die Mitte seines lieben Volks. Und jedes Denkmal der Vorzeit, jede Erinnerung an eine gute oder grosse That ist ihm ehrwürdig; jeder Tempel, darin der Geist des Herrn wohnt, ist ihm heilig und seiner besonderen Fürsorge werth; und jede Stätte, da die Jugend sich geistig nährt und wächst, ist ihm anziehend und willkommen. Das ist deutscher Sinn und deutsches Thun; darin spiegelt sich der Geist seines vielgeliebten Ahnherrn, dessen Namen er trägt, der, als es vor vierzig Jahren galt von einem durch die Noth erzwungenen undeutschen Bunde sich loszumachen, unter Deutschlands Fürsten der erste war, der diese unnatürlichen Bande zerriss und sein Volk zu den Waffen rief. O das ist ein herrliches Panier,

unter dem wir uns im Kampf und Streit des Lebens, wie in des Friedens stiller Arbeit gerne sammeln; unser Fürst ist unser Führer, ihm folgen wir, um ihn wollen wir uns mit frohem Muthe scharen.

Zieh denn heran, du dunkle Zukunft, in diesem Sinne und Geiste gehen wir mit des Herrn Hülfe dir getrost entgegen. Bald folgt ein anderes Jahr, das an erhebenden Erinnerungen, an kühnen Hoffnungen reich sein wird. Im Jahre 1855 feiern wir mit dem ganzen evangelischen Deutschland das Gedächtniss des Augsburger Religionsfriedens, der vor dreihundert Jahren unserem theuren reformatorischen Schatze, dem Kleinod unseres heiligsten Glaubens, die volle Ruhe und ungestörte Sicherheit gewonnen hat. Und in demselben Jahre sehen wir vielleicht, wenn Gott Gnade gibt, unser edles Fürstenhaus in die neu erstandene schöne Burg seiner Väter einziehen und geleiten es dahin mit unserem freudigsten Beten und Geloben. — Du aber, liebe Jugend, bleibst du dann kalt und theilnahmlos daheim? — Es gibt eine Zeit im Menschenleben, schön vor allen andern, wo feurige Gelübde und Entschliessungen, wo stolze Entwürfe und Gedanken aus der Seele emporsteigen ohne Maass und Zahl: das sind die Pläne der Jugend, die wir schwören wahr zu machen, wenn wir zu Männern erst geworden sind. Auch in deiner Seele sehe ich etwas keimen, theure Jugend, es ist ein freudiger Entschluss, zu lernen Zucht und Sitte, Wahrheit und Wissenschaft, zu arbeiten und zu ringen, zu hoffen und zu dulden, um unseres theuren Vaterlandes, um unseres erhabenen Fürsten willen. Es nährt sich die Flamme dieses heiligen Entschlusses an Einem Zeugniss unserer Lippen wie unserer tiefsten Seele, an dem Bewusstsein, das wir, das Herz zum heissen Dank emporgehoben, in uns fühlen. Wir haben einen frommen, treuen, deutschen Fürsten, der es werth ist, dass wir ihm sind und werden mehr und mehr ein frommes, treues, deutsches Volk!

b) Am 28. Februar 1859.

Der Geburtstag eines Fürsten ist für sein Land nicht bloss ein Tag des freudigen Dankes, sondern auch der

ernsten Mahnung. Man kann seine Wünsche und Gebete für den geliebten Herrn des Landes nicht sammeln, ohne dass man die Gegenwart betrachtet, die Zukunft erwägt, und das einzig an der Hand der Erfahrung. Eine Schule aber, die mit ihrer Arbeit dem werdenden Geschlechte dienen will, bringt die Opfer ihres Danks und ihrer Liebe gern in den Zeugnissen ihrer Wirksamkeit, und schämet sich auch ihrer Schwachheit nicht, in dem Bewusstsein, dass noch lange nicht erschienen ist, was da werden soll, und dass unter der Hand des himmlischen Pflegers auch das kleine Samenkorn und die unscheinbare Wurzel zu einem kräftigen Baume gedeihen kann. Und wenn die Schule es den Eltern ihrer Zöglinge und allen Freunden einer geistig sich heranbildenden und sittlich sich entwickelnden Jugend, die bei solchem Anlasse einmal wieder in ihre Räume treten, gern recht klar und vernehmlich sagen möchte, dass sie auch eine Mithelferin ihrer Freude zu sein wünscht, so bekennt sie damit in aller Demuth und Bescheidenheit, dass sie nicht meint, wenn auch unter dem gnädigen Beistande Gottes, allein die Zukunft ihrer Schüler, ihr Gedeihen und ihre Entwickelung maassgebend und beherrschend bestimmen zu können, dass sie vielmehr einen grossen Theil solcher Wirksamkeit anderen Einflüssen anheim geben muss und selbst den ihr eigenthümlich angewiesenen Bereich nicht ohne mannigfaltige und starke Einwirkungen von aussen beherrschen kann. Wenn daher eine Schule einen langen Zeitraum ihres Wirkens durchmessen und im unvermeidlichen Wechsel der Verhältnisse einen Schatz reichhaltiger Erfahrung gesammelt hat, dann muss sie um so mehr auch Zeugniss davon ablegen können, welchen Einflüssen sie ausgesetzt gewesen ist und wie sie die Richtungen der Zeit und die Bewegungen der Geister und die Strömungen der Ideen hat an sich erfahren und tragen müssen, wie sie von demselben eben so oft behindert als gefördert worden ist.

Diese unsere Schule feiert nach fünf Jahren das Jubelfest ihres dreihundertjährigen Bestehens. Und noch älter hinauf geht das Andenken einer, ob auch noch nicht von dem Geiste evangelischer Wahrheit und Freiheit erleuchteten

und durchdrungenen, aber doch verwandten oder gleichen Thätigkeit in der höheren Unterweisung der Jugend. Zwar lässt sich diese vielleicht nicht, wenigstens in nachweislichen Zügen nicht, bis zu jenen grauen Tagen dieser alten und geschichtlich ehrwürdigen Stadt zurückführen, wo drüben noch vom Bleicherberge her die Fürstenburg auf die nahe Stadt und den fernen Wald hinblickte und in einem ernsten Kampfe, der den langwierigen Hader der beiden Nachbarländer Pommern und Mecklenburg schlichten sollte, die Waffen unter ihren jetzt unheimlich verfallenen Mauern klirrten. Aber doch schon in jene Zeit, wo mit dem Aufblühen des Städtewesens auch in diesem Lande eine lebendigere Pflege des höheren Jugendunterrichts eintrat, reicht eine solche Kunde an diesem Orte hinauf, und schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, unter der Regierung des thatkräftigen und kriegsmuthigen mecklenburgischen Heinrichs des Löwen, wird ein Name genannt, dem die Leitung dieses höheren Unterrichts hier am Orte muss anvertraut gewesen sein. Aber so lange die heil. Schrift im wesentlichen als ein verschlossenes Buch behandelt, so lange kein Zugang zu den Geistesschätzen des gebildeten Alterthums eröffnet, so lange die Wissenschaft nicht als die freie und reiche Spenderin der Güter und Gaben zur Erkenntniss aller Wahrheit gewürdigt wurde: so lange konnte von einem höheren, geistig lebendigen, innerlich sich entwickelnden und fortschreitenden Jugendunterrichte nicht die Rede sein. Als aber die Herzöge Johann Albrecht und Georg in eigener Person im Kampfe für die Sache protestantischer Lehrfreiheit ihr Leben eingesetzt und der letztere vor Frankfurt a. M. den Heldentod gefunden hatte, da suchte der ruhmbedeckt in sein Vaterland heimkehrende Joh. Albrecht in der vertragsmässigen Verbindung mit dem Herzoge Ulrich auch in dieser Stadt eine Stätte der Jugendbildung zu pflanzen, die nach Luthers Wort und Willen so hart über den Sprachen wie über dem Evangelium halten sollte. Und eine lange Reihe von Namen bethätigt uns, auch wo wir sonst eine eingehendere Kunde nicht besitzen, den unausgesetzten Betrieb der Studien, ohne welche weder wissen-

schaftliche Bildung erlangt, noch die künftige Leitung des Volks in allen höheren Beziehungen des Lebens vorbereitet werden kann. Und wenn diese Namen uns auch durch den raschen Wechsel derselben, meist nach dem Zwischenraume weniger Jahre ein Zeugniss überliefern, dass der Dienst der Schule mit dem der Kirche in einem nahen Zusammenhange gestanden haben und der Uebergang aus dem einen in den anderen ein ganz gewöhnlicher sein muss, so finden wir doch auch solche darunter, die in verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten, in der Theologie wie in der Geschichte, einen guten Klang auch in weiterer Umgebung gehabt haben, wodurch selbst der Uebergang zu dem akademischen Lehramt an der vaterländischen Hochschule vermittelt worden ist. Aber wie verborgen und still auch, und darum im ganzen nur um so viel schöner, das Wirken dieser Bildungsstätte hier gewesen sein mag: sie hat sich so wenig wie irgend eine andere im gesammten deutschen Vaterlande den mächtigen Einflüssen der Zeit, den wechselnden Erscheinungen der Ideen und Anschauungen, den geistigen Strömungen überhaupt, die sich an alle Phasen und Wendepuncte auch der äusseren und politischen Geschicke anzureihen pflegen, in irgend einer Weise entziehen können, und wir dürfen annehmen, auch wenn uns die nachweisbaren Züge und Belege nicht immer zu Gebote stehen, dass dies gesammte Leben der deutschen Schulwelt, so reich und fruchtbar, so mahnend und anziehend in seinen Einzelheiten, auch in diesem kleineren Kreise sich offenbart haben müsse.

Welche Menge von grossartigen Einwirkungen aber, welcher Strom erschütternder Ereignisse oder niederbeugender Verhältnisse hat sich nicht des deutschen Lebens während dieser letzten drei Jahrhunderte bemächtigt! Das Ringen der Kirche nach evangelischer Freiheit, auch unter wildem Sturm und schwerem Druck, die Arbeit der Wissenschaft in der Erkenntniss der Wahrheit, die, wenn sie auch manchmal ihr eigen Werk zerstört, doch am Ende immer wieder aufbauen muss, die schöpferische Macht einer verjüngten, lebensfrischen Literatur, die aus dem Marke des classischen Alterthums neue Nahrung sog, ja auch die Veränderungen

der Staatenverhältnisse und die Entwickelung des bürgerlichen Lebens, wodurch tausendjährige Einigungen zerrissen und neue Staaten mit jugendlicher Lebenskraft gegründet wurden: dieses alles musste mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar, einen mächtigen Einfluss auch auf das Gebiet üben, wo die Jugend mit der edelsten Nahrung des Geistes gerüstet und für den Dienst des öffentlichen Lebens erzogen wird. Heben wir aus dem ganzen, unerschöpflichen Reichthum, der hier sich uns darbietet, nur einige der wichtigsten Puncte und glänzendsten Seiten hervor.

Freilich am liebsten möchten wir da verweilen, wo der Anfang und Ursprung dieser ganzen Entwickelung zu suchen ist. Die evangelische höhere Schule ist wesentlich oder ausschliesslich eine Tochter der Reformation, auf ihrem Grunde ruht sie bis auf den heutigen Tag und wird sie ruhen bleiben, so lange sie das ist, was sie heisst. Und wie einfach war ihre erste Aufgabe, wie köstlich ihr Streben, wie herrlich das vorgesteckte Ziel! Man wollte einzig und allein befähigen, durch das Verständniss des Evangeliums vom Dienste menschlicher Satzungen frei und durch Ausübung des allgemeinen priesterlichen Berufs ein Kind Gottes zu werden. Die gewöhnlichen Stadtschulen jener Zeit, wie deren eine auch diese unsrige gewesen ist, hatten nur die einfachen Aufgaben und Lehrgegenstände: Lesen und Schreiben, Latein und Christenthum. Sie hatten ein einziges und festes Ziel vor Augen, das, je klarer und bestimmter, je schöner und erwünschter es dastand, desto leichter erreicht werden konnte. Nur die höheren Stadtschulen, deren Zahl auf wenige bevorzugte Städte beschränkt blieb, nahmen Griechisch und Hebräisch, Mathematik und Philosophie in ihren Lehrplan auf, setzten sich aber damit sofort auch dem Vorwurf und der vielfach nur zu sehr begründeten Klage aus, dass sie diesen ausgedehnten Umfang durch eine gleich ausgedehnte Kraft und Tüchtigkeit in Bezug auf die Herrschaft über den Stoff und seine Behandlung keineswegs zu bewältigen im Stande wären. Und je weniger die hinzugekommene grosse Aufgabe in einem innerlichen Zusammenhange mit jener ersten, einfachen stand, wenn

man nicht die beiden Grundsprachen der heiligen Schrift als unerlässlich zu ihrem Verständniss für einen jeden Christen selbst neben der deutschen, in der dieselbe durch Luthers Geist und Muth wie neu geboren war, hätte bezeichnen wollen, desto unwahrscheinlicher musste die Erreichung eines Zieles dastehen, an welchem noch eine viel später folgende Zeit mit weit grösser gewordenen Mitteln eine schwere Arbeit gefunden hat. Aber ein unendlich reicher Segen musste ja doch schon durch die gewöhnlichen Anstalten hervorgerufen werden, deren in Kurzem fast keine irgendwie nennenswerthe Stadt in Deutschland mehr entbehrte. Was bis dahin der Vorzug eines überwiegenden Standes, was der Glanz der Höfe und der Schmuck der Auserwählten im Gebiete geistigen Lebens gewesen war, wurde nunmehr, da sich das Evangelium in seiner Reinheit und Ursprünglichkeit beurkundete, und auf's neue wieder bei den Armen und Niederen seine Stätte suchte, ein Gemeingut des Volks. Zugleich aber war auf diesem Wege das eigenste, tiefste und wahrste Bedürfniss des Volkes befriedigt; denn das Vertrauen, das ein jeglicher, bewusst oder unbewusst, lauter oder stiller, in seinem innersten Busen hegt und trägt, die Stimme in ihm, die Antwort begehrt auf seine starke und lebendige Frage, die Lösung, die er für alle Räthsel seines Lebens sucht, werden ihm einzig und allein auf diesem Wege gegeben und befriedigt. Die Glaubensthat der Reformatoren öffnet den rechten Weg für ein jedes Gewissen, das seinen Frieden sucht; der Unterricht, der diesen Weg den Menschenseelen zeigt, will sie weder auf das Prokrustesbett abstracter Theorieen und allgemeiner Maassnahmen spannen, noch sie nach einer Schablone selig machen, sondern steigt mit rastloser, entsagungsvoller Thätigkeit in die Individualität jeder zu unterweisenden Seele hinab. So lange aber die Schrift und die Sprachen als reformatorische Mittel genügten, um allem falschen Wesen der römischen Kirche einen festen Damm entgegenzusetzen, so lange war eben damit auch ein vollständig befriedigender Schatz der besten Mittel gegeben, mit welchen die Kräfte des Geistes zu nähren und zu befördern sind.

Aber freilich konnte dieser scheinbar friedselige Zustand nicht immer bleiben. Dem jungen Leben der evangelischen Kirche mussten innere und äussere, verborgene und offenbare Feinde entgegentreten, zu deren Bekämpfung, wenn sie eine wahrhaft wirksame und siegreiche werden sollte, vor allen Dingen schon die Jugend in diesem kräftigsten und bildsamsten Alter zu rüsten war. Zu den inneren und verborgenen Feinden, die freilich zugleich die Hebel der vermehrten Kräfte und die Gegenstände der erobernden und überwältigenden Macht des Evangeliums waren, rechne ich die Entfaltung aller Wissenschaften, die nicht ohne Zuthun der mit der Reformation eng verbundenen classischen Studien so neu belebt und so bedeutend erweitert wurden; zu den äusseren aber diejenigen Bestrebungen, mit welchen die römische Kirche die grossartigen Wirkungen der Reformation zu paralysiren bemüht war.

Nur in einem gewissen Sinne aber kann ich die Wissenschaft in Feindschaft zum Evangelium sehen; wenn sie recht gelehrt und betrieben wird, führet sie zu Gott hin, und wenn das Evangelium seiner göttlichen Bestimmung nach ein Sauerteig ist, muss alles, was von weltlicher Erkenntniss in irgend einem Gebiete gewonnen wird, von seinem höheren und belebenden Geiste geheiligt und durchdrungen werden. Aber diese Aufgabe ist zu allen Zeiten keine leichte, sie war es vor allen in jenem Zeitraume nicht, in welchem wie urplötzlich die Brunnen der Geisterwelt sich öffneten und in nie gekanntem Maasse die Ströme des Wissens und der Bildung hier aus der, wie es schien, schon abgestorbenen alten, dort aus der so eben entdeckten, zum Leben erwachten neuen Welt vor allen Dingen über das Herz Europas, unser deutsches Vaterland, sich ergossen. Da galt es die rechten Mittel zu wählen und diese Mittel in seinem Geiste und Wesen persönlich zu vereinigen, um die Masse des täglich wachsenden Stoffes zu beherrschen; da musste es sich bald zeigen, dass weit mehr als auf den Umfang des Wissens auf die Sicherheit und Lebendigkeit der Auffassung und Mittheilung alles ankomme, dass darum die ganze Persönlichkeit des Lehrers dazu gehöre, um auf eine wahrhaft segens-

reiche und eindringliche Weise zu wirken. Diese Macht der freien Persönlichkeit wurde durch das Beispiel ausgezeichneter Männer bestätigt, die grade dadurch in weiten Kreisen eine grosse Anziehungskraft übten und tausende von Schülern zu gleicher Zeit um sich versammelten. Wurde so die Schule zu Strassburg, die blühendste der damaligen Welt, besucht aus allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft wie fast aus allen Ländern Europas, aus Portugal und Polen, aus Italien und Dänemark, aus Spanien und England, aus Frankreich und Deutschland, so blühten in nicht geringerer, wenn auch in anderer Weise ähnliche Anstalten in Schlesien und Sachsen und in anderen deutschen Ländern auf. Wir aber beschwören noch heute mit der lebendigsten Freude das Bild jener Zeit und jener Männer herauf, die den Schatz der edelsten Bildung durch die grossartige persönliche Wirkung ihres Geistes und Charakters einer zahlreichen empfänglichen Jugend überlieferten, die den Sinn und die Richtung des ganzen Strebens vollständig und glücklich beherrschten und aus diesem Grunde sittlich wie geistig die schönsten Wirkungen erzielten.

Diese Gewalt einer lehrenden Persönlichkeit und einer individuellen Einwirkung auf die jugendlichen Gemüther entging den aufmerksamen und scharf berechnenden Beobachtern innerhalb der römischen Kirche nicht, und die Diener und Nachfolger des Ignaz von Loyola suchten mit ungeheurer Anstrengung sich der Jugenderziehung und Seelsorge nicht minder wie des Einflusses auf die Cabinette und der Missionswirksamkeit zu bemächtigen. Der Wetteifer, der so auf beiden Seiten sich entzündete, musste, so verschieden auch der Ausgangspunct in der protestantischen und in der römischen Auffassung war, doch am Ende auf verwandte Ergebnisse führen. In den Jesuitenschulen durfte alles gelehrt werden, was nicht gegen die Interessen der Hierarchie verstiess; in den protestantischen Schulen hielt man die Strenge der kirchlichen Lehre fest, und beide ahnten nicht, dass unter dem starren Mechanismus und der todten Form das reiche Leben entschwinde, dessen Blüte die Reformation in dem Evangelium und in den Sprachen

gefunden und enthüllt hatte. Jenen engen Zusammenhang zwischen der göttlichen Gnade und der menschlichen Freiheit, den Luther wieder neu erlebt und gelehrt hatte, konnten selbst die Gegner der Jesuiten, die Jansenisten, bei aller Tiefe ihrer sittlichen Principien nicht finden; statt auf den weiten Markt des Lebens hinauszutreten, zogen sie sich mit ihrer mehr contemplativen Wirksamkeit auf die Gemüther in die Stille klösterlicher Einsamkeit zurück.

Das Reformationszeitalter war geeignet gewesen mit seinem schöpferischen Geiste und lebenweckenden Streben tüchtige Charaktere und Persönlichkeiten hervorzurufen; die Zeit des 30jährigen Krieges war einer gleichen Hervorbringung durchaus ungünstig. War zuvor der Lehrer als die wahrhaft lebendige Methode erkannt worden, so suchte man nun dieselbe ausserhalb seiner in einer objectiven Norm und Behandlung. Was aber der Geist verloren hat, das kann der Buchstabe nimmermehr ersetzen. Da griff man denn nach den verschiedenartigsten Mitteln und Hülfen: die einen wollten lieber mit menschlichen, die andern mit göttlichen Kräften an den Seelen der Jugend arbeiten. Humanisten und Pietisten, Philanthropisten und Eklektiker stritten sich um den Vorrang wie um jeden Fussbreit Landes auf dem Boden ihrer gemeinsamen Wirksamkeit. Wer von ihnen am Ende der Sieger geblieben sei, ist eine Frage, deren Beantwortung wir uns wohl durch die unverkennbare Einseitigkeit dieser Theorieen und Systeme überhoben sehen dürfen. Es waren Abstractionen und Ideen, die, auch wenn sie eine Zeitlang mit der eisernsten Consequenz festgehalten werden, doch vor der Macht des Lebens und der Thatsachen verschwinden und oft plötzlich und schroff ihr eigenes Dasein zerstören. Die mächtigen Ereignisse und Bewegungen des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiete des Staatslebens wie der Literatur wirkten gesunder und heilbringender als alle Theorie.

Was aber war denn in diesen Bewegungen, was da förderte und tiefere Impulse gab für eine gesunde Richtung auf diesem Gebiete des Geistes? was waren die Gefahren und Kämpfe, die daraus erwuchsen? was andererseits die Momente und Quellen, durch welche das sonst erstarrende

Leben wieder erquickt und befruchtet ward? Wir dürfen es uns nicht verhehlen: die politische Seite der Reformation hatte sich immer überwiegender geltend gemacht und war durch den grossen König eines grossen protestantischen Staats mit aller ihrer Einseitigkeit zu einer abgeschlossenen Thatsache geworden. Die dadurch unwillkürlich geförderte Richtung, die in ihrem letzten Ziele und Ausgangspuncte weder deutsch noch evangelisch war, konnte nichts anders als einen Gegenkampf nationalen und christlichen Ernstes erwecken, der früher oder später das ganze Leben ergreifen und durchdringen, daher auch mit seinem unausbleiblichen Erfolg oder Rückschlag die Schule berühren musste. Jener religiös und politisch bis auf seine höchste Spitze getriebene Geist, der in Frankreich seinen Ursprung und seine blutige Entwickelung, in der Knechtung und Erhebung Deutschlands seinen Lohn und sein Grab gefunden, hatte nach verschiedenen Seiten hin mittelbar und unmittelbar auch für das höhere Schulwesen seine gewaltigen Folgen. Der durch Begünstigung des Fremden verabsäumte oder durch die Gewalt des Eroberers unterdrückte nationale Geist des deutschen Volks machte sein Recht und seine Kraft aufs neue geltend und verjüngte sich zu einer frischen Blüte goldener Zeit; die verweltlichende Herrschaft des Staats über die Kirche gab das religiöse Element der Jugenderziehung der Willkür menschlicher Ideen und armseligster Leerheit preis, während sie die Kirche mit einem Weckerufe trieb, ihres heiligen Werkes mit gottgegebener innerer Macht zu pflegen. Hatte sich die schöpferische Kraft des nationalen Geistes auf alles geworfen, was aus irgend einer Zeit das Gepräge classischer Vollendung an sich hat, musste auch der Humanismus eine Selbstgenugsamkeit gewinnen, die vor dem eigenen Schatze jedes andere Gut gering schätzen lernte, das nicht die Vollkommenheit der künstlerischen Form an seiner Stirn trug. Das Uebermaass und die Einseitigkeit dieser Wege reicht noch bis in unsere, der älteren, Jugendzeit hinein. Ein verlorenes Gut ist aber immer nicht, wenn man seinen Verlust auch endlich fühlt, so rasch wieder gewonnen. Und unser Volk

vor allen lässt viel von seinem Gut sich rauben, ehe es wach und aufmerksam wird. Erst wenn es den Hufschlag des Feindes auf der Brust fühlt, ermannt der alte Löwe sich und schüttelt seine Mähnen und blickt mit finsterer Miene ihm ins Angesicht. Es liegt aber ein reicher Schatz auf dem tiefen Grunde unseres Volks, aus seinen Schachten ist das edle Erz hervorgeholt: o dass wir und unsere Enkel es zu heben nie vergessen noch verlernen möchten!

Wir stehen blind und leer, kalt und undankbar da, wenn wir solchen Lehren der Geschichte gegenüber nicht Ernst mit dem Vorsatze machen wollen, es uns das Beste an unserem Muth und Eifer, an unserer Arbeit und Anstrengung kosten zu lassen, um unsere Jugend, das nach uns folgende Geschlecht, damit zu nähren und zu schmücken. Die Schatzkammern, aus denen wir nehmen sollen, sind weit geöffnet: die ewige Quelle der Wahrheit sprudelt lebensfrisch mit immer junger Kraft und reichet jedem, der daraus schöpfen will mit dem reinen Sinn gläubigen Verlangens, das Wasser des Lebens umsonst. Die Musterbilder des Schönen stehen aus alter wie aus neuer Zeit, aus dem Leben unseres eigenen Volks in seiner frühsten Jugend wie in seinem reifsten Mannesalter, in klaren Gestalten vor uns; wir haben horchen gelernt auf die Stimmen der Völker in ihren Liedern und Sagen, auf die Gesetze der Natur in ihrem fruchtbaren und grossartigen Zusammenhange. Die Verirrungen in der Pflege Einer Seelenkraft vor den andern liegen mit warnender Mahnung in langer Reihenfolge vor uns: nicht das Gedächtniss noch der Verstand, nicht der Wille noch das Gemüth dürfen in der Pflege höherer Jugendbildung verabsäumt oder vergessen werden. Und wenn wir dennoch immer wieder, nachdem das düstre Grau der Theorie und das falsche Gelb der Reflexion schon so oft als giftig für die Jugend verworfen und beseitigt worden ist, zu dem Verlassenen zurück kehren wollen, dann machen wir uns des Segens unserer eigenen Arbeit quitt. Aber wenn wir's als unsere Pflicht erkannt haben, die Jugend selber zu den reinen Bildern der Wahrheit und der Schönheit hinzuführen, und uns dann nicht davor zu stellen,

als hätten dieselben nicht reines Licht an sich genug, sondern könnten nur durch den Spiegel unsers Geistes erkannt werden: o dann wollen wir auch mit Manneskraft darnach ringen, dass wir aller einseitigen Ausbildung des blossen Erkennens, allem falschen Intellectualismus, wie und woher er auch kommen möge, wehren und die jugendlichen Seelen gesund und frisch in der reinen Quelle baden mögen, mit welcher Gott den wahrhaftigen Menschengeist zu aller Zeit getränket hat.

Solche Gelübde, in treuer Liebe zu dem anvertrauten Werke dargebracht, sind die schönsten Opfer ehrfurchtsvollen Dankes, die wir dem erhabenen Fürsten dieses Landes und Schutzherrn dieser Schule darzubringen im Stande sind. Nichts erfreulicheres könnten wir erleben, als wenn der, dem wir aus der Jugend, die vor uns sitzt, ein treues und williges, ein tüchtiges und wohl bereitetes Geschlecht vorführen sollen, an jedem Tage hinein blicken könnte in unser Werk und sähe in allen Zellen Bienen-Emsigkeit und von unserer Arbeit honigsüsse Frucht. Weil Gott der Herr zu aller fröhlichen Arbeit seinen Segen gibt, so können wir's mit rechter Lust und Freude thun. Und wenn wir ihn täglich in tiefer Demuth und fester Zuversicht um diesen Geist der Freudigkeit und des getrosten Muthes in unserem wahrlich nicht leichten Berufe bitten, dann stehen wir im wahren Sinne in unserer Arbeit und dürfen vor und mit unserer Jugend auch betende Herzen und Hände für unsern Landesherrn zu ihm erheben.

Segne du, himmlischer Herr und König, mit deiner Kraft und Gnade unsern Fürsten; lass sein Regiment behütet sein von Friede und Wohlfahrt, lass Gerechtigkeit und Treue als die Säulen seines Thrones stehen, Wahrheit und Offenheit, Vertrauen und Liebe zwischen ihm und seinem Volke walten. Erquicke ihn für die Bürde seines hohen und schweren Berufs durch den hingebenden Rath und die gewissenhafte Führung seiner Diener und Beamten; versüsse ihm die Last und Sorge durch das reiche Glück seines fürstlichen Hauses im Genusse der schönsten Freuden, die dem Menschen hier auf Erden blühen. Führe die geliebte Lan-

desmutter gestärkt aus milderem Süden bald wieder auf die heimatliche Flur und lass unverkümmert Heil und Segen auf allen Gliedern der fürstlichen Familie ruhen! Halte, wenn es deinem Rath gefällt, des Krieges Fackeln fern von diesem wie von unserem ganzen deutschen Vaterlande. Mehre und fördere die Künste des Friedens und lass die Früchte des Ackers wie die Arbeit der Werkstätten wohl gedeihen! Segne Staat und Kirche, Haus und Schule, lass dein Reich kommen je länger je mehr und mache nach deiner Barmherzigkeit auch dieses Land, auch diese Stadt und diese Schule zu Werkzeugen und Gefässen deiner Gnade und all unsere irdische Wallfahrt zu einem Vorhof deines Himmels! Amen.

---

5) Rede zur 300jährigen Gedächtnissfeier des Augsburger Religionsfriedens,

gehalten am 25. September 1855 im Hörsaale des Gymnasiums zu Parchim.

In einem weiten Kreise deutschen Lebens begeht man heute eine Feier ernster Art, und doch sind die Grenzlinien der räumlichen Gebiete, innerhalb deren sich die Freude dieses Tages bewegt, so scharf gezogen und gehen zum Theile mitten durch das Herz des deutschen Landes hindurch. Und das sollte eine Freude, eine rechte, ungetrübte Freude sein können, die nicht getheilt wird von allen Gliedern unseres Volks? Da muss sich ja nothwendig, wie in alle unsere, auch die geheiligste, menschliche Freude hinein, irgend ein wehmüthiges oder schmerzliches Gefühl mischen, auch wenn der Gegenstand unserer Feier, über das Volksthümliche hinausgehend, unserem christlichen Bewusstsein angehören sollte. Aber wohl uns, dass es also ist! Wir Menschen sollten nur immer in jeder Freude auch einen Schmerz, in jedem Jubel eine Klage, in jedem Danke eine

Mahnung mit empfinden, dann wären wir vor allem Uebermaasse und aller Unlauterkeit um so sicherer bewahrt. Und weil wir dazu denn nun heute wieder Anlass haben, so wollen wir unser Fest nicht bloss begehen als ein Fest der Freude und des Dankes, sondern auch der Busse und der Mahnung; wir wollen fröhlich hinschauen auf jene Zeit, deren Gedächtniss wir nun erneuern, und vertrauensvoll hinausblicken auf die Zukunft, der wir entgegengehen; denn derselbe Herr der Kirche, der unsere Väter geführet hat in schwerer Zeit, wird ja auch uns nicht verlassen noch versäumen, und derselbe Hort, der das Kleinod unseres Glaubens aus dem Sturme jener Tage errettet hat, wird auch uns und unsern Enkeln es erhalten.

Und was ist es denn, was wir heute feiern? Ein Religionsfriede, den heute vor 300 Jahren der evangelische Ernst und Glaubensmuth unserer Väter geschlossen hat, in dessen Schatten denn auch wir noch heute ruhig wohnen. Aber ein Religionsfriede, welch ein wunderbares Wort! Als ob auf diesem Gebiete, „der Region der ewigen Wahrheit, der ewigen Ruhe, worin alle Räthsel der Welt gelöst, alle Widersprüche des tiefer sinnenden Gedankens enthüllt sind, alle Schmerzen des Gefühls verstummen", überhaupt es etwas anderes sollte geben können als eitel Ruhe und Friede sonder „Lärm und Streit." Aber wo Friede ist, da muss auch Kampf sein können in der Menschenwelt; wo ein Friede gemacht, geschlossen wird, da muss ein Krieg, und oft ein blutiger, gewesen sein. Und wenn wir also das Gedächtniss eines Religionsfriedens begehen, da ist ein Zeugniss uns gegeben von einem Kriege, der voraufgegangen ist, und je bedeutungsvoller jener Friede ist, desto schwerer muss dieser Krieg gewesen sein; da haben wir eine Bürgschaft, dass ein Zustand ruhigen und ungestörten Besitzes und Genusses der errungenen Güter gefolgt ist. Welch eine Reihe grosser, inhaltreicher Fragen aber knüpft sich da nach beiden Seiten hin an diesen Gedenktag an! Und wie schwer wird es am Ende uns auf die Seele fallen, Rechenschaft davon zu geben, ob wir des ganzen Segens jener Zeit und jener That uns bewusst geworden sind, ob wir das Kleinod uns bewahret

haben, für das unsere Väter so viel an Gut und Blut und so freudig eingesetzt haben.

Wie soll ich dich aber hineinführen, liebe Versammlung, mit kurzen Zügen in diese thatenreiche, inhaltschwere Zeit? In einem Raume von nicht einmal 40 Jahren hätte ich dir grosse Siege vorzuführen, aber Siege der Wahrheit, ohne Blutvergiessen, allein gewonnen mit dem Schwerte des Geistes, die auch du, liebe Jugend, schon musst eingetragen haben in die Tafel deiner frischen und lebendigen Erinnerungskraft als die Grossthaten unseres Volks, die Höhenpuncte unseres Lebens, die der gnädige Gott uns hat gelingen und erreichen lassen. Erinnern würde ich dich an jenen glorreichen Tag, dessen Gedächtniss wir darum alljährlich noch begehen, wo ein schlichtes deutsches Wort, in 95 Sätze abgetheilt, aber gegründet auf dem Felsen des alleinigen Heils im Glauben an unsern Heiland und Erlöser Jesum Christum, Leben zündend und den Feind zu Boden schlagend, mit Windeseile durch Deutschlands Gauen und bald über seine Marken hinausflog; führen würde ich dich in die Stunden, wo derselbe glaubenskühne Held, von dem jenes Wort ausging, nur mit des Geistes Wehr und Waffe in einem heissen Streite, wie ihn mancher Schlachtenkämpfer nicht geführt, vor dem Kaiser und dem Reiche stand und in festester Gotteszuversicht das Zeugniss der Wahrheit aus heiliger Schrift forderte und gab; oder in jene Tage, wo auf der Höhe der den Besucher mit heiligem Ernste und andachtvoller Stille erfüllenden thüringischen Burg der Mann, der freilich „lieber auf glühenden Kohlen brennen, als dort halb lebend verfaulen“ wollte, unter des heiligen Geistes Weisung die in anderer Zunge überlieferten grossen Thaten Gottes mit deutschem Griffel in unsere Bibel schreiben musste; oder endlich in jenen entscheidungsvollen Act, in welchem der damals noch kleine Haufe evangelischer Genossen mit ihrem „bündigen und klaren, eben so entschiedenen als milden“ Bekenntnisse sich und ihre Seelen dem wahrhaftigen Herrn des Lebens zugeschworen haben. Aber damit noch schärfer und bestimmter das Bild jener Zeiten in festen Umrissen vor eurer Seele schweben möge, würde ich euch

hineinführen in die Geschichte der letzten zehn Jahre, die unmittelbar vor jenem Friedensschlusse voraufgegangen sind. Und da hätte ich euch wiederum zu führen, wenn ich auch nur einiges aus jener ganzen Fülle hervorheben wollte, in die mannigfaltigsten Zustände und Ereignisse. Bringen würde ich euch zuerst an das Sterbelager des grossen deutschen Mannes, den Gott zum gesegneten Werkzeuge der ganzen Reformation erkoren. Da lag er, fern von einem Theile der geliebten Seinigen, mit denen er daheim schon Abschied gemacht, mitten in der edlen Aufgabe, Streit zu schlichten und Frieden zu stiften, das Herz voll Sorge um „den Untergang der Selbständigkeit der Kirche und das mächtige Schalten der weltlichen Gewalt in Kirchensachen", auf seinem Sterbelager und ging kurz vor dem Ausbruche des Kriegs, den er immer zu verhüten bemüht war, froh und selig in seinem Herrn, von seinem grossen Werke heim zu seiner ewigen Ruhe; und M. Luther ward getragen in die stille Gruft der Schlosskirche zu Wittenberg, und nicht viel über ein Jahr nachher stand der siegreiche Kaiser an seinem Grabe und antwortete dem Herzog Alba, der ihm rieth, die Gebeine des Erzketzers ausgraben und verbrennen zu lassen: „Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten." Und dieser Kaiser Karl siegte damals über denselben Kurfürsten Joh. Friedrich, der Luthers treuer Beschützer und des evangelischen Glaubens frommer Bekenner von Anbeginn gewesen war. Derselbe war im heissen Streite erlegen und stand nun mit blutigem Gesichte und Panzerhemde vor dem erbitterten Feinde, an dessen Nähe er immer nicht hatte glauben wollen, und empfing von ihm das Urtheil des Todes mit dem Schwerte, das nachmals zur Strafe der Gefangenschaft und des Länderverlustes in Gnaden gemildert ward, mit jener ruhigen und frommen Gottergebung, wie sie sich ziemet für den Dichter des schönen Liedes, das ihm zugeschrieben wird: „Wie's Gott gefällt, so g'fällt mir's auch, und lass mich gar nichts irren, — und wenn sich schon verwirren all Sachen gar, weiss ich fürwahr, Gott wird's zuletzt wohl richten." Das war der Anfang einer schweren Niederlage der Protestanten, die in dem „schmalkaldischen

Bunde“ ihre Fürsten sich zusammenscharen sahen zum Schutze ihres Bekenntnisses und ihrer politischen Selbständigkeit, welche zu brechen grade des Kaisers vornehmlichste Absicht war. Bald folgte die schwere, der Willkür roher Hüter preisgegebene Gefangenschaft des freiwillig auf seinen Knieen um Gnade bittenden Landgrafen Philipps von Hessen. Die Stütze der Protestanten war für den Augenblick dahin, der Himmel war ihnen umdüstert geworden, aber in demselben wohnte und wachte dennoch ja der treue Gott, der Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert. Nur für die Dauer einiger flüchtiger Jahre konnte der Kaiser seinen eifrig angestrebten Einheitsplänen Nachdruck und Leben verschaffen. Auf der Spitze unumschränkter Machtvollkommenheit stehend, wollte er sich seine glänzende politische Stellung auch im deutschen Reiche nicht durch die mit der Reformation naturgemäss verknüpfte wachsende Selbständigkeit der protestantischen Fürsten schmälern lassen. In diesem Sinne nach einer Union der Protestanten und der Katholiken strebend, wollte er alle Angelegenheiten und Streitfragen der Religion vor ein allgemeines Concil gezogen wissen. Darum war er in den Papst gedrungen, ein solches zu berufen; darum tagte es schon seit 1545 in der deutschen Stadt Trient mit vergeblicher Hoffnung, die protestantischen Stände zur Beschickung desselben zu bewegen. Aber der Papst, der ihre Theilnahme grade fern halten und die Reformbestrebungen des Kaisers hindern wollte, hatte schon im Anfange der Versammlung die Hauptlehren der Protestanten verurtheilen lassen und nach reichlich einem Jahre Bologna zum Sitze des Concils bestimmt, wo es sich bald hernach auflöste. Da liess der Kaiser bis zu einer anderweitigen Entscheidung eine durch den Reichstag rechtskräftig gemachte Norm aufstellen (das Interim mit dem „Schalk hinter ihm“), die beiden Theilen nicht gefallen konnte. Nun sollte das Tridentiner Concil von neuem berufen werden, und schon schickte man sich protestantischer Seits zur Benutzung dieser Hülfe an, die keine Hülfe war.

Da erhob sich plötzlich, als kein Menschenauge mehr eine Menschenhülfe sah, ein Retter in der Noth. Der

mächtige Gott, der einen Saulus zum Paulus machte, konnte auch einen scheinbaren Feind in einen warmen Freund verwandeln. Der Herzog Moritz von Sachsen, „eine Natur, deren Gleichen wir in Deutschland nicht finden: so bedächtig und geheimnissvoll, so unternehmend und thatkräftig, mit so vorschauendem Blick in die Zukunft, und bei der Ausführung so vollkommen bei der Sache; ein Mensch von Fleisch und Blut, nicht durch Ideen, sondern durch sein Dasein als eingreifende Kraft bedeutend", war aus einem Freunde des Kaisers, der ihn auf einer Reise in Frankreich, obschon er sonst jeden Deutschen verachtete, liebgewonnen und ihm den grössten Theil der Länder Johann Friedrichs geschenkt hatte, ein warmer Vertheidiger des schon lange von ihm bekannten, nun so schwer bedrängten evangelischen Glaubens geworden. „Sein Thun und Lassen ist für das Schicksal des Protestantismus entscheidend gewesen. Sein Abfall von dem ergriffenen System brachte dasselbe dem Ruine nah; sein Abfall von dem Kaiser stellte die Freiheit wieder her. Um dieser neuen Gefahr zu entgehen, betrat der Kaiser klüglich einen Vermittelungsweg. Durch den Passauer Vertrag wurde im August 1552 allen Protestanten Sicherheit der Religionsübung gewährleistet und für alle übrigen Verhältnisse die Schlichtung durch einen nahen Reichstag festgestellt. Nur der Markgraf Albrecht von Brandenburg entzog sich demselben, brandschatzte in den westlichen deutschen Ländern und ward deshalb in die Acht gethan, die Moritz an ihm vollstrecken sollte. Er besiegte ihn im Juli 1553 bei Sievershausen völlig, aber starb selbst schon am zweiten Tage an der empfangenen Wunde mit dem Worte: „Gott wird kommen", in dem Alter von 32 Jahren. Aber auch von Albrecht konnte darnach der Kaiser keine Hülfe mehr haben; den offenen Landfriedensbruch desselben hatte er geduldet und so sein Ansehen als Reichsoberhaupt tief verletzt. So war denn mitten im Sturme des Kriegs die Ueberzeugung immer dringender geworden, dass die religiösen Gegensätze und Streitigkeiten versöhnt und geschlichtet werden müssten. Der Verfechter der grossen kirchlichen Einheit war so erschüttert, dass er nicht

mehr wehren konnte, aber auch so beharrlich, dass er nichts bewilligte, sondern alles nur verschob.

So überliess der Kaiser denn auf dem nächsten Reichstage die Entscheidung ganz seinem Bruder, dem römischen Könige Ferdinand, der freilich nichts bewilligen sollte, „wodurch sein Gewissen beschwert, oder der Zwiespalt vergrössert und dessen Abhülfe in allzu weite Ferne gerückt würde." So kam denn endlich nach monatelangen Verhandlungen und manchem vergeblichen Bemühen am 25. September 1555 der Religionsfriede zu Stande in jener nemlichen Stadt Augsburg, wo schon 1518 der päpstliche Legat den verachteten deutschen Reformator „mit tiefen Augen und wunderlichen Speculationen im Kopfe" nicht widerlegen konnte, und deshalb hochmüthig von sich stiess; derselben Stadt, wo im Jahre 1530 das evangelische Bekenntniss vor Kaiser und Reich übergeben und verlesen worden war.

Man hätte Freude haben mögen über die Beschlüsse, zu denen man hier gelangte. „Kein Reichsstand katholischer oder augsburgischer Confession sollte hinsichtlich seines Glaubens beunruhigt werden können. Wo die Reformation eingeführt war, sollte sie bleiben, und wo ein Landesherr die Einführung gestatten wollte, sollte sie stattfinden können. In katholischen Landschaften aber, wo die Protestanten von den Landesherren freie Religionsübung nicht erlangen könnten, sollten sie wenigstens das Recht der freien Auswanderung haben." Es schien in der That, als ob durch solche Bestimmungen, die fast 100 Jahre später im westphälischen Frieden unter schwedischer und französischer Garantie bestätigt, und auch auf die Reformirten ausgedehnt wurden, der Friede dauernd habe gesichert sein können. Aber König Ferdinand hatte zum Schlusse noch den Artikel vom „geistlichen Vorbehalt" eingerückt, den die evangelischen Stände nicht anerkannten und der darum später neue Spannung erzeugen musste. Es sollte nemlich in den unmittelbaren Stiftern, sobald der geistliche Landesherr einen Versuch zur Reformation mache, derselbe dadurch ohne weiteres seiner Würde und seines Reichslehens verlustig sein. — Konnte das am Ende eine andere Folge haben als jenen, zwei Menschen-

alter später ausgebrochenen blutigen Krieg, der fast ein Menschenalter lang Deutschland zu einer weiten Einöde, zu einer düsteren Grabesstätte seiner schönsten Hoffnungen und Besitzthümer gemacht hat?

So fragen wir denn auf's neue wieder, aus welchem Grunde segnen wir das Gedächtniss dieses Tages? Sollen wir an demselben jubeln oder klagen? uns erheben oder demüthigen? Ja gewiss, wir sollen beides, aber unser erster Laut darf sein ein Wort der reinsten Freude und des bewegtesten Dankes, denn mit dem Augsburger Religionsfrieden feiern wir den Abschluss und die Vollendung der Reformation. Und soll ich nun etwa noch alle die vielen Vorzüge und Güter nennen, die sich an diesen theuren Namen knüpfen? Soll ich etwa hier in einer deutsch-protestantischen gelehrten Bildungsanstalt auch dieser Wohlthat gedenken, die in Folge der Reformation, wie überall, so auch in diesem Lande, schon früher den drei Schwester-Anstalten zu Wismar, Schwerin und Güstrow, dieser unserer Schule 9 Jahre nach jenem Frieden, und endlich der Rostocker im Jahre 1580, zu Theil geworden ist? Nein, ich würde das Wesen derselben durch noch so reiche und werthvolle Aufzählung verdunkeln; ich will mich vielmehr an ihren Kern und innersten Mittelpunct zu halten suchen, wie sie allein es uns möglich gemacht hat, uns auf den tiefen und unerschütterlichen Grund und Fels des Heils zu stellen, uns zu befreien und zu bewahren vor aller Verirrung zur Rechten und zur Linken. Denn sie allein ist es, die uns das wahre Wesen der menschlichen Natur entfaltet, aber auch das einzige Mittel kennen lehrt, dadurch die Versöhnung möglich ist; sie ist es, die durch die schriftgemässe Lehre von der Rechtfertigung den tiefsten Grund des sittlichen Bewusstseins erfasst, dasselbe stärkt und schärft und dadurch allein die ganze Wahrheit und Tiefe menschlichen Wesens zu ihrem Rechte kommen lässt. Nur so ist es möglich, aller gedankenlosen Verflüchtigung wie aller materiellen Verdumpfung bei Auffassung des Begriffs der Sünde vorzubeugen. Das allein vernichtet allen Leichtsinn und alle sittliche Schlaffheit, aber auch alle stolze Selbst-

zufriedenheit oder düstere Verzweifelung. „Die Wiedererweckung dieser Lehre gehört zu den grössten Ehren des deutschen Volkes“. Denn es entgeht ja niemandem, dass durch alle Zeiten das Verlangen des Menschen sich hindurchzieht, entweder das Böse als ein Uebel zu betrachten, das uns mit einer gewissen Naturnothwendigkeit beherrscht, für das sich also in demselben Grade unsere Schuld und Zurechnungsfähigkeit vermindert; oder als einen Hauch und Schatten, ein wesenloses und flüchtiges Element, das vor der Kraft und Freiheit unseres Willens schwindet. Beide Richtungen, sogar erhoben zu scheinbar erkenntnissmässiger Ausbildung, umlagern uns von allen Seiten und auf allen Wegen; wir haben dawider kein besseres Panier und keine mächtigere Waffe, als was uns die in dem augsburger Religionsfrieden vollendete Reformation an die Hand gibt. Und wenn wir Gott auf unseren Knieen danken, dass er die heilige Schrift, hervorgehoben aus dem Staube dunkler Winkel und der Unverständlichkeit einer fremden, für ihren tiefen Gehalt gar wenig geeigneten Sprache, und als köstlichsten Schatz dem ganzen Volke überwiesen, und in der Schrift die Lehre von der Gerechtigkeit gegeben hat, die vor Gott gilt durch den Glauben allein ohne alles Verdienst der Werke: so sind wir denn auch an diesem Tage voll Lob und Dank gegen den treuen Herrn, und preisen seinen heiligen Namen, dass er uns in diesem Frieden einen wohl geordneten und ruhig gesicherten Bestand dieser theuersten Besitzthümer gegeben hat, und dass wir können ohne Störung und Beschränkung dem reinsten Triebe folgen, der unser tiefstes Sehnen stillen muss.

Aber wenn wir uns des äusseren Schutzes freuen, dessen wir in der Ausübung unseres heiligsten Rechtes geniessen, dann sind wir freilich nicht ganz fern mehr von der trüben Kehrseite, die auch an diesem Menschenwerke haftet. Jene Unabhängigkeit und Selbständigkeit, deren die katholische Kirche genoss, konnte auf die protestantische nicht mit übergehen; die Gefahr, Fleisch für ihren Arm zu halten und bei der weltlichen Macht Hülfe zu suchen, aber dann auch von ihr unterworfen und in den Kreis ihrer Zwecke und

Bewegungen gezogen zu werden, lag nur allzu nahe, und diess ist im Laufe der Jahrhunderte bis in die Gegenwart hinein zum Theil in schmählicher Weise angewendet worden. Und dabei hat wieder auf der andern Seite derselbe Friede zur Vernichtung dessen beigetragen, was wir als einen Schutz und eine Zierde deutschen Lebens, so lange es uns gegönnt war, ehren mussten und was wir nun schmerzlich vermissen, seitdem es uns entzogen ist. Der allmähliche Bruch der alten Reichsverfassung und die dadurch vorbereitete Lockerung der Einheit des deutschen Vaterlandes musste die nothwendige Folge jenes Gegensatzes sein, in welchen die protestantischen Fürsten zu ihrem katholischen Kaiser traten. Die fürstliche Selbständigkeit der deutschen Landesherren ward dadurch fest begründet; aber was dieselben gegen den Kaiser, der kein deutsches, sondern ein allgemeines Concil begehrte, immer geltend machten, nationale Kirche und Bekenntniss zu haben, das freilich ist eben auf demselben Wege entschwunden, auf dem es erreicht werden sollte.

Wollen wir denn lernen von allem dem, was jene Zeit, was jener entscheidende Tag uns vorhält? Wollen wir die Mahnung daraus entnehmen und beherzigen, dass wir zu keiner Zeit die Einheit der Kirche über die Reinheit der Lehre stellen dürfen, dass vielmehr erst die Reinheit der Lehre es ist, aus der, wenn sie sich gesund und kräftig, frisch und lebensvoll nach allen Seiten hin entwickelt hat, die wahre, vom Herrn der Kirche gewollte Einheit hervorgeht? Segnen wir den mächtigen und schönen Schutz, den edle, fromme Fürsten unserer evangelischen Kirche in reichem Maasse mit voller Liebe angedeihen lassen, aber bitten wir auch demüthig und inbrünstig genug, dass sein Reich komme nicht als ein Reich dieser Welt, nicht unter äusserer Zuchtgewalt und Knechtschaft, nicht vermengt mit den Dingen dieser Erde und ihres Regiments? Erwägen wir, dass auch solche Erinnerungen aus einer nahverwandten Zeit, deren Züge, bald hell bald dunkel, uns auch aus der Gegenwart zahlreich entgegentreten, uns zeigen sollen, was für ein Gut wir damals empfangen haben, das wir nicht gedankenlos verabsäumen oder leichtsinnig vergeuden sollen. Und

steht der Gedenktag heiligster Erlebung mitten in einer Zeit voll irdischer Noth und Sorge, gegen die auch der Schweiss des redlichsten Arbeiters kaum Hülfe schafft, mahnet er uns dann erwecklich genug, dass wir am ersten trachten sollen nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, damit uns dann solches alles zufalle. Eine grosse, ernste Mahnung ergeht am heutigen Tage an jedes protestantische Haus in deutschen Landen: Gehen jene grossen Thaten, an die wir heute erinnert werden, theilnamlos und gleichgültig an dir vorüber oder lebst du mit deinem Herz und Sinn in dem, was deiner Kirche Schatz und Ehre ist? Am heutigen Tage gehet auch eine ernste Frage an die deutsch-protestantische Schule weit und breit: Erziehst du die Kinder deines Volks zu Erdenbürgern, wohlgerüstet mit allem Wissen und Können für das ganze irdische Dasein mit allen seinen Kräften und Forderungen, oder machst du sie, so viel du kannst, zu Streitern Christi, denen sein Wort des Fusses Leuchte, sein Heil des Hauptes Krone, sein Kampf ihr Friede ist?

Herr, wir verstummen, wo du selber fragst und redest; wir wissen nicht, was wir vermögen, wir sehen nicht, was uns gelingt. Aber wir fühlen, was wir gerne möchten, und stellen es im tiefen Seufzer und Gebete dir anheim: Erbarmungsreicher Gott, du hast uns und unserem Volke viel gegeben, ein schönes Erbtheil, einen hohen Beruf vor vielen Völkern zugetheilt; wir aber halten's nicht in dem Ernste, der sich ziemet, und in dem Danke, der dir dafür gebührt. O wecke denn auch heute unsere Herzen zu rechtschaffener Busse und zur Erkenntniss deiner Gnade. Zertritt dein armes, unwerthes Volk noch nicht und lenke uns in allen Stücken auf den Weg der Wahrheit; stoss noch den Leuchter nicht von der Stelle, nein lass dein Wort reichlich wohnen unter uns, und wenn das Brod im Leben theuer wird, dann gib uns voll Gnaden in immer reicherem Maasse das Brod des Lebens, darnach uns nicht mehr hungert ewiglich.

6) Zwei Gedächtnissreden:

a) am Sarge des Oberlehrers Dr. Aug. Giese;*)

gehalten im Gymnasialgebäude zu Parchim am 22. Novbr. 1856.

Der Gott des Friedens, der von den Todten wieder ausgeführet hat den grossen Hirten der Schafe durch das Blut des ewigen Testaments, unsern Herrn Jesum, der mache

---

*) Am 17. November 1856 starb der Oberlehrer des Friedrich-Franz-Gymnasiums, Dr. phil. August Otto Ludwig Giese, nach einer zehntägigen Krankheit an der Lungenentzündung. Wenige Jahre nach der Erhebung der damaligen lateinischen Schule hieselbst zum Gymnasium war er an die Anstalt berufen worden, der er nun in der Zeit ihrer blühendsten und vielseitigsten Entwickelung mit dem ganzen Umfange seiner gediegenen Kenntnisse und mit der ganzen Treue, Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit eines seinem Berufe mit seltener Liebe hingegebenen Schulmannes diente. Er war geboren 1804 zu Lüdersburg im Königreiche Hannover, von wo jedoch seine Eltern später nach Mecklenburg zogen. Diess war auch die Veranlassung, dass G. dem damals unter der Leitung von Görenz stehenden Gymnasium zu Schwerin übergeben wurde. War diess für sein künftiges Studium, ja selbst für die Eigenthümlichkeit seiner philologischen Richtung entscheidend gewesen, so führte ihn zugleich die also gewonnene Vorliebe für die alte Literatur auf die Universitäten Leipzig und Halle, wo er G. Hermann und K. Reisig suchte und bald der begeisterte Schüler und Anhänger derselben wurde. Nach Beendigung seiner akademischen Studien war er eine Zeitlang Privatlehrer in Bremen, wurde aber Neujahr 1831 als siebenter ordentlicher Lehrer an das hiesige Gymnasium berufen. Er rückte später in die sechste und Michaelis 1833 in die fünfte Stelle auf, erhielt nachmals auch den Titel als Oberlehrer und war eine Reihe von Jahren bis an seinen Tod Ordinarius der Secunda. Mit seinem Lehrer Görenz theilte er die Vorliebe für die philosophischen Schriften Cicero's und lieferte als trefflichen Beweis seiner grossen Belesenheit, Sorgfalt und Gründlichkeit die Ausgabe der Bücher de divinatione (ad librorum mscrr. partim nondum adhibitorum fidem emendavit, aliorum suisque animadversionibus illustravit, Lips. 1829.). Später wandte er sich, zum Theil durch seine Berufsarbeiten veranlasst, noch mehr dem Griechischen zu und handhabte die Kenntniss dieser Sprache bis zur grössten Schärfe und Feinheit. Ein Zeugniss seiner hierin bewährten Akribie sind zwei hiesige Gymnasialprogramme mit sprachlichen Anmerkungen zur Ilias.

uns fertig in allem guten Werk, zu thun seinen Willen, und schaffe in uns, was vor ihm wohlgefällig ist, durch Jesum Christum, welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

So ist es recht, liebe leidtragende Versammlung, so ist es recht, geliebte Jugend, dass die entseelte Hülle des Mannes, dessen Füsse ihn so viel tausend Male hergetragen haben an diese Stätte seiner irdischen Arbeit, noch einmal, und nun zum letzten Male, hierher getragen werde und eine kurze Weile noch in eurer Mitte ruhe, damit ihr den Kranz der Liebe und Dankbarkeit, die euer Herz erfüllen müssen, noch auf den Deckel dieses Sarges legen könnt, darunter die für euch nun auf immer geschlossenen Lippen ruhen. Und ich denke, ihr werdet gern noch einmal die Züge des geliebten Lehrers vor eure Seele führen, das reiche Bild so vieler, euch zum Segen und zur Freude gewesenen Stunden erneuen, in welchen er mit ganzem Ernste der Sache gewidmet war, um die es sich handelte, und doch wiederum mit liebevollster Freundlichkeit dem persönlichen Verkehre sich hingab, und bisweilen auch mit heiterem, harmlosem Scherze den einzelnen zur leichteren oder rascheren Auffassung zu locken suchte. Ihr sehet ihn noch, wie er mit seinem immer gleichen Wesen, mit seinem nie rastenden Fleisse, pünctlich und genau auf feste und sichere Aneignung jedes Wissens und Könnens drang, wie alle unbestimmte, in Worten umher-

---

In den letzten Jahren erkannte man wiederholte Spuren der Kränklichkeit an ihm, doch schien die Wirkung eines zweimaligen Besuches des Sassenitzer Bades sehr günstig für ihn zu sein. Indessen warf eine Erkältung, die er sich bei der Begleitung seines ältesten, zur Erlernung des Kaufmannsgeschäfts nach Stettin abgehenden Sohnes, oder auch bei der Verwahrung seiner lieben, treu gepflegten Blumen vor der eintretenden herbstlichen Kälte, zugezogen hatte, auf das Krankenlager, von welchem er nicht wieder erstand. Am 22. November geleiteten ihn Lehrer, Schüler und Freunde zu seiner letzten Ruhestätte. Der Sarg wurde im Gymnasialgebäude niedergesetzt, dann theils von der ganzen Versammlung, theils von einem Schülerchore Trauerlieder gesungen und vom Director die Gedächtnissrede gehalten. An seinem Grabe widmete ihm der Superintendent Schliemann, jetzt Oberkirchenrath in Schwerin, Worte liebevoller und dankbarer Erinnerung.

schweifende, alle lückenhafte und halbe Erkenntniss an ihm eine nie ermüdende Zurechtweisung fand. Ihr werdet ihn nicht vergessen, wenn er mit seinem tief innerlichen Ernste euch mahnte, Fleiss zu thun, dass ihr fortschreiten könntet in aller Lehre und nützlichen Wissenschaft, und er liess es euch dabei nicht verborgen bleiben, wie sehr in seinen Augen das mit eurem sittlichen Wesen, mit eurer ganzen Entwickelung im lebendigen Zusammenhange stand. Er führte euch älteren so gern hinein in die ihm liebe und vertraute Welt des Alterthums, er liess euch so gern recht emsig forschen nach dem genauen Sinn der Worte, mit denen jene unvergänglichen Schätze einer längst verschwundenen Welt noch immer vernehmlich zu uns reden, und führte euch an dem gründlich verstandenen, oft so kleinen und unscheinbaren Worte zu der Anschauung des Ganzen. Und ob auch nach dem natürlichen Gange aller menschlichen Unterweisung, zumal im Jugendalter, dasselbe zum öfteren wiederkehren musste: mit keiner Veränderung seiner Miene, mit derselben ruhigen Haltung seines stillen Wesens bis in die kleinsten, grade bei der Eigenthümlichkeit unseres Berufs sich immer so leicht und stetig erneuernden Züge hinein wiederholte er im treuesten Eifer und mit gewissenhaftester Sorgfalt alles, als ob es zum ersten Male gelehrt würde. O, ich sage es noch einmal am Schlusse dieser Woche, was beim Beginne derselben der erste tiefe Schmerz vor euch über meine Lippen brachte: ihr könnet die weite deutsche Lehrerwelt durchsuchen und findet wenige, die mit gleicher unerschütterlicher Treue und Liebe ihre ganze Seele in ihren Lehrerberuf so hinein gesenkt haben, wie dieser theure Todte bis zu seinem letzten Lebenshauche, ja bis in die stillen Phantasieen seiner Sterbenacht hinein.

Und ihr, theure Genossen des Berufs, sagt es selber, ist irgend ein Ton in unserem Herzen, der nicht mit gleicher Liebe und Wehmuth bekennen wollte, was wir an diesem treuen Helfer und Freund verloren haben? Gab es irgend eine Lücke auszufüllen, irgend eine vermehrte Kraft einzusetzen, wo er nicht bereit gewesen wäre zu helfen und zu dienen? Und er hat dabei niemals sich vorgedrängt oder

die Befriedigung eigener Wünsche höher als der Schule Wohl gestellt; ihm war es immer vorzugsweise nur um das Wirken zu thun, von welchem er eine reifende Frucht an der Jugend sich versprechen, einen zusammenhängenden Segen seiner Arbeit an ihr hoffen konnte. Er hat nimmer nach der Ehre Eitelkeit noch nach dem Beifall der Welt oder nach äusserem Lohn getrachtet; nur in deinem Fortschreiten, liebe Jugend, sah er seine stille Freude, in deinem Gedeihen, wenn es oft auch erst nach jahrelangem Harren und vielleicht aus weiter Ferne sichtbar ward, sein schönstes Glück. Das ganze verborgene und geräuschlose, unscheinbare und oft vor der Welt verachtete, bescheidene und doch in sich so reiche, fried- und freudevolle Leben eines deutschen Schulmanns war auch sein von keinem beneidetes, von wenigen verstandenes, und doch von manchem treuen, dankbaren Herzen, vielleicht in einer späten Stunde noch, gesegnetes Loos.

Und wollten wir dieses theure, uns und unserer Schule so schmerzlich entrissene Leben unter den zusammenfassenden Ueberblick eines belebenden und tröstenden Gedankens bringen, wollten wir es als in einen Spiegel göttlicher Wahrheit unter ein Wort der heiligen Schrift stellen: wo wäre eins, das wir mit grösserem Rechte auf ihn beziehen, an ihm verwirklicht finden könnten, als was der Apostel Paulus im 1. Briefe an die Korinther im 4. Capitel schreibt: Nun sucht man aber nicht mehr an den Haushaltern, denn dass sie treu erfunden werden.

Zu den Haushaltern freilich, die der Apostel dort im eigentlichsten Sinne meint, gehört dieser geliebte Todte, gehören wir Lehrer nicht. Zu Haushaltern über Gottes Geheimnisse sind wir als solche nicht gesetzt; wohl aber sind uns mancherlei Gaben Gottes zur Verwaltung anvertraut, und wir sind darum gar wohl Haushalter, an denen diese Treue geprüft werden kann. Der Dienst im Vorhofe des Tempels ist ja grade dann ein besonders schöner, ein in sich lohnender und segensreicher Beruf, wenn eben für das Heiligthum selber vorbereitet, darauf alles bezogen, dasselbe

stets vor Augen gehalten wird. So aber ist es — das dürfen wir getrost sagen — mit ihm gewesen. Er hat bei allem seinem Lehren nie vergessen, dass das wahrhaftige Ziel in den höheren Bedürfnissen unsterblicher Seelen liegt; er kannte wohl das Kleinod unserer himmlischen Berufung und hat in demüthigem Glauben es erfasst und bewahrt; er wusste aber auch, dass alle echten Mittel edler Bildung nicht uns scheiden können von der Wahrheit, die in Christo ist. Eben darum war ihm sein ganzes Tagewerk, wenn auch fern von unmittelbarer Arbeit am Reiche Gottes, doch mit aller der Sorgfalt und Pünctlichkeit, die er ihm widmete, ein wahrer Gottesdienst. Und wenn wir aus dem Evangelium des letzten Sonntags noch vernommen haben, mit wie liebreichem Erbarmen der Herr selber das einstige Gericht über unsere Seelen abhangen lassen will von der Frage nach der Beziehung unseres Herzens und Lebens zu ihm: o dann sind wir getroster Zuversicht in Bezug auf diesen unsern heimgegangenen Bruder, weil wir wissen, dass er alles, was er gearbeitet, gelehret und gemahnet, wozu er geführet und worin er unterwiesen hat, im letzten Grunde um des theuren Herrn und Heilands willen gethan, der uns erlöset, erworben und gewonnen hat und dess eigen wir darum sind, wir leben oder sterben. In diesem Lichte verkläret sich sein ganzes Thun, denn was vor der Welt gering geachtet wird, das ist gross vor dem Herrn; was hier vor Menschenaugen oft verborgen oder unansehnlich ist, das leuchtet vor dem Herrn in seinem rechten Glanze: das aber ist die Treue im Kleinen, die dieser Todte auf seinem ganzen Lebensgange bewähret, mit welcher er nach der Gnade Gottes fast 26 Jahre lang an dieser Einen Stätte seines Wirkens die dieser Schule anvertrauten Kinderseelen auch an seinem Theile in seiner treuen Brust getragen hat, das ist die Treue im Kleinen, die so gross ist in den Augen des Herrn, dass er, wie wir über diesem Sarge in fröhlicher Hoffnung sagen dürfen, auch zu diesem Heimgegangenen sprechen wird: Du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über vieles setzen, geh' ein zu deines Herrn Freude!

Das war aber die Eigenthümlichkeit seines ganzen Wesens. Nicht den grossen Bewegungen in der Welt und Geschichte, nicht dem Gewaltigen und Staunenerweckenden in Natur und Geist ging sein Sinn nach, er hörte seines Gottes Stimme nicht sowohl im starken Sturme als im sanften Säuseln. Mit liebender Sinnigkeit horchte er auf die leiseren Regungen der ewigen Ordnungen, die die Welt regieren bis in die feinsten Adern der Natur hinein; mit einer nie ermüdenden Geduld und Emsigkeit lauschte er auf die Gesetze des Lebens, das er nicht minder in dem wunderbaren Bau und Gefüge der menschlichen Sprache wie in der stillen Welt seiner ihm so lieben Blumen fand. Ein so inniges und sinniges Gemüth aber findet seine Lust von selber nicht in dem lauten Treiben der Welt, sondern in stiller Arbeitskammer und an dem trauten Heerd des Hauses. Darum gab er sich auch mit so reicher, aufopfernder Liebe seinen theuren Kindern hin, deren zwei uns eben beide noch angehörten, als der treue Vater, unmittelbar vor der Krankheit, die ihn uns hinweg genommen hat, den älteren in das Leben hinein geleitete, nicht ahnend, dass er ihn dort allein werde lassen müssen. Und du bist nun wieder nach wenig Tagen hierher an deines Vaters Sarg zurückgekehrt; aber der Segen dieser, auch noch über das Grab hinaus fürsorgenden, treuen Vaterliebe ist mit dir hinausgegangen in das Leben und wird dir dort unter Gottes Hut der Menschen Beistand sichern. Dich, den jüngern aber, und, wenn er dazu reif geworden uns anvertraut werden wird, den dritten und jüngsten wollen wir als ein theures Vermächtniss unserer treuen Pflege in Lehre und Führung, als einen Zoll des Dankes für des Vaters gesegnete Arbeit unter des Herrn gnädigem Beistande auf unsere Seelen nehmen.

Sehet, so wollen wir nicht trauern, ob wir gleich menschlich trauern dürfen und unser Schmerz gerecht und natürlich ist; wir wollen uns aber trösten mit dem Troste, den der Herr uns reichet, der selber unser Trost und unser Friede ist. Wir wollen hier nicht rühmen, nicht die Verdienste dieses Todten preisen, sondern wenn wir etwas rühmen wollen, so wollen wir des Herrn Gnade rühmen, die

sichtbar über ihm gewesen ist. Er stehet ja nun mit seinem festen Glauben und mit dem demüthigen Bekenntnisse alles dessen, was auch er geirret und gefehlet hat, vor seinem Gott, wir aber trauern nicht als die da keine Hoffnung haben, sondern als die da gewisslich wissen und auch nun wieder es erfahren haben, dass, wenn wir leben, so leben wir dem Herrn, und wenn wir sterben, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

Eins aber bitten wir dich noch, du Herr des Lebens und des Todes, in lautem und inbrünstigem Gebete, ehe dieser theure Todte nun ganz von uns genommen wird: du, der du diese tiefe Wunde uns geschlagen hast, heile du selber sie; komme du herab mit deinem Geiste auf uns Lehrer und unsere theuren Schüler und stärke du uns alle mit deiner Kraft. Herr, hilf du uns in allen Dingen, wie du ihm geholfen hast, und bleibe bei uns mit deiner Gnade. Amen.

b) am Sarge des Oberschulraths Dr. Joh. Zehlicke*) und des Primaners Joh. Menck;

gehalten im Gymnasialgebäude zu Parchim am 17. December 1856.

Voll tiefer Beugung stehen wir hier vor dir, Herr des Lebens und des Todes, nach kurzem Zwischenraume wieder, und dieses Mal an den Särgen zweier geliebter Todten, die

*) Kaum vier Wochen später folgte dem Dr. Giese der beinahe 20 Jahre lang durch gemeinsame Wirksamkeit mit ihm treu verbundene frühere Director des Friedrich-Franz-Gymnasiums, Oberschulrath Dr. phil. Johannes Christian Wilhelm Zehlicke im Tode nach. Derselbe war geboren zu Parchim am 18. Juli 1791, ältester Sohn des damals hier angestellten Predigers, nachmaligen Präpositus zu Röbel, Gottl. Theod. Zehlicke, welcher früher (1785—90) Lehrer an der hiesigen Schule gewesen war und seinem Sohne selbst die erste sorgfältige Unterweisung widmete. Später brachte er den Sohn auf die gelehrte Schule zu Friedland, wo Rector Wagener und Dr. Krüger seine von ihm werthgeschätzten Lehrer wurden. Nach beendigtem Lehrcursus bezog er die damals eben gestiftete und unter den ausgezeichnetsten Lehrern herrlich emporblühende Universität zu Berlin, wo er an den Vorlesungen von Fr. A. Wolf, Heindorf, Buttmann,

beide diesem Hause angehören, nach dem Rechte unserer Liebe und nach der Aufgabe ihres irdischen Tagewerks. Du hast sie von uns genommen und hast uns erschütternd

---

Imm. Bekker, A. Böckh, J. G. Fichte, Fr. Schleiermacher u. A. begeisterten Antheil nahm. Nachdem er dort die Jahre 1810—12 zugebracht hatte, wurde er um Michaelis 1812 gleichzeitig als Erzieher in das Haus eines Gesandten nach Dresden und als Subrector an die lat. Schule seiner Vaterstadt gerufen; die Hinneigung zu diesem letzteren Anerbieten überwog bei ihm. Da aber trotz der Anerkennung des frischen geistigen Lebens, welches der kräftige junge Mann mit seiner Lehrthätigkeit zu verbreiten wusste, die Verhältnisse der Schule doch seinen Wünschen und Interessen wenig zusagen konnten, legte er diese Stelle wieder nieder und ging als Erzieher der Söhne des Banquiers Jak. Oppenheimer nach Hamburg. Der Aufenthalt in dieser Familie und der rege Verkehr mit den gelehrten und übrigen gebildeten Kreisen Hamburgs musste auf die weitere Entwickelung seines für alle geistigen Güter empfänglichen Sinnes und seines liebenswürdigen Charakters einen sehr erfreulichen Einfluss üben. Zu Joh. 1818 wurde er von dem Rathe zu Friedland als Prorector und dritter Lehrer an das dortige Gymnasium berufen, aus welcher Stellung er später in das Conrectorat aufrückte. Seine geistvolle Methode und sein das hellenische wie das nationale Element mit gleicher Wärme des Eifers umfassender Unterricht wirkten mächtig auf die dortige Jugend und verschafften der Schule bald einen glänzenden Ruf. Schüler, aus welchen nachmals bedeutende Männer geworden sind, wurden der Anstalt, und namentlich auch der speziellen Aufsicht Zehlicke's, anvertraut. Ein herrliches Zeugniss über das dort von ihm ausgegangene Leben gibt einer derselben, Director Dr. H. Schmidt in Wittenberg, in dem Widmungsworte zu seinen „Sechs Reden am Gymnasium zu Wittenberg gehalten" (Halle 1851), die er dem geliebten Lehrer und Freunde „am Schlusstage seiner reichgesegneten Amtsführung, den 12. April 1851, in Liebe und Dankbarkeit" dargebracht hat. Der Ruf, den ihm diese seine Wirksamkeit erwarb, verschaffte ihm mehrmals ehrenvolle auswärtige Anerbietungen, auf die er jedoch nicht eingegangen ist. Endlich folgte er Ostern 1826 dem Rufe als Prorector und erster Oberlehrer am Gymnasium zu Greifswald, wo er für die Leitung der Schule dem Director Breithaupt zur Seite stand. Dort erwarb er auch bei der philosophischen Facultät den Doctorgrad. Als aber zu Mich. 1827 die hiesige lat. Schule nach dem Tode des Prof. Wehnert neu organisiert und zum Friedrich-Franz-Gymnasium unter Grossherzogl. Patronat erhoben ward, wurde Z. als Director und erster Lehrer an dasselbe berufen. Die anfangs geringe Zahl von fünf Lehrern wurde allmählich bis auf elf (gegenwärtig zwölf)

gemahnt mit deinem heiligen Worte: Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume; das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen; aber dein Wort bleibet in Ewigkeit. Dess sind wir auch wiederum inne geworden bei diesem zwiefachen Todesfalle, und fühlen es, dass unser Leben steht in deiner Hand, dass aber unser Glaube an den, der die Auferstehung und das Leben ist, auch der Sieg ist, der die Welt überwindet.

Ihr seid gekommen, theure Leidtragende alle, zu diesem Hause als demjenigen, das nächst den Familien, denen der Herr diese lieben beiden geschenkt hatte, am tiefsten von ihrem Tode betroffen worden ist, am meisten an ihnen ver-

---

vermehrt, die Frequenz der Schule stieg, besonders von auswärts her, mit jedem Jahre. Zu Mich. 1841 wurden Realclassen damit vereinigt, und Ostern 1845 eine Vorschule mit der Anstalt in Verbindung gesetzt. Seine hierdurch stets vermehrte, in allen Stücken ausserordentlich besetzte und oft durch die verschiedenartigsten Gegenstände zersplitterte amtliche Thätigkeit konnte natürlich zu literarischen Arbeiten nur wenig Musse finden. Ausser mehreren andern Schulschriften pädagogischen Inhalts verdienen jedoch seine von G. Hermann und A. Böckh gewürdigten Bemerkungen zu mehreren Stellen von Sophokles Antigone (Greifswald 1826) und die Abhdlg. über den οὖρος Ἀχαιῶν (Parchim 1839) hervorgehoben zu werden; mehrere Jahre lang gab er auch das Schulblatt für Mecklenburg und Schleswig-Holstein heraus. Die hohen Verdienste, welche er sich auf solche Weise und nach allen Seiten hin um die Anstalt erwarb, bleiben in unserer Stadt und unserem Lande unvergesslich. Die Stadt ehrte ihn 1840 durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts, der Staat durch Ertheilung des Charakters als Oberschulrath, als er aus seiner langen und reichen Wirksamkeit Ostern 1851 in die erbetene Stille zurücktrat, und seinen ländlichen Aufenthalt in dem benachbarten Kirchdorf Slate nahm. Leider wurde er in den letzten drei Jahren von schweren Krankheitszufällen betroffen, die sich im vergangenen Frühjahr zu einer immer stärker werdenden Lähmung steigerten und nach schweren Kämpfen und erschütternden Leiden seinem Leben ein Ende machten. Seine irdischen Ueberreste ruhen, wie er es wünschte, auf unserem Friedhofe. Auch sein Sarg wurde noch einmal an der Stätte seines vieljährigen treuen und gesegneten Wirkens in gleicher Weise niedergesetzt, von seinem Amtsnachfolger die Gedächtnissrede gehalten und dann die theure Hülle unter zahlreicher Begleitung von Lehrern, Schülern und Freunden nach dem Friedhofe geleitet, wo der Pastor Koch den Dank der Liebe und den Segen der Kirche sprach.

loren hat. Denn fürwahr, ob auch dieser theure, von uns allen hochverehrte Mann seit fast 6 Jahren mit seiner treuen amtlichen Wirksamkeit uns nicht unmittelbar mehr angehörte, sondern nach einer fast 40 Jahre langen, schweren Lebensarbeit den wohlverdienten stillen Feierabend genoss: so hing doch sein Herz bis zu seinem letzten Lebenshauche an dieser ihm so theuren Anstalt, deren neuer Schöpfer er geworden war nach den Bedürfnissen und Fortschritten der Zeit mit dem ganzen Feuer seiner Liebe und mit dem Reichthume seiner Einsicht und Erfahrung. Und obgleich dieser Jüngling hier es mit Herz und Lippe so gern bekannte, dass er in diesem Hause die Wohlthat der Unterweisung und die Segnung aller Erkenntniss empfangen habe und täglich geniesse: so haben wir doch ihn, den sein Herr und Gott so frühe vom Glauben zum Schauen geführet hat, nicht er uns verloren. Und in diesen beiden Stücken ruht ja das ganze Leben einer Schule, in der hingebenden Arbeit ihrer Lehrer und in dem fröhlichen Wachsthum ihrer Schüler; eins ist unzertrennlich von dem andern. Darum gehören diese beiden nun im Tode vereinten, bei aller ihrer Verschiedenheit, und ob sie sich auch vielleicht im Leben nie gesehen, doch auch hier in der letzten Feier unserer Liebe eng zusammen. Und wenn nach bekanntem Worte die Jugend nach Westen schaut, das Alter aber nach Osten, dann müssen ihre Blicke und Wege sich begegnen, dann müssen unsere Gedanken über ihren Särgen sich durchkreuzen. Dieser Greis schaute auf ein beziehungs- und thatenreiches, ein arbeit- und mühevolles Leben, das der Herr mit reichen Freuden und Segnungen begnadigt hatte, mit jener wehmüthigen Befriedigung des zur Ruhe verwiesenen Alters zurück; dieser Jüngling sah das lachende Bild der lieblichen Wirksamkeit im Weinberge des Herrn, der seine ganze Liebe war, wenn auch in weiter Ferne noch, vor dem Auge seiner begeisterten Hoffnungen liegen. Dieser liebevolle Gatte und Vater, dessen Blicken allmählich die Sorgen der Gegenwart schon mehr und mehr entschwanden, hatte die reichen Aehren seiner fürsorglichen Liebe für Kind und Enkel schon zu vollen Garben gebunden; dieser gute Sohn und Bruder sammelte noch in den letzten

Wochen die Sparpfennige seines mühevollen Fleisses zu stillen kleinen Weihnachtsfreuden für seine Lieben. Der Name dieses hochgeachteten Lehrers war weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes durch die Liebe treuer Schüler hinausgetragen, und ich weiss gewiss, dass in diesen Tagen mancher Blick der Wehmuth und manche Thräne des Dankes auf das Blatt fällt, das die lang vorbereitete und dennoch unerwartete Kunde seines Todes bringt. Der Name dieses still geschäftigen, unermüdet fleissigen Schülers war wenigen nur in seinem nahen Heimatsorte und in dieser Stadt bekannt; aber seinen Lehrern ist sein Name in das Herz geschrieben, denn er war ihnen eine reine, ungetrübte Freude, er machte ihnen an seinem Theile eine jede Last zur Lust; und als die erste Kunde von der Gefahr, in der sein Leben schwebte, als in rascher Eile die Kunde seines Todes in seinem nächsten Kreise von Mund zu Munde flog; da weiss ich und habe es selbst gesehen, wie tief erschüttert und bewegt das Herz und Antlitz seiner Jugendgenossen gewesen, wie auch aus seiner Lehrer Augen eine heisse Thräne um ihn gequollen ist. Und wie ihnen beiden in ihrem Taufnamen schon durch die Bedeutung desselben das Siegel der „Gottesgnade“ mit in die Welt hinein gegeben worden war, so ist ihr ganzes Leben auch ein Zeugniss davon geblieben selbst bis zu jenen Leidenswochen, in welchen des Greises nach Ruhe verlangende Seele laute Seufzer emporschickte zu dem, von dem alle Ruhe kommt, und bis zu jenen Schmerzensstunden hin, während welcher des Jünglings frisch und kindlich am Leben hangender Sinn kaum ahnen mochte, wie bald der Herr ihm den sanften Engel mit dem Friedensstabe senden werde. Sie beide haben ihrer Arbeit, der eine dem Lehren, der andere dem Lernen, mit freudigem Muthe im Schweisse ihres Angesichts manchen Tropfen ihres edelsten Herzblutes und ihrer innersten Lebenskraft geopfert. Und ist es dem erlaubt, dem hier an diesen Särgen das Wort vergönnt ist, auch von sich noch Eins hinzuzufügen, was doch nur der allgemeine Abdruck des treuen Wesens beider ist: du, mein verklärter Freund, hast mir, seitdem wir uns vor 20 Jahren zuerst kennen lernten,

eine unerschütterlich treue, mit jeder neuen Begegnung wachsende Zuneigung und Freundschaft bewiesen, sie aus der Ferne durch die reichen Mittheilungen erquickender Herzlichkeit gekräftigt und bewährt, und wardst nicht müde, selbst den heimatlos Gewordenen und auch da noch Zögernden mit nimmer wankendem Vertrauen an die liebe Arbeitsstätte hinzuziehen, die so manches Jahr dein Glück und deine Freude gewesen war. Du, mein geliebter Schüler, bist, wie ein Kind dem Vater, mit herzlichem Vertrauen mir zugethan gewesen, hast gehorcht auf jedes Wort und jeden Rath meines Mundes, und suchtest so gern in deiner demüthig einfachen Weise, woran du dich halten, wodurch du dich leiten lassen konntest. O ich fühle es — und was ich sage, das spricht gar mancher in und ausser diesem Kreise mit mir — die Liebe, die ihr auch mir erwiesen habt, werde ich euch nicht vergessen, so lange ein Athem in mir ist.

Theure Väter und Bürger dieser Stadt! Ihr habt es in dieser Stunde wieder unzweideutig an den Tag gelegt, wie gross und umfassend, wie segensreich für diese ganze Stadt euch die Wirksamkeit dieses Mannes erschienen ist, wie ihr ihn hoch und werth gehalten habt und sein Gedächtniss auch um aller bürgerlichen Beziehungen willen ehrt, wenn er auch seit Jahren schon aus eurer Mitte in die stille Einsamkeit sich zurückgezogen hatte. Ihr werdet es ihm nie vergessen, wie er diese Schule zum reichsten Segen für die Jugend, zum bleibendsten Gewinne für die ganze Stadt hier an dieser Stätte nicht bloss neu gepflanzt, sondern ihr auch einen hellen Schein und einen guten Namen weit umher gegeben hat im Lande und ausserhalb desselben; wie er sie fast ein Vierteljahrhundert hindurch gepflegt mit seiner Liebe, gefördert und erweitert mit seinem Rath und Ansehen, und ihr mit seinem rastlosen Eifer zu einer seltenen Blüte und einem festen Bestehen verholfen hat zum Segen für die kommenden Geschlechter.

Ihr aber, geliebte Genossen des gemeinsamen Berufs, die ihr mit ihm diess schöne Werk begonnen oder mit ihm fortgeführt habt in guten wie in schweren Stunden, ihr

könnet es ja besser empfinden und bezeugen als ich es sagen kann, wie seiner Seele treueste Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gehangen hat an diesem Werke, wie er es auf seinem Herzen getragen, ihm die schönste Kraft seiner männlichen Jahre in aller Freudigkeit seines Muthes gewidmet hat. Aber ihr habt auch vor allen einen schönen Blick gethan in dieses erfahrungsreiche, innerlich bewegte Leben. Als sich der Geist unseres tief in Schmach und Noth gebeugten Volks durch Gottes Kraft aus seiner Ohnmacht emporhob zu einem Riesenkampfe: eilte in den Jahren, die diesen vorbereiteten, er, ein feuriger Jüngling mit hohen Gaben, auf die mitten in den Tagen der Erniedrigung gepflanzte grosse deutsche Hochschule, und entwickelte dort unter gefeierten Lehrern sein reiches inneres Leben und trat nun, als ihn so schnell der Dienst zunächst dieser heimatlichen Stadt zum Wirken an der Jugend rief, mit jener schwungvollen, alles belebenden und mit sich fortreissenden Begeisterung in ihre Mitte. Und während so nach heiss erstrittenen Siegen ein neuer, frischer Geist durch alle Länder deutscher Zunge wehte, dem nur die alten Formen und Gewohnheiten so oft noch widerstrebten: da weckte er mit dem Adel seines auf das Grösste und Schönste gerichteten Geistes und mit der ganzen Eindringlichkeit seiner Gestalt und seines Wesens in der empfänglichen Jugend die Keime jener wahrhaft edlen Menschenbildung, die da weiss, dass für die ganze Höhe und Wahrheit derselben auch des Leibes Gesundheit und des Geistes frische Natürlichkeit unentbehrlich ist, wie wir sie in dem alten Vorbereitungsvolke der Griechen so treu verbunden sehen. Da hat er der Jugend auch an seinem Theile eine neue Welt erschlossen, wie es ihm dankbar auch nach vielen Jahren noch die seiner Schüler bezeugt haben, die selbst in solchem Lehramt stehen und darin zu den besten und einsichtsvollsten unserer Zeit gehören. Und wie er das freiheitsvolle, alles verjüngende Ringen jener Jahre in innerstem Gemüthe getheilt, so hat er auch, weil er mit vollem Bewusstsein, unabgeschlossen, mitten in dem Leben stand, wenn auch mit widerstrebendem Sinn, hinabsteigen müssen in die Jahre ängstlicher Beklommenheit, und hat,

als zweimal noch wieder neue und erschütternde Bewegungen durch unsern alten Erdtheil zuckten, mit seinem treuen Hütersinn gestanden auf der Warte seiner Zeit, und, wenn auch sich nie verschliessend gegen jede Förderung des Menschenglückes und der Bürgerwohlfahrt, vor allen Dingen seine Hände ausgebreitet über seine theure Jugendschaar, sie geschirmet und geleitet und mit unverdrossener Sorge das schönste Kleinod ihr behütet und bewahrt.

Ihr älteren und jüngeren Schüler dieses theuren Lehrers und Führers unserer Anstalt, die ihr in diesem Kreise steht, sagt selber, hat es euch nicht getrieben mit innerster Bewegung zu einem stillen Opfer heissen Danks und treuer Liebe gegen diesen euren unvergesslichen Lehrer, ihm noch dargebracht auf diesem seinem letzten Gange, an diesem seinem Sarge, an dieser Stätte seiner reichsten Aussaat? — Ihr aber, geliebte Jünglinge und Knaben, die ihr mit diesem nun so plötzlich aus eurer Mitte hinweggenommenen Jünglinge hier täglich ein- und ausgegangen seid, habt ihr den erschütternden Mahnruf unseres gewaltigen Gottes nicht vernommen? soll ich noch einmal in eure Seelen hineintönen lassen den ganzen Ernst dieser Tage und dieser Stunde? O, ich bin gewiss, es hat dieses Jünglings für seine armen Eltern, für uns alle so schmerzlicher Tod euch kräftig gemahnt, abzuthun allen Leichtsinn und allen Sinnendienst, zu lassen, was dahinten ist, und euch zu strecken nach dem, was da vorne ist, und zu jagen auch an eurem Theile nach dem Kleinod eurer himmlischen Berufung. Sehet noch einmal im Geiste an das liebe Bild dieses eures theuren Mitschülers, wie er gelebt und gearbeitet, gehofft und gebetet, aber auch geseufzt und gelitten hat, wenn ihm des Leibes Bande schwer und drückend wurden, und wie er bei allem mit so frohem Muthe, in so kindlich reiner Zuversicht seines Gottes Wege ging, ein seltenes Beispiel strenger Gewissenhaftigkeit und treuer Pflichterfüllung schon im Amt des Schülers. Sein junges, kurzes Leben ist Mühe und Arbeit, ist Liebe und Demuth, ist Freudigkeit und Geduld gewesen, und darum köstlich vor dem, der ihm so frühe einen Platz bereitet hat in seinen ewigen Hütten.

Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden. Da liegt wieder unser armes Menschenleben vor uns in seiner Hinfälligkeit und Ohnmacht; da liegt es auch mit seiner Schuld und seinem Verderben, denn der Tod ist ja der Sünden Sold. O, Herr, wie ständen wir gebeugt, verlassen und verloren auch an diesen Särgen wieder da, wenn wir uns nicht im Glauben werfen dürften ganz und allein auf das Verdienst deines lieben Sohnes, der uns erlöset hat mit seinem theuren Blut. Wir Menschen sind ja gleich wie nichts; unsere Zeit fähret dahin wie ein Schatten. Du aber bist der treue Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert. Wache du denn über uns, tröste unsere zerschlagenen Herzen und verlasse uns nicht mit deiner Barmherzigkeit. Amen.

IV.

Paedagogisches.

1) Gedanken eines Schulmanns beim Rückblick auf die jüngste Vergangenheit.

Schreiben an Schulrath Mützell in Berlin, Herausg. der Zeitschrift für Gymnasialwesen.

Mit Freuden folge ich Deiner gütigen Einladung, mein theurer Freund, einen kleinen Aufsatz für den neuen Jahrgang Deiner Zeitschrift zu liefern, worin ich einen Gegenstand behandeln möchte, der in den letzten Jahren vielleicht besonders lebhaft die Brust manches Schulmanns an Gymnasien bewegt haben wird, übrigens aber eben so wenig, wie in den Augen Nestors die weissagende Deutung des Kalchas, *χθιζά τε καὶ πρωΐζα* entstanden ist. Es ist die Frage, was die Zeit fordere von unserer Arbeit; es ist die von jedem Schulmann stets wiederholte und stets gesteigerte Revision seiner Aufgabe, damit das neue Ziel, die neue Gefahr oder das neue Mittel, die sich etwa darbieten, sich ihm nicht bei seinem sorglosen Gange auf dem bisherigen Wege entziehen.

Wir haben alle eine furchtbar erschütternde Zeit durchlebt; ich kann zwar von mir in Wahrheit sagen, ich habe weder für sie geschwärmt noch mich vor ihr geängstigt, und wenn sie mich auch nicht mit ihrem sanften Stabe berührt hat, so vermag ich doch auf keinen Fall, wie es so vielfach geschieht, mit dem einen Namen der Tollheit sie

kurzweg abzufertigen und in die Rumpelkammer der Vergangenheit zu werfen. Vielmehr, wie ich in ihr die Güter des Geistes und des Lebens, die wir hatten, auch an meinem schwachen Theile zu bewahren bemüht gewesen bin, so will ich immerfort gern von ihr lernen und durch sie und ihre Erwägung mich leiten lassen, damit ich auch das prüfe und erkenne, was ich etwa abzuthun und umzuändern habe. Eine so gewaltige Bewegung, die alles in Frage stellt und auch das Bewährteste schien stürzen zu wollen, das sie vielleicht doch eben nur, wie der Sturm die Eiche, um so stärker in allen seinen Wurzeln befestigt hat, darf auch nicht spurlos und ohne unsere gewissenhafte Prüfung an uns vorübergehen. Wollten wir jetzt nur um so sorgloser in die alte Bahn zurückkehren, dann würden wir unleugbar den ganzen Segen verscherzen, der auch in den Erschütterungen der Zeit und des Lebens liegt.

Eine solche Prüfung, wie sie mir wenigstens als ein Bedürfniss darnach erscheint, mag etwas Individuelles haben; aber ich weiss, dass nicht bloss Du, mein geliebter Freund, sondern auch viele andere Berufsgenossen gern ein Stücklein aus der Amts- und Lebenserfahrung eines andern zur prüfenden Vergleichung mit der eigenen hören mögen. Der so vermittelte Austausch bringt vielleicht mehr Gewinn als manche feine, durchgearbeitete Theorie, die ohne den lebendigen Träger in seiner ganzen Persönlichkeit doch ihren Halt verliert.

Und da lass mich zuerst denn einen Punct hervorheben, der allerdings der weitgreifendste ist, der aber auch der Gegenstand unserer ernstesten und wachsten Sorge sein muss. Es ist mir bisweilen vorgekommen, als ob wir die Seele aller unserer Arbeit, das wahrhaft erziehende Lehren und den lebendigen, von einem höheren Hauche getragenen persönlichen Verkehr mit der Jugend verkümmern und zurückgedrängt werden liessen. Nicht selten sind die Anforderungen des Staats, die weiten und übergenauen Absteckungen der zu durchmessenden Gebiete, noch mehr aber die vielen, immerhin aus guter Absicht hervorgegangenen, methodischen Anleitungen mit ihrer zerhacken-

den und wiederkäuenden Manier von der Art, dass man fürchten muss, es sei nachgerade an eine persönliche Einwirkung auf die Jugend weniger zu denken und die Lehrer könnten leicht auf solcher Grundlage nicht mehr als lebendige Organe, sondern vielmehr fast nur noch als todte Maschinen erscheinen. Der Lehrer wird auf diesem Wege unwillkürlich dahin getrieben, dass ihn weit mehr der zu lehrende Gegenstand als die zu bildende Seele beschäftigt und anzieht, dass er die Fortschritte der Jugend und die ganze Frucht seiner Arbeit nach dem Reize und der Begeisterung abmisst, mit welcher ihn der Gegenstand selber erfüllt, und dass er die Lernenden durch die ganze Breite und Tiefe des Faches hindurchzieht, in die ihn der Gang seiner eigenen Studien geführt hat. Und indem so ein jeder für sich und seine Aufgabe möglichst die volle Kraft in Anspruch nimmt, erwächst eine maass- und gestaltlose Masse atomistisch an einander gereihter Wissensstoffe in der jugendlichen Seele, der es aber daneben an einer festen geistigen Einheit, an der Ausprägung eines auch nur in seinen ersten Keimen entwickelten individuellen Charakters, an dem Schwerpuncte sittlicher Anlehnung, wie an der schönen Frucht warmer Sympathie und lebendiger Erregtheit fehlt. Um Lehrer und Lernende schlingt sich kein Band, das die Zeit ihres Zusammenseins überdauerte, ja das auch nur für das bestehende unmittelbare Verhältniss zwischen ihnen wirklich in irgend einer bedeutenden Art eine Macht entwickelte; der Lehrer mit seinem Wesen und Geiste, die vor die Seele geführte Welt mit ihrem ganzen Reichthume gewinnen in dem Zöglinge keine Gestalt; jene Aufgabe der Bildung, in welcher sich Unterrichten und Erziehen durchdringen, wird nicht erfüllt.

Vielleicht wird mancher in diesen Zügen wohl vereinzelte Spuren, aber kein Gesammtbild der Wirklichkeit in unsern deutschen Gymnasien finden. Indessen wirst Du, theurer Freund, mir darin sicherlich beistimmen, dass wir das Recht und selbst auch die Verpflichtung haben, eine auch nur in einem gewissen Theile unseres gemeinsamen Werks sich unverkennbar an den Tag legende Richtung

scharf ins Auge zu fassen und bis zu dem Ende ihrer unausbleiblichen Entwickelung hin zu verfolgen, damit wir nicht in halb bewusster Selbsttäuschung ein verderbliches Kraut fördern und pflegen, das wir vielleicht später nicht mehr zu ersticken oder auszurotten im Stande sind. Auch dürfte, wenn wir die Stimmen unbefangener Beobachter ausserhalb unseres nächsten Kreises hören, die Gefahr so geringfügig nicht sein. Sobald als die reife Frucht unserer Gymnasialbildung in der letzten strengen Prüfung ans Licht tritt, oder die dort gezeitigte Kraft im Leben verwandt werden soll, dann zeigt sich nach dem Urtheile jener im besten Falle die Virtuosität der Form, die bewundernswürdig gesteigerte Schärfe und Gewandtheit in der Handhabung aller derjenigen Mittel und Fertigkeiten, in welchen die Schule mit jahrelanger Mühe geübt hat; aber ein tieferer Gehalt, ein fester und klarer Blick in die Probleme und Aufgaben des Lebens, eine Sicherheit der ganzen Weltanschauung, und eben damit die wahrhafte praktische Brauchbarkeit wird völlig oder grösstentheils vermisst. Und das alles, wenn es wahr ist, kann nur daher kommen, dass die Seele des Zöglings keinen festen Halt, keinen einigenden Mittelpunct gewonnen hat, dass sie, die ein Einiges und Ganzes ist im höchsten, vollendetsten Maasse, in eine zerfahrene Richtung von Thätigkeiten, Kräften und habituellen Eigenschaften aus einander gerissen ist.

Dieser Mangel an erziehender Kraft aber, an dem vollen und schweren Gewichte einer persönlichen Einwirkung, an einem Mittelpuncte und eben damit an der rechten Harmonie auch in dem Bildungsstoffe, an welchem unsere Jugend sich nährt und emporwächst, hängt mit einer anderen Erscheinung, einem anderen Bedürfnisse zusammen, die in der Gegenwart unverkennbar hervortreten und viele Gemüther schon mit Unruhe und Sorge erfüllt haben. Es ist diess die Beziehung des Gymnasiums zum Christenthume. Eine wahrhafte Macht persönlicher Einwirkung, eine lebendige Einheit in der Seele des Zöglings, ein alles durchdringender Mittelpunct in dem mannigfaltigen Lernstoffe sind gar nicht denkbar, wenn und so

lange dieser mächtigste Factor des ganzen Lebens und der Geschichte der neuen Zeit gänzlich bei Seite gesetzt oder ausser Acht gelassen, verachtet oder verkümmert wird. Aber eben so wenig liegt auch in dem Ursprunge und der Bestimmung unserer Gymnasien, eben so wenig in dem Unterrichtsstoffe, den dieselben darbieten, irgend etwas, was dem Christenthume entgegenstehen oder mit ihm unvereinbar sein könnte. Der Zögling unserer Gymnasien, der mit der Seele seines Lehrers in eine lebendige Wechselwirkung treten soll, muss auch an dem vollen und warmen Christenherzen desselben seine sichere Bürgschaft und seinen festen Anhalt haben. Hier darf der Lehrer ihn nicht an sich irre werden, ihn nichts vermissen lassen. Allein die Sache muss in der Wirklichkeit nicht so sein, wie sie sein sollte. Die Unternehmungen zur Gründung „freier christlicher" Gymnasien in verschiedenen Gegenden Deutschlands, die mehr oder weniger vorgeschrittenen gleichartigen Pläne an anderen Stellen beurkunden ein Bedürfniss und eine Sorge ernster Seelen, der wir unsere ganze Aufmerksamkeit und unsere gewissenhafteste Prüfung nicht entziehen dürfen. Ich kann es meinestheils nicht genug beklagen, dass es zu einer scharf stigmatisirten Absonderung dieser neuen Pflanzstätten edler Bildung von jenen schon durch ihr Alter und durch den reichen Segen einer langen Vergangenheit ehrwürdigen Anstalten hat kommen müssen. Es steht ja auf diese Weise zu fürchten, dass der Irrthum, als ob die alten Gymnasien nicht vollkommen die nemliche Aufgabe zu erfüllen hätten, weiter und weiter verbreitet und eine unheilvolle Verwirrung in die Gemüther gebracht werde, dass insbesondere bei fortgesetzter derartiger Sonderung die tüchtigsten Kräfte, deren Zusammenwirken grade ein so grosser Segen ist, der einen oder der anderen Seite dieser gemeinsamen Thätigkeit entzogen, endlich dass grade die Bestrebungen, welche einander gegenseitig zu fördern und zu stützen vorzugsweise berufen sind, immer heilloser aus einander gerissen werden. Mag immerhin das steigende Bedürfniss neuen Gymnasien den Ursprung geben, aber mögen sie niemals auf einer andern Grundlage als der bestehenden gebauet,

wo aber an den alten Gymnasien die christliche Grundlage und Haltung fehlt, die obere Verwaltung an die ernste und schwere Pflicht ihrer Fürsorge auch für diese Obliegenheit erinnert werden. Die Lehrer selbst aber werden sich insgesammt auch durch dieses neue Zeichen und Zeugniss dessen, was dem Leben unseres Volkes wahrhaft Noth thut, zur Gewissenhaftigkeit und Selbstverleugnung, zum Ernst und zur Treue mahnen lassen. Insonderheit sollen wir eingedenk sein, woher unsere protestantischen Gymnasien stammen, was wir darum ihnen zu bewahren verpflichtet und wozu wir auch mit unseres Herzens aufrichtigster Theilnahme kräftig mit zu helfen berufen sind, wofern wir nicht überall auf das Recht, in ihrem Dienste zu arbeiten, verzichten wollen. Natürlich gilt das von allen Lehrern, denn die Religion ist kein Fach; wer aber nach gründlicher und anhaltender Selbstprüfung dem Bekenntnisse der Kirche nicht anhangen kann, der lege lieber seine Hand gar nicht an das Werk der Schule, als dass er mit beitrage, das jugendliche Gemüth zu verwirren.

Gehen wir aber näher auf das Einzelne ein, was in dieser Beziehung erforderlich ist, so dürfte dieses ein Doppeltes sein, für den Unterricht nemlich und für die Erziehung. Der Unterricht hat es sich zum Ziele zu setzen, dass die Jugend nicht bloss in die Lehre, sondern auch in die Geschichte und in das Leben der Kirche, vor allen Dingen aber in die Schrift eingeführt werde. Die Gegenwart hat ernste Forderungen dieser Art, vielleicht aber wird eine nahe Zukunft noch grössere und durchgreifendere Kämpfe auf diesem Gebiete bringen. Der Jüngling soll die Grundlagen seines confessionellen Glaubens kennen und mit lebendigem Bewusstsein Rechenschaft davon zu geben wissen; will er sich dann später davon lossagen, dann thue er es mit sicherer Kunde dessen, was derselbe ist, was er daran hat und was er daran verliert, will er ihr aber anhangen, dann thue er es mit aller Wärme und Liebe seines Herzens.

Aber freilich soll auch der Inhalt seines Glaubens mit dem übrigen Kreise seines Wissens in Einklang

gebracht, soll insbesondere da, wo die Kenntniss des Alterthums in höherem Maasse seine Seele erfüllt, das rechte Verständniss desselben in seiner Beziehung zum Christenthume, in den bisweilen nahen Berührungen und der dennoch so grundwesentlichen Verschiedenheit beider ihm beigebracht werden. Gleichwie dieses die fortschreitende Aufgabe der Wissenschaft und der Literatur sein wird, so hat auch unfehlbar der Schulmann in seinem praktischen Berufsleben und den Vorbereitungen für dasselbe diesen Gesichtspunct auf das schärfste zu verfolgen. Könnten sich auf diese Weise auch die theologischen und philologischen Studien einander wieder nähern, es würde gewiss zum reichsten beiderseitigen Segen sein; die rechten Classenlehrer nicht minder als die rechten Religionslehrer wären uns gegeben und damit eine Einheit und ein Mittelpunct für Unterricht und persönliche Einwirkung gewonnen, wie das Gymnasium ihrer so recht bedarf.

Diese Einheit würde dann auch noch nach der anderen Seite, der Erziehung, hin von unberechenbarem Gewinn sein. Dass der ganze Unterrichtsstoff eine feste Mitte, der individuelle Einfluss einen Schwerpunct habe, ist von wesentlicher Bedeutung: nicht minder aber, dass in der Zucht und disciplinarischen Behandlung des Schülers eine trotz aller Berechtigung der Individualität dennoch unerlässliche Einheit heraustrete, die ohne die Basis christlicher Anschauung wenigstens in höherem Maasse nicht denkbar ist. Nur auf diesem Wege wird es möglich sein, die schreienden Widersprüche auszugleichen, die sonst nur zu oft in dem Verfahren von Männern hervortreten, die zu einem edlen gemeinsamen Werke verbunden sind. Nur so wird es ferner leicht sein, die schwachen in Geduld zu tragen und verirrte auf den Weg zurückzuführen, besonders aber einen mehr als bloss graduellen Unterschied unter allen zu beobachten, mithin die von Haus aus leichtsinnigen und verdorbenen, die schlaffen und verwahrlosten oder gar schlechten Naturen von den übrigen genauer zu scheiden, damit, während jene so recht unter die Zucht des Gesetzes gestellt werden, die andern um so reiner und ungestörter nach dem Geiste evangelischer Liebe behandelt werden können.

Ist auf solche Weise der feste Boden und die rechte Einheit gewonnen, dann wird eine fruchtbringende Gemeinschaft sich noch tiefer in das Innere hinein erstrecken. Auch die Methode wird einer neuen und immer sorgfältigeren Prüfung zu unterziehen sein: auch sie wird vor allen Dingen vor Starrheit und Verknöcherung sich bewahren müssen und daher aus einer Zeitbewegung, die alle bestehenden Formen beseitigen zu wollen schien, manchen Anlass zur Besserung in der Frische wie in der Tiefe haben. Ich möchte hier zwei Puncte hervorheben, die wenigstens nach gewissen Seiten hin einen höheren Anspruch auf volle Würdigung bekommen zu haben scheinen; es ist die lebendige Anschaulichkeit der Auffassung und die zu fördernde Selbstthätigkeit des Schülers.

Wir haben lange genug in allen Kreisen des deutschen Geistes und Lebens an dem Reichthume einer übermässigen Abstraction gelitten, die wenigstens in vielen Fällen geradezu als Hohlheit und Ermattung sich kund gibt. Sie hat als wissenschaftliche Methode ohne Frage in einer früheren Zeit, wo eine starre Verknöcherung, eine gedankenlose Massenhaftigkeit zu überwinden war, ihre vorübergehende Berechtigung gehabt; seitdem sie jedoch einen solchen Feind nicht mehr vor sich hat, kann sie die frische, volle Tiefe des Lebens nicht ersetzen. Wie ein drückender Alp hat sie sich auf unsere Poesie, auf unsere ganze Literatur, auf unsern Jugendunterricht, endlich auf unsere kirchliche Verkündigung gelagert. Wir werden daran gehen müssen, sie aus unsern Kreisen nach Kräften zu verbannen. Nirgend hat sie vielleicht mehr Unheil gestiftet als in dem, was doch am Ende die Blüte des ganzen Gymnasiallebens ist, in den deutschen Aufsätzen. Man wende mir nicht ein, dass es anders und besser geworden sei; es ist ein Rest jenes alten Wesens zurückgeblieben; wir aber haben den Feind zu bekämpfen, so lange noch ein Tropfen Bluts in ihm ist. Man kann nicht sorgsam genug sein in der Wahl der Themata und ist es vieler Orten, wie ich glaube, noch immer nicht genügend, weder auf der untersten noch auf der obersten Stufe. Man wähle nur einen Stoff, den die frische Anschauung

oder die lebendige Reproduction des Schülers nicht erfassen kann, und die Tochter der Abstraction, das öde Raisonnement, ist geboren. Damit aber hat man zu jener phraseologischen Virtuosität, die ein Fluch unserer gegenwärtigen Tage ist, den Grund gelegt. Bald geht man in eine solche Ferne, dass der Knabe mit seinen Gedanken nicht dorthin reichen kann; oder man rückt ihm wieder so nahe, dass er es gar nicht fasst, wie er diesen ihn unmittelbar umgebenden Lebenskreis sich gegenständlich machen und darüber reflectiren soll. Man will ihn zwingen, Eigenes zu geben, was er doch nicht hat, während man ihn nur immerhin gewöhnen sollte, an Fremdem das Eigene allmählich schaffen und erzeugen zu lernen; ist ja doch der Gedankenreichthum der meisten Menschen auch in ihrer vollen Entwickelung nur eine eroberte Welt; die Ideen selbst gehören uns selten allein an, nur die Combination ist uns eigen. Es gibt aber eine reiche Gemüthswelt für das zartere, eine Nahrung für Verstand und Anschauung in dem reiferen Knabenalter, endlich einen Stoff für alle Seelenkräfte und Geistesgaben eines Jünglings, wohinein zu führen und woraus zu wählen grade die Aufgabe des Lehrers ist. Darf man nur die Voraussetzung hegen, dass durch sinnige und gewissenhafte Fürsorge für jedes Alter und für jede Classe die richtige und angemessene Auswahl des gesammten Unterrichtsstoffs getroffen worden ist, so wird immer die Berücksichtigung solcher Aufgaben und Themata vorzugsweise gerechtfertigt sein, welche mit den Hauptzweigen jenes übrigen Lernstoffs im nächsten Zusammenhange stehen. Diess lässt freilich wiederum noch eine andere Bedingung und deren Erfüllung erwarten, nemlich dass ausser dem Worte des Lehrers und dem etwa von ihm dafür zu Grunde gelegten Leitfaden in den verschiedenen Unterrichtsgegenständen noch etwas anderes da sei, was immerfort nährend und stärkend auf ihn einwirken könne. Diess aber ist die Literatur. Ehedem hatten wir nur einige, noch dazu spärliche und schlecht gewählte, Classiker für die oberen Stufen. Jetzt freuen wir uns der allgemeinen Ueberzeugung, dass das Beste für unsere Jugend auch gut genug für sie sei; vor allen Dingen aber

freuen wir uns, dass wir Classiker für jedes Alter und dass wir insbesondere auch für die jüngste Generation, die wir in unseren Kreis aufnehmen, eine angemessene, kindlich einfache und gemüthlich reiche, Literatur besitzen. Mit dieser aufnehmend, wiedererzeugend und nach solchem Vorbilde allmählich neu schaffend die Jugend verkehren zu lassen, das ist die schönste Aufgabe des Gymnasiums.

Ich bin aber nebenher allerdings der Meinung, dass nicht immer streng genug die Auswahl aus der Literatur gehandhabt, und nicht immer scharf genug nach dem wahrhaft Classischen, das für die verschiedenen Lebensalter dient, gefragt wird. Diess führt mich einen Augenblick auf unsere Lesebücher in alten und neuen Sprachen. Ich meine, dass dieselben sich bedeutend verschlechtert haben, seitdem man sie so ängstlich mit den grammatischen Lehrcursen in Verbindung gebracht und dadurch zu blossen Beispielsammlungen und Hülfsbüchern für die Grammatik herabgesetzt hat. Diese nichtssagenden, trivialen Sätze aus dem alltäglichen Leben, diese hochgehaltenen Phrasen und halb philosophischen Tiraden, diese abstracten und theilweise sehr unfruchtbar moralisirenden Sentenzen sind ein wahrer Ruin für die gemüthliche, poetische — nein vielmehr für die gesammte Bildung unserer Jugend. Es ist nicht genug zu beklagen, dass Männer von Geist und Geschick zu dieser sterilen Methode sich haben fortziehen lassen, und man muss sich aufrichtig freuen, wenn die besseren Lesebücher der früheren Zeit von geschickter Hand jetzt zeitgemäss erneuert werden. Die grösste Einfachheit und Schmucklosigkeit der Form wird den Werth eines Meisterstücks für diesen Zweck besonders erhöhen und die nur um so mehr und um so kräftiger wirkende Schönheit durch ihre eigene Natur ein wahres Bildungsmittel sein. Vielleicht wird dem echt Poetischen in jeder Gestalt und Gattung, von der Volkssage und dem einfachsten Liede an bis zur erhabensten religiösen Poesie hin, nicht immer und überall der verdiente Raum im Jugendunterrichte gestattet. Das ist ja grade die Form, in welcher das jugendliche, seinem Wesen nach selbst poetische Alter für die Wahrheit am empfänglichsten ist; und

wir haben ja grade dafür an unserer Nationalliteratur, an den Quellen unseres Christenthums, an dem classischen Alterthume, vornehmlich dem hellenischen, einen unvergleichlichen Schatz. Auch auf den höheren Stufen darf zwar nicht dem rednerischen und geschichtlichen Stile der Raum entzogen werden, immer aber wird die Poesie die Blüte des eingehendsten Studiums der Literaturen sein müssen. Homer und Sophokles umfassen eine tiefe, sinnige, reiche Welt der Anschauung für den jugendlichen Sinn, und es begegnen ihm darin alle jene Fragen und Räthsel des höheren Lebens, deren endliche Lösung er suchen und im Christenthume im vollsten Maasse finden wird. Zugleich aber lernt er an diesen dichterischen Heroen des Alterthums die eigene Kraft und Gabe zum Verständnisse der ebenbürtigen Meister mittlerer und neuerer Zeit üben und stärken.

Es gibt zwei Mittel im Gymnasialkreise, durch deren eines diess lebendige, anschauliche, poetische Element sehr gehoben werden kann, deren anderes aber leicht zur Verkümmerung desselben beiträgt, wenigstens dann jedes Mal, wenn es in einem übertriebenen Maasse oder in einer verkehrten Weise behandelt wird. Das eine ist die Geschichte, das andere die Grammatik. Jene hat sich während der letzten Zeit in ihrer grossen Bedeutung für den Jugendunterricht überhaupt in steigendem Maasse geltend gemacht; die für diesen Zweck erschienenen methodologischen und darstellenden Arbeiten sind wahrhaft ausgezeichnet. Um so mehr haben wir zu hüten, dass der rechte Segen davon unserer Jugend nicht verloren gehe. Zweierlei Rücksichten werden indessen nach meiner Ueberzeugung noch immerfort sehr vernachlässigt. Ich meine einmal die Benutzung aller einschlagenden Lectüre für die Ergänzung und Belebung des geschichtlichen Unterrichts, und zwar ebensowohl aus der im Gymnasialcursus selbst vorkommenden Lectüre als aus dem, womit die eigene Neigung und der Privatfleiss der Jugend sich beschäftigt. Dieser Zusammenhang ist eine goldene Kette; des Schülers Seele erfüllt sich dadurch mit einer wirklichen geschichtlichen Anschauung, seine innere Welt wird durch einen vollen und lehrreichen Stoff belebt.

Das zweite, was ich oft vermisste, betrifft die Auswahl. Es gibt nichts unfruchtbareres und öderes, als das ganze geschichtliche Detail aus allen Zeiten und Völkern mit dem Netz des jugendlichen Gedächtnisses umspannen zu wollen. Das Heimischwerden in kleineren, schärfer umgrenzten und innerlich erfüllbaren Partieen ist unendlich viel mehr werth als eine unverbunden zusammengewürfelte, wenn auch noch so grosse Masse von Namen und Zahlen, obwohl eine sichere Einprägung dieser innerhalb jenes beschränkteren Raumes auch für das rechte, sichere Wohnen in diesem unerlässlich ist. Der Kennerblick eines Meisters wie Th. Arnold wusste diesen Grundsatz wohl zu würdigen und erfolgreich durchzuführen; wir haben Ursache, dem Beispiele des praktischen Engländers zu folgen. Denn hier ist zugleich der rechte Boden für die volle, echt poetische Anschaulichkeit; im letzten Grunde handelt es sich aber doch auch hier nicht um Kenntnisse, sondern um eine alles durchdringende historische Bildung.

Mögen diess allbekannte Wahrheiten sein, theurer Freund; auch diese verschwinden oft im Leben, und man kann nicht ernstlich genug wieder an sie erinnern. Gestatte mir aber, noch ein anderes Lieblingskind meiner eigenen Studien zu berühren, es ist die Beschäftigung mit der Grammatik, die ich in deutschen Gymnasien, und nicht ganz selten, im Uebermaasse betrieben sehe, während, wenn mich nicht alles täuscht, das natürliche Sprachgefühl selbst mehr und mehr im Verschwinden begriffen ist. Ich weiss die grosse Bedeutung und den tiefen Gehalt der Sprachwissenschaft gar wohl zu würdigen, und ich beklage es, dass zur Zeit die literarischen Mittel noch nicht reichlicher und bequemer vorhanden sind, um in geeigneter Weise die Gymnasialschüler der obersten Stufe wenigstens zu einem Einblicke in die feine und reiche Werkstatt der Sprache zu führen. Aber ich glaube, dass das frühzeitige, zergliedernde Grammatisiren, besonders an der Muttersprache, grade dafür einen unberechenbaren Schaden stiftet. Man fängt auf diese Weise mit dem anatomisch zerlegten Skelett an und läuft so Gefahr, die lebensvolle, ausgeprägte Natur für immer zu

verlieren; man untersucht die Hülle und den Leib, ehe man die Seele kennt, als ob man diese aus jenem erzeugen zu können glaube, statt dem Geiste und Gedanken nachzugehen, bis dieser, wann er erst seine wirkliche Geburt auch in der individuellen Seele gefunden hat, aus sich selber seine angemessene Hülle sich schaffe. Ich müsste mich sehr täuschen, wenn hier nicht im Unterrichte sehr vielfältig eine schlimme Verwechselung von analytischer und synthetischer Methode begangen wird. Es scheint mir ein deutliches Zeugniss dafür vorzuliegen in den zahllosen methodischen Sprachbüchern, mit welchen unsere ganze Schulwelt überschwemmt worden ist und die, indem sie nebenher die lebendige Methode aus der Persönlichkeit des Lehrers zu verdrängen drohen, grade jenem wunderlichen Wege Vorschub leisten. Es ist wohl nicht zu leugnen, dass dieses Verfahren von einem verdienstvollen Systeme der deutschen Grammatik, dem Becker'schen, seinen Ursprung und Anlass genommen hat. Aber wenn die wissenschaftliche Bedeutung desselben auch gar hoch geschätzt werden muss, so folgt daraus noch keineswegs die sofortige praktische Brauchbarkeit desselben für den Schulunterricht; wie überall in dem Unterschiede der Dinge an sich und ihrer Erscheinung für uns, so stehen sich auch hier der wissenschaftliche Weg und der methodisch-didaktische meistentheils grade entgegen. Dadurch, dass wir das wissenschaftliche Verfahren sofort auf das Leben und die Schule in gleicher Form übertragen, sind wir Deutschen unpraktisch geworden und haben von den praktischen Nationen mit Recht den Namen der Ideologen bekommen. Man hat auch die, offenbar recht eigentlich aus dem Geiste der deutschen Sprache hervorgegangene, Becker'sche Methodik seit längerer Zeit auf andere, selbst auch auf die alten Sprachen angewandt. Ich fürchte aber gar sehr, dass das nicht zum Heile derselben gewesen ist; mir wenigstens will es nicht anders einleuchten, als dass die Form, in welche jene dadurch gekleidet worden sind, an vielen Stellen als ein ihrem innersten Wesen fremdartiges Gewand erscheint. Diejenige Grammatik wird immer als die vorzüglichste erscheinen müssen, welche so recht aus dem individuellen Geiste

der einzelnen Sprache hervorgegangen ist. Hielte man diesen Grundsatz bei der Abfassung strenger fest, dann würde auch jene Einfachheit, Uebersichtlichkeit und Kürze, die jetzt von allen Seiten her laut als ein dringendes Bedürfniss geltend gemacht wird, um so viel leichter erreicht werden können. Unsere Grammatiken aber sind vielfach mehr auf das Bedürfniss der Lehrer als der Schüler berechnet; sie scheiden in dem einen Theile nicht hinreichend zwischen dem Normalen und dem Unregelmässigen; in dem andern nicht scharf genug zwischen dem allgemein Sprachlichen und dem individuell Rhetorischen, sie setzen endlich überall die durch das Denken und Sprechen als solche hervorgerufenen nothwendigen Gesetze und Formen als eigenthümliche Erscheinungen der einzelnen Sprachen hin. Eine recht kurze und übersichtliche Zusammenfassung, am liebsten in vergleichender Nebeneinanderstellung mehrerer Sprachen, könnte hier ein grosses Bedürfniss segensreich befriedigen.

Doch ich eile, lieber Freund, um zu dem letzten Gegenstande, den ich besprechen wollte, zu kommen; es ist die zu hebende Selbstthätigkeit der Schüler, besonders auf den oberen Stufen, da, wo die Interpretation der Alten in ihre vollere Geltung eintritt. Diese ist von da an Kern und Mittelpunct des ganzen Unterrichts; an sie reihen sich daher auch natürlich die hauptsächlichsten selbständigen Arbeiten der Lernenden an. Darauf aber kommt es wesentlich an, nur so wird die rechte Ausgleichung zwischen dem Receptiven und Productiven im Schülerleben hergestellt, nur so ein nachhaltiger Gewinn, eine dauernde Liebe und eine wissenschaftliche Frucht erzielt werden können.

Dass die Lectüre der Alten weder cursorisch noch statarisch in strenger Abschliessung sein darf, wird jetzt wohl allgemein zugestanden. Dennoch bewegt sich die Interpretation, wie es scheint, vielfach noch in einer etwas steifen, ungelenken Weise. Man stelle sich allerdings den obersten Grundsatz hin, dass immer ein Ganzes zu erklären und zusammenzufassen sei, vergesse dabei aber nicht, dass dieses mehr innerlich als äusserlich verstanden werden müsse. Es kommt nimmermehr darauf an, dass jedes

Wort und jeder Satz eines griechischen oder römischen Schriftwerks in der Schule deutsch übersetzt werde, darüber geht leicht der rothe Faden verloren, der das Ganze durchzieht und den wieder aufsuchen zu lassen stets eine Hauptobliegenheit sein muss. Wichtiger ist es, in einem grösseren Schriftwerke einmal Halt zu machen und einen von den Schülern vorher zu Hause sorgsam durchgelesenen Abschnitt gemeinsam in der Schule durchzusprechen, wodurch sich praktische Uebungen in mannigfaltiger Form ergeben können, bald in Relationen, bald in gemeinsamer Discussion oder in Vertheidigung des Für und Wider, dabei theils in deutscher, theils, wo ihre Anwendung gewiss besonders fruchtbar ist, in lateinischer Sprache. So könnte und sollte der epische Gang der Iliade und Odyssee durch regelmässige Wiederholung und Aufsuchung von Seiten der Schüler in wachem Bewusstsein erhalten, nicht minder die Erkenntniss der dramatischen Peripetie bei Lesung der Tragiker gefördert werden; hier wird die Vergleichung Euripideischer Stücke, bei deren Erklärung von dem Fleisse der Schüler, die bereits mit dem Sophokles einige Vertrautheit gewonnen haben, schon ein Mehreres verlangt werden kann, einen wesentlichen Dienst zu leisten haben, beim Homer dagegen werden manche Rhapsodieen, z. B. die eigentlichen Schlachtgesänge der Iliade, nicht in der Schule gelesen, sondern nur ihrem Inhalte nach von den Schülern vorgetragen werden dürfen. Aber so sollte vor allen Dingen auch der historische Stoff eines Herodot und Livius, eines Tacitus und Thukydides, einer Demosthenischen oder Ciceronischen Rede sammt ihrer Gliederung, in selbständiger und angemessener Form vom Schüler mündlich vorgetragen werden; nicht weniger aber wäre auf dieselbe Art auch der Lehrinhalt Platonischer Dialogen und Ciceronischer Werke, wie de oratore, de finibus b. et m., tusculan., offic. u. a., zum rechten Leben in der Jugend zu bringen. Freilich erscheint da, wo das wissenschaftliche Gebiet in grösserer Nähe berührt wird, noch ein anderes nach meinem Gefühl als wesentliches Bedürfniss, wenn auch die Ausführung vielleicht noch erst von der Herstellung der dazu nöthigen literarischen Hülfsmittel abhängt.

Die Rhetorik schliesst sich nach meiner Erfahrung gar einfach und bequem an Cicero's orator an, besonders wenn etwa zu anderweitiger Uebung (etwa für die griechischen Exercitien) der Rutilius Lupus den Schülern vorliegt; eine kurze Zusammenreihung der besten Stellen aus griechischen Rhetoren würde allerdings dafür noch sehr erfreulich sein. Nicht minder wünschte ich an die Lesung des Werks de finibus, wovon das 1. oder 3. und 5. Buch mit den Schülern gelesen, das Uebrige durchgesprochen werden mag, einen Ueberblick über die griechische Ethik anschliessen, diese Aufgabe aber durch kurze Zusammenstellung der wichtigsten Originalsätze aus den Alten, natürlich zur vorgängigen Interpretation vor den Schülern, erleichtern zu können. Denn hiervon muss ihnen im Gegensatze gegen die christliche Ethik ein ihrem ganzen Standpuncte angemessenes Verständniss und Bewusstsein vermittelt werden; hier kommen alle jene Fragen vor, durch die sie das Alterthum erkennen und das Christenthum tiefer würdigen lernen. Hätten wir doch auch *ὑποτυπώσεις ἠθικαί*, wie die trefflichen *ὑ. λογικαί* von Trendelenburg! Ob sich diess nicht noch auf anderes weiter ausdehnen lasse, möchte ich zu bedenken geben: ich würde mich wenigstens nur unter gleicher Voraussetzung zur Lesung des Werks de natura deorum mit meinen Schülern verstehen.

Die Selbstthätigkeit des Schülers kann sich aber ausserdem noch zwiefach auf diesem Gebiete an den Tag legen. Der Lehrer, meine ich, soll nicht immer erklären, sondern auch von Zeit zu Zeit den Schüler wirklich einmal selbst erklären lassen, wobei allerdings mit einer gewissen Vorsicht zu Werke gegangen werden muss. Man lasse zuerst einmal die Interpretation einer horazischen Ode wiederholen, dann eine leichtere ungelesene hinzunehmen, unterstütze dabei mit zweckmässig ausgewählten Hülfsmitteln, gebe bisweilen die hauptsächlichsten Gesichtspuncte im Vorwege an und lasse vornehmlich immer der inneren lyrischen Bewegung nachspüren. Aber auch die zweite Art, die ich im Sinne hatte, wird vielfach fruchtbar sein. Wir haben einen wahren Schatz an trefflichen Darstellungen kurzer, monographischer Art über die verschiedensten Gegenstände

des Alterthums, über hervorragende Eigenschaften von Schriftstellern, musterhafte Behandlung des von den Historikern gelieferten Stoffs u. dgl. m.; man gebe diese bei den dafür geeigneten Anlässen der Jugend selber in die Hand, damit die einzelnen zur Belebung und Veranschaulichung des Gelesenen daraus berichten. Der Zeitaufwand ist gering, der Erfolg lohnend.

Doch ich will — abbrechen lieber als schliessen. Nimm denn, mein Freund, alle diese unmaassgeblichen Gedanken, Vorschläge und Erfahrungen und wirf sie immerhin in den Kreis der theuern Genossen hinein; sie wollen weder richten noch vorschreiben, nur fragen und prüfen. Mir ist, als sässen wir alle am Schlusse des Jahres in traulichem Kreise bei einander und forschten mit ernster Sorge im weiten Umfange nach dem Besten, was für unsere Jugend heilsam ist; da dürfen wir einander auch die gemachten Fehler zeigen, selbst auf die Gefahr hin, dass wir uns selber dabei geirrt. *Ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ.*

Der treue Gott aber sei fort und fort mit dem rechten Geiste unserer deutschen Gymnasien, sei auch mit Deinem arbeitvollen und verdienstlichen Werke!

In treuer Liebe Dein

Parchim, am Lutherstage 1851. Fr. Lübker.

---

2) Die Alterthumsstudien und das Gymnasium.

Eine apologetisch-paränetische Skizze.

Es erscheint von Zeit zu Zeit als ein Bedürfniss sowohl für den einzelnen als für die Gesammtheit, auf dem Felde der gemeinsamen öffentlichen Thätigkeit einen prüfenden Rückblick nicht bloss auf die eigene Arbeit, sondern auch auf die Leistungen anderer zu werfen, eine Rundschau auf dem ganzen Gebiete anzustellen, die gewonnenen Früchte

und Ergebnisse zu würdigen, die auszufüllenden Lücken nachzuweisen. Vor allen Dingen muss ein solches Bedürfniss auch auf dem Gebiete der Lehrthätigkeit deutscher Gymnasien sich geltend machen, und der beginnende neue Jahrgang einer ihren Interessen gewidmeten Zeitschrift kann daher nichts angemesseneres thun, als was eben hiermit bezeichnet ist. Denn das Feld dieser Arbeit ist kein abgesondertes, es steht einerseits mit der Wissenschaft, andererseits mit dem Leben in der mannigfaltigsten und zugleich innigsten Verbindung, und es thut daher gewiss Noth, sich hier nicht etwa in eine centrale Stellung zu verkriechen und einzuspinnen, sondern vornehmlich, in geeigneten Zwischenräumen wenigstens, auch die peripherischen Bewegungen einmal zu durchwandern, durch welche dem Herzen dieses Lebenskörpers immer wieder neues Blut zugeführt wird. Das Gymnasium zieht aber seine Hauptnahrung aus dem classischen Alterthume; diess ist und bleibt der nie versiegende jugendfrische Quell, aus welchem die Jugend immer wieder getränkt werden muss, ehe sie auf den Markt des Lebens zu treten hat: mag seine volle und rechte Würdigung periodischer Schwankung unterworfen sein — wie in der Geschichte der ganzen Menschheit, behauptet es auch in jeder Bildungsgeschichte des Menschen seinen unvertilgbaren Platz. Das Gymnasium kann daher nach dieser Seite auch nicht unberührt bleiben von der philologischen Wissenschaft, vielmehr steht diese in der allernächsten und natürlichsten Einwirkung auf sie: ihre Richtungen müssen auch auf den Gymnasialunterricht maassgebend und bestimmend einwirken, ihre Verirrungen und Gefahren leicht auch der gesammten Jugendbildung sich bemächtigen, ihre Fortschritte und mächtigen Bewegungen auch der Praxis der Gymnasien sachlich wie methodisch zur Anregung und Förderung gereichen. Die Anklagen also auch, welche sich gegen die Wissenschaft und ihren dermaligen Stand erheben, wie nicht minder die Vorwürfe und Anfeindungen, welche von Zeit zu Zeit immer wieder auch gegen das classische Alterthum gerichtet sind, müssen in einem bald grösseren, bald geringeren Grade gleichfalls die Gymnasien treffen.

Man hört solche Anklagen, und zum Theil der schwersten Art, jetzt wieder auf verschiedenen Seiten. Man trauert über die Abnahme oder das Verschwinden des warmen Interesses an den schönsten Erzeugnissen der alten Literatur, und doch sprechen gewisse Züge und Andeutungen, die namentlich in der Richtung unseres Büchermarktes liegen, für eine wieder erwachende lebendigere Betheiligung; man klagt über die Abnahme des philologischen Studiums und weiss aus mehr als einem deutschen Lande die unwiderleglichen Beweise und Zeugnisse dafür darzubringen; man bedauert die einseitige und theilweise planlose und verfehlte Studienrichtung der jungen Philologen und das überaus geringe pädagogische Interesse der künftigen Schulmänner; man tadelt das einseitige, insbesondere auf das Bedürfniss der Gymnasien wenig oder gar nicht eingehende Verfahren der akademischen Vorlesungen über die verschiedenen Zweige der Alterthumswissenschaft, wodurch es den Studierenden vielfach unmöglich gemacht werde, über wichtige Theile der Philologie in irgend einem Semester Vorträge zu hören, wie es denn nicht selten auch geschehe, dass von den grössten und auf Schulen gelesenen Classikern selbst auf den bedeutenderen deutschen Hochschulen in manchem Semester auch nicht ein einziger ausgelegt werde. — Aber noch weiter sind diese Anklagen gegangen, sie haben das Herz der philologischen Wissenschaft in ihrer dermaligen Richtung und Ausbildung erfasst, und die schwerste Verurtheilung derselben ist von einem Manne ausgegangen, welcher durch einen nicht geringen Zeitabschnitt hindurch selber ein deutsches Gymnasium im reichsten Segen geleitet hat.

Da nicht allen Lesern dieser Zeitschrift das Urtheil Dr. A. F. C. Vilmar's, jetzt Consistorialraths und Prof. der Theol. in Marburg, in seiner neuesten Schrift: „Die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik", über die gegenwärtige Philologie bekannt sein dürfte, erlaube ich mir es vollständig hierher zu setzen:

„Unter den Philologen geht die begründete Klage, es sei kein Interesse mehr für die Philologie vorhanden, selbst nicht unter den eigenen Jüngern der Philologie, z. B. den

künftigen Gymnasiallehrern, und die Philologen vom Fache schieben diese unleugbar vorhandene Theilnahmlosigkeit gegen ihre Wissenschaft der überhandnehmenden materialistischen und realistischen Richtung der heutigen Welt zu. Es mag dieses Streben nebenbei eine Ursache, oder vielmehr eine Veranlassung der Vernachlässigung der Philologie sein, die eigentliche Ursache aber liegt in den Philologen selbst und in der Behandlungsweise, welche dieselben der Philologie seit langer Zeit haben zu Theil werden lassen. Es ist wahr, die Philologie liegt, wenn sie nicht schon wirklich todt ist, in den letzten Zügen, ihr Mörder aber ist niemand anders, als der Alexandrinismus der Philologen. Seit länger als 30 Jahren werden nicht mehr die Schriftsteller gelesen, sondern es wird über die Schriftsteller gelesen, und es herrscht dieser Verwüstungskrieg gegen die Kenntniss der Alten nicht allein in den philologischen Collegien der Universitäten, sondern auch in den philologischen Seminarien, ja sogar auf den Gymnasien. Wo noch der Text der Autoren gelesen wird, da bildet er doch nur die Nebenpartie der Vorlesung oder der Lehrstunde: die Hauptsache besteht in kritischen Erörterungen, in archäologischen und zumal literarhistorischen Excursen, und in einer oft maasslos minutiösen Grammatik. Die Seele des Autors berührt sich nicht mehr mit der Seele des Lehrers — sogar nicht einmal durch das Medium der Sprache, denn die Fähigkeit des Lateinsprechens oder wenigstens die Lust daran hat selbst bei den Philologen in auffallender Weise abgenommen — und so kommt denn auch die Seele des Zuhörers und Schülers in fast gar keinen Contact mehr mit der Seele des Alterthums. Der Stoff der Alten ist der heutigen Philologenwelt fast gänzlich abhanden gekommen, gänzlich aber das Leben, welches in diesem Stoffe verborgen liegt und mit demselben verwachsen ist. Es wird auch anderen die Erfahrung zu Handen gekommen sein, die ich während meiner fast 20jährigen Theilnahme an der Centralbehörde hiesigen Landes für die praktischen Examina der Candidaten des Gymnasiallehramts und als Gymnasialdirector häufig gemacht habe: über platonische Philosophie haben die Candidaten Collegia gehört und wuss-

ten darüber prompte Rechenschaft zu geben, von Plato gelesen aber hatten sie nichts, oder kaum einen der leichtesten Dialoge; über Homer wussten sie, was in der griechischen Literargeschichte vorgekommen war, gelesen hatten sie von Homer nach der Schulzeit nichts, und innerhalb der letztern kaum einige Rhapsodien; von dem reichen poetischen Leben des alten Sängers und von der Kunst, dasselbe für die Seelen der Jugend fruchtbar zu machen, verstanden sie nicht das geringste, aber Fragmente verlorner Schriften verstanden sie zu sammeln."

Es wäre eben so leichtsinnig als verwegen, wenn wir das schwere Urtheil eines erfahrungsreichen Mannes gleichgültig und stolz bei Seite legen wollten; wir haben vielmehr das allgemeine Gemälde, dessen Wahrheit durch glänzende Ausnahmen (der Verf. hat noch ausdrücklich hinzugefügt, dass nicht alle Philologen Alexandriner seien) nicht beeinträchtigt wird, mit ruhiger Sammlung uns vor die Augen zu stellen und uns alle in dem Spiegel dieser scharfen Kritik zu beschauen. Und auch wenn wir nach längerer Erwägung zu dem Endergebnisse kommen sollten, dass, wenn auch kein volles und umfassendes Bild von den gegenwärtigen Zuständen auf diesem Gebiete damit gegeben werde, doch nur zu viele Wahrheit darin enthalten sei, werden wir dennoch unseren freudigen Muth und unsere getroste Hoffnung nicht fahren lassen, dass mit Gottes Hülfe die kommende Arbeit uns einen Ersatz für das Versäumte bringen und eine richtigere Bahn eröffnen werde. Auch jetzt schon, wenn wir uns näher umsehen auf unserem Gebiete, wird uns auf der einen Seite manches zur Sorge und Beschämung, aber auch wiederum anderes zur Freude und Hoffnung gereichen.

Also — Alexandrinismus wird der heutigen Philologie vorgeworfen, und nicht bloss ihrer wissenschaftlichen Behandlung auf den Universitäten, sondern auch ihrer praktischen Anwendung in den Gymnasien. Eben damit ist aber im wesentlichen ausgesprochen, dass das Frische, Ursprüngliche, Lebensvolle, Natürliche fehlt, dass an die Stelle einer

geistesfröhlichen Wiedererzeugung eine gelehrte Betrachtung des classischen Alterthums getreten ist. Dass aber in der Literatur allerdings, für die Gegenwart wenigstens, die umfassende Arbeit in den einzelnen, besonders historischen Disciplinen dieser Wissenschaft vor der tieferen und lebensvollen Auslegung der meisterhaften Schriftwerke selbst den Vorrang gewonnen hat, darf wohl nicht geleugnet werden, kann aber auch nur dann als ein wahrhafter Schade betrachtet werden, wenn man nach solcher systematischen Arbeit, die, wenn wir sie auch in ihrer gegenwärtigen Gestaltung keineswegs überschätzen wollen, doch jedenfalls eine für die Wissenschaft unentbehrliche ist, zu den Quellen selbst und zum fröhlichen Schöpfen aus ihnen gar nicht wieder zurückkehren wollte und die Frucht wissenschaftlich-organischer Darstellungen der für Geist und Gemüth genussreichen Exegese in nichts zu Gute kommen liesse. Ist es doch, wenn wir uns nicht sehr irren, auf dem Gebiete der Theologie für den Augenblick nicht sehr viel anders, indem wenigstens in der allgemeinen Arbeit der Literatur gleichfalls die Exegese gegen die Systematik zurücksteht, wiewohl dort die Lehre von dem Schriftgrunde in ihrem tiefen innerlichen Zusammenhange gar nicht abzutrennen ist. Aber grade aus diesem Grunde stossen uns ungesucht zwei Erscheinungen auf, die am Ende füglich als Kennzeichen des Alexandrinismus werden betrachtet werden können. Die Auslegung ergeht sich fast mit grösserer Vorliebe an den weniger mustergültigen Autoren und entlegneren Partieen, bezweckt eine mehr äusserliche Vollständigkeit, ohne die Theile zu einer einheitlichen Gesammtauffassung zu sammeln, und entbehrt daher einer gerechten und umsichtigen Würdigung der einzelnen Leistungen des schöpferischen Geistes der Alten, besonders in ihrem richtigen Werthverhältnisse zu einander. Einer ganz besonderen Pflege aber hat sich entschieden die recht eigentlich wieder aufblühende Wort- und Conjecturalkritik zu erfreuen, während die diplomatische Herstellung ursprünglicher und unverdorbener Texte, die oft in einem Widerspruche mit jener steht, ein dankbar zu erkennender

Vorzug der Gegenwart bleibt*). Die divinatorische Textverbesserung aber fällt mit der eben gerügten ersten Richtung grade in dem Hauptpuncte zusammen, dass sie sich jedes Mal meist in einem zu engen Raume mit ihrem, eines besseren Erfolges würdigen Scharfsinne bewegt, und darum nicht selten von da aus das eng zusammengehörige und nur dadurch recht zu würdigende Ganze beschädigt oder zerstört. Die Hauptklage also ist, dass die Naturgeschichte jener eigenthümlichen und schöpferischen Geister, deren Werke uns als unvergängliche Muster der Bildung und des Geschmacks vorleuchten, bei weitem nicht genug gewürdigt und ausgebeutet, erforscht und dargestellt wird. Mögen wir darum den Werth trefflicher Arbeiten, welche die Geschichte der alten Literaturen aufzuweisen hat, hoch anzuschlagen geneigt sein; wir werden dennoch denjenigen Theil darin vermissen oder wenigstens lange noch nicht zu seinem vollen Rechte gelangt sehen, der die innere Seite derselben behandelt und daher an seinem Theile der vollen und allseitigen Erfassung des Geistes der meisterhaftesten Autoren des Alterthums den grössten Vorschub zu leisten im Stande ist. Ist aber auch hierfür noch lange nicht geschehen, was geschehen sollte: der Sinn und das Auge dafür ist vorhanden, das Bewusstsein unverkennbar geweckt, und mancher wenn auch nur kleine, doch schon unschätzbare Beitrag dafür geliefert worden. Vielleicht hat die bezeichnete Richtung überhaupt mit ihrem Trachten nach dem Aeusserlichen und Vereinzelten, ihrem Hangen an den Aussenwerken und Nebendingen, ihrem Streben nach Theorie und Erudition, ihre Endschaft bereits erreicht und ist daher im Begriffe, einer gesunderen und frischeren Art der Behandlung wieder Platz zu machen. Wir sind wenigstens geneigt, das eifrige und theilweise auch so erfolgreiche Bemühen um möglichst vollendete Uebertragungen und Nachbildungen der Alten als ein günstiges Kennzeichen dafür anzusehen.

*) Vgl. jedoch z. B. G. Bernhardy's Urtheil über die Textgestaltung des Euripides in Theologumenorum Graecorum P. III. (Lections-Katalog zu den Wintervorlesungen in Halle, 1857—58) S. XI.

Aber was so als Klage wider die Wissenschaft und Literatur erhoben wird, soll, wie es scheint, in einem fast noch grösseren Maasse von der Praxis der Gymnasien gelten. Wir müssen die Richtigkeit davon jedoch bezweifeln. Dürfen wir eine Erfahrung der anderen an die Seite stellen, würden wir allerdings bekennen, dass wir die künftigen Schulmänner von den Universitäten sehr oft weniger mit der Kenntniss der Autoren als mit allerlei Kenntnissen über sie haben heimkehren sehen; umgekehrt aber müssen wir von den Gymnasien mit Entschiedenheit annehmen, dass im Allgemeinen jetzt auf denselben viel mehr gelesen wird, als das oben angezogene Urtheil einzuräumen scheint. Wir können Schüler nachweisen, die, von ihrer Privatlectüre abgesehen, doch ihren Homer, ihren Sophokles, ihren Horaz im öffentlichen Unterricht ganz gelesen und nicht etwa nur oberflächlich durchgemacht haben. Der Fortschritt in dem Bemühen, dem jugendlichen Leser ein ganzes Stück antiken Geisteserzeugnisses von übersehbarem Umfange mitzutheilen, ist nach meinen Erfahrungen im allgemeinen ein wesentlicher und erfreulicher. Ohne Zweifel auf der Mehrzahl deutscher Gymnasien wird ein griechisches Drama jetzt innerhalb eines Halbjahrs beendigt, nicht bloss durch eine zweckdienliche (vor allen Dingen nicht zu ausführliche) Einleitung auf die hauptsächlichsten Puncte in der Entwickelung desselben hingewiesen, in dem Fortgange der Erklärung an geeigneten Stellen der rothe Faden des inneren Ganges der Handlung aufgezeigt und schliesslich durch Wiederholungen und Uebersichten die so gewonnene Einsicht befestigt und auf eine nach dem Standpuncte des Schülers erreichbare Gesammtauffassung hingewirkt. Was aber am anschaulichsten von einem griechischen Drama gesagt werden kann, gilt in entsprechender Weise mehr oder weniger von jedem anderen antiken Schriftstücke, das in jedem Semester in einer solchen Weise vorgenommen und zu Ende gebracht werden muss, dass der Schüler immer ein Ganzes, ein Stück aus dem vollen Leben des Alterthums erhält. Dass eine Rede des Demosthenes und Cicero, ein platonischer Dialog und ähnliches von dem Schüler in seiner Classe wirklich absol-

virt sein muss, ehe er weiter gehen kann, versteht sich von selber; aber auch die Abschnitte, welche aus grösseren geschichtlichen Werken eines Thukydides, Livius, Tacitus oder aus philosophischen und rhetorischen Schriften Cicero's ausgewählt werden, dürfen die entschiedene Absicht nicht verleugnen, dem Schüler innerhalb des grösseren Rahmens ein engeres Bild zur Anschauung oder zum Bewusstsein zu bringen. Diese Rücksicht scheint sorgfältiger als vordem beobachtet zu werden. Ich glaube, auch das ist mehr und mehr als ein Bedürfniss und als das kräftigste Mittel für die Belebung eines solchen Totalbildes erkannt worden, dass nicht nur auf eine gute Uebersetzung, besonders bei der Wiederholung der durchgenommenen Pensa, von Seiten des Schülers gehalten, sondern auch von Seiten des Lehrers mit dem unschätzbaren Bemühen einer möglichst frei sich bewegenden, nach Mustergültigkeit ringenden Uebertragung vorangegangen werde. Durch nichts wird der Autor so lebendig in der Seele des jungen Lesers als grade hierdurch: nichts kann so sehr einer todten, bloss gelehrten Auslegungsweise entgegenwirken und dagegen die volle und frische Aneignung des in jenen classischen Werken niedergelegten geistigen Schatzes sichern, als eben diess. Und sieht man nun ausserdem, wie fruchtbar dieser auch anderweitig, insbesondere in den deutschen Aufsätzen, durch Aufgaben einer mehr oder minder freien Reproduction oder auch eines selbständigeren Schaffens auf der Grundlage gelesener Musterstücke bereits in vielen Gymnasien gemacht zu werden pflegt, und wie dadurch einer allerdings leicht etwas alexandrinisch artenden, abstract theoretischen und gelehrt abhandelnden Form der Darstellung, die dem jugendlichen Geiste meist eben so unangemessen als schädlich ist, die früher fast ausschliesslich dominirende Geltung entzogen wird, dann erkennt mit mir vielleicht mancher Gleichgesinnte einen Strahl der Hoffnung, dass der frische und schöpferische Geist der Bildung in unseren Gymnasien voll Natürlichkeit und Wahrheit noch nicht erloschen oder lebens- und entwickelungsunfähig geworden sei.

Wenn es also hiernach den Anschein gewinnen mögte, als solle das Gymnasium von dem Vorwurfe des Alexandrinismus in grösserem Maasse befreit werden als die philologische Wissenschaft und Literatur, so sind noch im Zusammenhange damit zwei andere Erscheinungen der Gegenwart zu erwähnen und zu würdigen, die immerhin an sich mit Dank und Freude begrüsst werden mögen und doch in ihren weiteren Folgen und Wirkungen, wie es sich klar herausstellen dürfte, von einem sehr gefährlichen oder selbst nachtheiligen Einflusse für die Praxis des Gymnasialunterrichts schon geworden sind oder noch mehr zu werden drohen.

Die philologische Wissenschaft und ihre Behandlung im akademischen Lehrvortrage scheint gegenwärtig mit wenigen Ausnahmen vorzugsweise der unmittelbaren und beabsichtigten Einwirkung auf die Gymnasien sich zu enthalten, dagegen die philologische Literatur sich derselben in einem so starken Maasse angenommen zu haben, dass es der prüfenden Aufmerksamkeit unmöglich entgehen kann. Grade in den letzten Jahren ist ein wetteiferndes Streben erwacht, durch sorgsame Schulausgaben der alten Classiker und methodische Lehrbücher in allen Gattungen und für alle Stufen sich eines fast ausschliesslichen Einflusses auf den Unterricht zu bemächtigen; selbst die Meister der Wissenschaft, ihre akademischen Vertreter, haben daran einen hervorragenden Antheil genommen. Wir gestehen aufrichtig, dass diese Erscheinung, mit so dankbarer Freude und wahrer Achtung wir auch mehr als eine Leistung auf diesem Gebiete an sich begrüssen, uns dennoch mit steigender Unruhe und Besorgniss erfüllt. Wenn die in den Schulausgaben mitgetheilten Anmerkungen zum Verständnisse der Alten die Tendenz haben, dem Schüler die schweren Stellen, die nicht einer wirklichen sachlichen Aushülfe bedürfen, sondern grade seine entwickelnde und combinirende Geistesthätigkeit in Anspruch nehmen sollen, durch eine oft das Schwierige nur äusserlich auflösende, bisweilen das sprachliche Element zersetzende und dem fremden Idiom Gewalt anthuende Uebersetzung deutlich zu machen, so sind sie unbedingt ver-

werflich. Aber auch von den vielen, die sich von diesem Abwege fern halten, führen doch nicht wenige mehr von dem Schriftsteller ab oder an ihm vorüber als recht eigentlich in ihn hinein, und es ist daher der Nutzen auch dieser Gattung ein sehr beschränkter und unsicherer. Gute Schülerausgaben sollen vornehmlich der Vorbereitung für die Schule dienen, so dass zugleich die Aufmerksamkeit gespannt, aber nicht befriedigt, das Verlangen nach Aufklärung geweckt, aber nicht schon im Vorwege gestillt erscheint. Der Grundsatz, dass ein Schriftsteller vorzüglich aus sich selbst erklärt werden müsse, hat wesentlicheren Werth für den Lehrer, der zwischen verschiedenen an einer Stelle möglichen Auslegungen zu entscheiden hat, als für den Schüler, dessen ganzer Sinn auf die Bedeutung zunächst der einzelnen Stelle gerichtet ist. Was hier überragenden Werth oder stärkere Betonung habe, worin der versteckte Schlüssel zum Verständnisse des Ganzen enthalten sei, darüber darf eine für den Schüler bestimmte Anmerkung, in der Regel freilich nur mit Winken und Andeutungen, Auskunft geben. Was aber sonst an allgemeiner historischer oder antiquarischer Kenntniss erforderlich ist, sollte, insofern es nicht in einem eigenthümlichen, grade für diese Stelle bedeutungsvollen Zuge besteht, niemals beigebracht, sondern vielmehr der selbständigen Vorbereitung des Schülers überlassen bleiben, dámit er aus den dafür geeigneten Quellen in dem so lehrreichen weiteren Zusammenhange suche. Das nicht wenige endlich, was in diesen Commentaren der rein philologischen Behandlung angehört, ist ein Beweis, dass in einem grossen Theile dieser Ausgaben nicht das Interesse der Schulen allein berücksichtigt, es vielmehr mit dem weiteren der Wissenschaft verbunden worden ist. Wir wollen es freilich durchaus nicht ohne weiteres tadeln, wenn solche Ausgaben den Standpunct des Lehrers wie des Schülers zusammen berücksichtigen, da das jenem dienende auch diesem zu gute kommen kann; aber nicht alles derartige ist vom Lehrer für den Schulzweck nutzbar zu machen, sondern nur in demselben Maasse, als es der schärferen und bestimmteren, tieferen oder schöneren Auffassung dient. Den Ausleger des Horaz

fördern die feinen und gedankenreichen Bemerkungen eines Döderlein ausserordentlich viel mehr als die oft an dem Brennpuncte vorbeischiessenden langen und gelehrten Expositionen Kirchner's. Beim Cicero wiederum geben die erschöpfenden Anmerkungen Seyffert's zum Lälius trotz aller Fülle und Umfänglichkeit und die scharfsinnigen Darlegungen Madvig's zum Werke de finibus trotz der überwiegenden Einseitigkeit einer kritisch-grammatischen Richtung dennoch auch für den Lehrer eine weit reichhaltigere Ausbeute als mancher eigens für die Schulzwecke gearbeitete Commentar. Es handelt sich vorzüglich immer um die lebendige Erfassung des Einzelnen im Zusammenhange des Ganzen, und grade durch deren stete Vernachlässigung entblösst sich manche so genannte Schulausgabe ihres ganzen und einzigen Werths.

Auch mit der methodischen Behandlung des Sprachunterrichts, wie der sachlichen Disciplinen des Alterthums für die Zwecke der Schule, steht die Wissenschaft keineswegs nur in einer entfernten Verbindung. Was zunächst die griechisch-römische Sprachwissenschaft betrifft, in welcher sich grade die Methodik in ihrer weitesten Ausdehnung und Fülle zeigen kann, so hat dieselbe in der letzten Zeit in höherer Beziehung fast nur nach der angewandten Seite der Stilistik eine wirkliche und fruchtbare Pflege und Erweiterung gefunden. Aber für die methodische Behandlung des Sprachunterrichts, insbesondere auf den elementaren Stufen, ist die Literatur der Gegenwart unermüdet und, wie es scheint, unerschöpflich. Mit immer neuen oder anders modificirten Zwecken erscheinen in hastiger Jagd Lehrbücher, Leitfaden u. s. w., die in der That bei näherer Prüfung in diesem oder jenem Stücke einen nicht unwesentlichen Fortschritt erkennen lassen, die aber eigentlich alle des Guten viel zu viel thun und es fast darauf angelegt zu haben scheinen, dem Lehrer mit seinem mündlichen Worte nichts mehr übrig zu lassen und vollends keine irgend freie Bewegung zu gestatten. Wir glauben, dass diess nothwendig früher oder später einen äusserst nachtheiligen Einfluss auf jene lebendige und allein wahrhaft fruchtbare Methode üben

muss, die einzig nur in dem Lehrer und seiner ganzen Persönlichkeit liegen kann. Diese Methode aber hat ihre wesentliche und beste Quelle in der tieferen wissenschaftlichen Ergründung des Gegenstandes, nicht in der praktischen Verarbeitung desselben nach bestimmten Unterrichtszwecken. Je mehr die Philologie in wissenschaftlicher Beziehung leisten wird, desto mehr kommt davon der Praxis der Gymnasien in fruchtbarster Weise zu Gute. Das Uebrige gehört der pädagogischen Ausbildung und Uebung an, die allerdings auch an ihrem Theile lange nicht genug gewürdigt wird für den Beruf des Schulmanns, deren Besprechung jedoch hier zunächst ausserhalb unseres selbstgesteckten Bereiches liegt.

Wir kehren zu der eigentlichen philologischen Wissenschaft zurück und wollen, nachdem wir alles, was als ein Mangel oder ein Bedürfniss der Gegenwart in ihr erscheint, offen und freimüthig bekannt oder zugestanden haben, nunmehr wiederum auch eine Seite hervorheben, die leuchtender Ehren werth zu sein scheint. Diess ist aber grade diejenige, welche für das innerste Leben des Gymnasiums und seinen tiefsten und schönsten Zusammenhang von der äussersten Bedeutung und Wichtigkeit ist. Das classische Alterthum hat zu den Lehrzweigen der Geschichte und des deutschen Sprachunterrichts entweder niemals in einem sehr fernen und fremden Zusammenhange gestanden oder ist denselben in der neueren Zeit entschieden näher gerückt. Nur dem Religionsunterrichte stand dasselbe in einer entweder kühlen und fremdartigen, wenn nicht gleichgültigen, oder in einem gradezu feindseligen Verhältnisse gegenüber. Die praktische Anbahnung einer tieferen und inneren Beziehung ist erfolgt, für die wissenschaftliche Begründung ist grosses geschehen, vielleicht die beste und erfolgreichste Arbeit thätig gewesen. Aber es fehlt dennoch sehr viel von dem, was nothwendig geschehen muss. Es handelt sich hier nicht bloss um die Stellung eines Unterrichtsgegenstandes zu einem andern, sondern um die ganze Stellung der philologischen Wissenschaft, um das Verhältniss des vorchristlichen Alterthums zum Christenthume.

Ich weiss wohl, dass es noch gar viele gibt, die ein solches Verhältniss überhaupt in Abrede stellen, die das Alterthum an sich und ohne alle anderweitige Beziehung wollen erkannt und gewürdigt sehen, die die Unmöglichkeit eines solchen Verfahrens, das ebensowohl an der thatsächlichen Wechselwirkung in jenem grossartigen Processe der zuerst auf einander stossenden heidnischen und christlichen Welt, als an unserer von christlichen Lebenseinflüssen tief durchzogenen Bildung scheitern muss, noch immer nicht erkennen wollen. Es ist mir gesagt worden, dass diess insonderheit in der jüngeren Lehrerwelt eine vielverbreitete, mit philologischer Einseitigkeit und mit unverkennbarer Gleichgültigkeit gegen das Christenthum verbundene Erscheinung sei. Das kann und wird nicht bleiben. Weder in der Philologie noch im Gymnasium kann ein gleichgültiges Nebeneinanderlaufen christlicher und antik-classischer Erkenntniss und Cultur länger bestehen; es muss entweder eine auflösende Feindschaft oder eine innerliche und darum segensreiche Versöhnung werden*). Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, dass in dieser Beziehung bereits grosse Fortschritte gemacht, noch grössere angebahnt sind. Das gilt aber in gleichem Maasse von der pädagogischen wie von der philologischen Literatur. Für die letztere würden wir hier vor allen Dingen und zuerst auf Nägelsbach's unschätzbare Leistung der nachhomerischen Theologie hinweisen, der nur die edle Bescheidenheit des Verfassers den Ruhm und Beifall schmälern kann, der ihr bereits von allen

*) J. P. Lange in seinem apostolischen Zeitalter I, S. 287 sagt sehr richtig: „Das Gymnasium ist eine welthistorische, griechisch-römische Humanitätsschule, welche durch das christliche Bekenntniss geweiht und geheiligt wird. Diejenigen, welche das Gymnasium als solches für nichts achten, schlagen den Erbsegen der griechisch-römischen Humanitätsbildung in den Wind. Daher sind sie auf gutem Wege, die goldenen Aepfel des christlichen Glaubens nicht in die silberne Schaale der Humanität, sondern in die rohen Feldkessel des Barbarismus zu fassen.“ Doch ist diese Darstellungsweise vielleicht noch zu formal, wie die ebendort angenommene specifische Unterscheidung des Gymnasiums zu eng und äusserlich.

Seiten*) unzweideutig gezollt worden ist. Allerdings ist diess nur eine Seite oder Quelle des religiösen Glaubens der antiken Welt, und dazu ihrem vielleicht grösseren Theile nach mehr ethischen als dogmatischen Gehalts. Anderes muss zur Ergänzung dienen, vor allen Dingen die Mythologie. Aber für keinen Zweig der Alterthumswissenschaft ist ja auch grade in den letzten Jahren so grosses und durchgreifendes geleistet worden als eben für diesen; und zugleich ist keine philologische Disciplin allmählich eben so sehr in eine bestimmte und bewusste Beziehung zum Christenthume gekommen, während sie in einer früheren Periode wahrhaft carricaturartiger Verzerrung nur wie Spott und Hohn gegen jede irgendwie religiöse Ansicht erschien. Gegenwärtig wird eher die Gefahr einer zu nahen Zusammenstellung des im innersten Mittelpuncte doch immer noch so wesentlich Verschiedenen zu verhüten, neben dem wirklich Verwandten das innerlich Trennende aufzusuchen sein. „Wie das Heidenthum", sagt Schelling**), „— aber in seinem ganzen Verlauf und Zusammenhang betrachtet — nur ein natürlich sich erzeugendes Christenthum ist (wie hätte sonst der Uebergang aus jenem in dieses zum Theil so leicht und unter so grossen Massen erfolgen können?), so ist das Judenthum nur das unentwickelte Christenthum." „Derselbe, welcher in der Fülle der Zeiten als göttliche Persönlichkeit erschien, wirkte im Heidenthum als natürliche Potenz. Es ist keine Entweihung, wenn man die Wahrheiten, welche auch das A. T. noch zum Theil verhüllt darstellt, die erst mit dem Christenthum in ihr volles Licht treten, auch in jenem gestörten Reflex des Heidenthums erkennt und nachweist. Von jeher ist diess geschehen, und gleich zuerst von den Kirchenvätern, wenn es ihnen gleich an den eigentlichen letzten Begriffen fehlte, diesen Zusammenhang zu erklären. Nach unsrer Ansicht beweist grade dieser, wenn auch gestörte, erst der Zurechtstellung bedür-

*) Vgl. H. Leo in Evang. Kirchenz. 1857. Nr. 78.; G. Bernhardy in Theologumenorum Graecorum P. II. (Hall. Lect. Kat., Ost. 1857).

**) Philosophie der Mythologie (Werke II, 2.) S. 315 f. 320.

fende Wiederschein christlicher Ideen im Heidenthume, grade dieser beweist die Nothwendigkeit und Ewigkeit der Ideen des Christenthums.“ Freilich bedürfen die allgemeinen Umrisse einer comparativen Auffassung noch gar sehr der sorgsamsten Ausführung; dann wird sich auch der weite Abstand der natürlichen Ideenentwickelung von der Tiefe göttlicher Offenbarung, der dunkeln und unbefriedigten Sehnsucht nach dem Heile von der wunderbaren und doch so klaren Erlösungsthat, aber auch die unzweideutige Zusammenstimmung praktischer Endziele auf diesen verschiedenen Wegen deutlicher darthun lassen. Eine solche ist es auch, um deren willen ganz kürzlich noch F. G. Welcker*) der griechischen Mythologie eine noch weit eindringlichere Beziehung zu dem Ganzen der weltgeschichtlichen Entwickelung zuschreibt, als insgemein geglaubt wird. „Dass sowohl in der christlichen Lehre als in der Ahnung der griechischen Religion das Zusammenwirken der Religion und der Sittlichkeit im menschlichen Innern das Entscheidende ist, hat eine grosse Bedeutung auch in Bezug auf unsere Vorstellung von dem künftigen Gang der Geschichte im Grossen. Es verstärkt wenigstens diess Zusammentreffen die auch schon allein aus dem Wesen des Christenthums zu schöpfende Ueberzeugung, dass der Fortschritt nicht abhängen kann von der Ausbildung des Verstandes, des Geistes einseitig, von der Höhe und Stärke der Abstraction, — sondern von dem Gott, in dem wir leben, weben und sind, den wir im Geist anbeten und in der Wahrheit. Nicht das Wissen, gnostisch oder kritisch, macht das Christenthum aus, sondern Gottesglaube, Gesinnung und Thun, Sein und Leben.“

Die weitere Aufgabe ist noch nicht gelöst, sondern bleibt der Zukunft vorbehalten. Erst dann, wenn der ganze geistige Ertrag des Alterthums in Literatur und Kunst, Cultus und Volksanschauung, Philosophie und Mythologie nach dieser ethisch-religiösen Seite hin genügend ausgebeutet worden ist, kann insbesondere eine Zusammenstellung jenes Maasses und Antheils an Ahnungen einer reineren

*) Griechische Götterlehre I, S. 259.

Erkenntniss mit der ewigen Wahrheit selber versucht werden, die als ein vorläufiger Abschluss auf diesem Gebiete der Studien anzusehen sein wird. Dieses aber wird dann in die praktischen Thätigkeiten des Gymnasialunterrichts tief einzugreifen und insbesondere auch innerhalb desselben die wahrhafte Versöhnung zwischen dem christlichen Religionsunterrichte und der Lesung der alten Classiker zu vermitteln im Stande sein. Dass das als ein lebendiges Bedürfniss in der Gegenwart empfunden wird, ist klar*); aber nur wenn so die wissenschaftliche Leistung mit der praktischen Verarbeitung Hand in Hand geht, wird zu einem gesegneten Erfolge günstige Aussicht vorhanden sein.

Aber man hat nicht bloss die Alterthumswissenschaft als solche in ihrer gegenwärtigen Richtung und Behandlung, sondern vornehmlich auch das classische Alterthum selber und zwar von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Beziehungen, angegriffen und namentlich seinen Werth für die Jugendbildung zu verkleinern gesucht. Stimmen dieser Art sind von Zeit zu Zeit schon früher laut geworden; wir

*) Es ist ein Lieblingsthema der Gegenwart geworden, das unter andern auch schon in Seibert's Griechenthum und Christenthum den anerkennenswerthen Versuch einer populären Darstellung hervorgerufen, sonst aber in Programmen und anderen gelegentlichen Aufsätzen eine mit Vorliebe betriebene Behandlung gefunden hat: Einiges über Christenthum und Heidenthum, hinter Prof. Lothholz' Ausgabe der Rede des Basilius über den rechten Gebrauch der heidnischen Schriftsteller, S. 127 — 153. — Wenn das treffliche Programm von Director A. Geffers in Göttingen: Das Alterthum und das Christenthum in den Gymnasien, (1857), die antike Bildung als das geordnete dienende Organ für das aus den Juden kommende Heil nachweist, so scheint der Bedeutung des classischen Alterthums damit noch nicht vollständig genügt zu sein. H. J. Seemann, das griechische und römische Heidenthum in seiner Beziehung zum Christenthume (Programm von Neisse 1856), fasst den Gegenstand nach einer specifisch katholischen Anschauung auf, bei der auch die Nachweisung des Fegefeuers in der Sonderung der heilbaren und unheilbaren Seelen, die Rhadamanthys in Plat. Gorg. in den Tartaros sendet, u. a., wie des Frohnleichnamdienstes in dem Lingam- und Phallus-Dienste des älteren und jüngeren Dionysos zur Anbetung des überall gegenwärtigen Gottesleibes nicht fehlt.

wollen hier nur an die berühmt gewordene Abhandlung A. Tholuck's (Das Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidenthums besonders unter den Griechen und Römern, von dem Standpuncte des Christenthums aus betrachtet; in Neanders Denkwürdigkeiten, I. S. 1—233) aus dem Jahre 1822 erinnern, die die gefährlichen Einflüsse in sittlicher Beziehung hervorhebt, welche allerdings im Jugendunterrichte eine nachtheiligere Wirkung in einer Zeitperiode gehabt haben können, in welcher die Zucht des christlichen Geistes in Lehre und Unterweisung mehr oder weniger in den Gymnasien gefehlt haben mag, so dass also schlimmen Folgen ein Damm und falscher Auffassung ein fester Halt nicht entgegengesetzt werden konnte. Solche Verhältnisse walten in der Gegenwart nicht mehr ob, und es ist wohl kaum anzunehmen, dass aus der evangelischen Kirche ernstliche Besorgnisse in dieser Art und in diesem Umfange sich erheben werden. Um so geschäftiger ist man aber in einem gewissen Kreise der katholischen Kirche gewesen, aus welchem die Kunde veröffentlicht worden ist, dass in einem von Zöglingen aus dem höchsten Adel aller Kronländer besuchten Wiener Gymnasium durch Geistliche des Redemptoristenordens Missionspredigten für die Schüler gehalten worden sind, wobei einer der Redner die gesetzlich gültige, durch kaiserliche Entschliessung sanctionirte Studieneinrichtung der Gymnasien einer Kritik unterworfen hat, die sich durch den Satz wiedergeben lässt: das Lesen der heidnischen Classiker mache die Schüler zu Heiden*). Wir müssen es der katholischen Kirche überlassen, die extremen Richtungen, die sich in Bezug auf die Schätzung des classischen Alterthums innerhalb derselben geltend gemacht haben und die von der berechnetsten Nachweisung ihrer unterscheidendsten Auffassungen und Gewohnheiten in den Formen und Vorbildern des antik-heidnischen Cultus bis zu einer solchen fundamentalen Verwerfung der vorchristlichen Bildungsstufen als gewissermaassen diabolischer Ausflüsse und Wirkungen fortgehen, in sich selber zur Ver-

*) Gelzer's Protestant. Monatsblätter, Jul. 1857. S. 57 f.

söhnung und Ausgleichung zu bringen. Da die Gründe, mit welchen jener Redner ein solches Verwerfungsurtheil unterstützt hat, nicht an die Oeffentlichkeit gestellt und absichtlich wohl nur die Jugend zum Richteramt über einen weit über ihre Fassungskraft hinausgehenden Streitpunct berufen worden ist, können wir hier nicht weiter darauf eingehen. Dagegen ist neuerdings in zwei beachtenswerthen Aufsätzen eines württembergischen Schulmannes*) die Frage zur Erörterung gebracht worden, wie sich die Schule bei der Behandlung erotischer Schriftstücke und der darin vorkommenden unsittlichen und schlüpferigen Stellen zu verhalten habe. Das Endurtheil läuft nun da hinaus: Wenn z. B. Horaz auch nicht grade zu der Rotte derjenigen Schriftsteller gehöre, die es ganz eigentlich darauf anlegen, die Heiligkeit der Ehe zu untergraben und den thierischen Trieben des Menschen Kupplerdienst zu leisten, so sei er doch, pädagogisch betrachtet, mit denselben in gleiche Linie zu stellen, denn es herrsche bei ihm eine Gesinnung, die einen ausserordentlichen Geschlechtsgenuss als vereinbar mit einem honetter Gesellschaft angehörigen Menschen annehme; Heiligkeit der Ehe kenne er nicht, Ehebruch sei ihm kein scelus, nicht einmal ein flagitium, sondern etwas, das diese und jene Ungelegenheiten und Gefahren mit sich führe und freilich in einer vernünftig geordneten Gesellschaft nicht so hoch verpönt sein sollte, das aber, da es dies einmal sei, einzig aus diesem Grunde vom klugen Manne in der Regel gemieden werde; er schäme sich nicht, von sich oder andern als respectabel dargestellten Persönlichkeiten Dinge zu erzählen, die wir nach christlichen Grundsätzen, ja nach den Maximen einer gesunden Philosophie, für verwerflich halten müssten; er rede davon, wo nicht mit Rühmen, doch höch-

*) L. Mezger (Prof. in Schönthal), Pädagog. Gutachten über commentirte Schulausgaben von Horaz' Satiren und Episteln, namentlich aber deren Verhalten gegenüber den erotischen Stücken des Dichters, in der Pädag. Revue, 1857. No. 6. S. 1—28 und (etwas allgemeiner gehalten) Die Schule in ihrem Verhalten zu erotischen Schriftstellern, in den Protestant. Monatsblättern, Mai 1857. S. 352—66.

stens so, wie man etwa von einem Excess im Trinken spreche, und ergehe sich, wo ihn's ankomme, mit sichtlichem Behagen darin, seine und seiner Helden Blösse aufzudecken. Aus diesem Grunde scheint es dem Verf. der gedachten Abhandlungen als das erste und wünschenswürdigste Erforderniss, dass eine Schulausgabe des Horaz lieber alle solche Stellen gänzlich weglasse, so dass überall nur Folgendes von den Satiren den Schülern geboten werde (I, 1. 2, 1—24. 3, 1—95. 4. 6. 9. 10. II, 1. 2. 3. 4. 5. 6. 8.). In zweiter Linie aber wird die Forderung gestellt, dass, wenn einmal eine Schulausgabe dem heranwachsenden Geschlechte den vollständigen, zumal einen commentirten, Text der Horazischen Satiren mit allen ihren Derbheiten und all ihrer leichtfertigen Lebensansicht darbiete, sie die Pflicht habe, ein herzhaftes, absolut verwerfendes, auf christlichem Grunde ruhendes Bekenntniss und Zeugniss gegen die völlig verkehrte und unsittliche Lebensanschauung und wüste Phantasie des römischen Epikureers auszusprechen.

Wir bemerken hierzu Folgendes: Vorerst werden wir uns an jener Nacktheit in der Bezeichnung natürlicher Dinge, die dem Alterthume vor einer oft nur allzu deutlichen Lüsternheit moderner Prüderie einen entschiedenen Vorzug sichert, auch künftig so wenig stossen wie bisher, vielmehr derartige Stellen mit jener gründlichen Unbefangenheit behandeln, die wir an den Meistern des Fachs aus früherer Zeit zu schätzen wissen. Ist hierdurch die Sittlichkeit der Jugend gefährdet, dann muss sie eine schon anderweitig untergrabene, durch die viel grösseren Uebelstände und Verirrungen des Lebens und der Literatur in heutiger Zeit verdorbene sein. Was aber insbesondere das Verhältniss der Ehe in dem ganzen und namentlich im römischen Alterthume betrifft, so werden wir diess nicht einem einzelnen Dichter, wie dem Horaz, aufbürden, vielmehr geflissentlich Veranlassung nehmen, die ganze Aeusserlichkeit jener antiken Auffassung von ihr und den weiten Abstand ihres Wesens von der Würde und dem Adel des Menschen, aber auch dem gegenüber vollends die Heiligkeit und tiefe Bedeutung der

christlichen Ehe mit Ernst und Wärme der Jugend zu Gemüthe zu führen. Ist das in rechter Weise geschehen, dann wird die ganze Stellung und Auffassung der Ehe und des Verhältnisses der Geschlechter bei den Alten keinen wesentlichen Einfluss und daher auch keine sittliche Gefahr mehr üben können. Ist der Ausleger des Horaz vielleicht zugleich Religionslehrer, so wird sich das in der einfachsten Weise von selbst ergeben, aber auch sonst kann die Ausführung in keiner Weise schwierig sein. Dessenungeachtet aber würden wir die nach obigen Grundsätzen verworfenen Satiren des Horaz auch unsern Theils mit der Jugend niemals lesen, daher auch die in Bruchstücken angegebenen lieber ganz überschlagen; — es ist ja von schönem, classischen Stoffe ausserdem noch Vorrath genug. Ob die Schulausgaben die verworfenen Schriftstücke mit enthalten oder nicht, ist gleichgültig; wenn die Jugend darnach begierig sein sollte, hat sie anderweitig in den unzähligen Horaz-Ausgaben Gelegenheit genug dazu. Aber statt des christlichen Zeugnisses wider die heidnische Unart, das uns in eine Schulausgabe nicht hinein zu gehören scheint, würden wir etwas anderes verlangen, das nach unserer Ansicht zugleich in bester Weise zur Berichtigung des einseitigen und sachlich verfehlten Urtheils über den Horaz dienen würde. Das ist aber eine Charakteristik des ganzen Dichters nach seiner umfassenden Art und Richtung; das ist das Bedürfniss eines Bildes, aus welchem der ganze Mann, wie er gewesen ist, hervorgeht. Denn Horaz ist ein anderer gewesen in dem jüngeren, ein anderer in dem späteren Alter; ein anderes Wesen geht aus seinen Satiren wie aus seinen Oden und Episteln hervor, und nur erst dadurch, dass ein vollständiges Gemälde von ihm, wie von seiner ganzen sittlichen Denk- und Anschauungsweise, entworfen wird, kann der Unbilligkeit in seiner Beurtheilung gewehrt werden. Horaz verdient überhaupt die Bewunderung, die er zu allen Zeiten genossen, wenn man ihn auch zu allen Zeiten herabzusetzen und zu verkleinern gesucht hat, durch die reiche Fülle der von ihm auf einem engen Gebiete und mit geringfügigen Mitteln entwickelten Eigenschaften. Will man einzelnes aus ihm herausheben und zergliedern,

wird er immer der Missdeutung und dem Vorwurf ausgesetzt sein. Hierin mit anderen, namentlich neueren, Dichtern zusammengestellt, wird er den Vergleich im einzelnen nicht aushalten können, während doch keiner derselben „es zu einer solchen Vollkommenheit gebracht hat, wenn wir die Vielseitigkeit der Gegenstände und Interessen, die gediegene Durchbildung des Innern und die Schönheit der Formen zugleich ins Auge fassen"*). So wird denn auch die scheinbare oder wirkliche Leichtfertigkeit mancher, nur von seinem eigenthümlichen satirischen Standpuncte aus richtig zu beurtheilender, Aeusserungen aufgehoben oder in das rechte Licht gestellt, wenn man den ganzen Ernst der anderweitig niedergelegten sittlichen Grundgedanken damit vergleicht. Horaz hat von der Ehe, dem Familienleben, der Kindererziehung u. s. f. keine höheren und keine tieferen Ideen gehabt, als wie das ganze Alterthum und insbesondere seine Zeit sie haben konnte. Wenn wir uns aber das, was er dafür von seinen Zeitgenossen verlangt, oder was er denselben als das trübe Bild der Gegenwart im Vergleiche zu einer durch sittliche Grösse bewährten schönen Vorzeit mit scharfer Rüge vorhält, treu und aufmerksam vergegenwärtigen, dann werden wir kein Bedenken tragen, dasselbe auch unseren jungen Lesern vorzuführen, wenn wir auch bei manchem Puncte nicht umhin können, auf die Schranke hinzuweisen, die in der Erkenntniss um das ganze Alterthum herum gezogen ist, und uns des unendlichen Vorzugs zu freuen, dessen wir durch die Offenbarung gewürdigt worden sind. Wer aber kann ohne tiefe Achtung, ja ich möchte sagen ohne Rührung, jene, wie man sagt, immer seltener werdende, innige Pietät betrachten, mit welcher Horaz in der 6. Satire des I. Buchs die Erziehung rühmt, die er

*) C. L. Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, II, S. 438 f., wo überhaupt Fingerzeige für eine richtige Beurtheilung des Dichters gegeben sind, die der Ausleger desselben um so weniger unbeachtet lassen darf, als eine allseitig genügende Charakteristik desselben (vgl. ebend. S. 441, Anm.) bis jetzt in unserer Literatur nicht vorliegt.

durch seinen Vater empfangen habe. Jene Lauterkeit und Keuschheit, die er als den ersten Schmuck der Jugend preist, ist ihm doch offenbar von dem Vater, dessen wachsames Hüterauge über den Sohn allen Vätern zu wünschen wäre, nicht bloss äusserlich anempfohlen, sondern tief in Herz und Gesinnung hineingesenkt worden, und der Sohn fühlt es, dass sie dadurch ein Besitzthum seines Lebens geworden ist. Und darum hat er auch erkannt, wo der sittliche Schade einer Zeit zuerst und zumeist zu suchen ist, und wenn wir in der Gegenwart ebenfalls wiederum nach den Quellen allgemeiner Verderbtheit fragen, so mögen wir, wenn wir sie sonst nicht finden können, nur von ihm sie erlernen und dann ein besseres Mittel anwenden als in jener vorchristlichen Zeit zu Gebote stand. Man höre ihn nur in der 6. Ode des 3. Buchs: Das schuldbeladene Zeitalter hat zuerst die Ehen und die Familie und die Häuser befleckt; aus solcher Quelle strömend hat das Verderben sich über Vaterland und Volk ergossen. — Und wenn er uns sofort das Bild der in üppigen Tänzen und Buhlerkünsten erzogenen, schon seit ihrem zarten Alter auf unkeusche Liebschaften sinden Jungfrau vorführt, die dann vermählt beim Gelage des Mannes sich jüngere Buhlen sucht und ohne Wahl denselben erst im Verborgenen und Dunkeln die verbotenen Freuden spendet, nachmals aber sogar mit Vorwissen und Zustimmung des Gatten Menschen des verachtetsten Gewerbes ihre Schande um hohen Lohn verkauft: dann will er fürwahr nicht den Segen, sondern den Fluch solcher Verworfenheit zeigen, der unähnlich die männliche Jugend der goldenen Zeit des römischen Staatslebens, die mit Punierblut das Meer färbte und die Erbfeinde des römischen Namens zu Boden schlug, den Schmuck der Arbeit und des Gehorsams bewährte, wenn sie mit sabellischer Hacke die Schollen kehrte und auf der strengen Mutter Geheiss das gefällte Scheitholz im langen Abendschatten nach Hause trug. — Von einem Manne, der das Leben der culturlosen Völker so lebhaft preisen kann (Od. III, 24.), wo die Stiefmutter dem Kinde ohne Verrath den Becher reicht, wo keine Gattin durch ihre Mitgift den Mann beherrscht oder auf den glänzenden Buhlen baut, son-

dern als schönste Ausstattung Elterntugend und Keuschheit mit sich bringt, die, vor dem Nebenmanne zitternd und dem Bunde treu, der Schmach der Sünde den Tod vorzieht, — von einem solchen kann unmöglich gesagt werden, dass er keine Achtung vor der Ehe habe und ihren Werth an sich wie für das aufwachsende Geschlecht nicht zu würdigen wisse.*) — Ich meinestheils kann es auch nicht lassen, wenn ich vor meinen Schülern Stellen wie 2 Timoth. 3 auszulegen habe, wo die *φιλαυτία* und *φιλαργυρία* an die Spitze des düsteren Gemäldes treten, von welchem alle Zeiten Belege als Vorbilder und Anfänge jener schweren Zustände in den letzten Tagen liefern**), auf die durch den ganzen Horaz hindurchgehende schwere Anklage hinzuweisen, womit er die furchtbare Sucht seiner Zeit im ruhe- und genusslosen Jagen nach Gewinn und irdischer Habe richtet, und eben dadurch eine seltene Gesinnung und eine Freiheit der Richtung zeigt, die wir in einer so aufgelösten und gährungsvollen Zeit mit allen ihren ansteckenden Elementen und ohne den Ersatz irgend eines höheren Halts nothwendig bewundern müssen. — Aber freilich daneben lasse ich mir es auch nicht nehmen, jene anscheinend so unerheblichen Gedichte des Horaz, die wir unter dem Namen der erotischen zusammenfassen können, nicht zwar mit jener behaglichen Breite, die hinter jedem Namen und Factum irgend eine Anspielung auf Verhältnisse und Ereignisse des wirklichen Lebens mit einer oft schauerlichen Tragweite sucht, wohl aber mit dem gewissenhaften Bemühen zu erklären, wodurch der Reichthum und die Feinheit der künstlerischen Composition in allen ihren anmuthigen oder scharfen kleinen

---

*) Ich verweise hier noch auf eine nicht der Vergessenheit zu übergebende kleine Schrift: Pädagogische Bilder aus den Gedichten des Horatius, von Dr. Held (Bayreuther Progr. 1839.), zumal da mir es nicht möglich ist, hier den Gegenstand so weit zu verfolgen, als derselbe es verdient. — Vollends auf andere Classiker einzugehen, ist für jetzt nicht thunlich.

**) Ein erschütterndes Beispiel dieser Art lesen wir jetzt auch bei C. L. Roth in seinen (sehr empfehlenswerthen) kleinen Schriften pädagogischen und biographischen Inhalts, II, S. 224—42.

Zügen heraustritt, dass wir davor wie vor einem ansprechenden kleinen Genrebilde aus der niederländischen Malerschule stehen. Allerdings ist der Inhalt jedes Mal ein allgemeines Bild aus dem Leben der damaligen Zeit, dessen Auswüchse und Verirrungen uns damit, selbst in den engeren und sonst meist verborgenen Verhältnissen der socialen Welt, entgegentreten und an ihrem Theile, ohne dass eine zu grosse Bedeutung auf sie gelegt werden soll, zu der Gesammtanschauung der antiken Menschheit einen nicht zu entbehrenden Beitrag liefern. Die Entfaltung dieses Bildes und vornehmlich die Entgegenhaltung des christlichen Lebens in Lehre und Gesetz, Erfüllung und That bleibt indessen im Ganzen am angemessensten und besten der mündlichen Lehrthätigkeit vorbehalten, die das, was in einem Schulbuche leicht als ein unvermitteltes Nebeneinander erscheint, in persönlicher Einheit wahrhaft verbunden mit aller Wärme und Wahrheit der Ueberzeugung darzulegen im Stande ist.

Wir können indessen noch einen Schritt weiter gehen, und auch Mezger hat das in seinen obigen Darstellungen gethan. „Es gibt mehrfache Veranlassung und Nöthigung, anzudeuten, wie die Alten — vielfach in der Praxis, im Verhältniss zu Gesetz und Vaterland, in Pietät und zarter Scheu vor allem, was ihnen als heilig galt, in gesunder harmonischer Entwickelung der menschlichen Kräfte, höher standen als ein grosser Theil der christlichen Welt mit seinen reineren Vorstellungen von Gott, von der Bestimmung des Menschen, von Pflicht, Tugend und höchstem Gute. Ja, es gibt Fälle, wo man der Jugend geradezu antike Muster zur Nachahmung im sittlichen Leben empfehlen und namentlich einen Punct ans Herz legen muss, der meines Wissens von den Sittenlehrern noch nicht nachdrücklich genug hervorgehoben ist, dass nemlich die classische Welt auch auf dem sittlichen Gebiet eine bestimmte Aufgabe zu lösen gehabt und wirklich, soweit es möglich war, gelöst habe, ich meine die Ausbildung und Ausprägung des Begriffs der *σωφροσύνη*, und dass es gar nicht wohlgethan ist, wenn das christliche Volk es unterlässt, dieses Vorbild sich vorzuhalten und sich zu bemühen, wie es diese, allerdings zunächst blos formale

Tugend mit christlichem Inhalte erfüllen und in seinem Lebenskreise fort und fort darstellen möge.“ *) Allerdings ist die echt hellenische Mitgift des schönen und strengen Maasses ein auch für die christliche Lebensanschauung wohl zu beherzigendes Gut, dessen Mangel mehr als einmal in den Institutionen und Zuständen des kirchlich-ascetischen Lebens zum Vorschein kommt und in Folge der damit fehlenden Frische und Gesundheit einer naturgemässen Entwickelung nicht selten die edelsten Kräfte zerstört hat. Aber wir hätten noch andere sittliche Potenzen namhaft zu machen, die uns theils als Gegenbilder christlicher Wahrheit, auf welche dadurch ein um so helleres Licht fällt, theils als lautere und fruchtbare Erzeugnisse der gottesebenbildlichen Menschennatur mit Achtung und Empfänglichkeit für eine reichhaltige Welt geistigen Schaffens erfüllen können, an der sich der lebendige und schöpferische Gottesgeist nicht unbezeugt gelassen hat. Indessen werden für unsern nächsten Zweck auch schon die wenigen Andeutungen und Belege genügen, da eine weitere Verfolgung des ergiebigen Themas hier nicht in der Absicht liegen kann.

Wir sind gewiss, die Studien des classischen Alterthums können immerhin alle jene Angriffe ruhig ertragen, denen sie wegen ihres Inhalts wie wegen der Form ihrer wissenschaftlichen Betreibung von Zeit zu Zeit immer wieder unterworfen sind. Es wird nur dazu führen, dass der Werth derselben in immer hellerem und lebendigerem Lichte dargestellt und eine richtigere und vollere Erkenntniss des Alterthums angebahnt wird. Auf dem hier zunächst in Betracht kommenden Gebiete bedarf es freilich noch vieler und rüstiger Arbeit; denn es ist ein schweres und gewichtiges Werk, die Beziehung des Alterthums zum Christenthume nach allen Seiten hin richtig und erschöpfend darzulegen, zu zeigen, was von demselben in die vom Christenthume durchdrungenen oder geschaffenen Lebenszustände übergegangen, oder von demselben, als seinem innersten Wesen widersprechend und darum überwunden, aufgehoben

1) Gelzer's Protestant. Monatsblätter, Mai 1857. S. 361.

und vernichtet worden ist. Die Philologie wird und kann sich dieser schönen Aufgabe nicht entziehen; es wird ihr selbst zum grössten Segen gereichen. Die Philologie steht gegenwärtig, wie die Theologie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, etwas einsam und fremd vor den übrigen Wissenschaften da: sie hat auch jetzt noch ihre bedeutenden Höhenpuncte und ihre grossen Meister aufzuweisen; aber sie wird in demselben Maasse nach aussen fruchtbarer und nach innen lebendiger werden, als sie aus dieser Isolirtheit heraustritt und damit einen Weg einschlägt, der für die Wissenschaft wie für das Leben, also auch in nächster Anwendung für die Praxis unserer Gymnasien, von unberechenbarem Gewinne ist.

---

3) Das christliche Erziehungsprincip.

Von einer eigentlichen Erziehung und von einem bestimmten Principe derselben, wenn sie zu dem menschlichen Wesen in einer tiefen und wahren Beziehung stehen soll, kann erst seit dem Christenthume und in Folge desselben die Rede sein. Es muss erst der Werth und das Wesen, das Ziel und die Bestimmung des Menschen erkannt werden, ehe an eine Erziehung zu diesem Ziele hin gedacht werden kann. So lange die Idee der menschlichen Persönlichkeit in ihrer Wahrheit und Tiefe nicht erfasst wird, kann sie auch nicht nach dieser Wahrheit und Tiefe verwirklicht werden. Das Alterthum rang nach dieser Idee, aber konnte sie ohne die Offenbarung nicht gewinnen. Der antike Mensch hatte seinen irdischen Beruf vor Augen: seine grösstmögliche Ausbildung sollte lediglich den Zwecken des Staats dienen, er hatte weder einen Werth an und für sich, noch für eine höhere als die politische Bestimmung. Es muss aber die volle Bedeutung des Menschen als eines Bürgers zweier Welten, mithin auch nach seinem himmlischen Berufe erkannt werden, ehe der Erziehung das wahre Ziel und die rechten

Mittel gegeben werden können. Aber wenn nun auch das Christenthum eine wahre Erziehung erst möglich gemacht hat, so kann doch innerhalb der Geschichte desselben noch gar wohl eine solche als factisch vorhanden gedacht werden, die nicht zugleich auf seinem Fundamente und Prinzipe ruht. Ja, es ist auch innerhalb der Christenheit vielfach eine Erziehung geübt und eine Theorie derselben aufgestellt worden, die nicht auf specifisch christlicher Basis ruhte. Nur in dem Grade aber, als sich alles Bestreben auf diesem Gebiete von den Thatsachen des christlichen Heilslebens durchdringen und leiten lässt, kann es einen Anspruch und eine Aussicht auf gedeihlichen Erfolg haben. Dagegen fehlt derselbe ganz in jeder Wirksamkeit der Erziehung innerhalb des christlichen Lebens, wo sie sich dieses ihres eigensten und innersten Grundes gar nicht bewusst geworden ist. Ja man kann sagen, dass Platon und Aristoteles mit den von ihnen zu Grunde gelegten ethischen Prinzipien höhere Gesichtspuncte erfasst haben als Rousseau mit seiner Naturgemässheit und die Philanthropisten mit ihrem Streben, die Menschen für die bürgerliche Gesellschaft brauchbar und auf diesem Wege glücklich zu machen. Man darf sich eben darum auch gar nicht wundern, wenn der materialistisch-eudämonistischen sich eine formal-idealistische Richtung, dem Realismus der Humanismus gegenüber stellte, und nicht bloss in diesem seinem Gegensatze gegen eine unverkennbare einseitige Richtung konnte er sein entschiedenes Recht behaupten. Denn allerdings muss ja der Mensch von den äusserlichen und endlichen Erziehungszwecken hinweg auf sein Erstes und Ursprünglichstes, seine humane Bestimmung, zurückgeführt werden, und für diese ist nach der einen Seite keine vollendetere und wirksamere Bildung möglich als eben die durch die Geisteserzeugnisse des classischen Alterthums. Aber freilich, wenn es die Aufgabe ist, den Menschen zu dem zu erziehen, was er wahrhaft und an sich ist, so kann er uns nicht als Ziel vorschweben, wie er nach seiner geschichtlichen Entwickelung geworden ist, sondern wie er in seinem durch göttlichen Willen ihm anerschaffenen ursprünglichen Sein vor unseren

Augen steht. Nicht der gefallene, von Gott entfremdete, wenn auch nicht von Gott verlassene, vielmehr grade dann oft mit den reichsten irdischen Gaben des Denkens und Könnens gerüstete Mensch ist das Ideal, das durch die Erziehung verwirklicht werden soll, sondern jener zur Gottesebenbildlichkeit geschaffene und zur Gottesgemeinschaft berufene, aus dem Falle wieder zum Heil gebrachte Mensch! Wie aber Christus in seiner zwiefachen Eigenschaft als Hersteller des Heils und als Vollender der Menschheit, als Heiland und als zweiter Adam, in die Welt gekommen ist, so müssen auch wir in der einen wie in der anderen Beziehung unserem Herrn und Meister folgen. Bevor wir aber mit seiner göttlichen Kraft dieses Ziel erstreben, müssen wir auch menschlich das Menschliche in uns auszubilden bemüht sein. Da gilt es denn, die natürlichen Gaben des Geistes zu wecken, zu beleben, zu schärfen, und gern üben wir dieses an denjenigen Mitteln, die uns dafür in der grössten Vollkommenheit entgegentreten.

Wenn also zuvörderst betont werden muss, dass ausserhalb des Christenthums eine wahrhafte Erziehung nicht möglich ist, so muss doch sofort wiederum ausdrücklich hervorgehoben werden, dass nur die evangelische Auffassung dem Sinne und der Aufgabe einer christlichen Erziehung entsprechend ist. Soll das Gottmenschliche des Glaubens, durch welchen allein der Mensch zum Heile gelangen kann, wirklich in ihm erzeugt werden, so muss das Bewusstsein der göttlichen Gnade wie der eignen Sünde gleich lebendig in ihm erweckt und das Gefühl der Erlösungs-Fähigkeit und Bedürftigkeit auf das innigste verbunden sein. Dieser Glaube, nicht ein blosses Fürwahrhalten der von der Kirche aufgestellten Lehre, ist mit Recht die „lebenentscheidende That unserer tiefsten Selbstbestimmung“ genannt worden; er ist der innerlichste Act unserer Persönlichkeit, durch welchen wir das Ziel unseres wahrhaften Lebens aufrichten. Wo aber das Wesen der Sünde und die sittliche Fähigkeit pelagianisch entstellt, wo die ursprüngliche Gottesebenbildlichkeit des ersten Menschen bloss für eine übernatürliche Zugabe, die angeborne sinnliche Lust als solche und

vor ihrem Uebergange zur That für nicht sündhaft erklärt wird: da kann, so lange solches festgehalten wird, weder von einer Erlösung überhaupt, noch auch von einer Erziehung insbesondere die Rede sein. Aus diesem Grunde kann auch nur da, wo ein deutliches Bewusstsein von dieser Nothwendigkeit erwachsen ist, von einer klaren und bestimmten Thätigkeit, die sich die Wege und Ziele Gottes selbst zur unverbrüchlichen Richtschnur nimmt, eine Spur zu entdecken sein. Zwar wird man durchaus nicht sagen dürfen, dass nur da eine christliche Erziehung sei, wo auch von ihr geredet werde, (es kann sogar das Gegentheil leider eintreten,) aber man wird sich auch darüber nicht verwundern dürfen, wenn dieselbe erst allmählich und nicht in einem sehr weiten Umfange als Bedürfniss gefühlt, dagegen aber auch andererseits dieselbe prinzipiell geleugnet und verworfen worden ist.

Es gibt freilich selbst innerhalb der protestantischen Kirche eine Auffassung der Sünde und des natürlichen Herzenszustandes der Menschen, durch die alle christliche Erziehung zerstört wird. Wenn Rousseau eine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen nicht anerkennt, und als die einzige angeborene Leidenschaft eine von Natur gutartige Selbstliebe zugesteht; wenn unter den neuern Verfechtern einer solchen Richtung z. B. Diesterweg von dem Menschen verlangt, ein geborner Egoist zu sein, und der Lehre vom Unvermögen des Menschen zum Guten und von seiner überwiegenden Hinneigung zum Bösen grosse Verderblichkeit zuschreibt, oder W. E. Weber (Pädag. Revue, 1844. Jul.) den Satz ausspricht: „der Mensch ist von Haus aus weder dumm noch schlecht, sondern lediglich faul und schwach; dass Theologen uns die Pädagogik gemacht und in sie, wie in Geschichte und Politik, ihre Pfaffenlüge von der Erbsünde geschmuggelt haben, ist noch jetzt allein, was die Jugend und ihre Bildner an einander zu büssen verurtheilt sind;“ so befinden wir uns mit solchen Maximen und Vorschriften eben so sehr ausserhalb des Christenthums wie ausserhalb jeder ihrer Frucht gewissen Erziehung.

Die christliche Erziehung aber, wenn sie beide Seiten, die geistige wie die sittliche, mit gleicher Liebe und Sorg-

falt umfasst, hat eben die Aufgabe, beide zu einer wahrhaften und innerlichen Einheit zu verbinden: es gibt kein geistiges Wachsen und sich Vollenden, das nicht zugleich ein sittliches wäre. Aber wenn sie sich auf dem sittlichen als auf ihrem eigensten Gebiete zu bethätigen scheint, treten auf dem geistigen, dem Gebiete der Bildung, die grösseren Schwierigkeiten und Gefahren heran, und je weniger nahe und unmittelbar die Beziehung ist, desto eher droht die Möglichkeit einer theilweisen oder völligen Abweichung von der rechten Bahn.

Es war eine völlig berechtigte Reaction, als sich dem Realismus Rousseau's und Basedow's der Humanismus entgegen stellte, wenn er auch an seinem Theile auf dem Boden der christlich erziehenden Wirksamkeit zunächst und unmittelbar nicht gewachsen war, und wenn auch die beiderseitigen, an sich ziemlich getrennten, Interessen mit einander auszugleichen allerdings nicht leicht ist. Er war und ist, selbst in seiner Einseitigkeit, bis zu einem gewissen Maasse berechtigter als jener Realismus. Wenn aber der Humanismus es sich nicht zum Ziele steckt, ein Gefäss zu bereiten, das allerdings nicht von innen heraus, sondern anderswoher seinen berechtigten Gehalt empfangen soll: dann hat er sein tiefstes und schönstes Recht verloren und bereitet sich selbst den Untergang. Der echte Humanismus ist und bleibt unentbehrlich, nur soll er sich nicht vom Mittel zum Zweck erheben wollen. Auch der von ihm dargebotenen formalen Bildung gebührt ihr unverkümmerter, selbst dem Evangelium dienstbarer, Werth; aber in ihrer Einseitigkeit kann sie den Zweck, zu welchem sie da ist, völlig zerstören.

Das Prinzip der formalen Bildung, das von dem Humanismus am stärksten betont und ausgeprägt worden ist, erscheint als ein zwar nothwendiges, aber sehr gefährliches Prinzip. Je höher aber der Bildungszweck ist, je stärker die Erziehung verschiedenartige Interessen eines ausgebildeteren Geisteslebens mit einander zu versöhnen hat: desto mehr muss diess als ein Mittel derselben betrachtet und geübt werden. Hier ist also zwischen höheren und niederen

Stufen der Bildung und Erziehung ein wesentlicher und wohl zu beachtender Unterschied.

Wenn die christliche Erziehung nach den verschiedenen Seiten hin das Heil ihrer Aufgabe erfüllen will, muss sie auch den Stoff aller geistigen Bildung, die von ihr ausgeht, entweder darbieten oder mindestens beherrschen. Sie thut das erstere wenigstens innerhalb des deutschen Lebens, namentlich durch die deutsche Bibel, den kleinen Luther'schen Katechismus und das deutsche Kirchenlied, in einer unvergleichlichen Weise; hier ist die Bildung und geistige Nahrung mit Form und Stoff in dem vollkommensten Maasse vereinigt, hier kann daher auch ein Streit zwischen realem und formalem Bildungsprinzipe gar nicht erwachsen. Wo aber eine höhere, auch für andere leitende und maassgebende Thätigkeit in Anspruch genommen und die Befähigung für dieselbe erzielt werden soll, da muss auch von einer bewussteren Durchdringung des geistigen Lebens mit weiter greifenden Mitteln und scheinbar entlegeneren Stoffen, von einer Herrschaft des christlichen Prinzips über alles, was nicht unmittelbar aus ihm herkommt, die Rede sein. Hier ist es grade das rein formale Prinzip, welches sich auf sich selber stützen will, welches eben darum in den entschiedensten und feindseligsten Gegensatz gegen dasselbe tritt. Und wenn der Humanismus an seinem Theile als wesentlicher Vertreter des formalen Bildungsprinzips sich über das Verhältniss des classischen Alterthums zum Christenthume nicht klar und bestimmt aus einander setzt, dann hat er auch für sich jenen tieferen Boden verloren, auf welchem er allein gegen die Angriffe auch derjenigen bestehen kann, welche andere formale Bildungsmittel als die in den classischen Sprachen liegenden, wenn auch nur vorübergehend, für eben so vortheilhaft und wirksam haben ausgeben wollen. In jener Einseitigkeit des formalen Prinzips liegt aber die volle Berechtigung zu dem durchaus verwerfenden Urtheile, welches unter anderem von mir in der Gymnasialreform (Altona 1849), S. 8 f. (vgl. die weitere Ausführung S. 16 ff.) darüber gefällt worden ist, und was noch neulich ein Ungenannter in etwas anderer Weise so ausgesprochen hat: „Die Päda-

gogik muss von dem Gedanken an reale, nicht bloss formale Bildung ausgehen. Die „formale Bildung“ ist in der Pädagogik nichts anderes als ein maskirter Rationalismus, der mit dem theologischen auf dasselbe Resultat hinausgekommen ist, auf dies nemlich, dass er gegen das Positive und gegen einen unverrückbar feststehenden Wissenskern gleichgültig gemacht hat. Der pädagogische Realismus schliesst den Formalismus organisch in sich und der Schüler, welcher real Latein lernt, hat mehr geistige Palästra und Charakterbildung davon, als von einem Latein zu formellen Zwecken.“ So viel muss in diesem Zusammenhange genügen, die nähere Ausführung gehört einem anderen Orte an.

Es ist nach dem oben Dargelegten nicht zu verwundern, dass das christliche Erziehungsprinzip erst in neuerer Zeit sich Bahn gebrochen hat und theils in seiner Berechtigung theoretisch nachgewiesen, theils von Schulmännern der verschiedensten Gattung praktisch angewendet und ausgesprochen worden ist. Während Pestalozzi das Ziel in der Uebung der intensiven Geisteskraft, in Selbstthätigkeit und voller Entwickelung der Individualität suchte, während andere (K. Hoffmann) es in der Bildung und selbständigen Wirksamkeit im Dienste des Wahren, Schönen und Guten finden wollten, noch andere in der Sittlichmachung oder in der Selbsterziehung und Selbstbildung des Menschen: ist es dem Vorgange von F. H. C. Schwarz in Heidelberg und seinem nicht gemeinen Einflusse in akademischer und literarischer Wirksamkeit zuzuschreiben, dass von da an mehr und mehr das christliche Prinzip der Erziehung zum Grunde gelegt worden ist. Ebenso ist unter denjenigen, welche durch Wort und Schrift das christliche Prinzip der Erziehung zu fördern sich bemüht haben, namentlich F. W. Lindner in Leipzig zu nennen. Diesen reihen sich noch andere an. Heinroth (Grundfehler der Erziehung und ihre Folgen, Leipz. 1828. S. 53) sagt: Die Christuslehre ist die wahre und vollkommene Erziehungslehre, denn sie gibt dem Menschen sein Ziel, die gewisse Hoffnung des ewigen Lebens, sie zeigt ihm den Weg zum Ziele in der Liebe, sie reicht ihm die Kraft zur Liebe im Glauben.

C. H. Zeller (Lehren der Erfahrung 1, 45.) bezeichnet es als die Aufgabe der Erziehung, „die Kinder zu einer wahren Erkenntniss ihres Heilands und ihres Herzenszustandes, zu einer persönlichen Verbindung mit Jesu und dadurch in eine unmittelbare Erziehung des heiligen Geistes als dessen freiwillige und folgsame Zöglinge zu bringen." C. v. Palmer (Evangelische Pädagogik, 2. Aufl. S. 76 f.): „Alle Erziehung besteht darin, dass der christliche Geist in seiner das Fleisch bewältigenden, den Menschen aus der Sinnlichkeit und Bestialität heraushebenden, ihn durchaus und wahrhaft frei machenden Kraft, in seiner das gesammte Leben nach allen Verzweigungen veredelnden Wirkung von einem Geschlecht auf das andere fortgepflanzt wird. Diese Forterbung kann nicht der Natur überlassen werden, wie die Fortpflanzung des natürlichen Lebens; denn unter allem Wechsel der Zeiten erscheint in jeder Geburt eines Individuums die Natur wieder als die alte; es ist immer wieder der Wille, der in seiner Naturgestalt nimmer mehr zu jener Vollendung, zu jener Freiheit und Gottähnlichkeit gelangt. Er muss deshalb erzogen, d. h. zunächst von aussen durch eine überwiegende geistige Macht, einen vollkommenen Willen bestimmt werden. Als solche Macht kommt das Christenthum an ihn. Aber solches besteht nicht in Lehre nur oder in Büchern, als ein Gedanke; es ist Fleisch geworden, und wie Christus eine erziehende Thätigkeit auf seine Umgebung ausgeübt hat, so hat er mit allen Gaben seiner Menschwerdung jenes Amt der Kirche übertragen; durch sie ist, wie die Geschichte beweist, das Christenthum eine wesentlich erziehende Macht in der Welt."

Diess ist das unverkennbare Ziel, aber der Wege, die zu diesem Ziele hinführen, kann es sehr verschiedene geben; die Mittel aber, durch welche man die Nothwendigkeit dieses Prinzips erweisen kann, bestätigen dieselbe nur noch um so mehr, je verschiedener sie unter sich sind. In der Darstellung der Gebr. Paulus (Die Prinzipien des Unterrichts und der Erziehung, Stuttg. 1839) ist der Versuch gemacht, auf ethischem Wege zu demselben Resultate zu gelangen. Es wird zunächst (S. 380) die Bildung des per-

sönlichen freien Individuums für das Leben in der Welt und namentlich in dem Organismus ihrer sittlichen Verhältnisse aufgefasst, ohne dass dabei vorerst der Religion eine besondere Stellung zugewiesen wird. Hiermit wird aber offenbar eigentlich schon mehr zugestanden, als genau genommen zugegeben werden darf. Man kann doch die Religion nicht so von der Sittlichkeit losreissen, dass man sagt: die Religion habe allen ihren Inhalt in unserem persönlichen Verhältnisse zu Gott und zu der Ewigkeit, die Sittlichkeit dagegen sei auf das Leben in der Zeit und in ihren vergänglichen Verhältnissen gerichtet. Es ergibt sich im weiteren Verfolg von selbst, dass die Sittlichkeit bei aller Selbständigkeit zur Religion sich nicht gleichgültig verhält, sondern dass Religiösität und Frömmigkeit nothwendig zur Sittlichkeit gehört. Es liesse sich wohl nur noch darin mit der in diesem Buche gegebenen Auffassung rechten, ob von derselben die Sittlichkeit, wie es fast scheinen will, oder die Religion als das Primäre oder Fundamentale betrachtet werde. Denn wenn es ohne Religion gar keine Sittlichkeit geben kann, so kann auch von einer Erziehung zur Sittlichkeit nicht die Rede sein. Man kann vielleicht auch das nicht zugeben wollen, dass bei aller Sündhaftigkeit der Mensch doch noch in sittlicher Beziehung dem Wesen nach frei stehe und keine Veränderung in diese seine sittliche Natur gekommen sei. Aber darin wird man vollkommen übereinstimmen müssen, dass wir durch die Sünde des wahren und unversehrten göttlichen Lebens verlustig geworden und durch sie unser Einheits- oder Liebesverhältniss zu Gott sich in Gegensatz oder Feindschaft verkehrt hat; dass darum der Zorn Gottes auf uns ruht und wir aus dem Kindesverhältniss herausgetreten sind und dass ohne Herstellung jenes ursprünglichen Verhältnisses der Mensch ein Kind des Todes bleibt und seine Verdammniss gerecht ist.

Das Durchgeführteste und Gründlichste, was wir über diesen Gegenstand besitzen, verdanken wir L. Völter in einem Aufsatze, der zuerst in dem Süddeutschen Schulboten erschienen, dann völlig umgearbeitet in seinen Beiträgen zu

einer christlichen Pädagogik (Heilbronn 1846) aufgenommen worden ist. Die Grundgedanken dieser vortrefflichen Darstellung dürfen hier nicht fehlen:

Der Mensch ist nicht absoluter Selbstzweck, er ist zur Gemeinschaft geboren und kann für sich selbst nur in dem Maasse etwas werden, in welchem er sich für die seiner Natur eigenthümlichen Verhältnisse bildet. Diese sind das Verhältniss zu Gott, zur Menschheit und zur Natur. Das Verhältniss zu Gott ist aber in demselben Grade den beiden andern übergeordnet, als Gott über der Menschheit und über der Natur steht. Die wahre Erziehung muss vorherrschend religiös sein. Ist es aber des Menschen Aufgabe, der Menschheit neben ihm in Liebe zu dienen und die Natur unter ihm als ihr Herr in Liebe zu beherrschen, so wird er dieser Forderung nur entsprechen können, wenn er in der rechten Abhängigkeit von Gott, der über ihm ist, steht. Können wir diess aber seine sittlichen Verhältnisse nennen, so muss die wahre Erziehung sittlich-religiös sein.

Eine unreligiöse Erziehung ist wesentlich eine Erziehung zur Selbstsucht. Während die auf der Religion basirende Sittlichkeit in ihrer letzten Tendenz immer mehr zur Religion, zum Suchen Gottes, zum Dienste Gottes sich verklärt, wird hier die Selbstsucht Religion und Sittlichkeit zugleich, oder vielmehr das Gegenstück von beiden. Dieselbe kann sich zu den einzelnen Gebieten der Sittlichkeit negativ verhalten, d. h. sie kann entweder möglichste Bedürfnisslosigkeit (mönchische Askese) oder hochmüthiges Sichhinwegsetzen über die Menschen, über ihre Freuden und Schmerzen (Stoicismus) sich zum Ziele setzen. In ihrem positiven Verhalten und zwar zunächst anderen Menschen gegenüber wird sie ihren Zögling zu befähigen suchen, die Menschen als Mittel zur Befriedigung seiner Sucht nach Macht zu gebrauchen und so mit Ehrgeiz (Sucht nach geistiger Macht) oder Herrschsucht (Sucht nach materieller Macht, Eroberungssucht) in ihn pflanzen. In Absicht auf die Natur wird sie ihm als höchstes Lebensziel vorhalten, entweder den blossen Besitz derselben (Erziehung zur Habsucht, namentlich zum Geldgeiz) oder den Besitz um des

Genusses willen (Erziehung zur Genusssucht), sei nun dieser Genuss blosser Sinnengenuss oder mehr geistiger Genuss.

Die christliche Erziehung dagegen trägt wesentlich sittlich-religiösen Charakter. Sie will nicht bloss den äusseren Menschen, nicht bloss die der Welt zugekehrte Seite des menschlichen Wesens cultiviren, sie dringt in das Innerste, in den Kern der Persönlichkeit ein und will dasjenige vor allen Dingen bilden, was den Menschen eigentlich zum Menschen macht. Das ist seine Religion, seine Verbundenheit mit Gott. Diese zu pflegen ist ihre erste, ihre Hauptaufgabe; sie will nicht bloss Lehrerin des Nützlichen, Schönen, Wahren, Guten und Rechten sein, sie ist Pflegerin des Heiligen, sie steht als Priesterin im Heiligthum des Herzens, um die Gemeinschaft ihres Pflegebefohlenen mit Gott zu vermitteln. Sie will nicht bloss die seelischen Anlagen wecken, entfalten und üben, nicht bloss die Sinne für die Apperceptionen der irdischen Welt aufschliessen und die Fähigkeit zu geordneter Einwirkung auf sie ausbilden: sie will auch den Sinn für das Ewige und Himmlische öffnen und die geistige Seelenanlage zur Entwickelung und Ausbildung bringen.

Der Vorwurf, als ob das Christenthum über der Religion die Sittlichkeit versäume, ist der falscheste von der Welt; vielmehr bewährt es grade hier den Charakter wahrer Sittlichkeit im höchsten Sinne. Es bildet keine quietistisch-beschauliche Idealisten, es ist eine Religion des Willens, der That, des Lebens. Es verleiht, indem es die Beziehung auf Gott zur allein herrschenden, das ganze Leben zum Gottesdienste macht, dem Menschen erst seinen wahren Menschenwerth, es gibt ihm sein eigenes Selbst, nachdem er es an Gott verloren hat, in Gott wieder zurück. Die christliche Erziehung ist demnach erst Erziehung zur wahren Humanität, überhaupt wahre Erziehung oder Auferziehung, während jede andere ein Hinabziehen des Menschen ist. Nur durch sie ist eine wahrhaft harmonische Ausbildung des ganzen Menschen möglich, d. h. die Ausbildung der ursprünglich gegebenen individuellen Eigenthümlichkeit gemäss den menschheitlichen Zwecken. Das Christenthum ist der Boden,

auf welchem allein wahre Wissenschaft gedeihen kann, Schöpferin der wahren Kunst und Ernährerin des echten Kunstsinnes; es weiht und heiligt endlich auch die Fähigkeiten und Thätigkeiten des niederen Gewerbslebens.

Die christliche Erziehung setzt bei ihrem Zögling eben sowohl Erziehungsfähigkeit als Erziehungsbedürftigkeit voraus:

1) Die Erziehung setzt Anlage zur Persönlichkeit voraus, denn sonst müsste der Erzieher in dem einen Falle erziehungsunfähig, in dem anderen mit schöpferischem Vermögen begabt sein. Die menschliche Persönlichkeit wird aber nur durch ihr Verhältniss zu Gott eine solche, und eben darum muss die Anlage zur Religion in ihm sein, d. h. die Fähigkeit, auf bewusste Weise Gott in sich aufzunehmen und sich an Gott hinzugeben oder an Gott zu glauben. Dieser Glaube setzt eine geschichtliche, thatsächliche Offenbarung des persönlichen Gottes voraus; denn eine Offenbarung im Menschengeiste genügt dafür nicht: der Mensch ist durchaus ein historisches, positives Wesen, darauf angelegt, durch und durch von der Objectivität abhängig zu sein, nur durch sie zu sich selbst zu kommen und etwas zu werden. Jene thatsächliche Offenbarung ist nur im Geiste da. Die christliche Erziehung erstreckt sich aber nicht bloss auf das religiöse, sondern auch auf das sittliche Wesen des Menschen; dazu gehören aber alle äusseren Lebensbeziehungen, namentlich:

a) die zur Menschheit. Hierdurch wird neben dem Triebe nach unmittelbarer bewusster Gemeinschaft mit Gott der Trieb nach Gemeinschaft mit der Menschheit vorausgesetzt und damit die Anlage zur Liebe (als deren Grundbedingung die Sprachfähigkeit anzusehen ist), zunächst zur Familienliebe, aber auch Liebe zum Vaterlande, zum Staate als der Verwirklichung der Nationalität, vor allen Dingen zur kirchlichen Gemeinschaft;

b) die zur Natur, denn er soll diese zu beherrschen und als Mittel zur Verwirklichung der menschheitlichen Zwecke zu gebrauchen fähig sein. Zu dieser Herrschaft kommt er aber theils durch die Technik theils durch die Kunst; beide setzen Kenntniss der Natur voraus, welche, indem sie

sich zu einem zusammenhängenden organischen Ganzen gestaltet, Wissenschaft wird. (Diese letzte Entwickelung bei Völter finden wir nicht am glücklichsten und sichersten, sie übt aber auf das Ganze wenig Einfluss.)

2) Die christliche Erziehung setzt einen hohen Grad von Erziehungsbedürftigkeit bei ihrem Zögling voraus, sie sieht ihn als ein Wesen zwar mit lauter guten Anlagen, aber mit verkehrten Trieben an, und hält dafür, dass es bei seiner Erziehung nicht bloss darauf ankomme, dass er in der Richtung auf das Gute erhalten und bestärkt werde, denn eine solche ist nicht da; nicht bloss darauf, dass die fehlende hervorgerufen, sondern darauf, dass die bereits vorhandene verkehrte Richtung auf das Böse bekämpft und ausgerottet und an deren Stelle die Richtung auf das Gute gesetzt werde. Sie will nicht bloss bilden, sondern heilen und retten, nicht bloss leiten, sondern bekehren, nicht bloss ein Vorbild des Guten darstellen in Lehre und That, das zur Nachfolge reizen soll, sondern das Böse richten und bekämpfen. Der christliche Erzieher ist wesentlich ein Organ des Erlösers; er sucht auf Erkenntniss der Sünde und Weckung des Erlösungsbedürfnisses bei dem Kinde hinzuwirken, nicht durch gedächtnissmässige Einprägung der biblisch-kirchlichen Lehre von der Erbsünde, sondern dadurch, dass er alle vorkommenden Gelegenheiten benutzt, um auf den tieferen Zusammenhang aufmerksam zu machen, in welchem dieselbe mit der Grundverkehrtheit des ganzen Herzens, mit seinem Abfalle von Gott steht. Hiergegen werden nun besonders zwei Ansichten geltend gemacht. Die eine (rationalistische) bestreitet die Angeborenheit der Selbstsucht durchaus, der Mensch sei frei von aller angebornen Sündhaftigkeit, er besitze von Natur lauter gute, gesunde Triebe und sei fähig zu allem Guten, die Selbstsucht und das Böse überhaupt kämen erst von aussen in Folge des Beispiels in ihn hinein. Die andere (naturalistische) leugnet zwar die Angeborenheit der Selbstsucht nicht, behauptet aber, sie sei nichts böses, vielmehr der menschlichen Natur nothwendig und wesentlich. Beide Ansichten bedürfen einer Widerlegung genau genommen nicht, denn sie stehen ausser-

halb des Christenthums. Der Rationalismus, welcher die Sünde aus dem Beispiel ableitet, die menschliche Natur aber als eine gesunde annimmt, wirft grade den Kern der Erlösung, die Schöpfung eines neuen göttlichen Lebens in der Menschheit, weg; bei dem Naturalismus aber, der die Sünde als eine verschuldete Leidenschaft gegen Gott aufhebt und mit der Endlichkeit des Menschen zusammenfallen lässt, hat Christus seine Dignität gänzlich eingebüsst. Diese Ansicht, je höher sie bei dem geringen Grad von Erziehungsbedürftigkeit, den sie zugibt, die Erziehungsfähigkeit der menschlichen Natur anzuschlagen scheint, muss doch in ihrer praktischen Anwendung die Erziehungsfähigkeit immer mehr schwächen, während dagegen die christliche Ansicht, grade indem sie den möglichst höchsten Grad von Erziehungsbedürftigkeit voraussetzt, auch die Erziehungsfähigkeit möglichst hoch steigert.

Das Ziel der christl. Erziehung ist dieses: sie soll und will ihren Zögling durch die Aneignung der in Christo vollbrachten Versöhnung und Erlösung zu seiner wahren Bestimmung, zur vollen Gemeinschaft, zur Einheit mit Gott zurückführen. Sie steckt sich aber auch ein Ziel in sittlicher Beziehung und verlangt, weil das Leben nach Erreichung seiner ewigen und seiner zeitlichen Bestimmung strebt die Kirche aber die Trägerin der ewigen und der Staat der Inbegriff aller zeitlichen Interessen der Menschheit ist, nach der einen Seite eine confessionell-kirchliche*), nach der andern eine national-politische zu sein. In dem ethischen Verhältniss des Menschen zur Natur aber, strebt sie jeden in ihrem Zögling begründeten Gegensatz zur Natur aufzulösen und ihn zu derjenigen Einheit mit ihr zu erheben, in welcher er sie als dienendes Organ zu gebrauchen im Stande ist.

*) Da der Ausdruck „confessionell“ missverstanden werden könnte, und nach dem oben Gesagten nicht allen Bekenntnissen der christlichen Kirche eine gleich günstige Einwirkung auf die Erziehung zugestanden werden kann, würde ich lieber bloss „kirchlich“ sagen, wie ich in einem 1849 geschriebenen Aufsatze: der christlich-nationale Charakter der Schule (Gesammelte Schriften I. 287.) gethan habe.

Neben dieser, hier in den allgemeinsten Umrissen wiedergegebenen Behandlung L. Völters verdient ein Vortrag von Fr. Jacobi über das Prinzip der Erziehung (Nürnberg 1856) sorgfältige Beachtung, wenn derselbe auch dem bei weitem grössern Theile nach den historischen Gang der Darstellung eingeschlagen hat. Nach ihm ist die Bestimmung des Menschen, Gott ähnlich zu werden, um einst mit ihm ewig selig sein zu können. Da nun aber der Mensch durch den Fall des ersten Paares immer tiefer in die Sünde gesunken ist, und da der Erzieher für sich und seinen Zögling desselben Gnadenmittels bedarf, dessen die Menschheit im Grossen und Ganzen bedurfte, um dem Tode und der Verdammniss zu entgehen, nemlich der erlösenden Hülfe des Heilands, so besteht die höchste Aufgabe der Erziehung darin: das durch die Sünde verlorene Ebenbild Gottes im Kinde wieder herzustellen, und zwar durch den thätigen Glauben an Christum Jesum. Das Streben nach der Verwirklichung dieser Aufgabe aber schliesst sich an die drei Grundvermögen der menschlichen Seele an und sucht ihr Ziel darum in der Erkenntniss der Wahrheit, in der Erweckung der Liebe und in der Heiligung des Willens zu einem Leben in Gott.

Auch andere haben nach verschiedenen Seiten hin diesen Gegenstand mit Glück ausgeführt. Theod. Schwarz schrieb über religiöse Erziehung, Hamb. 1834, mit dem klaren Bewusstsein eines specifisch christlichen Standpunctes, wie er ihn selbst bezeichnete, als er dieselbe Aufgabe in der fasslicheren Gestalt eines Volksbuchs in seinen Sonntagsgesprächen über christliche Frziehung wiederholte. In beiden Arbeiten hat er mit warmer Begeisterung (nur bisweilen in etwas dunkler Ausdrucksweise) das Wesen der religiösen, näher der christlichen, Erziehung und ihren Gegensatz zur weltlichen, ihr Verhältniss zur moralischen, ästhetischen, dogmatischen, wie zur humanistischen Zeitbildung geschildert. Treffend ist, was er über die Mitte, den Umfang und die Gestalt dieser Erziehung sagt, wie er z. B. in der zweiten Schrift S. 164 also spricht: Der ewige Mensch ohne Anfang und Ende, der wahre eigenthümliche Mensch, das Ebenbild

Gottes von Anfang ist es, welchen eben die christliche Erziehung wecken, neu beleben und in Christo ausbilden soll. So werden viele Christi entstehen und viele Gotteskinder, wie wir denn auch Christen heissen, aber alle doch nur in dem einen, dem erstgeborenen Sohne Gottes. So werden wir abhängig und frei, und das ist die Mitte der christlichen Erziehung. — Wir finden bei ihm recht bestätigt, wie auch hier das christliche Prinzip alle andern wahrhaft überwindet und in sich aufnimmt. Hören wir ihn in dieser Beziehung S. 167 ff. der Sonntagsgespräche: Was sich von dem Gottähnlichen im Menschengeiste und Menschenherzen vorfindet, das nennen wir das Eigenthümliche oder das Unzerlegliche, das kein Tod zerstören kann, ihm vielmehr eine ewige und persönliche Fortdauer vor Gott leihet. Dieses Unzerlegliche im Menschen, welches seine eigentliche Person ist, die vor Gott steht und in allem Wandelbaren der irdischen Schicksale mehr und mehr zu Gott herangebildet werden soll an dem Ebenbilde Gottes in Jesu Christo, ergreift die christliche Erziehung und sucht es im Kinde zum Bewusstsein zu bringen. Dazu wird aber erfordert, dass es von dem Fremdartigen und Sündlichen im Kinde abgesondert werde, welches zugleich mit diesem ewigen aufschiesst, wie ein Unkraut an der edlen Rebe, und wenn es Gewalt gewinnt, die Rebe ertödtet, ja der wachsende ewige Tod in der Menschenseele ist. Diese Absonderung nun von dem Fremdartigen und Ungeschlachten, welches aller Form widersteht, und in rohe Fleischlichkeit überschlägt, übernimmt die ästhetische Erziehung, das ist die Erziehung zum Schönen, wofür der Sinn in jedem Menschen liegt. Die Absonderung von dem eigentlich Sündlichen aber übernimmt die moralische oder sittliche Erziehung, das ist die Erziehung zum Guten und Rechten, worüber im Menschen das Gewissen, als eine unserer Persönlichkeit eingepflanzte Gottesstimme, Zeugniss gibt. Diese Stimme kann aber nur an dem allgemeinen Gewissen der Menschheit, welches Christus in sich trug und das auch die allgemeine Vernunft ist, ausgebildet und entwickelt werden, so dass sie von der Sünde und Ungestalt nicht mehr betäubt wird, sondern zu ihrer klaren

Rede und vollen Wahrheit kommt, und das vollbringt das Wort Gottes, wenn es lebendig wird, in der heiligen Erziehung. So hören wir denn hier wieder den alten heiligen Dreiklang des Wahren, Schönen und Guten, da das Wort Gottes die ewige Wahrheit ist und also den ewigen Menschen im Kinde erziehen muss, jedoch nicht ohne die Begrenzungen des Gemüths und Charakters, das ist des Gefühls und Willens im Schönen und Guten. — Wir müssen endlich auch das noch an dieser Darstellung besonders hervorheben, dass auch das tiefere Verhältniss der christlichen Erziehung zur Lehre wie zu den Sacramenten der Kirche erörtert worden ist.

Vortrefflich hat auch K. F. Blochmann in seiner Schrift über Pestalozzi (Lpzg. 1846), S. 162 ff. die Grundgedanken angegeben, mit welchen er auf christliche Erziehung dringt, und woraus wir etwa Folgendes als das hauptsächlichste hervorheben können: Seit Christus, der ewige Sohn Gottes, Mensch geworden und als Zeuge der Wahrheit unserem sündlichen Geschlechte Erkenntniss des Heils und als Versöhner mit Gott die Gabe des ewigen Lebens gebracht hat, stehen alle Menschen zu seiner Persönlichkeit und zu seinem Werke, welches das Reich Gottes auf Erden ist, in einem sehr bemessenen und entschiedenen Verhältnisse, das stets auch ihr Verhältniss zu seinem Vater ist. Man könnte die unendlichen Abstufungen in der Scala dieses Verhältnisses in drei Kategorieen bringen, in die der Feindschaft wider ihn, in die der Unentschiedenheit und Schwachgläubigkeit und endlich in die der entschiedenen innigen Gemeinschaft durch Stärke und Treue des Glaubens und der Liebe. Die letzten stehen in einem wesentlich und specifisch anderen Verhältnisse zu Christo als jene, wie er es selbst in dem Worte über Johannes den Täufer angedeutet hat: der kleinste im Himmelreich ist grösser denn er. Dieses grössere ist die durch Christus vermittelte Gabe seines Geistes, der seines Vaters heiliger Geist ist, und die durch diesen allein zu bewirkende neue Schöpfung im Menschen, mit der der Keim einer ganz neuen Lebensgemeinschaft mit dem Vater im Sohne durch den Geist, einer Wiederherstellung des

mehr oder weniger verlorenen göttlichen Ebenbildes und einer durchgreifenden Aenderung und Heiligung des Lebens anhebt. Die Geburtsstunde dieser grossen, Friede und Seligkeit schaffenden Erneuung ist vom Glauben, vom Glauben allein bedingt, der eben so sehr des Menschen als Gottes Werk in ihm ist und bei der Rettung jedes Sünders das heilige ὄργανον λαμπτικόν, wie ihn die Kirchenlehrer mit Recht nannten, der entscheidende, muthige Griff der Seele bleibt, womit sie in Christo ihren einzigen und wahrhaftigen Helfer ergreift. Auf diesem Standpuncte öffnet sich eine wesentlich neue Ansicht des ganzen Lebens und aller seiner Beziehungen und Zustände, es lösen sich die grossen Räthsel des Daseins, und ein wundervolles Licht breitet sich aus über Natur und Geschichte, über die Tiefen des eigenen Herzens und über die Höhen göttlicher Gnade und Erbarmung. Wie aber das Evangelium nicht eine Lehre nur, sondern eine Kraft aus Gott ist, so ist dieses neue Leben selbst nicht etwas Erkanntes nur, sondern etwas unmittelbar Erfahrenes, die allerhöchste geistige Empirie. Darum ist auch nur, wer solches selbst erlebt hat, fähig, alle Lebenserscheinungen und Thatsachen, im allgemeinen wie bei den einzelnen nach dem Maasse zu messen, welches das absolut höchste und gültige ist, Christus selbst, sein Wort und sein Geist.

Dieses christliche Prinzip der Erziehung, das in England nach der ganzen Macht und Eigenthümlichkeit des nationalen Lebens als selbstverständlich und ohne alle absichtliche Vermittelung wirksam betrachtet werden kann, hat neuerdings in Deutschland eigentlich erst wieder auf theoretischem Wege zur Erkenntniss und Uebung gebracht werden müssen. Die englischen Schulen und Universitäten tragen diess Gepräge von Alters her: vorzugsweise klar ausgedrückt zeigt sich diess aber in der Persönlichkeit Thomas Arnold's. Es gehörte daher, wie Wiese (Deutsche Briefe über Englische Erziehung, S. 180) erzählt, zu seinen schmerzlichsten Erfahrungen, dass in der Hauptstadt des Reichs eine einflussreiche Bildungsanstalt (die 1836 gestiftete London University) ohne bestimmten christlichen Charakter hingestellt werden konnte, und er zog

sich, als er seinen Kampf gegen diesen „Antichrist des utilitarischen Unglaubens“ erfolglos sah, gänzlich von der Theilnahme an der Londoner Universität zurück. Bildung und Erziehung in einem christlichen Volk ohne offenes Bekenntniss zum christlichen Glauben und Begründung in demselben, musste er für einen inneren Widerspruch halten, da der Maassstab für jedes sittliche Urtheil und für den Werth der Erkenntniss überhaupt, so wie für das thätige Leben, zuletzt nur in dem geoffenbarten göttlichen Willen zu finden sei. (Vgl. auch sein Leben von Stanley, übers. v. K. Heintz, S. 58 ff.)

Anders sieht es in Deutschland aus. Hier hat zu verschiedenen Zeiten für niedere und höhere Schulen erst ausdrücklich wieder an die Nothwendigkeit dieser Grundlage erinnert werden müssen. Nicht als ob man den uralten Boden, auf welchem alle seit der Reformation und durch dieselbe gestanden, unter den Füssen verloren hätte; aber unter dem Drange der von allen Seiten sich häufenden Aufgaben eines kaum mehr übersehbaren Wissensstoffes und unter dem Gewichte der immer lauter gewordenen Forderungen der Welt und des Lebens schwindet der heilige Ernst und die treue Fürsorge für den theuersten Schatz nur zu leicht, und es bedarf darum gar sehr des mahnenden Weckerufs: Halte, was du hast! Die Sache steht so, wie J. C. Held in seinen Schulreden (Nürnberg 1853) S. 75 f. sie bezeichnet hat: „Mag auch die Menge derer unzählig sein, welche in der Führung ihres Lebens noch thun, als wäre die rechte Maxime: vor allem Staatsmann oder Kaufmann oder Gelehrter oder Künstler, und dann von Zeit zu Zeit auch einmal guter Christ, so würde doch keiner unter uns mehr aufzutreten und die Lehre: was du auch seist, vor allem andern sei guter Christ, und allen Werth deines Seins, deines Denkens und Handelns schätze nur nach seiner lebendigen Verbindung mit dem Christenthume, offen zu bestreiten und zu verleugnen wagen. Je tiefer und inniger aber das Leben sich mit dem religiösen Glauben verschmelzt, je fester die Ueberzeugung wurzelt und je allgemeiner sie sich verbreitet, dass Christus sei der Heiland der Welt, und dass die Menschheit nirgends ihr Heil finden könne, denn bei

ihm, desto wachsamer wird die Sorge, dass nicht die Hingebung an den Erlöser gehindert, die Gemüther nicht gegen seine Liebe und Erkenntniss verschlossen werden.“ Diese Forderung einer christlichen Erziehung wird daher gegenwärtig auch wohl für keine Gattung von Schulen mehr ausdrücklich geleugnet, aber allerdings wird sie wohl oftmals nicht mit der stillen und ernsten Liebe gepflegt, die sie für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Insbesondere ist jedoch in neuester Zeit auf dem Gebiete des Gymnasiallebens dieses Bedürfniss mit neuer Stärke empfunden worden; man hat die Verpflichtung dazu von anderer Seite auch nicht bestritten, vielmehr nur den vorhandenen Mangel an Pflege dieses Elements zu leugnen oder wenigstens zu verringern gesucht.

4) Die christliche Erziehung in höhern Schulen.

Als das Wort von dem Gekreuzigten zum ersten Male durch die Länder ging, fand es einen heftigen Widerstand an dem Tugendstolze der bildungverachtenden, in die irdischen Dinge versunkenen Welt, aber einen nicht geringeren und nicht minder feindseligen an dem Bildungsstolze der dünkelvollen, in die eigene scheinbare Weisheit verliebten Welt. Das Evangelium aber hat sich dem Streite wider die eine Seite so wenig als wider die andere verschlossen oder entzogen, vielmehr mit beiden Feinden hat es unverzögert, siegesmuthig seinen Kampf auf Leben und Tod begonnen, und setzt ihn noch heute fort, weil der sündlichen Richtungen des menschlichen Herzens und der Bildungsformen menschlicher Erkenntniss so gar viele, sich stets verjüngende und erneuernde sind. Darum musste der Herr über die Pharisäer sein immer wiederholtes Wehe sprechen, eben damit die Mahnung zur Busse in die verstockten Herzen rufend; darum mussten die Keime des Evangeliums, sollten sie nicht sofort erstickt werden, in den Seelen jener einfachen, bildungslosen Fischer vom galiläischen Meere zuerst

Wurzel schlagen. Eben weil das Evangelium ein Sauerteig ist, hat es vor allen Dingen die Aufgabe, alle Elemente wahrhafter Bildung und humaner Cultur nicht spröde von sich zurückzuweisen oder schroff hinwegzustossen, sondern vielmehr sie mit seinem Geiste zu durchdringen, mit seinem Lichte zu verklären, mit seiner Wahrheit zu läutern. Darin bestand gerade die grosse und eigenthümliche Aufgabe des Apostels Paulus neben den von dem Herrn selber auserwählten ersten Verkündigern des Christenthums; darum war er zu einem Werkzeuge der göttlichen Gnade vor anderen erkoren und befähigt worden, weil in ihm die Elemente der damaligen Weltbildung vereinigt waren, weil er den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche, allen alles werden konnte und mit ihnen auf ihr eigenstes Gebiet herabzusteigen verstand, um sie da zu schlagen, wo sie sich heimisch fühlten und ihre meiste Kraft besassen.

Wie damals, so steht die Sache noch heute. Der Kreislauf des Evangeliums könnte ohne Frage eher vollendet sein, wenn es nicht eben seine grosse, eben so trostreiche als erschütternde Aufgabe wäre, alle Individualitäten und Nationalitäten, alle Lebensrichtungen und Bildungsformen zu Boden zu werfen und dergestalt zu überwinden, dass sie, von ihnen erfüllt, erneuert, gereinigt, mit neuer Lebenskraft ausgestattet, zu einem neuen Dasein erstehen können. Diese Wahrheit, so lebendig und stark auch die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche sie ausprägten, so lehrreich uns gerade darum ihr fortwährender Kampf mit den Elementen heidnischer Cultur ist, ward dennoch im Laufe der Zeit nicht immer erkannt und empfunden, oder nicht beherzigt und erfüllt. Das hierarchische Element der römischen Staatskirche, mag es auch im Sturme des Mittelalters theilweise eine Burg des heiligsten Kleinods der Kirche gewesen sein, hat grundsätzlich dieser Richtung, die Welt mit den Elementen ihrer Bildung, Gesinnung und Gesittung zu durchdringen, entsagt oder widerstrebt, eben damit aber des ehrwürdigen Rechts der einzig zulässigen und wahren Eroberung mit den Waffen des Geistes sich begeben: nach rein äusserlichen Siegen trachtend, gerieth sie dahin, dass

sie die Seelen mit List überrumpeln oder mit Feuer und Schwert erobern wollte. Als darum Luther mit der innerlich durchlebten Gotteskraft des Evangeliums den Menschensatzungen kühn entgegentrat und sich allein wieder auf das Wort hinwarf von der freien Gnade Gottes, die in Christo Jesu erschienen ist: da musste selbstverständlich auch alle jene starre Scheidung zwischen geistiger Bildung und göttlicher Wahrheit wieder beseitigt sein. Wie er selbst ohne das Element sprachlicher Bildung die Tiefen des Schriftverständnisses nicht hätte eröffnen können, so musste fortan humane Wissenschaft mit christlicher Erkenntniss wieder Hand in Hand gehen, und sie that es unmittelbar und unwillkürlich. Ja, ich glaube, man könnte das getrost als die Höhenpuncte christlichen Lebens innerhalb unserer evangelischen Kirche bezeichnen, wo dieses Bemühen, die Interessen der Bildung und Wissenschaft mit dem Leben des Evangeliums zu versöhnen, am lebendigsten, freiesten und erfolgreichsten vor sich gegangen ist. Aber freilich nicht immer hat dieses Bestreben geherrscht; nicht selten hat ein gefühlsseliges, subjectiv befriedigtes Christenthum mit seinem methodistischen Puritanismus alle wissenschaftliche Bildung verachtet oder gehasst; oder es ist andererseits dem tantalischen Ringen nach selbstgemachter Weisheit, die mit der stolzen Anmassung einhergeht, dass wahrer Fortschritt nur auf dem Wege der durch sie vermittelten Cultur möglich sei, wenigstens ein solcher Einfluss gelungen, dass ihre verweltlichten Vertreter sich stolz überhoben haben, dem demüthigen Dienste eines Schöpfens aus lauterer Quelle sich zu unterziehen, oder ihre nothwendigen christlichen Widersacher sich gescheuet haben, das Wort der Wahrheit, das schärfer ist denn kein zweischneidig Schwert, dawider zum Kampfe zu erheben.

Des deutschen Volkes Beruf ist es, Träger und Pfleger wissenschaftlicher Bildung zu sein. Die gewaltigsten Bewegungen und durchgreifendsten Resultate der Wissenschaft, mindestens in allem, was in näherer Beziehung zu dem Mittelpuncte menschlicher Gesittung steht, sind inmitten unseres Volks gewonnen worden. Aber das deutsche

Volk hat unleugbar, und zwar nicht minder klar und stark, vom Herrn auch den Beruf empfangen, ein christliches Volk zu sein. Eben darum ist es denn nun aber auch vorzugsweise seine Aufgabe und Verpflichtung geworden, das Evangelium in alle Lebens- und Bildungskreise hineinzutragen; diese Mission, die die römische Kirche aufgegeben oder nicht übernommen hat, liegt ebensowohl in dem Geiste des evangelischen Bekenntnisses als in der Entwickelung und Volksthümlichkeit der deutschen Stämme, und es ruht darum auf der deutsch-evangelischen Kirche eine schwere Verantwortung, wenn sie diese ihr überwiesene Pflicht nicht treu nach dem ganzen Umfange der ihr zu Theil gewordenen Kräfte vollbringt.

Freilich ist diese Aufgabe weder gering noch leicht, eben darum auch von Anbeginn der Kirche an einem wechselvollen Loose unterworfen gewesen. Fragen, die einem Clemens von Alexandrien und einem Tertullian in so entgegengesetztem Lichte erschienen, können unmöglich in raschem Streite erledigt, noch durch gebieterischen Richterspruch entschieden werden; Fragen, die in solchem Maasse das Leben berühren und dasselbe innerlich ergreifen, müssen in und von dem Leben selber beantwortet und entschieden werden.

Das deutsche Volk hat auf diese Fragen geantwortet in seiner Literatur, wie in seiner volksthümlichen Entwickelung; nur in vereinzelten Uebergängen und Zwischenzeiten finden wir es in einem gewissen Schwanken, wie in einer Unsicherheit der Ueberlegung, ob es Christenthum und Bildung für feindselige und unverträgliche Elemente halten, oder ob es fort und fort das Evangelium als einen Sauerteig ansehen solle, welcher alle Bildung und Wissenschaft mit seinem Geiste zu durchdringen und zu läutern habe. Wo das schaffende Leben des Volkes sich am kräftigsten offenbarte, trat jene schöne und frische Einheit am unzweideutigsten hervor. Als unsere Literatur in ihrer ältesten Periode in engster Beziehung zu dem Leben und zu der ursprünglichen Kraft des Volkes stand, bezeugte sie in grossartigen Schöpfungen das Streben nach solcher Vereinigung mit glänzendem Erfolge.

Die Nibelungen, die Gudrun, der Parcival sind lebendige Zeugen von der unmittelbaren und nothwendigen Einheit, in welcher alle geistige Kraft und Weisheit sammt der künstlerischen Composition mit der Tiefe der christlichen Wahrheit steht. Und wenn wir uns nach einem zweiten Höhenpuncte deutschen Lebens umsehen: waren nicht in der Reformation der Kirche besonders diejenigen Kräfte thätig, die alle Interessen humanen Lebens und humaner Wissenschaft dem Christenthume dienstbar zu machen, hinwiederum mit dem Geiste desselben die rechte Fackel für jene Gebiete anzuzünden verstanden? Schneidender vielleicht und härter waren die Gegensätze um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, aber mitten in all' den auseinandergehenden Bestrebungen leuchtet hell die Bemühung hervor, sich auf jene unverrückbare Grundlage zurückzuziehen, die von Anfang an als der religiöse Mittelpunct des deutschen Volkslebens erscheint. Und eben damit sind wir angekommen an der Schwelle der Gegenwart, und irren wir nicht, so ist gerade sie es, welche zum ersten Male, wenn auch nur nach gewissen einzelnen Seiten hin, die prinzipielle Erörterung dieser Frage zu einer immer lebhafteren Debatte gemacht hat.

Der Aufschwung, welchen das kirchliche Leben in unserem Jahrhundert nach den heissen und blutigen Kämpfen wider den Todfeind deutscher Nationalität und Bildung nahm, wurde von einer entsprechenden Bewegung des volksthümlichen Geistes begleitet, getragen und unterstützt. Vielleicht sind die Wellen dieser Bewegung etwas zu hoch gegangen und die Brandung ist so geschwollen, dass sie gutes Land zu verwüsten gedroht hat; in Folge dessen ist jener Aufschwung zuerst gehemmt und gestört, bald geschwächt und entkräftet worden. Aber das ist zugleich klar dabei geworden, dass nicht das ermattende nationale Leben dem kirchlichen neuen Halt und neue Nahrung geben konnte, dass es vielmehr umgekehrt seine Wiedergeburt selbst vom Christenthume zu erwarten und zu empfangen habe. Das Christenthum ging wieder selbständig seine freie und schöpferische Bahn; da kam es auch an den Punct, wo der eben bezeichnete Streit sich erhe-

ben, wo mit ihm die ernstesten Fragen laut werden mussten.

Das Christenthum hat also, wie wohl kaum ein evangelischer Christ bezweifelt, alle Elemente zu überwinden und zu verklären, welche, an sich schätzbar und edel, auf dem rein menschlichen Gebiete des Geistes sich bewegen. Beharren dieselben, sie mögen Namen haben, welche sie immer wollen, auf ihrer Absonderung und Losgerissenheit und wollen dem Geiste des Evangeliums sich nicht assimiliren, so sind sie nicht human mehr, sondern heidnisch. Die Factoren solcher Kräfte und Anlagen befinden sich aber in der Gesinnung, im öffentlichen Leben, in der Erziehung, in der Wissenschaft, in der Literatur. Sollen dieselben daher wahrhaft und siegreich überwunden werden, so muss das Leben und die Wissenschaft, die Kirche und die Schule sich zum gemeinsamen Kampfe rüsten; thun sie das nicht, sondern schieben sich vielleicht gegenseitig die Aufgabe zu, als hätte jede an ihrem Theile den Kampf nicht nöthig oder den Sieg bereits errungen, so ist der Feind überlegen und jeder der streitenden Theile verliert.

Der Kampf ist begonnen worden auf einem vereinzelten Gebiete: auf dem Felde der höheren Schulen, der Gymnasien insonderheit, hat man geglaubt, die wuchernde Saat des Feindes zu entdecken, aber dort allein auch sie ausrotten zu müssen. Dass das öffentliche Leben, dass die Wissenschaft, dass der damalige Entwickelungsstand des kirchlichen Geistes an der allgemeinen Schuld den gleichen Antheil habe und daher auch zu dem gemeinsamen Kampfe sein Scherflein beitragen müsse, ward beinahe gänzlich ausser Acht gelassen. Es wird leicht möglich sein, darzuthun, dass nur dann, wenn Kirche, Wissenschaft und Leben sich zur gemeinsamen Arbeit verbinden, auf diesem einen, wie auf allen Gebieten, wo das Christenthum mit der Bildung zusammentrifft, eine segensvolle Lösung zu erwarten steht.

Es war im Jahr 1843, als durch eine ernste, weithin vernommene Anklage der erste Fackelbrand in das Lager der philologischen Schulmänner geworfen und das religiöse Leben in den Gymnasien angegriffen ward, das, wie wir

willig zugestehen werden, hie und da kalt und starr genug gewesen sein mag. Die Klage stand freilich nicht vereinzelt: ihr war eine andere, wenn auch von beschränkterem Umfange, vorausgegangen, die von kundiger Seite her durch richtige Darlegung der Verhältnisse abgewiesen worden war. Aber nun widerhallte es auf allen Seiten auch von denselben Tönen; man mochte, wenigstens in der Hauptsache, Recht haben, es mochte als wahrhaft verdienstlich und erfreulich gelten können, dass der hochwichtige Gegenstand mit lebendigem Eifer ergriffen und bewegt ward; aber den rechten Punct traf man in der ganzen lebhaften Debatte nicht. Es war zwar ein Glück, dass die der Gefahr der Versumpfung ausgesetzte Stille, die auf diesem Gebiete des Schullebens geherrscht hatte, nunmehr einer grösseren Regsamkeit und einer lebendigeren Theilnahme weichen musste, und die Frucht davon ist für das innerste Gedeihen der angefochtenen Anstalten nicht ausgeblieben. Wenn man aber vielfach sogar so weit ging, den Werth jener Anstalten und die Berechtigung ihrer Existenz überhaupt in Zweifel zu ziehen; wenn man vor einer im Laufe der Zeit entstandenen und bei der Zusammenstimmung mit der übrigen Bewegung des menschlichen Geistes meistens unbemerkt gebliebenen falschen Richtung die ursprüngliche, von dem Schatze unserer reformatorischen Bekenntnisse unzertrennliche Idee des Gymnasiums aus den Augen verlor; ja, wenn man vom Standpuncte des evangelischen Lebens aus die alten Gymnasien mit ihrer wirklichen oder vermeintlichen Feindschaft schien fahren lassen und alle Hoffnung auf neu zu gründende setzen zu wollen: so ward eben dadurch schon der tiefe Schade klar, der unsere Zeit durchdringt, wenn sie nicht mit dem Evangelium sich hinabbegeben will an die Dinge dieser Welt, um sie mit seinem Lichte zu erhellen und mit seiner Wahrheit zu durchdringen, wenn man die Welt flieht, statt sie mit dem Schwerte der Wahrheit zu bekämpfen.

Als nach den Stürmen oder Aufregungen der letzten Zeit der tiefere Schade des öffentlichen, bürgerlichen und sittlichen Lebens und das Bedürfniss einer gründlichen Hei-

lung desselben empfunden wurde, da musste natürlich auch dieser wunde Fleck neben so vielen anderen wieder zum Vorschein kommen. Die Vorstellung von der Beschaffenheit und dem Sitze des Uebels war dieselbe geblieben, aber man fühlte, dass die Streitfrage lange genug theoretisch behandelt worden sei, und dass man auf diesem Wege doch zu keinem Ziele gelangen werde; man griff daher sofort zur praktischen Ausführung. Man rief neue Gymnasien, die an sich ein Bedürfniss sein mochten, ins Leben, die man anfänglich mit einer bedenklich stigmatisirenden Unterscheidung „christliche", bald aber „evangelische" nannte, welchen Namen man sonst nur zu der nöthigen Unterscheidung von den katholischen beigefügt hatte. So grosse Achtung und anerkennende Theilnahme nun auch dieses Bestreben verdienen mochte: es konnte unmöglich die Wirkung haben, dass eine unmittelbare, auch äusserlich zu erkennende Scheidung vollzogen worden wäre, und nunmehr die bisherigen Gymnasien ihrer Verpflichtung zur Pflege evangelischen Geistes hätten entbunden sein können. Vielmehr ist auch nicht einen Augenblick, etwa im Unmuthe über die feindselige Gegenüberstellung, ein solcher Gedanke zu thatsächlicher Verwirklichung in jenen alten Instituten hervorgerufen worden; wohl aber ist im Gegentheil dadurch aller Orten die nachdenklichste Sorge erwachsen, welche Wege einzuschlagen und welche Mittel zu ergreifen seien, um die Jugend, insbesondere der höheren Stände, oder alle diejenigen, welche künftig lehrend und leitend an den öffentlichen Angelegenheiten einen wesentlichen Antheil zu nehmen berufen sind, evangelisch zu erziehen, sie mit dem rechten Geiste zu erfüllen, der zu dem Herrn führt, in ihm bewahrt und mit seiner Kraft die ganze Aufgabe des Lebens vollbringen lässt. Nun erst wurde der rechte Sinn dieser Aufgabe deutlich, aber auch die nicht geringe Schwierigkeit ihrer Erfüllung offenbar; nun sah man allmählich ein, dass der hier zu deckende Mangel mit dem ganzen tiefen Schaden der Zeit zusammenhänge; aber es musste sich auch das allmählich an den Tag legen, dass nur dann das Ziel erreicht werde, wenn die Gesammtheit der Nation es als ihre Auf-

gabe erkenne, zu der evangelischen Zucht des heranwachsenden Geschlechts mitzuwirken, dass dagegen die Verfolgung dieses Zieles in abgesonderten Anstalten das angestrebte Heil gefährde, anstatt dasselbe zu sichern. Wir wollen die Gefahren kenntlich zu machen suchen, die sich durch Ergreifung der bezeichneten Maassregel haben herausstellen müssen.

Durch die Gründung besonderer „christlicher“ oder „evangelischer“ Gymnasien in dem angedeuteten Sinne ward erstlich vieler Orten die falsche Vorstellung erweckt, als ob es eigenthümlicher Mittel und Einrichtungen bedürfe, um in die durch viele Lockungen der Welt schon verführte oder auch noch unbefangene, aber doch der Verführung ausgesetzte Jugend den Samen des Evangeliums zu pflanzen. Um die Kinder unter die Einwirkung solcher specifisch heilsamer Kräfte zu bringen, scheut man sich nicht, sie schon im früheren Lebensalter dem häuslichen Heerde zu entziehen, und bedenkt nicht, dass eben damit auf den vorhandenen Verlust eines natürlichen und nothwendigen, durch nichts anderes zu ersetzenden Zustandes hingewiesen wird. Anstatt dass Vater und Mutter ihrer ersten und heiligsten Pflicht eingedenk und eben darum bestrebt sein sollten, dem nie genug zu beklagenden Mangel eines christlichen Hauses und eines von der Liebe zum Herrn getragenen Familienlebens abzuhelfen, oder dieses verlorene Gut wieder zu erringen, meinen dieselben vielmehr damit ihrer Pflicht genügt zu haben, wenn sie ihre Kinder aus dieser warmen Lebensluft auf einem durch Gottes Willen geheiligten Boden hinaus unter den Bereich besonderer Mittel zur christlichen Erweckung stellen. Und sind vielleicht die Bande christlicher Zucht in der bisherigen Führung eines Knaben oder Jünglings schon vollends locker geworden, und zeigt sich der Pulsschlag und die natürliche Spannkraft eines auch nur noch von dem allgemeinen Geiste der christlichen Gemeinschaft getragenen Hauses völlig unwirksam, den Ausbrüchen jugendlicher Sünde zu wehren: dann sucht man eine Zuflucht in Schulen dieser Art, denen doch die starke Macht der elterlichen Liebe und das heilige Recht der natürlichen

Bande fehlen, die dadurch so leicht genöthigt werden, das richtende und strafende Gesetz immer in den Vordergrund zu stellen, während sich doch auch in ihrem Wirken vor allen Dingen die evangelische Liebe bewähren soll, welche am liebsten und kräftigsten mit der Macht des Worts und dem Einflusse der persönlichen Gesinnung die Gemüther ergreift und beherrscht. Die Schule soll also leisten, was sie an sich schon weniger kann als das Haus; und wenn dann ihre Aufgabe in solchem Falle ihr nicht gelingt, ist sie in Gefahr, die Macht des Christenthums in Schatten zu stellen und ihren Zöglingen wie ihrem Erziehungswerke gleich schweren Schaden zuzufügen. — Hieran aber reiht sich unmittelbar ein anderer Nachtheil an.

Auch das christliche Gymnasium hat nichts anderes und grösseres und nichts schärfer und klarer sich vor Augen zu halten, als was dem Geiste der einen, wahrhaft allgemeinen, evangelischen Kirche gemäss ist, nichts sorgsamer zu verhüten und abzuwehren, als dass es in den Dienst besonderer Anschauungen und separatistischer Richtungen gezogen werde. Das Gymnasium, welches seine christliche Aufgabe stärker betont, als die unabweisliche Pflicht seines einstmaligen Ursprungs und seiner gegenwärtigen Stellung ist, übernimmt dadurch eine besondere Mission, einen Dienst propagandae fidei. Und indem nun alle diejenigen, welche noch nicht mit dem Herzen und Munde wahrhaft zur evangelischen Kirche stehen, mit ihren Augen vorzüglich auf eine solche Wirksamkeit hingelenkt werden, begegnet es ihnen, dass sie die äusseren und nächsten Erfolge derselben vorzugsweise ins Auge fassen. Wer aber nach den äusseren Erscheinungen das christliche Leben messen will, statt in seine inneren Gründe und verborgenen Tiefen zu dringen, ist leicht geneigt, die sichtbaren Wirkungen und raschen Veränderungen zu überschätzen. Und je mehr man überhaupt geneigt zu sein pflegt, die vermeintlichen besonderen Wirkungen auf besondere Ursachen zurückzuführen, desto näher liegt die Versuchung, zur Erreichung solcher Erfolge ungewöhnliche Wege einzuschlagen. Mit einem Worte, es liegt die Gefahr einer Absonderung, einer Isolirung, eines

sich Zurückziehens auf den eigenen Standpunct vor, und zwar dies ebensowohl in Bezug auf die Erkenntniss wie auf die sittliche Haltung, worin wir den wahrhaften Geist der evangelischen Kirche zu verlieren fürchten müssen. Wenn diese, gerade indem sie vor allen Dingen die Reinheit ihrer Lehre und ihres Lebens betont, darum nicht im Geringsten Gefahr läuft, die von ihr nicht minder gewollte und erstrebte Einheit gegen alle Zersplitterung zu wahren, so kann sie beides im höheren Sinn und Maasse nur dann, wenn sie, allen Sondergelüsten entsagend, sich in die Tiefe der Wahrheit und Erkenntniss ihrem ganzen Umfange nach versenkt, wenn sie also jeder einseitigen Richtung widersteht, weder asketisch dem Leben und der praktischen Darstellung des christlichen Glaubens, noch auch contemplativ oder doctrinär der blossen Lehre und Erkenntniss ohne praktische Bewährung und ethische Frucht sich hingibt. Je leichter nun die Reinheit der Lehre mit der Einheit der Kirche und umgekehrt in einen scheinbaren oder wirklichen Conflict geräth, desto misslicher ist die Stellung solcher, einer derartigen Gefahr mehr oder minder unterworfener Anstalten. Unmittelbar hiemit hängt die dritte Gefahr zusammen, die zwar nicht immer vorhanden, aber zu allen Zeiten und unter allen Umständen möglich ist.

Es geht aus dem Gesagten als nothwendig hervor, dass die gründliche Erkenntniss der Heilslehren mit der Erfassung und Aneignung in Andacht und Leben Hand in Hand gehen muss, dass es sich also um eine bewusste Durchdringung des erkennenden, wollenden und fühlenden Menschen mit dem tiefen, vielseitigen christlichen Gehalte handelt. Hieraus folgt zugleich, dass die wissenschaftliche Pflege dieser Erkenntniss sich auf diejenige Vorbereitung gründen muss, die seit den Zeiten der Reformation, weil diese ohne sie nicht hätte ins Leben gerufen werden können, mit einem oft angetasteten, aber niemals erschütterten Rechte gerade in den höheren oder gelehrten Schulen, neuerdings Gymnasien genannt, gegeben worden ist. Die altclassische Bildung wird also nicht verachtet noch verworfen werden können, vielmehr gerade da, wo der Werth der christlichen

Erkenntniss betont wird, in durchaus keinem geringeren Maasse werth gehalten und gehandhabt werden müssen, als es da geschieht, wo man, um jene unbekümmert oder gegen dieselbe gleichgültig, den ausschliesslichen Werth humaner Bildung in die formale Seite des classischen Alterthums und in die Pflege aller dadurch zu gewinnenden geistigen Kraft zu setzen gewohnt ist. Auch so wird von neuem der Unterschied der einen wie der andern Gattung von Anstalten vor den Augen der uneingeweihten und nicht in die Tiefe blickenden Beobachter verwischt; man sucht in dem Aeusseren, in dem Gegenstande, was in dem Inneren, in der Methode, zu suchen ist; man meint daher einen Unterschied, der sichtbar und handgreiflich genug ist, hervorrufen zu müssen, und da man ihn da nicht finden kann, wo er zu suchen ist, erregt man ihn an einer verkehrten und schädlichen Stelle. So wenig man vielleicht ursprünglich zu der Hintansetzung derjenigen Bildungsmittel geneigt ist, die aus der Sprache und Literatur der alten Griechen und Römer stammen; so sehr man auch zunächst dem Humanismus sein Recht und seine Stelle in der reichen und umfassenden Aufgabe des Christianismus angedeihen lässt: so tritt doch unvermerkt, durch die Anforderungen aller derjenigen unvermeidlich hervorgerufen, die das Widerstreitende der antiken Lebensbildung mit dem Geiste des Evangeliums nicht sofort und ohne tiefere Einsicht zu überwinden und innerlich zu versöhnen im Stande sind, eine Zurückdrängung und allmähliche Geringschätzung gerade des Elementes ein, durch welches aller Herabsetzung und Verkümmerung des wahrhaft evangelischen Wesens am wirksamsten gewehrt werden kann.

Diese Gefahren sind unverkennbar, sie werden mehr oder weniger rasch und stark eintreten und damit das theuerste Kleinod unseres Volkes und Lebens bedrohen, und das alles wesentlich aus dem Fehlgriffe hervorgehend, wenn Anstalten mit specifischer Bestimmung geschaffen werden, wo allgemeine und ewig gültige Mittel und Wege zur Erreichung solchen Zieles bestehen, wo Anstalten vorhanden sind, denen das Bewusstsein von der Verpflichtung zu solcher

Aufgabe nicht geschwächt, sondern vielmehr geschärft werden muss. Dessen ungeachtet, oder richtiger gerade dadurch, haben die specifisch-christlichen Gymnasien schon durch das vorübergehende Auftauchen dieses Namens und der darin ausgesprochenen Tendenz einen heilsamen Einfluss und eine wohlthätige Wirkung geübt. Man hat es erkennen und einsehen gelernt, dass das Uebel, dem man Abhülfe zu bereiten bedacht gewesen ist, ein viel allgemeineres und weiter verbreitetes sei, dass es sich über alle Kreise und Verhältnisse des geistigen und sittlichen Lebens ergossen habe, unsere ganze Weltanschauung, unsere Volkserziehung, unser ganzes öffentliches Dasein beherrsche, dass darum hier unmöglich auch selbst mit dem triebkräftigsten Palliativ geholfen werden könne, dass es sich nicht darum handele, äusserlich und einseitig an dasselbe heranzukommen, sondern vielmehr innerlich, aus der ganzen Tiefe unseres Wesens heraus, in welchem die Wurzel davon steckt, es mannhaft zu bekämpfen und siegreich zu überwinden. Nur dadurch, dass das Bewusstsein von der Nothwendigkeit dieses Kampfes ein allgemeines, nur dadurch, dass das Streben nach der Beseitigung des Uebels ein organisch anfassendes wird, kann die Befreiung von einer wirklichen Noth herbeigeführt werden. Durch den gesunden Sinn des Volks, der auch unter den betrübendsten Anzeichen vielfacher Ermattung dennoch seine Frische und Heilungsfähigkeit an den Tag gelegt hat, ist die Gefahr abgewendet oder erstickt worden, die durch jene an sich so wohlgemeinten Bestrebungen sonst so leicht hätte hervorgerufen werden können. Denn in der That hat sich nicht ein Gegensatz zwischen den alten Instituten und diesen neuen Schöpfungen gebildet; vielmehr sind diese bald und ohne weiteres Zuthun freundlich und hülfreich in die Reihe der anderen eingetreten und gönnen es ihnen gern, mit ihnen auch in dem, was der eigentliche Zielpunct ihres Strebens und der nächste Anlass ihrer Entstehung gewesen ist, im edelsten Wetteifer nach demselben Kleinode zu jagen. Das Bewusstsein von der Unerlässlichkeit der christlichen Aufgabe aller höheren Bildungsschulen ist allgemeiner, das Streben nach ihrer Erfüllung tiefer und lebendiger geworden.

Es kann nur von den heilsamsten Folgen sein, wenn diese Erkenntniss sich zu erweitern und zu befestigen fortfahren sollte.

Wir wollen daneben noch auf eine andere nicht unwichtige Wirkung der segensreichsten Art hinweisen. Das Schaffen neuer Anstalten mit klar bewusster Tendenz macht die ebenso bedachte und feste Wahl geeigneter Persönlichkeiten in den dafür zu gewinnenden Arbeitskräften natürlich und nothwendig: es kann ein Ganzes, eine wahre Gemeinschaft in Geist und Sinn werden, die eben dadurch auf die Jugend einen wohlthätigen Einfluss zu üben geeignet ist. Nichts thut aber dem Gedeihen unseres höheren Erziehungs- und Bildungswesens in solchem Grade noth, als die feste und innige Verbrüderung von Männern, die verwandte innere Erfahrung, gleiche Ueberzeugung, ein gleichbegeistertes Emporblicken nach einem Ziele verbindet. Unsere alten Gymnasien, zumal die ausgedehnteren, mit vielen Lehrkräften ausgestatteten, nicht minder diejenigen, welche neben ihrer eigentlichen und nächsten Aufgabe die Vorbildung für die höheren Zweige des bürgerlichen Berufslebens in mehr oder minder abgesonderten Classen zu erstreben haben, tragen eine solche Mannigfaltigkeit, man darf sagen: bunte Fülle, der verschiedenartigsten Richtungen, Lebensanschauungen, Studien und Erziehungsgrundsätze in sich, dass bei Männern, die zum Theil einer so verschiedenen Zeit und Bildungsperiode angehören, eine wahrhafte, wenn auch nur allgemeine und approximative, innere Einheit und demgemässe harmonische und ineinandergreifende Einwirkung auf die Jugend kaum als möglich erwartet werden kann. Was vor vierhundert Jahren der damaligen Erziehung und insbesondere auch der Pflege classischer Studien zur geistigen Befruchtung der Jugend einen so ausserordentlich mächtigen Vorschub leistete, das war jener Bund der „Brüder des gemeinsamen Lebens," der bei den nach einem Ziele hindrängenden Bedürfnissen der damaligen Zeit um so naturgemässer und lebenskräftiger sich von selbst gestalten musste. Aber etwas dem ähnliches ist in unserer, durch die mächtigste Erweiterung der geistigen Anschauungen und

Noch grösser und umfassender vielleicht ist diese Aufgabe für das weite Gebiet der Wissenschaft. An ihr wird die letzte Lösung derselben wahrscheinlich erst dann erfolgt sein, wenn das Evangelium seine Bahn um die Erde gemacht hat und alle Lande Gottes und seines Christi werden geworden sein. Aber wir können des fortwährenden Ringens und Strebens darnach nicht entbehren, insbesondere in allen denjenigen Gebieten der Wissenschaft, die der wichtigsten ethischen Aufgabe aller christlichen Gemeinschaft, der öffentlichen Erziehung, zur unmittelbaren Stütze und Anwendung dienen müssen. Nun aber ist es anerkannt und trotz eines nie rastenden, von den verschiedensten Seiten beständig erneuerten Gegenkampfes unbestritten, dass ein edelster und bester Theil aller höheren Erziehung unserer Jugend auf der durch die alten Sprachen und Literaturen zu gewinnenden Bildung beruht. Vor allen Dingen wird es also gelten, diese in der richtigsten und wahrsten Weise mit dem Christenthume in Einklang zu setzen und eine jede Auffassung, die dem einen oder anderen dieser beiden in der Jugendbildung engverbundenen Factoren Abbruch thun oder insbesondere die tiefere Zusammenstimmung beider stören könnte, auf eine gründliche und innerliche Weise zu entfernen. Aber gerade hier entdeckt sich ein Schade oder Mangel, der durchaus nicht leicht zu beseitigen ist.

Ich will hier keineswegs von jener Leidenschaft reden, die den Werth des Alterthums und der classischen Studien überhaupt herabzusetzen bemüht ist. In dieser heftigen Bekämpfung reichen sich der Materialismus, die Demokratie und der Pietismus von den entgegengesetztesten Standpuncten aus die Hände, um ihrer unversöhnlichen Feindschaft wider jene geistige Macht durch die gehoffte Vernichtung derselben eine Genugthuung zu bereiten. Indessen hat sich die Fruchtlosigkeit solchen Ringens gegenwärtig wohl wieder aufs neue an den Tag gelegt, und jeder neue Versuch zur Fortsetzung eines solchen Kampfes wird mindestens wohl als unevangelisch erscheinen müssen, da das Werk der Reformation nicht ohne die Voraussetzung der Gaben und Kräfte hat zu Stande kommen können, welche das schöne Ergebniss

der wieder erwachten Pflege der alten Sprachen und Literaturen gewesen sind.

Aber wir haben innerhalb derjenigen Kreise, die ohne Ueberschätzung den Werth des Alterthums im vollen Maasse erkennen und die Unentbehrlichkeit seines Studiums für das echteste Kleinod evangelischen Lebens wohl zu würdigen wissen, noch eine zwiefache, wesentlich verschiedene Auffassung und Anschauung zu berücksichtigen, die zwar beide, aber nicht in gleicher Weise, zu dem Geiste des Evangeliums in richtige Beziehung gesetzt werden können, aber auch beide einer Richtung fähig sind, die mit demselben unvereinbar ist. Die eine betont die durch die sogenannten Humanitätsstudien zu erlangende formale, die andere die aus derselben Quelle stammende geschichtliche Bildung. Dass die erstere durch das Studium der Alten gewonnen werden könne, wird niemand in Abrede stellen; dass sie gegenwärtig das Prinzip und die Aufgabe unserer Gymnasialbildung sei, bestreiten wir nachdrücklich. Indessen wird sie schon um deswillen hier berücksichtigt und anerkannt werden müssen, weil sie damals, als sie der Reformation unserer Kirche hülfreich zur Seite stand, wesentlich diesen Charakter trug, dadurch also ihre Berechtigung und ihren segensreichen Einfluss beurkundet hat. Die Klarheit des Verstandes, die Schärfe des Urtheils, die stete Angemessenheit von Form und Inhalt, das Ebenmaass in der Gliederung der Gedanken und der Sätze, die Feinheit der ganzen Entwickelung und Darstellung und die zum Theil so vollendete Seelenmalerei, die sich in Rede und Ausdrucksweise kundgibt, mit einem Worte, alle die Eigenschaften, die jene Geistesdenkmale eben zu dem Range classischer Werke erhoben haben, mussten so weckend und belebend auf die Frische, Kräftigkeit und Gesundheit des Seelenlebens wirken, dass eben hierdurch die rasche Energie und thatkräftige Liebe gefördert wurde, welche das Wort der Wahrheit in seiner unversiegbaren Quelle zu erschliessen und dem allgemeinen Verständnisse zu öffnen bemüht war. Dieselbe wohlthätige Wirkung musste auf den so bedeutenden und schwierigen Kampf wider die römische Kirche

geübt werden, wo es vor allen Dingen zwar des Inhalts der göttlichen Wahrheit, aber auch des Schutzes menschlicher Geisteswaffen bedurfte, um alle entgegentretende Macht der Klugheit, List und Gewalt darniederzuhalten. Endlich muss auch in der Beherrschung der Gemüther und der Heranziehung der Individuen ein gewisses Maass menschlicher Begabung und Geistesübung angewandt werden, das, wie beim Apostel Paulus, gerade da von überragendem Werthe ist, wo die Seelen aus dem Gebiete der Welt herübergeholt werden sollen, also der rein menschliche Einfluss auf das unwiedergeborne Gemüth zu üben ist. Zu keiner Zeit werden wir aber für alle diese schwierigen und bedeutungsvollen Aufgaben anderswoher die rechte Stärkung und Schärfung des Geistes besser entnehmen können, als eben daher, wo die von Gott dem Menschen geliehenen Gaben in der Fülle der Jugendfrische prangen; — und das ist unbedenklich vorzugsweise bei dem Jünglingsvolke der Hellenen zu suchen.

Nun aber ist allerdings unsere Zeit eine andere geworden, als die der Reformatoren war. Die damalige Aufgabe der Kirche und des evangelischen Dienstes konnte nach dieser Seite hin mit dem formalen Ertrage der wieder begonnenen Pflege der alten Literatur sich begnügen, und fand ihrerseits wiederum in jener keine Feindin oder Widersacherin, da vielmehr die rüstigsten Anbauer dieses Feldes sich mit gleichem Eifer dem Werke der Reformation hingaben. Erst Jahrhunderte später hat man angefangen, das Alterthum mit seinem ganzen Organismus, in seiner lebensvolleren Einheit zu erforschen und aufzufassen; da hat denn auch die öffentliche Erziehung, welche die alten Sprachen zum Ausgangspuncte nimmt, sich der gleichen Aufgabe nicht entziehen können, hat dadurch also auch eine modificirte Richtung bekommen müssen. Es ist dadurch nicht bloss die schöne Form antiker Darstellung, sondern nunmehr auch der volle Inhalt und die ganze geistige Substanz des Alterthums in den Bereich der Erziehungsmittel gekommen, und es musste also die Frage immer mächtiger sich aufdrängen, ob auch der Gehalt sittlicher und religiöser Ideen mit dem Evangelium, als dem ersten und letzten

Factor aller wahrhaften Erziehung, in Einklang stehe. Dass das nicht an sich und ohne weiteres der Fall sei, hätte man sich ohne nähere Untersuchung schon sagen können; aber gerade der Umstand, dass man von Seiten der Theologie wie der Alterthumswissenschaft gleich unbekümmert darum zu bleiben schien, musste bald thatsächliche Conflicte und Beeinträchtigungen hervorrufen, die dem Erziehungswerke selber schadeten und die Nothwendigkeit nicht bloss einer Abwehr von Nothständen, sondern vor allen Dingen auch einer wissenschaftlichen Prüfung des Gegenstandes und einer klaren und bestimmten Festsetzung des Richtigen und Wahren bereiten halfen. Gerade das erscheint nun aber auch als die wichtigste und folgenreichste Aufgabe, deren Lösung die Arbeit und das Verdienst der nächsten Zukunft sein muss.

Hier begegnet uns eine dreifache Auffassung des Alterthums. Die einen überschätzen dasselbe; sie geben ihm in religiöser und sittlicher Hinsicht eine Bedeutung und legen ihm einen Werth bei, den es nicht gehabt hat und nicht haben kann. Sie identificiren den abstracten Glauben an eine allgemeine Gottheit mit dem Deismus, dem sie selber huldigen, und die rationalistische Denkweise, in der sie selber aufgewachsen sind, findet nicht bloss scheinbar, sondern in der That und naturgemäss eine bessere Nahrung in den Schriften der Classiker als in den diesen Standpunct immerfort bekämpfenden und widerlegenden Worten der Schrift. Aber es gibt noch eine andere Art der Ueberschätzung, die vielleicht gefährlicher als diese erste ist. Man sieht überall in dem griechisch-römischen Alterthume Ahnungen und Anklänge der christlichen Wahrheit, Vorbedeutungen und Weissagungen, wenn nicht gar Typen, der evangelischen Thatsachen und Offenbarungen, und zwar dieses nicht im Grossen und Ganzen, sondern vielmehr in kleinen und vereinzelten Zügen. Eine völlige Vermischung des Heidnischen und Christlichen droht auf diesem Wege hereinzubrechen. Und da das Gesetz des Gewissens auf diesem Boden natürlich eine grössere Strenge und Herrschaft bewahren muss, weil der Geist fehlt, der lebendig und frei

macht, so schliesst man sich daran gern an und setzt sich dem begründeten Vorwurfe des Pharisäerthums aus, der in der That auch namentlich vom römischen Alterthume in manchen Stücken nicht ganz fern geblieben ist. Ueberall also, wo man innerhalb der christlichen Kirche geneigt ist, das Gesetz wieder in den Vordergrund zu stellen und das Gewissen durch religiöse Ceremonieen zu beruhigen, hat man auch besonders gern auf das Alterthum und die sich in demselben darbietenden Parallelen hingeblickt und eben dadurch mehr als eine Gewähr für die Bedeutung des auf evangelischem Standpuncte nimmermehr zu rechtfertigenden opus operatum gewonnen. Vor solchen Auffassungen haben wir uns behutsam selbst zu bewahren und andere zu warnen; sie zerstören im Grunde das Christenthum völlig und machen die Schattenseiten des Alterthums verkehrter Weise zu Lichtpartieen.

Die Kehrseite dieses Verfahrens ist natürlich die Unterschätzung, Herabsetzung, Entwürdigung des Alterthums. Sie sieht dasselbe im Ganzen als ein Erzeugniss des teuflischen Geistes an; sie erkennt in der religiösen Anschauung nichts als Irrthum und Aberglauben, in der sittlichen Bewegung nichts als Sünde und Trug; den mit dem Scheine der Tugenden prangenden „glänzenden Lastern“ setzt sie das grosse Verderbniss und die gefährliche Verführung der politischen Lehren an die Seite; sie glaubt daher, demselben gegenüber nur den Standpunct einer prinzipiellen Bekämpfung und fundamentalen Verwerfung einnehmen zu können. Die näheren oder entfernteren Aehnlichkeiten, die wirklichen oder scheinbaren Anklänge der Wahrheit erscheinen lediglich als Carricaturen des Heiligen, und der λόγος σπερματικός soll nichts als ein Phantasiegebilde gewisser Kirchenväter sein, die sich von den Fesseln des heidnischen Wesens und der classischen Bildung nicht haben losmachen können. Die Kenntniss des Alterthums kann darnach also nur dann und insofern einen Werth und eine Bedeutung haben, als sie bei jedem Schritte ihrer gegensätzlichen Stellung zu demselben sich bewusst und darum unablässig bemüht ist, die innere Unwahrheit und Verkehrtheit in

allen Erzeugnissen und Thatsachen, Richtungen und Erscheinungen aufzuweisen.

Die hier nach ihrer schroffsten Aeusserungsweise hin bezeichneten Gegensätze treten am stärksten innerhalb der römisch-katholischen Kirche hervor, wenn sie auch allerdings theilweise der deutsch-evangelischen Kirche nicht fremd geblieben sind, nur dass sie in derselben viel leiser, verborgener und unbewusster vorkommen. Die katholische Philologie hat eine geraume Zeit hindurch ihr dankenswerthes Bemühen auf diesen Punct gerichtet gehabt und mit grossem Fleisse einzelne Partieen des Alterthums in diesem Sinne behandelt; sie hat dabei nicht unterlassen, gerade solche Gegenstände in ein helleres Licht zu setzen, welche mit dem specifischen Charakter ihrer Kirche zusammenstimmen und denselben mit grösserer Berechtigung auszustatten geeignet sind, oder bei welchen wiederum die eigenthümlich katholischen Grundsätze und Ideen auf die alterthümlichen Verhältnisse mit scheinbarem Rechte übertragen werden konnten. Nicht selten ist dadurch die richtige Auffassung getrübt, das wesentlich Verschiedene mit einander vermischt, die Wahrheit selber beeinträchtigt worden. Doch hat nach anderen Seiten hin die Forschung, besonders da, wo ihr die Interessen des Bekenntnisses und Systemes grössere Freiheit und Unbefangenheit gestatteten, schätzbare Beiträge für die genauere Erkenntniss des Alterthums in religiös-sittlicher Beziehung geliefert. In noch weit höherem Maasse aber geht der Gegensatz der äussersten Verwerfung und der wärmsten Vertheidigung des classischen Alterthums als Bildungsmittel des jugendlichen Geistes durch die katholische Kirche hindurch, stärker, als dies in der evangelischen Kirche der Fall sein kann, weil der evangelische Grundsatz des offenen Zutritts aller zum Worte der Schrift schon die Bildung in den alten Sprachen, namentlich in der griechischen, unerlässlich nothwendig macht. Dort dagegen haben wir es noch in den letzten Jahren vernommen, z. B. einerseits von Ungarn her, wie dort aus dem Munde eines Cardinal-Erzbischofs und Fürstprimas (Joh. v. Skitowski) die Erklärung kam: „dass die Lectüre heid-

nischer Autoren zur Heranbildung des christ-katholischen Geistes der Schuljugend, republikanischer Schriftsteller zur Erweckung monarchischer Gesinnung und Gesittung, unzüchtiger und sündhafter Fabeln zur Erstarkung des moralischen Gefühls, dass endlich die Ideale des heidnischen Heroismus zum Beliebtmachen der Vorbilder christlicher Tugend durchaus kein geeignetes Mittel bilden, sondern in der Regel heidnische und republikanische, also radical gegen die europäische Ordnung anstrebende Tendenzen in der Jugend anregen, ja sie dazu entflammen müssen;" oder umgekehrt von Frankreich her, wo selbst unter den gegenwärtigen Verhältnissen der erst kürzlich zum Mitgliede der französischen Akademie gewählte Bischof von Orleans (Dupanloup) als der eifrigste Vertheidiger der alten Classiker gegen die von den Ultramontanen auch dort erhobenen Angriffe aufgetreten ist. — Auf dem Gebiete evangelischen Lebens haben wir solche Gegensätze und Kämpfe nicht zu erwarten.

Um so grösser und dringender ist aber die Verpflichtung der rechten Ermittelung des Verhältnisses, in welchem das Alterthum nach seiner ganzen religiösen und sittlichen Lebens-Substanz zum Christenthum steht, auch auf wissenschaftlichem Wege die Bahn zu bereiten. Nicht umsonst steht die nicht abzuleugnende Thatsache vor unseren Augen da, dass es eben jene alte Welt, deren Geisteserzeugnisse wir zu Grundlagen und Mitteln aller Bildung machen, selber gewesen ist, in welche das Evangelium seine lebensvollen und zeugungsfähigen Keime hineingelegt hat. Auch in unser natürliches Leben hinein tritt ja das Evangelium mit der Fülle seiner Gaben, aber es stösst nicht etwa den Reichthum der uns von Gottes Gnade geschenkten natürlichen Gaben hinweg, sondern nimmt dieselben vielmehr, und zwar, je ausgebildeter und grösser sie sind, desto lieber auf, um sie für den eigenen, d. h. für den höheren, Dienst und Nutzen zu reinigen und zu verklären. Wie in und mit diesen jener unvertilgbare Keim uns bewahrt ist, der allein uns für das Heil der Erlösung empfänglich und desselben theilhaftig macht: so ist auch in jener, mit den höchsten Blüten des Geistes geschmückten,

alten Welt die unzerstörbare Spur der Gottesebenbildlichkeit, zu der auch jene Völker geschaffen worden sind, noch unverloren. Es kommt also darauf an, das daraus fliessende Bewusstsein einer ursprünglichen Gottesgemeinschaft und die wiederum dadurch erzeugten würdigen und richtigen Ideen über die höchsten göttlichen und menschlichen Dinge aufzuspüren und nachzuweisen, aber auch dieses alles genau von dem Strome menschlicher Weisheit und Vorstellung zu scheiden, der bald die lautersten und stillsten Ahnungen oder Rückerinnerungen des verborgenen Seelenlebens überflutet oder hinweggeschwemmt hat. Es gilt auch auf dem sittlichen Gebiete, das alles auszusondern, was aus dieser Kraft eines angeborenen Gottesbewusstseins geflossen, was in ungetrübter Selbstverleugnung mindestens in der Tiefe der Seele empfangen, wenn auch schon auf der Oberfläche von dem Unkraute menschlicher Lust überwuchert ist, aber auch nachzuweisen, wie auch hier, wo Gott die Völker dahingegeben hat ihrem eigenen Wesen und dem Suchen seiner Herrlichkeit, bald alles vom Verderben ergriffen und allmählich in immer weiterem Umfange und rascherem Laufe vom Strudel der Vernichtung dahingerissen worden ist. Und je klarer wir dann daraus die menschliche Ohnmacht zur eigenen Herstellung des Heils, aber auch mitten unter den reichsten Schätzen menschlicher Kunst und Wissenschaft die tiefe, angestammte und mächtig genährte Sehnsucht nach dem früh verlorenen Gute der Offenbarung und Erlösung erkennen: desto gewisser und bewusster wird auch uns die Grösse des Heils und der Reichthum der göttlichen Gnade entgegentreten.

---

5) Die Schulrede.

I.

Die Schulrede hat in neuerer Zeit einen solchen Umfang und eine solche Bedeutung gewonnen, dass ihre

Literatur kaum mehr zu übersehen und sie daher gar wohl einmal einer Besprechung werth ist, die sie meines Wissens noch nicht gefunden hat. Sie steht neben den Erzeugnissen der kirchlichen und politischen Beredsamkeit in einer beinahe unverhältnissmässigen Ausdehnung da, weil der praktische Gebrauch, der von ihr gemacht wird, ja wenigstens kein so häufiger ist wie bei der kirchlichen Rede. Diese oder die Predigt hat einen wesentlich von ihr verschiedenen Charakter und eine ganz andere Richtung; darnach scheint es, als wenn das Gebiet der Schulrede nach dieser Seite hin nicht immer scharf genug abgegrenzt sei, während umgekehrt die Predigt in das Gebiet der Schulrede hinüberzugreifen keine Gefahr läuft, ja sogar der Regel nach die Bedürfnisse des heranwachsenden Geschlechts und seiner höheren Bildungsstufen zu wenig berücksichtigt. In der Keryktik liegt der Nerv und das Ziel der Rede in der cura animarum, nicht in der Mittheilung der Lehre; dass dieses vielfach so wenig beachtet wird, verursacht die geringe Wirksamkeit vieler in der Kirche gehaltenen Reden. Der Pädagogik soll damit wahrlich die Seelsorge nicht abgesprochen werden, die ja auch ihres Lebens Pulsschlag ist; aber in die eigentliche Schulrede gehört sie nur in beschränktem Maasse hinein. Die Predigt muss individualisiren innerhalb des allgemeinen Gebiets; die Schulrede muss umgekehrt das, vielleicht schon oft mitgetheilte, Individuelle zu einem Allgemeinen zusammenfassen. Ich will nicht sagen, dass die Predigt sich, ihrem missionirenden Berufe gemäss, nicht öfter über das Werk der Kirche und die Bedeutung aller ihrer Institutionen aussprechen sollte; jedenfalls aber hat die Schulrede noch in einem ganz anderen Maasse die Aufgabe, eine Verständigung mit Zeit und Umgebung zu vermitteln. Denn die Grundlagen der Kirche sind und bleiben unverrückt dieselben; die Bildungsbedürfnisse aber oder die an sie gestellten Anforderungen und für sie anzuwendenden Mittel wechseln nach dem Maasse der Zeit und ihrer geistigen Richtungen. Die Schule bedarf unumgänglich der mitwirkenden Factoren in der Familie und dem öffentlichen Leben; es ist daher ein Theil ihrer Aufgabe, in ihrer nach

aussen gerichteten Wirksamkeit alle diejenigen Mittel und Kräfte zu stärken, welche ihr für den glücklichen Erfolg unentbehrlich sind.

Freilich ist hiermit nur die eine Seite der Aufgabe bezeichnet, welche der Schulrede vorgesteckt ist; sie zerfällt aber naturgemäss in eine solche, welche lediglich innerhalb der Schule, und in eine solche, welche zugleich in Gegenwart einer grösseren Versammlung gehalten wird. Die Zwecke jener können auch in dieser mit erfüllt werden, aber nicht umgekehrt. Die Aufgaben der ersten Gattung sind demgemäss beschränkter, sie bewegen sich vorzugsweise auf dem asketischen Gebiete; und gewiss sollte, wo über dieses hinausgegangen wird, von der Schule, die sich gern jederzeit in das Licht der Oeffentlichkeit stellen muss, den betheiligten Eltern und allen Freunden der Schule willig der Zugang geöffnet werden.

Die Richtigkeit solcher Unterscheidung beruht offenbar auf dem zwiefachen, exoterischen und esoterischen Charakter der Schule. Nach aussen hin ist die Schule eine öffentliche Institution und hat daher jeder Zeit Rechenschaft abzulegen von ihrem Thun und Treiben, ihrem Wollen und Gelingen; nach innen zu trägt sie ein gewisses Familiengepräge an sich, das sie um so sorgsamer zu hüten und zu pflegen hat, als das sittliche Band ihrer Gemeinschaft, das Lehrer und Schüler umschlingt, der wahrhafte Lebensnerv ist, ohne welchen keine erziehende Wirksamkeit gedacht werden kann. Sie kann daher auch das Element der Erbauung dafür nicht entbehren; sie hat das Bewusstsein zu stärken, dass, wie verschieden auch alle die hier verbundenen an Lebensalter und Erfahrung, Geist und Bildung, Sitte und Charakter sind, sie doch alle ohne Unterschied das eine Bedürfniss mit einander gemeinsam theilen, ihre Seele zu tränken aus der lebendigen Quelle göttlicher Wahrheit und ewigen Lebens. Alles dieses fällt aber eigentlich nicht unter den Bereich der Schulrede; höchstens dann, wenn die Andachten der Schule nicht täglich oder wenigstens ein paar Male wöchentlich, sondern etwa monatlich oder vierteljährlich gehalten werden: eine Sitte, die allerdings aus einer anderen Ten-

denz als dem reinen Familiencharakter der Schule hervorgegangen, aber gewiss nicht zu verwerfen ist (vergl. Frank's Evangelische Schulreden im Gymnasium zu Altenburg). Sonst sind es Gebete, Bibellectionen, Andachten u. s. f., für welche auch bereits in mehrfachen Sammlungen zu diesem Zwecke gesorgt worden ist (vornehmlich in der Daniel'schen und in der württembergischen), Ansprachen bei Wiedereröffnung der Lectionen und ähnliche Aufgaben, die sich in Alumnaten selbstverständlich noch vergrössern und erweitern. Neben diesen allgemeinen tritt die besondere der Vorbereitungen auf die gemeinsame Abendmahlsfeier hervor, welche, je nachdem es in den einzelnen Ländern Sitte ist oder die Gemeinsamkeit der besonderen Genossenschaft der Schule vor der Theilnahme der übrigen Gemeinde in der Kirche mehr verschwindet, ausdrücklich geübt zu werden pflegt. Doch lässt sich wohl nicht leugnen, dass gerade diese Gattung, wenn wir von der älteren Zeit und den bei der Stiftung vieler Gymnasien schon im Reformationszeitalter gehaltenen Reden absehen, wohl die ursprüngliche gewesen ist und erst allmählich zu der weiteren Entwickelung und zu der Anwendung auf andere Verhältnisse und Gegenstände geführt hat. Vielleicht sehen wir dann die Anregung zu der Sache und ihren Beginn, wie bei so manchen pädagogischen Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts, von Halle und dem dortigen Pädagogium ausgehen. Wenigstens sind vier Sammlungen, aus der verschiedensten Zeit, vorhanden, welche sich darauf zurückführen lassen: Beschäftigungen der Andacht und des Nachdenkens für Zöglinge (Halle 1787), und: Reden an Jünglinge über religiöse und moralische Gegenstände, gehalten vor den Zöglingen des königlichen Pädagogiums zu Halle (ebend. 1794), von A. H. Niemeyer; Hülfsbuch für den Gottesdienst der Gymnasien (Halle 1838), von H. A. Daniel; Schulreden, 1. Band das Kirchenjahr (Jena 1842), von F. J. Günther. Beide Paare von Schriften stammen aus einer sehr verschiedenen Zeit, gehören daher auch einer verschiedenen Richtung an und haben dennoch eine gewisse Verwandtschaft unter sich. Die kürzeren Andachten der zweiten Sammlung,

die von Richter, Huth, Heinzelmann, Ewerbek, Dietlin, Nicolai herstammen, charakterisiren sich schon in der Wahl mancher Themata als Ausflüsse der eigenthümlichen religiösen Richtung, welche durch den Kanzler Niemeyer und seine literarische und praktische Wirksamkeit vertreten ist. Zwei derselben handeln über die Schädlichkeit des übermässigen und des vernachlässigten Schlafs und über die Werthschätzung geringerer Personen, die uns dienen; eine andere, von Niemeyer selbst, greift durch Veranlassung und Bedeutung allerdings über den nächsten Kreis hinaus und ist bei dem Todesfalle eines 14jährigen Knaben gehalten, der heimlich Arsenik nimmt, um einen Ausschlag zu heilen, der ihn sonst von einem Familienfeste hätte ausschliessen können. Den einzelnen Reden werden freilich manche Schriftstellen (Jesus Sir. 6, 35 f. 1 Mos. 37, 17—24. Pred. Sal. 7, 50. 11, 9. Hebr. 12, 2. Matth. 7, 16. Joh. 8, 36) zu Grunde gelegt, aber durchgängig zu einer mehr moralisirenden Anwendung benutzt. Von der dritten oben genannten Sammlung kommt hier eigentlich nur die zweite Hälfte in Betracht, denn die erste besteht aus einer Sammlung von Gesängen und (meist kürzeren) Gebeten zum Gebrauch der Schule; aber der zweite Abschnitt enthält längere und kürzere religiöse Vorträge für höhere Schulen, von denen einige aus jenen beiden älteren Sammlungen entlehnt sind, woraus der von mir oben bezeichnete innere Zusammenhang hervorgeht. Dass diese Sammlung daher sowohl der Zeit als auch dem Geiste und Charakter nach sehr verschiedenartiges, bisweilen fast contrastirendes enthält, ist ganz natürlich; aber sie bietet auch recht schönes und ist darum doch eine sehr verdienstliche. Dass auch die berühmten Reden von Herder über die Schulen als Werkstätten des heiligen Geistes und von Hegel über das Verhältniss der Schule zur sittlichen Bildung des Menschen wieder aufgenommen sind, verdient gewiss Anerkennung. Im Uebrigen sind die Namen der Verfasser, deren Reden und Vorträge aufgenommen worden sind, folgende: Fiedler, Matthias, Palmer, J. D. Schulze, A. Sydow, Günther, Ausfeld, C. Diederich, Daniel, W. Rudolph,

Heinzelmann, Klare, Axt, Lange, Lehmann, Matthiä, Gurlitt, Maass, Tegner, Immanuel, K. A. und S. C. Schirlitz. Dass in den Arbeiten aller dieser Männer der Inhalt wie die Auffassung eine sehr verschiedenartige ist, braucht nicht erst wiederholt zu werden. Neben den mehr eigentlich abhandelnden Darstellungen sind hier auch evangelische Schrifterzählungen, z. B. Nathanaël, der reiche Jüngling, von Sydow behandelt; Betrachtungen über sittlich-sociale Verhältnisse und Naturzustände, freilich von völlig ungleicher Auffassungsart; die Freundschaft ist keineswegs in gewöhnlicher oder trivialer Weise von Günther behandelt, ferner die Ideale der Jugend, dagegen eine Herbstbetrachtung von Schirlitz, worin er zu Weisheit und Verstand, zur Frömmigkeit und Tugend auffordert. Noch weiter dehnt sich das Gebiet der Sammlung aus, indem auch Einführungsreden aufgenommen werden, wie von A. G. Lange in Schulpforta, Lehmann in Marienwerder und Axt in Wetzlar (trefflich).

An die allgemeine Tendenz dieser Sammlung haben sich allmählich noch manche andere angeschlossen, wie F. E. A. Heydenreich's Reden an gebildetere Jünglinge vor der Feier des Abendmahls (Leipzig 1796), H. Kunhardt's moralische Reden über die Bestimmung und Pflichten der Jünglinge (Lübeck 1803), die Schulandachten von J. G. Schwedler (Görlitz 1809), die Religionsvorträge an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal von J. W. Ausfeld und G. C. Weissenborn (Schnepfenthal 1817), die Erbauungsreden von F. A. C. Mörlin (herausgegeben von A. Matthiä, Altenburg 1820), die Reden religiösen und moralischen Inhalts, gehalten von Fr. Stäger, C. Schirlitz, Frz. Fiedler und S. Schirlitz (Halle 1821), die Blätter zur Belehrung und Erbauung für Jünglinge edler Erziehung von R. Hanhart (Winterthur 1824), die von C. G. Otto im Gymnasium zu Bautzen in der Erbauungsstunde Freitags gehaltenen Vorträge an studirende Jünglinge, in der Auswahl aus seinem handschriftlichen Nachlasse, herausgegeben von K. E. Otto (Leipzig 1827), K. G. A. Klare, Schulreden moralischen und religiösen Inhalts

(Halle 1829), funfzig kurze Vorträge im Kreise der Lehrer und Schüler, grösstentheils beim Anfange der wöchentlichen Lectionen gehalten von J. D. Schulze (auch 2. Bändchen Schulreden, Leipzig 1830), Worte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung von J. A. Matthias (Magdeburg 1834), Sammlung geistlicher Vorträge (zum grösseren Theile im Betsaale des Berliner Cadettencorps gehalten) von A. Sydow (Berlin 1838) u. a. m.

Vielleicht die ausgeprägteste Gestalt hat diese Weise in dem Gymnasium zu Darmstadt gewonnen, wo ein, anfangs von einem, später von zwei Gymnasiallehrern abwechselnd gehaltener eigener Gymnasialgottesdienst eingerichtet worden ist. Als bestimmtes Zeugniss davon liegen vor die religiösen Vorträge bei dem Gymnasialgottesdienste in Darmstadt, gehalten von H. Palmer, zwei Sammlungen (Darmstadt 1833 und 1839). In der Vorrede zur zweiten Sammlung spricht der Verfasser sich auch ausführlich über den Nutzen einer solchen Einrichtung aus. Es werden indessen die Bedenken dagegen leicht von verschiedenen Seiten laut werden, so sehr wir auch überzeugt sind, dass eine mit Maass und Geschick gehandhabte Einwirkung auf die jugendlichen Gemüther von Seiten der Lehrer gerade auch in christlicher Beziehung eine wohlthätige und segensreiche sein kann. Aber die Gefahr, dass dadurch die Jugend dem Leben der Gemeinde entfremdet und in eine eigenthümlich schiefe Stellung zur Kirche gebracht werde, mit der sich in einer innerlich gliedlichen Gemeinschaft zu fühlen gerade unserer Zeit und unsern Verhältnissen ein so dringendes Bedürfniss ist, lässt sich in der That nicht abweisen oder beseitigen. Es würde daher ohne Bedenken wohl nur da zugestanden werden können, wo dadurch eben so wenig der Theilnahme der Jugend am öffentlichen Gemeindegottesdienste Abbruch gethan, als eine Ueberladung und Schwächung des frommen Sinnes und ungeheuchelten Interesses am kirchlichen Leben bei der Jugend zu befürchten sein würde. Gerade das Hauptabsehen, auf das bei allen solchen erbaulichen Mitteln für die Jugend gerechnet ist, dieselbe in die heilige Schrift zu versenken und mit derselben immer vertrauter zu machen,

wird mindestens auch durch die Ausführung in obigen beiden Sammlungen nicht vorzugsweise oder genügend erstrebt. Mehreren jener Vorträge liegen gar keine Schriftstellen zum Grunde; vielleicht mit Absicht, wenigstens im Zusammenhange mit der ganzen religiösen Richtung des Verfassers, welche durch den Vortrag über 1 Thess. 5, 21: Welche Vortheile es habe, in der Religion zu einer auf eigenes Nachdenken gegründeten Ueberzeugung zu gelangen? hinreichend charakterisirt wird. Es ist daher aus gleichem Grunde erklärlich, dass niemals tiefer eingehende Stellen der Schrift genommen oder im Zusammenhange erklärt werden, sondern höchstens ein einzelner, sinnvoller Spruch daraus entnommen und besprochen wird. So ist es geschehen mit Luk. 6, 41. 7, 8. 15. Matth. 18, 1—3. Hebr. 13, 9 und daselbst 6, ferner Psalm 46, 2 f., ferner 27, 7. Klagel. Jerem. 3, 27. Pred. Sal. 5, 3 f. Spr. Sal. 10, 7. Tob. 4, 8. und nur einmal ist ein längerer Abschnitt Matth. 19, 16—24 benutzt, aber auch aus dem ganzen inhaltvollen Abschnitte vom reichen Jünglinge nichts anderes entnommen worden als: die nachtheiligen Folgen der Vergnügungssucht für Jünglinge. An das Wort nach der Fusswaschung des Herrn, Joh. 13, 15: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, dass ihr thun sollt, was ich euch gethan habe," wird die Betrachtung angereiht: in wiefern Jesus Christus in der Tugend der Besonnenheit ein Vorbild für christliche Jünglinge und Knaben sein könne? Ja, nach der tiefen, in dogmatischer wie in ethischer Beziehung gleich wichtigen Stelle, Phil. 2, 5 und 8, wird Jesus Christus als Vorbild des Gehorsams gegen Gott für christliche Jünglinge und Knaben aufgestellt. Und da überhaupt auf das Vorbildliche in dem Leben Christi Werth gelegt wird, wird er auch als das Vorbild des Gottvertrauens und der Freundschaft ohne Zugrundelegung eines Bibelworts vorgestellt. Aus Römer 8, 13: „denn wo ihr nach dem Fleische lebet, so werdet ihr sterben müssen; wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte tödtet, so werdet ihr leben," werden nur einige Mittel zur Selbstbeherrschung abgeleitet. Ebenso wird nach Matth. 10, 37: „wer Vater oder Mutter mehr liebet denn mich, der ist

mein nicht werth," die Gleichgültigkeit gegen Christum, und nach Matth. 13, 3—8 die verschiedenartige Wirkung behandelt, welche Lehren und Ermahnungen auf die Menschen überhaupt und insbesondere auf Knaben und Jünglinge hervorbringen. Ganz anders ist dagegen schon das Gleichniss vom verlorenen Sohne nach Luk. 15, 11—24 ausgeführt; im allgemeinen wird jedoch immer die rechte Schriftdurchdringung und Vertiefung sehr vermisst werden.

Vereinzelt ist in dieser Gattung noch recht vieles vorhanden, das vollständig aufzuzählen fast unmöglich ist. So finden wir Morgengebete für Schulen in G. B. Funk's Schriften (Berlin 1826 f.) 1. S. 65—84, und die kleinen Schulreden ebend. S. 285—324 verfolgen eine ähnliche, wie die hier besprochene, Tendenz, sind aber zu kurz, um ein eigentliches Eingehen auf etwa zu benutzende Stellen möglich zu machen. Anders verhält es sich mit den schon angeführten funfzig kurzen Vorträgen von J. D. Schulze, die gerade das Eigenthümliche haben, dass sie, fast mit gleichem Eifer, Stellen der heiligen Schrift und Aussprüche der alten Classiker mit einander zu verbinden suchen. Hierin liegt manches werthvolle und anregende, wenn auch die Themata mehrfach die selbst der Jugend gegenüber erforderliche Vertiefung vermissen lassen: dass unsere irdischen Geschäfte nicht nur, sondern auch unsere Bestimmung im künftigen Leben Gewandtheit des Geistes erfordern; Johannes der Täufer als Muster für christliche Jünglinge; Tugend aus Ehrfurcht und Liebe gegen Gott ist mehr werth als Tugend aus Ambition; dass Gott sich von jeher der Menschen auch in geistiger Hinsicht angenommen habe; von den Freuden, welche Jesus auf Erden genossen hat. Hiernach lässt sich auch schon ermessen, was von dem Geiste der ganzen Auffassung zu erwarten ist, und ausdrücklich muss noch hinzugefügt werden, dass die Gegenüberstellung von Aussprüchen der heiligen Schrift und der alten Classiker, die sehr fruchtbar gemacht werden könnte, fast durchgehends eine ziemlich unvermittelte ist. — Sehr ansprechend nach Form und Inhalt ist die in der asketischen Stunde am letzten Tage des Jahres gesprochene Rede in L. Trede's: der

Schule Mitgabe an das academische Leben (Altona 1835), S. 161—192 („Schaffet dass Ihr die Vergänglichkeit überwindet, sonst überwindet sie Euch").

Vorzugsweise in Sachsen scheint sich die Sitte besonderer Vorbereitungsreden zum gemeinsamen Genusse des heiligen Abendmahls ausgebildet und erhalten zu haben. Unter den (37) Schulreden von J. G. Lehmann, 3 Abtheilungen (Leipzig 1828—1834), sind 9 Abendmahlsreden, von denen namentlich die letzten, später gehaltenen, immer reicher an Bezugnahme auf die heilige Schrift werden, und F. G. Fritsche hat eine besondere Reihe von Abendmahlsreden für höhere Bildungsanstalten (Grimma 1842) herausgegeben. Wir können von diesen, so sehr der Zweck und das Streben derselben anzuerkennen und die achtbare Richtung hervorzuheben ist, doch nur dasjenige widerholen, was oben schon von aller abgesonderten Thätigkeit der Schule für kirchliche Erbauungszwecke gesagt worden ist. Unter der dort bezeichneten Bedingung geben wir gern der Individualität der Gymnasien wie der Directoren und Religionslehrer die Entscheidung darüber anheim.

Das lebhaft empfundene Bedürfniss eigener Bethätigung auf diesem Gebiete ist in den Gymnasien wohl eine Zeit lang wieder mehr zurückgetreten, bis es sich in letzter Zeit mit erneuerter Kraft hervorgedrängt hat. Als eine eigenthümliche Erscheinung stehen F. J. Günther's Schulreden, I. Band das Kirchenjahr (Jena 1842), da, und vielleicht hat der Verfasser damit eine Idee verfolgt, die sich auf diesem Wege nicht ausführen lässt; die Absicht, in ähnlicher Weise das Natur- und Schuljahr zu behandeln, scheint auch wieder aufgegeben worden zu sein. In dem Buche ist zugleich der Versuch einer historischen und erbaulichen Erklärung des Kirchenjahres gegeben. Hier liegt eine treffliche und wahre Idee zu Grunde, deren Ausführung aber sich ohne Zweifel zweckmässiger durch den Unterricht als durch die erbauliche Rede verwirklichen lässt. Namentlich die erwachsene Jugend der höheren Lehranstalten muss vor allen Dingen in das Verständniss der Schrift und der Institutionen der Kirche eingeführt werden. Dazu hatte schon F. Georgi, das christ-

liche Kirchenjahr in der Schule (Hamburg 1841), eine angemessene Vorbereitung gegeben, die nun durch das christliche Kirchenjahr von Fr. Strauss zu einer dringenden Aufforderung geworden ist, diese wichtige Seite nicht unbenutzt zu lassen, die selbst im Gemeindebewustsein so sehr verschwunden ist. — Dagegen haben wir in den letzten Jahren wieder eine Reihe schätzbarer Beiträge zur Vermehrung dieser Gattung der Literatur der Schulrede bekommen. Ein eigenes Gebets- und Andachtsbuch für Haus und Schule von Ed. Weber, 2 Abthg., ist Reval 1851 erschienen; ferner: Schule und Evangelium, Sammlung von 11 Predigten, gehalten am Stiftungsfeste der Landesschule zu Grimma in den Jahren 1844—1855 von Prof. A. F. Müller (Grimma 1856); Evangelische Schulreden, gehalten im Friedrichsgymnasium zu Altenburg von Dr. F. G. R. Frank (Altenburg 1856); endlich: das Kirchenjahr der Schule, von Dr. O. H. F. Danneil (1. Heft, 12 Bibelandachten aus dem Gymnasialleben, Magdeburg 1856). Die würtembergische Oberstudienbehörde hat ein eigenes evangelisches Gebetbuch zum Gebrauch für Latein- und Realschulen, Gymnasien und Seminarien (Stuttgart 1857) veranstaltet, dessen Inhalt meist aus schon vorhandenen Sammlungen entlehnt und nur dem kirchlichen Bekenntnisse und der jugendlichen Fassungskraft angepasst worden ist. Das Weber'sche Buch besteht aus 2 Hälften, deren erste Gebete und Betrachtungen nach dem Gange des christlichen Kirchenjahrs enthält, während in der zweiten zunächst Gebete und Ansprachen über freie Texte und Losungen der heiligen Schrift, nach der Reihenfolge der biblischen Bücher, dann in Bezug auf die Jahreszeiten, hierauf in Bezug auf äussere und innere Mission und endlich Andachten, die sich an christliche Dichtungen anschliessen, gegeben sind. Die Predigten von Müller haben eine sehr specielle Veranlassung, das Stiftungsfest der Schule, verbreiten sich aber in Anschluss an bestimmte Bibelstellen über die allgemeinen Beziehungen der Schule zur Kirche und zum Staate, zur Wissenschaft und zur Erziehung. Insbesondere wird auch die allgemeine pädagogische Bedeutung und Aufgabe der Schule in den beiden Predigten: Die wahre christliche Liebe

in der Erziehung (nach Phil. I, 3 — 11), und: Was es heisst den Segen in der Erziehung von oben erwarten? (nach Ps. 127, 1 f.) warm und lebendig dargestellt. Gegen die meisten früheren Leistungen verwandter Art, die oben angegeben sind, ist hier ein erfreulicher Fortschritt nicht zu verkennen. Doch lässt sich dasselbe in noch höherem Maasse bezeugen von der nachfolgenden Sammlung. Es sind 10 im Altenburger Gymnasium jedes Mal nach den grösseren Ferien gehaltene Erbauungsreden, die daher auch weniger den Charakter der Predigt als den der Schulrede an sich haben. Der Verfasser hat es sich zum Ziele gesteckt, einerseits das göttliche Wort überhaupt auszulegen, insofern dieses den Zöglingen der Schule nach ihrer allgemein menschlichen und christlichen Stellung vorgehalten werden muss, andererseits insbesondere das Verhältniss zwischen dem Schulleben nebst seinen Interessen und dem christlichen Leben nebst seinen Anforderungen zurecht zu stellen. Das Büchleiu von Danneil endlich, das freilich wiederum mehr Andachten als Schulreden enthält, übt gerade jene Einführung in die heilige Schrift und Geschichte, die wir nach unserer Ansicht als das dringendste Bedürfniss gerade für die Gymnasialjugend bezeichnet haben.

Wir mussten so lange bei diesem Theile unseres Ueberblicks über die Literatur der Schulrede verweilen, weil gerade dieser derselben die erste Veranlassung und den eigentlichen Ursprung gegeben zu haben scheint, aber auch weil ohne eine genaue Sonderung beider Gattungen der wirkliche Fortschritt derselben, wie er doch in unserer Gegenwart vorliegen dürfte, nicht recht zu erkennen sein würde. Wir haben gesehen, dass ursprünglich die Schulrede in ihrem Begriffe das Asketische und das Wissenschaftlich-Paränetische zusammen umfasste, ja eine Zeit lang jenes, wenn auch oft in sehr blasser Färbung, das Ueberwiegende gewesen ist; in Zukunft wird sich dagegen die Schulrede und die Schulandacht strenger von einander scheiden müssen, nicht als ob das Christliche und das Wissenschaftliche in der ganzen Wirksamkeit der Schule irgendwie aus einander gehen sollten, sondern weil die verschiedenen Zwecke unvermischt zu ihrer Erfüllung kommen müssen.

Auch für diese zweite Gattung der Schulrede liegt eine ziemlich umfangreiche Literatur vor. Sie lässt sich gar nicht mehr aufzählen, wenn alle in Zeitschriften und Programmen veröffentlichten Arbeiten dieser Art mit hinzugezogen werden sollen. Auch wird es, zur bessern Erklärung dessen, was wir im Allgemeinen darüber zu bemerken haben, nur möglich sein, einige dieser Sammlungen zu characterisiren. Es sind theils grössere, theils kleinere Sammlungen vorhanden von Fr. Gedike (in seinen Schulschriften, Berlin 1789), J. G. C. Neide (Magdeburg 1798, J. H. P. Seidenstücker (Dortmund 1799 und 1811), J. F. Degen (Erlangen 1800), J. Gurlitt (in seinen Schulschriften, Magdeburg 1801 2 Th., herausgegeben von Corn- Müller, 1829), B. A. Marks (Halberstadt 1806), J. G. v. Herder (in seinem Sophron, herausgegeben von J. G. Müller, Tübingen 1810; in der Gesammtausgabe seiner Werke, zur Philosophie und Geschichte, 10. Th., Stuttgart und Tübingen 1828), C. A. Schwarze (herausgegeben von A. C. G. Keil und L. F. E. Gedike, Leipzig 1810), J. J. Hottinger (Zürich 1813), Joh. Schulze (Hanau 1813), G. F. D. Goess (Ulm 1815 und 1818), F. D. Gräser (Esslingen 1815), C. D. Klopsch (Glogau 1817), C. v. Orell (Zürich 1817), G. A. H. Vieth (Dessau 1818), J. D. Schulze (meist Entlassungsreden, Leipzig 1818), F. Delbrück (Düsseld. 1819), Nachtigall (in dessen Biographie, herausgegeben von Hoche. Helmstädt 1820), A. Matthiä (Altenburg 1820), F. R. Ricklefs (Oldenburg 1820). C. H. Hände (in dessen Schulschriften, Hadamar 1820 und 1821), C. W. J. Mosche herausgegeb. von F. C. Matthiä u. N. G. Eichhoff, Frankfurt a. M. 1821), K. L. Struve (Königsberg 1822), F. T. Friedemann (Wittenberg 1822 und Giessen 1829), R. Hanhart (Winterthur 1824), K. Linge (Breslau 1828), J. A. C. Heyse (Pirna 1829), F. K. Kraft (Stuttgart 1830 und 1843), J. G. Lehmann (3 Abthlg., Leipzig 1824—1834), P. Klein (I. Band, Mainz 1831), J. K. Röhr (Weimar 1832), G. A. F. Sickel (Magdeburg 1833), E. Tegner, aus dem Schwedischen von Mohnicke (Stralsund 1833), J. A. Matthias (Magdeburg 1834), F. C. H. Maass (Halberstadt 1835), W. E. Weber (Halle 1837 und Jena 1845 f.), Clemens (Cassel 1843),

Herm. Schmidt (Halle 1844 und 1851), Daniel und Eckardt (Halle 1845), L. Döderlein (Erlangen 1843 und 1847), K. A. Schirlitz (Nordhausen 1846, 2. Ausg. 1850 und 1853), J. H. Wyttenbach (40 meist kleinere aus den Jahren 1799—1846, interessant durch besondere Beziehungen zum französischen Regiment, Trier 1847), A. F. C. Vilmar (Marburg 1846, 2. Aufl. 1852), Fr. Lübker (Halle 1852), Greverus (Oldenburg 1853), C. P. B. Wegener (Friedland 1853), J. C. Held (Nürnberg 1853), K. L. Roth (Stuttgart 1857 f.), K. A. J. Hoffmann (Clausthal 1859).

Neben diesen grösseren Sammlungen, deren manche in „Schulschriften" oder ähnlichen Werken mit Abhandlungen und kleineren Aufsätzen verbunden sind, giebt es freilich noch unzählige einzelne, aber zum Theil recht werthvolle von Meierotto, K. A. Böttiger, G. E. Petri, Siebelis, Gröbel, Rüdiger, J. Bendixen, J. Th. Vömel, G. C. Mezger, A. Giesebrecht, J. F. Horn, K. G. Heiland, L. H. O. Müller, W. Gidionsen und vielen Anderen. Die meisten derselben sind bei den öffentlichen Schulprüfungen und Preisvertheilungen oder bei den Abiturienten-Entlassungen oder bei Lehrer-Einführungen gehalten. Die erste Veranlassung scheint früher die häufigste gewesen zu sein, wie die Sammlungen von W. Mauerer (in dessen Briefen für Kinder, 2. Aufl., Landshut 1817) und J. Röckel (München 1817 und 1819) u. a. schliessen lassen (auch unter K. L. Struve's Abhandlungen und Reden befinden sich 4 dieser Art). Jetzt dürften die Entlassungsreden an Abiturienten vielleicht die verbreitetsten sein, wie wir auch davon mehrere Sammlungen besitzen, von G. H. Kayser (die Weihe zum höheren Leben der Wissenschaft und des Berufs, Augsburg 1820), L. Trede (der Schule Mitgabe an das academische Leben, Altenb, 1835), Vilmar u. A. (auch lateinische von Funkhänel in Eisenach); unter den Schulreden von J. G. Lehmann sind 21, nnd in anderen Sammlungen, wie von K. A. Schirlitz, Hermann Schmidt, Wegener u. A. wenigstens ein grosser Theil derselben Art. (Die mir nicht näher bekannten „vertrauten Reden an Jünglinge, welche Universitäten oder andere Lehranstalten besuchen," von J. M. Sailer, 2 Theile

Leipzig 1823, sind vermuthlich von einer etwas verschiedenen Tendenz).

Hier ist nun die Schulrede auf ihrem eigentlichen Gebiete, hier zeigt sie das Leben der Schule und des Lehrstandes vor der Oeffentlichkeit, in die sie tritt, behandelt die verschiedenen Beziehungen, in die sie treten kann, insbesondere auch zu den Fragen des Lebens, denen sie in so mannigfaltiger Weise begegnet. Es ist eine fortwährende Rechtfertigung der Art und Weise, wie sie ihre Aufgabe zu lösen sucht, wie die Lehrer denken und empfinden und wie sie das von der christlichen Familie ihr anvertraute köstliche Gut zu bewahren und dereinst womöglich in veredelter Weise zurückzugeben bemüht sind. Diese Aufgabe der Schulrede stammt aus dem Zeitalter der Reformation, also aus einer Zeit, die älter ist als der Gebrauch der deutschen Sprache für solche Erzeugnisse des Schullebens, wie das vortreffliche Reden-Paar von Ph. Melanchthon de laude vitae scholasticae und de miseriis paedagogorum schon beweist. Nachdem wir aber oben die beiden asketischen Gattungen schon von den übrigen ausgeschieden haben, lassen diese sich wohl auf folgende fünf Hauptaufgaben zurückführen: 1. Einführungs- und Antritts-Reden von Lehrern; 2. Entlassungs-Reden an die zur Universität übergehenden Schüler; 3. Ansprachen an das versammelte Publicum bei Eröffnung der regelmässigen Examina oder (wie in Baiern; siehe die Reden von Döderlein und Held) bei den öffentlichen Preisvertheilungen; 4. eigentliche Casual-Reden, z. B. bei dem Tod von Schülern, Gedächtnissreden auf verstorbene Lehrer, Feier der Stiftungstage der Lehranstalten und dergleichen mehr; 5. Gedenktage bedeutender Ereignisse oder verdienstvoller Männer, namentlich auf dem Gebiete der Kirche und der Literatur (Reformation, Augsburger Confession und Religionsfrieden; Klopstock, Jean Paul, Pestalozzi, Schiller u. s. f).

Wir haben die erste Classe nicht gleich zu der vierten mitgezählt, unter die sie aus allgemeinen Gründen zu rechnen sein würde, weil die dazu gehörenden Einführungsreden nicht alle, vielleicht nicht einmal zum grösseren Theile

unmittelbar aus dem Lehrstande hervorgegangen sind. Sie nehmen aber dadurch und durch ihre Wichtigkeit und Bedeutung eine andere Stelle ein, sie fassen die ganze Aufgabe von einem weiteren und freieren Standpunkte auf; sie können uns auch das Verhältniss und die Auffassung des Schul-Regiments und der staatlichen Behörden vergegenwärtigen und sind schon um deswillen von einem besonderen Werthe. Aus früherer Zeit sind hier wegen anregender Mustergültigkeit die beiden Einführungsreden von Herder (vom echten Begriff der schönen Wissenschaften und von ihrem Umfang unter den Schulstudien; Schulen, eine öffentliche Landessache zum gemeinen Besten) besonders hervorzuheben. In neuerer Zeit ist es freilich allgemeiner Gebrauch oder gesetzliche Bestimmung geworden, dass die Lehrer einer Anstalt von dem Director derselben eingeführt werden, (wir haben solche z. B. an dem Gymnasium in Friedland in mehreren Einführungsreden bei Wegener, deren zwei in lateinischer Sprache gehalten sind, und bei Herm. Schmidt) bisweilen auch der Director einer Schule von dem einer andern (siehe die Rede K. L. Roths in s. kleinen Schriften 2, S. 13 ff.). Umgekehrt sind Verhältnisse der Art, dass der Ephorus eines Gymnasiums, wie Herder in Weimar, die jährlichen öffentlichen Prüfungen amtlich mit einer Rede zu eröffnen hat, wohl mehr und mehr verschwunden. Dagegen finden wir auch in neuerer Zeit noch mehrfach die von geistlichen Ephoren gehaltenen Einführungsreden, wie bei der Einführung des Directors Foss in Altenburg (1835), Lübker's in Parchim (1851) u. A. besonders abgedruckt. Antrittsreden haben wir manche vereinzelte, namentlich in den Programmen; in den grösseren Sammlungen dagegen nur wenige; eine von G. B. Funk (Schriften 2, 207 ff.), eine von Friedemann, eine von Trede (über des Schulmannes Stellung, Leistung und Forderung), sowie von Weber in Bremen (über die Idee der Erziehung; einige Worte zur Beleuchtung des Satzes: Wir lernen nicht fürs Leben, sondern für die Schule), zwei von Held, eine von H. Schmidt (die Gymnasien und das Leben), zwei von Lübker (die Schule des Hauses Helferin; die Schule im Kampfe mit der Welt), zwei von K. L. Roth (von

der Erziehung im Unterricht; die allgemeine Aufgabe der Schule in der Gegenwart). Für die Beurtheilung der Auffassung, die der Aufgabe der Gymnasien im Grossen und Ganzen gewidmet wird, ist gerade diese Gattung die wichtigste.

Für das innere Leben der Schule und für die besondere Beziehung des Lehrers zu seinen Schülern ist dagegen die andere Gattung, die bei der Entlassung der Schüler zur Universität gehaltenen, am entscheidendsten und lehrreichsten. Hierfür liegen sehr viele, sowohl in den Programmen, wo sie gewiss wesentlich an ihrem Platze sind, als auch in den grösseren, diesem Zwecke gewidmeten Sammlungen vor. Bei Schulze, Lehmann, Weber, Kraft, Friedemann, H. Schmidt, K. A. Schirlitz, Wegener bilden sie den Hauptbestandtheil der Sammlungen ihrer Schulreden; bei Gedike, Döderlein, Trede, Krüger u. A. finden wir wenigstens einzelne; die von Vilmar herausgegebenen sind alle (16) dieser Art. Unter allen zeichnen sich die von Lehmann, H. Schmidt, Trede, Vilmar und Weber durch die meist vortreffliche Auswahl der Themata aus. Die von Lehmann, beziehen sich vornehmlich auf Werth und Wesen des wissenschaftlichen Lebens: die Tüchtigkeit des Gelehrten, die Würde, das Glück, der Segen des Gelehrten, das Leben in der Wahrheit, das Leben der Weisheit, was heisst: mit Geist studiren? die sittliche Reife des Abiturienten, der nothwendige Zuhammenhang der wissenschaftlichen Studien mit einem unendlichen Leben. Unter den von H. Schmidt heben wir folgende hervor: die Gymnasien als Uebungsplätze im griechischen Sinne; die Gymnasien als wissenschaftliche Erziehungsanstalten den Universitäten gegenübergestellt; der Gehorsam eine Tugend; die Wahrheitsliebe des Studirenden; die Weihe des zur Universität abgehenden Jünglings. Von Trede: Vergreifen Sie nicht Ihre nächste schöne Zukunft; wachet und seid stark; bleiben Sie Ihrem besseren Selbst getreu. Die von Vilmar behandeln Fragen der Zeit: Ueber das Verhältniss der Gymnasialstudien zum christlichen Glauben und zur christlichen Kirche; von den Weltmenschen und den Hausmenschen; vom Amt der Schüler; von der Pflege des kirchlichen Bewustseins in den Gelehrtenschulen; von der geschichtlichen Erziehung;

von der falschen Prophetie unserer Tage; über den Communismus; von der Thatenlosigkeit unserer Zeit; von einigen vermeintlichen Vorzügen und wirklichen Mängeln unserer Zeit. Von Weber: Ueber die Würde des Gelehrtenberufes; über die Wahrhaftigkeit als nothwendiger Charakter eines wissenschaftlichen Lebens; über Wesen und Wirkung der Begeisterung; über die Stellung des öffentlichen Lehrers zu den Bewegungen der Zeit; über die Wahl des Berufes; über den Missbrauch der Ausdrücke Genie und Genialität; über das goldene Zeitalter; über die Stellung der Gelehrtenschule und des wissenschaftlichen Lehrers gegenüber dem materiellen Zeitgeiste; über die Nutzung des Zeitgeistes in der Erziehung. Es ist nicht zu verkennen, dass noch manche Sammlung dieser Art, besonders wenn die Reden in der rechten Weise propädeutisch für das akademische Studium wären, eine sehr heilsame Mitgabe für viele, oft rath- und planlos auf die Universität wandernden Jünglinge sein könnten.

Während die Reden der eben bezeichneten Gattung eben sowohl vor der versammelten Jugend (der oberen oder aller Classen) in Gegenwart des Lehrer-Collegiums innerhalb der Schule, als in Gegenwart einer grösseren Versammlung gehalten werden können: setzt die nächstfolgende die Anwesenheit des Publicums mit Nothwendigkeit voraus. Eine öffentliche Prüfung der Schüler, ein Rede-Actus, eine Preisvertheilung, eine Promotionsfeierlichkeit hat ohne die Theilnahme der Eltern und Angehörigen der Schuljugend und sonstiger Freunde des öffentlichen Bildungswesens eigentlich keinen Sinn und Zweck. Aus früherer Zeit gehören hierher die trefflichen, vielleicht jetzt nicht genug mehr beachteten Schulreden von Herder (dessen grossartige Einwirkung auf das Weimarsche Gymnasium im Zuhammenhange mit seiner ganzen Persönlichkeit uns von G. H. v. Schubert in seiner Selbstbiographie I, S. 269 ff. und 278 ff. so lebendig geschildert worden ist). Im Süden Deutschlands scheint gerade diese Veranlassung zur Verständigung mit dem örtlichen Publicum vorzugsweise auch jetzt noch gewählt und benutzt zu werden. Die Reden von Döderlein, Hanhart, Held, Roth sind überwiegend solche; eben so ein paar einzeln erschienene von

Vömel. Doch auch im Norden kommt dieser Gebrauch vor: in K. L. Struve's „Abhandlungen und Reden" stehen vier solche, in Trede's „der Schule Mitgabe" findet sich eine (die Schule, wie sie strebt in der Welt gegen die Welt, ausser der Welt für die Welt, unter den von mir veröffentlichten sind drei derartige, und die neulich von Hoffmann herausgegebenen gehören alle acht dieser Classe an. Wie treffliche Themata und in wie trefflicher Weise namentlich von Herder, Döderlein, Held und Roth, jüngst von Hoffmann besprochen worden sind, bedürfte hier kaum der Erinnerung; doch wollen wir an einige derselben noch ausdrücklich wieder erinnern. Von Herder: Von Schulen als Werkstätten des heiligen Geistes; von der Heiligkeit der Schule; von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen; vom Genius einer Schule; vom Gemeingeist einer Schule. Von Döderlein: Ueber die Erziehung zu Gesetzlichkeit und Sittlichkeit; über die Bildung zu einer deutschen Gesinnung; wie die Schule den Freiheitssinn der Jugend nähern könne und solle; über die Bildung zu einer echtchristlichen Gesinnung; über Misologie, Präcocität und Plebejität; über die Gefahren der Verbildung; über die wahre Liberalität in der Jugenderziehung. Von Held: Für das Leben, nicht für die Schule; über das Verhältniss des Unterrichts in den altclassischen Sprachen zu dem Christenthum, zur Muttersprache; über den Werth der Gedächtnissübung auf Schulen; Verzichtleistungen im Lehrerberuf. Von Roth: Ob die Menschheit fortschreite? die Pflicht der äusseren Bildung; die protestantische Schule; ob der classische Unterricht bildend für das Leben sei; von der Pflege der Vaterlandsliebe, des Gehorsams; von der Wahl eines wissenschaftlichen Berufes; von der rechten Art des Studirens. Von Hoffmann: Ueber nationale Bildung; über die Stellung der höheren Schulanstalten zum Leben der Gegenwart; über die Bedeutung des Idealen für die Erziehung und den Unterricht; über den Unterschied zwischen der häuslichen Erziehung und der Erziehung durch die Schule.

Von der vierten Gattung mögen im Ganzen wohl die wenigsten vorkommen; gerade um ihrer oft rein localen und

persönlichen Beziehungen willen eignen sie sich auch am wenigsten für die Veröffentlichung. Die hervorragendsten, und allgemeininteressantesten sind jedenfalls die zur Feier des Stiftungsfestes einer Schule gehaltenen. Auch hierunter befinden sich noch einzelne in lateinischer Sprache, z. B. von Eggers in der Säcularfeier des Christianeums in Altona, 1839; von Crain in Wismar (1841), besonders abgedruckt. Doch hat auch da allmählich das Interesse der unmittelbaren und selbst gemüthlichen Einwirkung auf den ganzen bei der öffentlichen Erziehung betheiligten Kreis gesiegt. Bei Gedike, Friedemann, Döderlein, Lübker finden sich solche; andere stehen in den Programmen und Festschriften, die bei solcher Veranlassung erschienen sind. Sie bieten darum ein erhöhtes Interesse dar, weil sie in die Geschichte der Lehranstalten versenken und durch einen lehrreichen Vergleich mit der Vergangenheit zu einer ernsten Prüfung der Gegenwart und ihrer Bedürfnisse führen. — Ausserdem sind Todesfälle von Lehrern und Schülern die Veranlassung zu amtlichen Reden in der Schule, und wir haben einzelne derartige von manchen der oben genannten Namen, insbesondere von Weber, Kraft, Krüger, Wegener.

Endlich können auch von der fünften nur einige wenige namhaft gemacht werden, wenn nicht auf die besonders in den Programmen zerstreuten Rücksicht genommen werden soll. So werden Treviranus und Olbers gefeiert von Weber in Bremen und derselbe giebt uns eine Denkrede am Vorabende des Guttenbergs-Jubiläums; Held liefert eine Rede auf Jean Paul bei Gelegenheit des ihm von König Ludwig von Baiern errichteten Standbildes; der Unterzeichnete verweist auf seine eigene Pestalozzi-Rede und um aus Programmen wenigstens ein paar Beispiele anzuführen, mag an die Rede von Struve zur Feier der Augsburger Confession, 1830, im Königsberger Programm von 1833, und an meine eigene zum Gedächtniss des Augsburger Religionsfriedens, 1855, im Parchimer Programm von 1857, hier erinnert werden.*)

*) Zur Vervollständigung dieser Uebersicht müssen noch folgende Schriften erwähnt werden: Antrittsreden von J. C. F. Schaub (damals

Hier bietet sich denn eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit von Leistungen auf einem Gebiete des Schulwesens, das, so klein und unscheinbar es auch sein mag, doch so wirksame Keime für die rechte Führung der Jugend enthält und dem aufmerksamen Beobachter so anziehende und lehrreiche Blicke in den wechselnden Gang und die verschiedenartige Auffassungsweise des öffentlichen Bildungswesens eröffnet. Man wird sich nicht verhehlen können, dass in diesen Erzeugnissen die ganze Stufenleiter geistigen Lebens von der äussersten Trivialität und Seichtigkeit bis zum tiefsten Ernste und der geistvollsten Gediegenheit hin durchlaufen worden ist. Manches von dem, was ohne grosse Wirkung der Oeffentlichkeit übergeben worden ist, mag bei dem ersten Vortrage und unmittelbar in dem Kreise, in welchem es gesprochen ist, seine gute Wirkung nicht verfehlt haben; Anderes dagegen hat den entschiedensten Beruf, in weiteren Kreisen anregend, belehrend und begeisternd zu wirken. Dies gilt nicht blos von Schülern, die eine dankbare Pietät gegen ihre geistige Pflegerin bewahren, sondern auch von denjenigen, die sich auf den Lehrberuf vorbereiten oder in denselben eintreten, und die eben dadurch Anregungen und Belehrungen der wirksamsten Art aus der unmittelbaren Praxis empfangen können. Es liegt unverkennbar in dieser ganzen Literatur ein wahrhafter Schatz vor uns, den Jeder zu heben und zu geniessen im Stande sein wird, der die Spreu vom guten Korne zu trennen weiss. Es wird darum auch künftig die Schulrede nicht blos ein Gegenstand aufmerksamer Fürsorge und angemessener Benutzung im Dienste der Jugendbildung, sondern auch im Feld literarischer Wirksamkeit bleiben, auf dem nicht ohne Segen für das Gedeihen der

in Danzig) über die Wichtigkeit des Religionsunterrichts auf Gymnasien, u. s. gesammelten Schriften, herausgeg. v. F. A. Eckstein, S. 50—64, u. von F. Kraner, Zwickau 1856. 4. C. F. Clemen's acht Schulreden (Göttingen 1861). A. Gilbert's zwei Schulreden (Grimma 1861.), und aus früherer Zeit die grösseren und allgemeineren Sammlungen von J. J. Bellermann 1811—13, W. H. Seel, Heidelb. 1817, die Reden religiösen Inhalts im Waisenhause zu Halle 1821, die Schulreden von J. H. P. Seidenstücker, Soest, 1836, von F. G. Schöne, Halle 1847, und die Vorträge von G. W. Müller, Magdeburg 1848. 4.

höheren Lehranstalten und für ihre Pflege und Unterstützung in der öffentlichen Meinung gearbeitet werden kann. Mit Bezug hierauf glauben wir folgende besondere Bemerkungen nicht zurückhalten zu dürfen.

Die Schulrede bietet eine vorzügliche Gelegenheit dar, theils die allgemeine Einwirkung christlicher Erziehung an der Jugend zu üben, und sie mit dem sittlichen Ernste der schönen, aber verantwortungsvollen Aufgabe ihrer Vorbereitung für den Dienst des öffentlichen Lebens zu erfüllen, theils die Zwecke und Bedingungen des höheren Unterrichts klar und gründlich darzulegen und vor dem zunächst dabei betheiligten Kreise ein sicheres Bewustsein und eine richtige Auffassung davon zu verbreiten. Je nach Umständen und Gelegenheiten werden beide Seiten, die innere und die äussere, wohl berücksichtigt und sorgfältig ausgebeutet werden müssen. Freilich wird da die Aufgabe nach den Zeitverhältnissen und ihrer Richtung verschieden sein, aber im Wesentlichen werden die Grundlagen aller wahren Bildung und das ungetheilte Interesse und einige Bedürfniss des menschlichen Geistes immer wieder zur Sprache kommen. Der Jugend gegenüber werden jetzt vorzugsweise gewisse Wahrheiten und Zielpunkte betont werden müssen. Der materiellen Richtung des Zeitalters muss die Freude und der Reichthum edlen, geistigen Lebens entgegengestellt, die Zersplitterung der Kräfte und die Zerfahrenheit der öffentlichen Zustände mit der Ruhe und Einfachheit, die in dem Dienste der wissenschaftlichen Erkenntniss liegt, bekämpft und niedergehalten werden. Ein gewisser Schwung höheren Lebens und eine begeisterungsvolle Theilnahme an den geistigen Interessen muss, in der Gegenwart vielfach vermisst, womöglich wieder unserer Jugend eingeflösst werden. Es bieten sich dazu aus der gesammten Culturgeschichte oft die anziehendsten und wirkungsvollsten Momente dar, die doch so wenig bekannt und benutzt sind. Selbst Züge, wie sie in einer Rede von J. D. Schulze (I, 57 ff.) aus dem Leben von Chr. Thomasius, A. H. Franke und Chr. Wolf dargeboten sind, wirken belebend auf das jugendliche Gemüth. Welch einen unendlichen Schatz aber bietet für denselben Zweck die Bio-

graphie und die Psychologie dar, in welchen Fächern gerade die neuere Zeit uns so manches treffliche Werk bereitet hat, dessen reicher Gewinn der Jugend wenig zu Gute zu kommen pflegt. Schubert's Geschichte der Seele und Brandis über humanes Leben enthalten, um nur diese beiden beispielsweise zu nennen, einen fast unerschöpflichen aber wenig benutzten oder sogar wenig gekannten Stoff; Biograghien, wie die von Fr. Perthes, G. H. v. Schubert, B. G. Niebuhr und unzählige andere üben einen eben so versöhnenden als erhebenden Eindruck auf jeden Lehrer aus, und die Besprechung hervorragender Punkte aus denselben muss daher jedes empfängliche junge Gemüth begeistern. Daneben steht eine zweite, gerade jetzt sehr wichtige Aufgabe, die rechte Würdigung des classischen Alterthums und seine dem Christenthum gegenüber zu bewahrende Bedeutung. Männer, wie Fr. Jakobs, die den grossen Alten Ehre zu gewinnen wissen auch in den Kreisen moderner Bildung, dürfen uns zu keiner Zeit fehlen. Einzelne Reden von J. D. Schulze (namentlich 2, S. 116 ff. 130 ff. 140 ff. 147 ff.) stechen durch angemessene Benutzung hervorragender Stellen aus den Alten hervor, wenn auch die Auslegung und Anwendung allerdings noch weit fruchtbarer gemacht werden kann; die von Döderlein, Held und Roth sind ganz und gar von dem Geiste der classischen Welt durchdrungen. Bei Andern, wie bei Schirlitz, stehen sie etwas unvermittelt da, Andere führen auch nicht einmal ein einzelnes Dictum aus einem Classiker an. Wenn freilich solche Gnomen und einzelne Sprüche aus dem Schatze der alten Literatur in fast ungemischter Reihe mit Bibelstellen zusammentreten, erwächst doch ein gewisses Bedenken in Bezug auf die richtige Unterscheidung in dem noch nicht genug dazu geleiteten Sinne der Jugend. Hier kommt es vor allen Dingen darauf an, das Alterthum zu dem Christenthum in die rechte Beziehung zu setzen und über dieses Verhältniss gründlich aufzuklären. Der dafür wissenschaftlich bearbeitete Stoff hat auch Seiten, die paränetisch oder apologetisch zum Heile der Jugend verwandt werden können. Zweimal wenigstens ist dies schon mit eingehender Sorgfalt geschehen, von

Mezger (über die Benutzung der alten Classiker für die religiös-sittliche Bildung, Augsburg 1844) und Roth (wie die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum der religiösen Jugendbildung förderlich sein könne, 1853; zuletzt in seinen kleinen Schriften 2, S. 22 ff. abgedruckt); es verdiente dieser schöne Vorgang aber haufigere Nachahmung. Dies wird sich sogar auf Einzelheiten, z. B. auf eine parallele Erörterung sittlicher Begriffe nach antikem und christlichem Gebrauche, erstrecken können, wie das schon Herder mit verecundia und pudor, Lehmann mit der Zusammenstellung *Χάριτες*, gratia und Dankbarkeit (I, 120 ff.), der Einfalt (3, 52 ff.), und der Consequenz (ebend. 65) gethan hat. Endlich darf auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne die Jugend mehr und mehr mit geschichtlichem Sinne zu erfüllen, der ihr, aller Schwärmgeisterei und allen destructiven Tendenzen gegenüber, vor allen Dingen nicht fehlen darf. Eine Rede auf die Reformation bei Schulze (I, 116 ff.) bietet allein dadurch einen gewissen Reiz, die Reden Vilmar's und Roth's, so verschieden auch ihr Charakter unter sich ist, sind wesentlich von solchem Geiste durchdrungen; und wo auch nur die Vergangenheit der eigenen Schule in ihrer lehrreichen Geschichte der Jugend vorgeführt wird, wie dies Roth und Held in trefflichster Weise gethan haben, liegt ein heilsam bildendes Element darin.

Noch weiter und bedeutungsvoller kann das Gebiet der Schulrede werden, wenn sie sich nach aussen hin an die Eltern oder Schulfreunde überhaupt wendet. Indessen wird im Allgemeinen rathsam sein, hier bei den speciellen Verhältnissen und Anforderungen der einzelnen Anstalt stehen zu bleiben, ohne auf die umfassenden Zustände und Erscheinungen des öffentlichen und Familien-Lebens eine massgebende Rücksicht zu nehmen. Unter Umständen freilich könnte es von höchstem Gewinne sein, wenn es auf diesem Wege der Schule gelänge, das Haus für seine eigenen höchsten und wahrsten Bedürfnisse lebhafter zu interessiren, da diese zugleich die letzten und schönsten Ziele aller höheren Unterweisung sind.

II.

Nach wenigen Jahren ist abermals über einen reichen Ertrag auf diesem Felde zu berichten. Darin liegt die allgemeine Anerkennung von der Wichtigkeit des Gegenstandes, und von ihrer hohen Bedeutung gerade für die jetzige Zeit und für die gegenwärtige Entwickelungsphase des höheren Schulwesens. Und es sind die bewährtesten Meister des Fachs, Namen von hellem und schönem Klang, denen wir diese neuen Arbeiten verdanken. Was aber Männer, die durch wissenschaftliche Leistungen hervorragen, mit einer unverkennbaren Liebe betreiben, kann nicht ein geringfügiges Nebenwerk sein. Es sind aber diese neuen Schriften folgende:

1) Oeffentliche Reden. Mit einem Anhange pädagogischer und philologischer Beiträge von Dr. Ludwig Döderlein. Frankfurt a. M. und Erlangen 1860. X und 446 S. gr. 8.
2) Die Aufgabe des evangelischen Gymnasiums nach ihren wesentlichsten Seiten dargestellt in Schulreden von Dr. Karl Gustav Heiland. Weimar 1860. X und 273 S. kl. 8.
3) Schulreden von Dr. Franz Heinen. Düsseldorf 1860. VIII u. 148 S. gr. 8.
4) Acht Schulreden über pädagogische Zeitfragen. Für Freunde des Gymnasialwesens herausgegeben von K. A. J. Hoffmann. Clausthal 1859. V u. 72 S. 8.
5) Zwei Schulreden am Gymnasium zu Wittenberg gehalten von Dr. H. Schmidt. Halle 1861. 29 S. 8.

In diesen fünf Schriften sind im Ganzen 41 Schulreden enthalten, nämlich in der Sammlung von Döderlein 10, ausserdem 1 Vortrag und 8 akademische und Gedächtniss-Reden, bei Heiland 13 und 1 Vortrag, bei Heinen 10 und 1 Vortrag, bei Hoffmann 8 und bei Schmidt 2. Entlassungsreden an solche Schüler, die das Gymnasium oder die Realschule verlassen, sind im Ganzen 19, also fast die Hälfte; die meisten auch dieser vor dem grösseren Publicum, einige wenige jedoch blos in Gegenwart des Schülercoetus gehalten. Ihrem Inhalte nach sind sie recht mannigfaltig und lassen sich nur unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte oder Gruppen vertheilen. Eine beträchtliche Anzahl derselben bewegt sich auf dem ethisch-psychologischen Gebiete, natürlich niemals ohne gelegentliche Blicke

und Anwendungen auf die Jugend und ihre Erziehung in höheren Bildungsanstalten, während einige derselben sich ausdrücklich die allgemeinen Bildungsfragen zum Gegenstande nehmen. Vorherrschend, darf man wohl sagen, ist dies die Richtung, oder, um es gleich emphatischer und genauer zu bezeichnen, die Virtuosität Döderlein's. Eine noch etwas grössere Zahl beschränkt sich auf das nähere Gebiet aller der ins Leben eingreifenden wichtigen Fragen, die in ihrer Vereinigung mindestens einen wesentlichen Bestandtheil der Gymnasial-Pädagogik bilden. Zu der ersten Gattung gehören namentlich folgende Reden von Döderlein: Ueber die wahre Jugendlichkeit; über den Verein der Kraft und der Liebe; über den Werth des äusseren Anstands; über die Bildung zum Manne und zum Menschen; über die Blasirtheit; von Heinen: Ueber Dankbarkeit; über Berufswahl und Berufsbildung; von Hoffmann: Ueber nationale Bildung; über die Erziehung im Allgemeinen; über die Unterschiede zwischen der häuslichen Erziehung und der Erziehung durch die Schule; von Schmidt: Die Bewunderung in ihrer Nothwendigkeit für den Jüngling; drei Worte der Bibel über das menschliche Herz. Zu der zweiten Gattung müssen wir eigentlich sämmtliche Reden von Heiland rechnen, wie denn auch der Titel des Buchs schon diese nähere Bestimmung zu erkennen gibt, wenn auch allerdings manche derselben ein weit über die Bedürfnisse des Gymnasiums hinausgehendes Interesse in Anspruch nehmen. Unter den Reden Döderlein's würden wir folgende hierher rechnen: Ueber die Pflege des Gemüths auf Gelehrtenschulen; Lob des Schulpedantismus; Wann herrscht ein guter Geist auf einem Gymnasium? Ueber den Turnerspruch: frisch, frei, fröhlich, fromm; ferner gehören folgende von Hoffmann hierher: Ueber die Stellung der höheren Schulanstalten zum Leben der Gegenwart; über die Bedeutung des Idealen für die Erziehung und den Unterricht; worin besteht die Eigenthümlichkeit des Gymnasialunterrichts? das Lateinische als Mittelpunkt des Sprachunterrichts auf den Gymnasien; von Heiland sind genau genommen alle zu nennen: Ueber Wesen und Aufgabe der Gymnasialbildung;

über die Charakterbildung als Hauptaufgabe des Gymnasiums: über Grundlagen, Mittel und Ziele der Gymnasialbildung; der protestantische Charakter der Schule; die Wiederbelebung der classischen Studien: das classische Alterthum und das Christenthum; die Bildung zur vaterländischen Gesinnung; die Wahl des Berufs; die Wissenschaft und das Leben; die Ringschule; der sittliche Geist; der deutsche Geist; der geschichtliche Sinn. Auch die Reden von Heinen bewegen sich vorzugsweise auf solchem Felde, wenn auch mit einer noch unmittelbareren Beziehung auf die besondere Bildungsanstalt und auf die Zwecke der Realschule: Zweck des Abiturientenexamens und Bildungsziel der Realschulen; über die Mittel der Realschule zur Förderung des Gemeinsinns und der Vaterlandsliebe; die Schule und die Freiheit; über den Besuch öffentlicher Prüfungen; Rückblick auf das erste und Rückblick auf das zweite Jahrzehnt des Bestehens der Anstalt. Themata der letzten Art führen zu dem hinüber, was ein bis jetzt vielleicht noch weniger benutzter, aber sehr dankenswerther Gegenstand für eine solche Behandlung ist, nämlich zu der Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens überhaupt. Hier ist eine Rede von Hoffmann hervorzuheben, die die Frage behandelt: Wie hat sich der Unterricht im Lateinischen seit dem sechszehnten Jahrhunderte auf unseren Gymnasien gestaltet? Hierher gehört eigentlich auch der Vortrag von Heiland: Herder als Ephorus des Gymnasiums zu Weimar; denn wenn dieser grosse, vielumfassende Geist hier auch zunächst in seiner localen amtlichen Wirksamkeit geschildert ist, so hat sie doch eine sehr weitreichende Bedeutung. Eben damit aber sind wir zugleich auf das letzte Gebiet geführt, das in dem ganzen Kreise dieser Schulreden behandelt worden ist, dem wir aber einen weit grösseren Umfang der Benutzung gegeben zu sehen wünschen, weil es um seines historischen und paränetischen Gehalts willen für die höher strebende Jugend von dem mächtigsten Einflusse sein muss, nämlich der Behandlung geschichtlicher und zwar in noch höherem Masse literarischer Persönlichkeiten. Hierher gehört eine Rede Heinen's über Copernikus, eine Rede von demselben bei

der Schulfeier des hundertjährigen Geburtstags Göthe's und eine bei derselben Veranlassung von Döderlein gehaltene: Ueber Göthe's Bedeutung für den Gymnasialunterricht. Gern zählen wir in dieser Reihe auch die Festrede Döderlein's an Schiller's hundertjährigem Geburtstage auf, obgleich dieselbe nicht im Gymnasium gehalten, noch vorzugsweise auf die Interessen desselben berechnet worden ist, und nennen in gleichem Sinne auch seine höchst anregenden akademischen Gedächtnissreden, die wenigstens der reiferen Jugend aufs Dringendste zum Lesen empfohlen werden können.

So verwandte Gegenstände auch alle fünf Redner behandeln, so verschiedenartig sind sie doch ihrem ganzen Wesen nach. Es ist unter ihnen keiner, bei dem nicht, wenn auch in unterschiedenem Masse, ein wirklich fesselndes und anregendes, ein lehrreiches und wirksames Element vorhanden wäre. Döderlein handhabt die Sprache mit bekannter Meisterschaft; sein Ausdruck besitzt eine vollendete Klarheit, Durchsichtigkeit, Schärfe und Reinheit, die ganze Vortragsweise ist fein und edel; er begiebt sich gern hinaus in das Leben nach seiner ganzen ethischen Mannigfaltigkeit und in den reichen Wechselbeziehungen zwischen seinem geistigen und socialen Verkehre. Er streitet für die höchsten und schönsten Güter, aber, indem er ihres himmlischen Ursprungs sich bewusst ist, verfolgt er sie gern in ihrer Unentbehrlichkeit für die ganze Entwickelung des irdischen Lebens. Der mit dem feinsten Witze schlagende, die Schattirungen menschlicher Leidenschaften und Stimmungen nicht weniger als die Verzweigungen und Ursprünge der Begriffe und Wörter auseinander legende Scharfsinn macht die Lesung jeder Rede ebenso lehrreich als erwecklich. Heiland erquickt durch die wohlthuende Wärme, die bisweilen unwillkürlich fortreissende Begeisterung, die gehobene Stimmung seines in den überlieferten Gütern des Evangeliums und der alten Sprachen edel befriedigten Gemüths. Er bewegt sich in dem engeren Kreise dessen, was recht eigentlich zu der Aufgabe und Arbeit des Gymnasiums gehört, und geht selten oder nie über diesen Kreis hinaus. Aber innerhalb desselben weiss er auch alle Seiten und Richtun-

gen, alle wichtigen Punkte und Erscheinungen in erschöpfender Weise zu beleuchten, die Grösse und Schönheit der in der göttlichen Urkunde und in den vollendetsten menschlichen Geisteswerken niedergelegten Schätze zu einem immer neuen Gegenstande dankbarer und freudiger Bewunderung zu machen. Heinen giebt vielleicht von allen den genauesten Einblick in die Werkstatt, an welcher der Redner arbeitet; er führt weder in das Leben des Geistes und der Cultur, wie Döderlein, noch auch in das Feld der grossartigen, classischen Lehrmittel und Geistesobjecte ein, wie Heiland, aber er macht uns heimisch und vertraut mit den Interessen und Eigenthümlichkeiten seiner Anstalt, wie wir denn bei Keinem eine so detaillirte Beurtheilung der abgehenden Schüler, eine so genaue Vorführung der geschichtlichen und äusseren Entwickelung einer Lehranstalt finden. Aber er bleibt keineswegs dabei stehen, sondern hebt über das Einzelne und Nächste hinweg zu dem Allgemeinen und Grossen, zwar mit nächster Berücksichtigung der ihm anvertrauten Jugend, aber in einer nicht minder für andere Leser ansprechenden Weise. Hoffmann bietet uns Musterstücke praktischer Ansprachen an das zunächst betheiligte Publikum der Schule voll nüchterner Verständigkeit und lauterer Klarheit über wichtige, auf wenige, einfache Grundzüge zurückgeführte Wahrheiten. Bei Keinem sind die für Lehre und Leitung in einer Schule unmittelbar bestimmenden Grundsätze so bündig und folgerichtig dargelegt, so dass man die Anwendung auf das concrete Verfahren daraus mit grosser Leichtigkeit abnehmen kann. Aber es beschränkt sich seine Darstellung keineswegs auf das unmittelbar Praktische, sondern er bietet zum Beleg seiner Aussprüche einen Reichthum kurzer und lebendiger Züge aus der Geschichte der Welt und der Cultur, die er mit richtigem Blicke und treffendem Takte für die besonderen Verhältnisse von Erziehung und Unterricht zu benutzen weiss. In Schmidt erkennt man den begeisterten Zögling Platons, von dessen seelenvoller Sprache durchhaucht und erwärmt er auch in dieser, wie in den beiden früheren Sammlungen seiner Reden, seine Zöglinge in die reine Welt des Wahren, Schönen und Guten

einzuführen, sie mit dem erhabenen Gebiete der Ideen zu befreunden und die Verhältnisse des Lebens und Herzens mit dem Lichte der höheren Wahrheit zu durchdringen versteht. Das anthropologische, näher noch das psychologische Element giebt der Schulrede einen eigenthümlichen Reiz und besonderen Vorzug, der überhaupt eine aufmerksame Beachtung verdient, zumal in der sinnigen Weise, in welcher es besonders hier und (wenn auch noch auf eine etwas davon verschiedene Art) bei Döderlein benutzt worden ist.

In einer Beziehung unterscheidet sich Döderlein von den anderen, am stärksten von Heinen, nämlich dadurch dass das Eigenthümliche und Geschichtliche der Anstalt, der die Reden zunächst und zumeist dienen, ausser in einzelnen Fällen, am wenigsten bei ihm hervortritt. Dafür verdanken wir ihm aber auch um so interessantere und werthvollere psychologische und allgemein ethische Bemerkungen. Ausgezeichnet ist in dieser Beziehung gleich die erste Rede und namentlich das, was er über den allgemeinen Charakter der Jugend sagt. Bisweilen erweitern sich diese zu historischen Betrachtungen der Lebensverhältnisse in verschiedenen Zeiten, wie dies namentlich in der zweiten Rede auf treffende Weise geschieht: „Die Schule hat in unserer Zeit, wie diese sich seit Jahren still vorbereitet und seit Monaten öffentlich gestaltet hat als eine anerkannte Revolution, eine besondere Aufgabe überkommen, die ich eine erhabene zu nennen kein Bedenken trage: sie ist jetzt die einzige ungestörte Zufluchtsstätte für die Künste und für die Tugenden des Friedens.“ Er vergleicht damit die in Frieden versunkenen Zustände des vorigen Jahrhunderts, wo der „Federkrieg der Wissenschaft“ „der einzige Tummelplatz der männlichen Selbstständigkeit war für jeden, der seine Kraft nicht im blinden Dienste seines Fürsten übte.“ Er weist auf besonders beachtenswerthe Seiten desselben hin: „Das bürgerliche Leben, vom lauten Markt in das stille Haus zurückgedrängt und eingeengt, trug unstreitig das Gepräge einer Gemüthlichkeit mit dem Schmuck des Fleisses, der Geistesbildung, der Gottesfurcht, und sicher hat die Mehrzahl, die friedfer-

tige Mittelmässigkeit, keinen Mangel empfunden. Zugleich war es dasselbe Zeitalter, das unsere unsterblichen Geister, einen Lessing, Kant, Göthe hervorbrachte und gross zog. Und doch — mit welchen Gefühlen blicken wir jetzt auf jene Jahre der Unfreiheit zurück, in welchen ungestraft deutsche Fürsten ihre Landeskinder an fremde Völker verhandeln durften, um in fremden Welttheilen auf die Schlachtbank geführt zu werden. Wie in Roms Geschichte, fiel die Blüte der deutschen Literatur zusammen mit der politischen Erniedrigung der Nation." Und an einer andern Stelle in derselben Rede drückt er ähnliche Erwägungen aus: „Wir haben uns in den Zeiten der Erniedrigung damit getröstet, dass das Reich der Deutschen nicht von dieser Welt sei, dass wir den andern Völkern die irdischen Güter der Macht und des Weltruhms gönnen wollen und uns mit den Himmelsgütern begnügen, mit Wissenschaft und Kunst und Religion. Jetzt aber fühlen wir um so lebhafter, wie diese heroische Entsagung nur eine Selbsttäuschung war, und in welch anderem Lichte sie erscheint, wenn wir sie in die Ausdrucksweise der geistreichen Französin übersetzen, dass England auf dem Meere, Frankreich auf dem Lande und Deutschland — in den blauen Lüften herrsche." Aber wahr und ernst fügt er hinzu: „In unserem Volksleben bei Vornehm und Gering sehen wir dieses behagliche, gemüthliche Seelenleben seit einer Reihe von Jahren mehr und mehr in den Hintergrund treten und einer gleichen Unterschätzung ausgesetzt, wie es ehedem durch Ueberschätzung gehegt wurde. Und doch bildet gerade dieses die Grundlage des germanischen und besonders des deutschen Stammcharakters." Aber er ist kein blinder *laudator temporis acti*, auch wenn er den Werth der Bildung und Gelehrsamkeit bespricht, die Pietät u. s. f. von ehemals und jetzt vergleicht. Er weiss, wie nothwendig auf jede Ueberspannung ein Rückschlag erfolgen, wie einer extremen Richtung eine Gegenbewegung entgegentreten muss. Und er hat Recht, wenn er gegen den Anfang des Jahrhunderts das Interesse für die Wissenschaft als solche erkaltet findet. „Welch Leben und Drängen damals in den Hörsälen deutscher Hochschulen, wo ein

Meister seines Fachs auf dem Katheder stand! welche Erwartung und Spannung auch in weiteren Kreisen, wenn ein neues Schriftwerk eines solchen Meisters in Aussicht stand! Eine reiche Bibliothek war der Schmuck eines Hauses, welches auf Bildung Anspruch machte, gelehrte Gespräche die Würze der Unterhaltung. An dem allen will die heutige Welt nur noch den Schulmeister, nicht mehr wie sonst den Gebildeten erkennen."

Wir sind länger bei dieser Rede verweilt, gerade weil sie einen so reichen Schatz geistvoller und treffender Wahrnehmungen enthält; wir wollen dagegen auch das nicht verhehlen, dass sie in zwei Stücken uns hinter anderen zurückzustehen scheint: es ist nicht der bündige, schlagend fortschreitende Gedankengang und Zusammenhang in derselben, der seine Reden sonst so sehr auszeichnet, und man sieht das eigentliche Thema nicht recht hindurch, bis es am Schlusse ausdrücklich hervorgehoben wird. Es kommt aber damit nicht eigentlich zu einem Abschlusse und man kann gewissermassen die siebente Rede als eine Wiederaufnahme und Fortführung desselben Themas betrachten. Aber auch die vierte, über die Pflege des Gemüths, schliesst sich nach manchen Seiten an jene früheren an; wir können es uns nicht versagen, gleich diese schöne Stelle daraus hervorzuheben: „Der Mensch kann es auf Erden nicht weiter bringen, als einen starken Muth und ein weiches Gemüth unter der Herrschaft eines hellen Geistes zu besitzen. Und welche dieser Kräfte macht den Menschen erst zu dem, was wir Mensch nennen? Der grosse Geist kann die Höhen des Himmels und die Tiefen der Erde ermessen; der unbesiegbare Held kann Welttheile erobern und beherrschen, beide können uns zur Bewunderung hinreissen — und doch Unmenschen sein. Erst das Gemüth, das auf dem Thron oder in der Hütte, mit einem hohen oder mit einem einfältigen Geist gepaart, im Getümmel des öffentlichen Lebens oder in stiller Zurückgezogenheit sich entfaltet, erst das wohlgeartete Gemüth giebt den Ehrentitel eines wahren Menschen."

Döderlein ist ein begeisterter Freund der unvergänglichen Schönheit der antiken Meisterwerke, aber er

empfiehlt darum nicht minder mit der grössten Wärme und dem entschiedensten Nachdruck die heimathlichen Dichter und Denker. Gegen jede ungerechte Anklage darf er darum desto sicherer das Alterthum in Schutz nehmen. „Was man mit einem altmodischen Ausdruck das Studium der alten Sprachen nennt, umfasst vielmehr das Verständniss der altclassischen Musterwerke. Weil sie ohne Leidenschaft, ohne Anspruch auf augenblicklichen Effect geschrieben sind, scheinen sie dem Uneingeweihten gemüthlos. Ein solcher fällt das rasche Urtheil: Die Alten sind kalt wie der Marmor ihrer Statuen. Ein tiefer blickender Kenner dagegen meinte, Homer's Gedichte seien aus einem tiefen Gemüthe hervorgegangen, das selbst einen Baum nicht könne ohne Mitgefühl absterben sehn, und das Grosse in ihm sei eben die Seelenruhe, welche die tiefen Gefühle des Gemüths nicht auf der Oberfläche der Empfindsamkeit auftauchen lasse, weil sie da erbleichen, ähnlich wie der Fisch aus der Meerestiefe das Licht, die Luft, die Glut des Tages nicht verträgt." Manches Andere in seinen Aeusserungen erscheint mehr subjectiv und hat doch volle Wahrheit, wie, wenn er wiederholt (S. 21 u. 54) die Dichtkunst hoch über die Musik setzt; nur hätten wir bei seiner grossen Umsicht und ruhigen Erwägung in Bezug auf die Pflege des Gemüths erwartet, auch die Persönlichkeit des Lehrers recht berücksichtigt zu sehen, in der sich genau genommen Alles concentrirt, und die ohne Frage sonst auch deutlich genug dem Redner vor Augen stehen musste.

Durch Geist und Laune, worin Döderlein ein anerkannter Meister ist, ragen die beiden Reden über den Schulpedantismus und über die Blasirtheit am glänzendsten hervor. In jener giebt er uns zuerst ein tragisch-ergötzliches Bild von dem Zustande des Erlanger Gymnasiums, als er 1819 zum Rector desselben berufen wurde. „Um von seinen fast schauerlichen Räumlichkeiten zu schweigen, bestand es seit sieben Jahren ohne eigentliche feste Leitung; der älteste Lehrer waltete zugleich als Rectoratsverweser; dieser selbst gehörte nicht ausschliesslich dem Gymnasium an; er diente zur Ergänzung seines Gehalts zugleich

als Secretär bei der Universitäts-Bibliothek und verabreichte dort die verlangten Bücher. Der übrige Unterricht an der aus vier Classen bestehenden Anstalt war unter einige Stadtgeistliche, einige vacirende Candidaten, einige dürftige Studirende vertheilt, welche von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat wechselten. Gleichwohl zählte die Anstalt mehr Schüler als jetzt, gegen hundert und fünfzig Zöglinge. Denn viele anderwärts Entlassene suchten hier eine letzte Zufluchtsstätte, und mancher Lehrer, der mit seiner Einnahme auf das eingehende Schulgeld angewiesen war, sah sich auch zur Nachsicht angewiesen. — Der Schüler besuchte die Lehrstunden nach Belieben, oder setzte den Besuch wochenlang aus, weil er den Eltern zum Stecken der Kartoffeln unentbehrlich war.“ Es ist zu begreifen, dass unter solchen Umständen ein tüchtiger Mann, der seiner Aufgabe sich bewusst ist, in den Ruf eines Schultyrannen kommen muss; wir sehen es hier auf eine ergötzliche Weise eintreten. „Nach einem Jahrzehent hatte ich bereits festeren Boden gewonnen. Unterstützt von gleichgesinnten Lehrern, getragen von der nicht aus blosser Furcht entsprungenen Achtung unserer Schüler, gehoben von dem steigenden Ruf unserer Anstalt, gefördert durch die zunehmende Ueberzeugung meiner Mitbürger, dass ich mit Gerechtigkeit und Wohlwollen, aus guter Meinung und nicht bloss aus Herrschsucht that, was ihnen missfiel, brachte ich es dahin, dass ich statt eines Schultyrannen ein Schulpedant hiess.“ Aber der Redner kann hinzufügen: „Was vor dreissig Jahren gehässiger Schuldespotismus, vor zwanzig Jahren lächerlicher Schulpedantismus hiess, das ist jetzt, mein' ich, als wohlthätige Schulordnung*) und Schulzucht erkannt und anerkannt.“ Es spiegelt sich in diesem ernsten, von ihm selber wohl beherzigten Vorgange ein allgemeineres Charakterbild, und wir verdanken diesem Bilde wie manchem gelegentlichen Zuge, den seine Reden dar-

*) Was er S. 81 über die frei bewusste Strenge dieser Ordnung sagt, sollte Schülern recht oft vorgelesen und zur Beherzigung empfohlen werden.

bieten, nicht unwesentliche Beiträge zur Geschichte des Gymnasialwesens.

Aber sein Buch gewährt die schätzbarsten Beiträge auch nach allen andern Seiten hin, für die Didaktik, für die Disciplin und ihre richtige Leitung, für das Verhältniss der Schule zum Hause u. s. w. Schon in seiner Rede zur Feier Göthe's an seinem hundertjährigen Geburtstage weist er so treffend den Knaben ausschliesslich, den Jüngling vorzugsweise auf Schiller hin; Göthe steht in seinen Augen allzuhoch auch für den begabten Jüngling. „Schiller gleicht einem tiefen Strome, dessen Wasser krystallhell genug ist, um mit gutem Auge auch seinen untersten Grund erkennen zu lassen; Göthe dagegen ist ein stiller See von unergründlicher Tiefe; seine einzelnen Wasserschichten sind so hell, wie jene des Flusses, aber ihre Gesammtheit und Massenhaftigkeit hindert den Blick auf den Grund." Ebendort spricht er sich in Bezug auf die Erklärung eines deutschen Kunstwerks im Schulunterrichte ebenso, und mit zutreffenden Gründen, aus, wie K. L. v. Roth u. A. es gethan haben. „Ich will die Bekanntschaft mit der vaterländischen Literatur der Freiheit unserer Schüler überlassen, will meinen Unterricht auf das beschränken, was der Mehrzahl entgegengebracht und oft aufgedrungen sein will; in Allem aber, wornach der Lehrling aus eigenem Triebe greift, enthalte ich mich jeder Einwirkung und lasse den freien Genius walten." Ueber Einiges, was D. andeutet, z. B. über die Ausschliessung der Naturkunde vom Gymnasialunterrichte in Baiern (S. 10. „So poetisch die Natur an und für sich ist, so schwer erscheint die Aufgabe, sie in ihrer Poesie und Jugendfrische zu erhalten, nachdem sie in die vier Wände der Schulstube hineingeführt ist"), über eine Aenderung in der baierischen Schulordnung, wornach die allerhöchste Stelle sich das Endurtheil über die Reife der Schüler vorbehalten hat (S. 88) u. s. f., hörten wir allerdings gern mehr, als sich aus den unmittelbaren Worten des Redners schliessen lässt. Aber wir können das freilich eben so wenig verlangen, als wir hier alle die vortrefflichen Regeln und feinen Winke auch nur andeutungsweise wiedergeben können, die

über Zucht und Sitte in seinen Reden niedergelegt sind. Er spricht seinen Widerwillen aus gegen alle körperlichen Züchtigungen, seine Sparsamkeit mit jeder Art von Beschämung (S. 97), seine Achtung selbst vor der falschen Scham (S. 109), seine Anerkennung gegen den rechten Stolz und die daher stammende rücksichtslose Wahrheitsliebe (S. 110). Strenge Gesetzlichkeit hält er fern (S. 112. „Die Schulzucht wird durch derlei Griessgram und Kopfhängerei allerdings erleichtert und der Anlass zu Schulstrafen verringert"), die freie Kraft im Bunde mit der Liebe (s. die zweite Rede) ist ihm der schönsten Palme werth, jede Mattigkeit des Wesens und Charakters ist ihm zuwider, der jugendliche Uebermuth, der die Schranke durchbricht, ist ihm lieber als die ruhige Marklosigkeit, die gemächlich des Weges schlendert. Nur gegen die gemeine Denkart, die der thierischen Ausgelassenheit, der herzlosen Spottlust und der satanischen Schadenfreude fähig ist, zeigt er sich unduldsamer, unversöhnlicher, als er selbst wünscht. Die Vergehungen können an die Grenzen der Rohheit anstreifen, nur der Gemeinheit müssen sie fern bleiben; denn die Rohheit, eine Aeusserung der ungezügelten Naturkraft, ist heilbar, die Gemeinheit aber, welche keine Kraft, sondern ein Unvermögen ist, wurzelt tief in der Seele und verschmäht von vorn herein alle Arznei der Erziehung. — Aber auch die Seiten, welche die Schule näher mit dem Leben verbinden, lässt D. durchaus nicht aus dem Auge. Mit Vorliebe gedenkt er des Turnens (S. 9. 105 ff.) und weist auf einen Verein und Bund zwischen der Schule und Familie zu wechselseitiger Verständigung hin, der gewiss eine ganz besonders würdige Asfgabe der Gegenwart wäre.

Der Gegenstand der Heiland'schen Reden ist einfacher und einheitlicher: es bewegt sich Alles bei ihm um die grossen Aufgaben des Gymnasiums, die mit einander innig verwachsenen Elemente des classischen Alterthums, des Germanenthums und des Christenthums, und es ist in allen eine überwiegende oder fast ausschliessliche Richtung, nämlich die historische. Das classische Alterthum ist ihm nicht blos die entschiedene Grundlage alles Gymnasialunter-

richts, sondern er tritt auch für die Schönheit und den unvergänglichen Werth der antiken Geisteswerke mit begeisterter Apologie in die Schranken. Gleich in der ersten Rede (S. 4, vgl. S. 39) will er nicht zugeben, dass jene Sprachen todte und jene Völker untergegangene heissen, während sie unsterblich und ewig lebend sind, und weist ihre Bedeutung und Unentbehrlichkeit für alle Zweige der Wissenschaft und Dichtkunst nach; weiterhin (S. 79) hat er den Einfluss der wiederauflebenden Alten auf die ganze mittelalterliche Bildung, die Philologie als Vorläuferin der Reformation in Deutschland gepriesen, während ihre Einwirkung in Italien eine ganz andere, weder sittlich noch kirchlich glückliche war, und weiss auch in der letzten Rede noch (S. 210) gegenüber dem romantischen und dem materialistischen Deutschthum das Gold zu schätzen, das aus den Bergwerken von Attika und Latium gewonnen wird, das sich freilich nicht so leicht in gangbare Münzen umprägen und so vortheilhaft im Umgange und Geschäftsverkehre verwerthen lässt. Diese mit wohlthuender Wärme gegebenen Darlegungen liest man mit grosser Freude; aber, wenn man den Verf. auch durchaus keiner Einseitigkeit beschuldigen kann, ist ihm doch die Entwickelung der übrigen Lehrgegenstände im Verhältnisse zu den alten Sprachen und in ihrem Werthe für den gesammten Gymnasialunterricht (S. 7. ff.) vielleicht nicht in gleichem Maasse gelungen, wohl auch nicht beabsichtigt. Jedenfalls ist jenes ihm die Hauptsache und wir dürfen gern behaupten, dass für die Apologie des classischen Alterthums seit langer Zeit nicht leicht so förderndes und anregendes geschrieben worden ist.

Auch das deutsche Element der Bildung und die vaterländische Gesinnung hebt er an verschiedenen Stellen mit wahrer Begeisterung hervor. „Welche Schätze", heisst es S. 28, „sind zu heben aus jenem nie genug zu ergründenden Schachte unserer Literatur, in dem die Goldkörner der Weisheit und die Perlen der Dichtung wie zum Wetteifer neben einander liegen. Hier gilt es, in den jugendlichen Herzen begeisterte Liebe zu entzünden zu dem heimischen Boden und seinen ehrwürdigen Sitten, zu den Gross-

thaten der Vorzeit, zu den gepriesenen Tugenden der Väter, jener Glaubenstiefe und Zeugenkraft, mit der sie das Evangelium erfasst und gepflegt, erstritten und vertheidigt haben, zu jener Tapferkeit und jenem Heldenmuthe, mit dem sie für Haus und Heerd, für Ehre und Vaterland gegen die Feinde gekämpft haben, zu jener sprichwörtlich gewordenen deutschen Treue, die als Mannen- und Fürstentreue der Grundzug deutschen Charakters durch Jahrhunderte gewesen ist." Gar prächtig ist dieses in der zwar kurzen, aber lebensvollen Rede ausgeführt worden, die wir vielleicht für die vorzüglichste der ganzen Sammlung halten möchten. Aber er ist auch auf diesem Gebiete nicht befangen oder einseitig, er weiss recht gut, wie weit die Mittel deutscher Bildung reichen und wie sie nothwendig auf anderen Grundlagen ruht, als deren Pflegerin und Bewahrerin sie erscheint. Ja, er bekennt geradezu (S. 211): „Es giebt für uns keine ureigene deutsche Bildung. Die Culturvölker der neueren Zeit sollten nicht wieder von vorn anfangen, sondern die Aufgabe eben da weiter führen, wo die Culturvölker des Alterthums stehen geblieben waren." „Ein Anlehnen unserer Bildung an das classische Hellenenthum ist daher keine Abhängigkeit vom Fremden, sondern nur eine Erfassung des eigenen Wesens im Fremden, wodurch die griechische Humanität sich dem Germanenthume innig befreundet hat und bewirkt, dass unsere ganze Geistes- und Geschmacksbildung dem Alterthume entsprungen ist."

Aber alle Weisheit gilt ihm nichts, wenn nicht das Wort Gottes als Lebensleuchte und als deutender Herold dazu kommt (S. 56). Alles Wissen ist todt ohne den Glauben, alle Erkenntniss ist unfruchtbar ohne ein sittlich-religiöses Leben. Das Buch der Bücher ist und bleibt auch für die Schule die Schrift (S. 11, vgl. S. 155). So legt H. wiederholt sein schönes und lebendiges Bekenntniss ab, ohne irgendwie einer einseitigen oder unfreien Auffassung zu huldigen, indem er vielmehr alles dogmatische Kirchenthum (S. 102), allen hierarchischen Fanatismus und köhlerhaften Autoritätsglauben (S. 173), überhaupt alle geistesverachtende Theologie und die Herbeiführung eines theologischen Zu-

schnitts für die Gymnasien (S. 55) deutlich als die zu vermeidenden Klippen und Abwege bezeichnet. Er muss daher vorzugsweise nur bemüht sein, das classische Alterthum zu dem Christenthume in die rechte Beziehung zu setzen. Dies thut er theils in einer besonderen Rede (S. 18 ff.), theils an verschiedenen andern Stellen (S. 59), und zwar auch hier mit schönem Feuer und kräftigem Nachdruck. Er erkennt den grossen Abstand zwischen beiden Potenzen, die überragende Macht des Christenthums und die zahlreichen, grossen Mängel und Schattenseiten des Alterthums, und hebt die Unterschiede klar und bündig hervor (S. 108); aber er weiss auch, in wie tiefem innerlichem Zusammenhange sie selbst unter einander stehen und wie sie daher in ihren geschichtlichen Haupterscheinungen geradezu unzertrennlich sind. Dass dabei ein tieferes Eingehen auf den Inhalt der Gegensätze oder Unterschiede für den Standpunkt einer Rede, zumal einer Schulrede, nicht zu erwarten ist, braucht wohl nur angedeutet zu werden.

Der hervorstechende Zug, die entschiedenste Eigenthümlichkeit in Heiland's Reden ist der geschichtliche Sinn, den er selbst hier in einer besonderen Rede so trefflich dargestellt hat. Was für ein Schade der Gegenwart aus dem oftmaligen und grossen Mangel desselben erwächst, lässt sich nicht verkennen. Heiland bewährte ihn in seinen Reden durchweg, wobei wir allerdings in vollkommen berechtigter Weise das Culturgeschichtliche noch in einem stärkeren Masse hervortreten sehen als das eigentlich Weltgeschichtliche. Aber es handelt sich dabei überhaupt ja auch nicht so sehr um den Stoff, als um Geist und Sinn, um jene Gabe der Auffassung, die in Allem einen organischen Fortschritt und seine naturmässige Entwickelung aus vorhandenen und stets unverlorenen Keimen der Vergangenheit zu entdecken versteht. Die Stellung des Gymnasiums, der protestantische Charakter der Schule, die Berechtigung ihrer Lehrmittel, das Verhältniss des Alterthums zum Christenthum, die Erziehung zu vaterländischer Gesinnung: alle diese und ähnliche Gegenstände werden von ihm stets nur vom geschichtlichen Standpunkte aus erwogen und dargestellt.

Und wir glauben, dass dies die alleinige Berechtigung hat, dass überhaupt das Gymnasium und seine ganze Lehreinrichtung nur dann die rechte Stellung und Begründung hat, wenn es, wie in den letzten zwanzig Jahren wiederholt und gründlich geschehen ist, auf diese seine historische Grundlage in Allem zurückgeführt wird. In dieser Beziehung ist daher das Büchlein von Heiland von ganz besonderem Werthe, die Gymnasialpädagogik wird sich mehr als eine vortreffliche Durchführung der wichtigsten Wahrheiten gerade nach dieser Seite hin aneignen können.

Aber es ist über der geschichtlichen Richtung die ethische Bedeutung und Aufgabe der höheren Jugendbildung nicht verabsäumt worden. Sie wird geradezu an mehreren Stellen (S. 154, 182) als der Maasstab für das Gymnasium durchgeführt und in der Wahl und Behandlung der einzelnen Disciplinen nachgewiesen. Denn er weiss natürlich sehr wohl, dass die Aufgabe des Gymnasiums nicht bloss eine lehrende, sondern auch eine erziehende ist; ja, er erklärt die letztere gradezu (S. 21) für eine Hauptaufgabe, indem er die Charakterbildung in der Gewöhnung an Arbeit und Anstrengung, an Entbehrung und Selbstbeherrschung, sowie in Erziehung zur Ehrerbietung und Pietät, zur Gottesfurcht und Frömmigkeit sucht (vgl. S. 157)*).

Wenn wir auch die Form dieser Reden als eine sehr gelungene bezeichnen müssen, können wir uns doch nicht versagen, ein paar kleine Bemerkungen, die dem günstigen Eindrucke der ganzen Leistung keinen Abbruch thun werden, darüber hinzuzufügen. Die erste betrifft die ausserordentlich grosse Verschiedenheit in dem Umfange der Reden: während die vierte Rede nur 10 Seiten einnimmt, geht dagegen die sechste über 20 hinaus und steigen die dritte und die dreizehnte sogar bis auf 32 Seiten. Das letzte scheint auch für eine Antritts- und Abschiedsrede eine zu grosse Ausdehnung zu sein, da ja auch das Schönste beim Hören ermüden kann, wenn man auch beim Lesen kaum

*) Gerade diese Seite an dem Buche ist mit Recht von Seibert im Pädag. Archiv. 1861. S. 497 ff. in treffender Weise hervorgehoben worden.

eine Abspannung bemerkt. Die zweite Bemerkung betrifft den Zusammenhang, die Aufeinanderfolge der Gedanken und den Periodenbau: während auch in diesen Stücken sich durchgehends eine für die Schulrede besonders wichtige Sorgfalt und Angemessenheit bewährt, wird an ein paar Stellen die Bündigkeit und Schärfe vermisst, und zwar gerade in zweien der längeren Reden, der dritten und sechsten. Bei der Aufzählung der einzelnen Züge scheint die stricte Aufeinanderfolge, an die wir sonst bei ihm so gewöhnt sind, zu fehlen. Auch dürfte bei der das Mass einer Seite überschreitenden Periode S. 50 f. den Hörenden das übersichtliche Verständniss sehr erschwert sein.

In einem Punkte unterscheidet sich von den beiden Vorgängern Heinen natürlich sehr: Das Alterthum ist nicht der Mittelpunkt seiner ganzen Gedankenbewegung, nur die erste Rede ist an einem Gymnasium, die übrigen sind sämmtlich an einer Realschule gehalten; aber er ist darum demselben keineswegs fremd, sondern kehrt an verschiedenen Stellen gern zu demselben, seinen Verhältnissen und Aussprüchen, insbesondere zu der platonischen Pädagogik, zurück. Als Mittelpunkt der Realschule gilt ihm der sprachliche Unterricht, und er dringt hierbei wiederum vorzugsweise auf die Muttersprache (S. 45 f.). Abgesehen von ihrem hohen literarischen Gehalte, müsse das Studium einer Sprache, in welcher, wie in keiner anderen, der Odem frischen Lebens weht, welche täglich frische Knospen und Blüten treibt und als Ursprache mit der Bedeutsamkeit jeder Silbe im Bewusstsein des Volkes lebt, ein Studium, welches, wie kaum ein anderes, unser innerstes Seelenleben zu erschliessen vermag, und deshalb auch als allgemeines Bildungsmittel von der grössten Wichtigkeit ist, mit der Erkenntniss der Vortrefflichkeit der Sprache zugleich auch eine lebendige Liebe zu dem göttlichen Geschenke und zu den Brüdern, die es mit uns theilen, entzünden. Und er fürchtet nicht, dass das Interesse und der Werth derselben durch die gleichzeitige Betreibung des Englischen und Französischen könne geschwächt werden: vielmehr müsste diese Vergleichung gerade nur zu erhöhter Würdigung unserer Muttersprache dienen.

Er sieht aber die Realschule (S. 52) als eine dem Gymnasium parallel laufende Bildungsanstalt an, in welcher die Zöglinge, wie dort zu den s. g. gelehrten, so hier zum Eintritt in die s. g. praktischen Stände vorbereitet werden. Wie er hierfür also die Muttersprache in den Vordergrund stellt, so dringt er auch mit gleichem Nachdrucke auf Vaterlandsliebe und deutschen Sinn (vgl. S. 95), und trifft hier in manchen schönen Aeusserungen mit Döderlein und Heiland zusammen. Dagegen tritt entschieden das dritte Element, das von Heiland so kräftig betonte christliche, bei ihm nicht in gleichem Maasse hervor, obgleich dasselbe doch auch für die Realschule eine gleich berechtigte und überwiegende Bedeutung haben muss. Allerdings kommen hie und da (S. 93. 103) einzelne, wenn auch nur flüchtige, Hinweisungen darauf vor, aber befremden wird es manchen Leser, dass, wo die Unterrichtsgegenstände der Realschule vorgeführt werden (S. 32), wenn auch in einer mehr absichtslosen und rednerischen Darstellung, doch die Religion zu allerletzt genannt und etwas allgemein („tieferes Eindringen in jene Wahrheiten, welche das Dunkel unseres irdischen Daseins erhellen, den Blick aufwärts zu dem Borne alles Lichtes und Lebens richten") bezeichnet wird.

Eigenthümlich ist demselben Redner die sehr beachtenswerthe Benutzung persönlicher Charakteristiken aus dem Gebiete namentlich der Culturgeschichte, wie er eine solche aus dem J. 1837 von Copernikus in lebendigen, kräftigen Zügen giebt. Es kann durch diesen in jeder Beziehung angemessenen Vortrag, dessen etwas grösserer Umfang auch als Festrede am Geburtstage des Landesherrn vollkommen gerechtfertigt ist, ein anregender Wink gegeben werden, dass künftig fleissiger noch diese Art von Gegenständen in der Schulrede behandelt werden möge. Nichts kann lehrreicher und anspornender für den jugendlichen Geist sein; aber es fehlt anderweitig im Kreise des Schullebens die günstige Gelegenheit zur Behandung eines Gegenstandes, der einen unerschöpflich reichen Stoff darbietet und namentlich auch dazu beitragen kann, die Geschichte unseres deutschen Volkes und Vaterlandes, wenn sie in ihrer politischen Seite

vielfach mehr demüthigend und beugend als erhebend und erfreuend ist, der Jugend in einem schöneren Lichte zu zeigen und sie mit warmer Liebe für dieselbe zu erfüllen. Gerade diese Seite ist es auch, die wiederholt von Heinen hervorgehoben, insbesondere auf Vaterlandsliebe und deutschen Sinn mit kräftigen Worten gedrungen wird. Er hegt dabei keine Gefahr, sich über das Gebiet der Schule hinaus und in die Politik hinein zu verlieren; er hat sich diese Verhältnisse vollkommen klar gemacht und in seiner vortrefflichen, in der That des ihm dafür gezollten Dankes werthen Rede: Die Schule und die Freiheit, in so richtiger Weise ausgesprochen, dass wir nur wünschen können, der ihm vorschwebende oberste Grundsatz (S. 71): je grösser die politische Freiheit, um so strenger und gebundener müsse die Erziehung sein, den unsere germanischen Stammesverwandten jenseit des Canals so treu und kräftig befolgen, möge auch immer mehr auf deutschem Boden der feste Grund der Erziehung werden.

Wir heben aus dem Vielen, was wir ausserdem besprechen könnten, noch einmal das hervor, dass Heinen auf die individuellen Verhältnisse der Schule mit besonderer Sorgfalt eingeht, eine Verständigung mit dem örtlichen Publikum sucht, in freimüthiger und ernster Weise sich über die wichtigsten Punkte des Zusammenwirkens ausspricht und die Dissonanzen zwischen Schule und Leben auf das nachdrücklichste (z. B. S. 65) hervorhebt. Manches berührt daher auch wesentlich die specielle Geschichte und die äusseren Verhältnisse der Anstalt (S. 118 ff.), wenn es auch mannigfach über das nächste locale Interesse hinausreicht. Eigenthümlich ist ihm die besonders genaue und ins Einzelne eingehende Beurtheilung der einzelnen Schüler bei ihrem Abgange von der Schule in Gegenwart des städtischen Publikums (ausführlich bei vier Schülern S. 111 ff.). Die allgemeine Statthaftigkeit, ja selbst Zweckmässigkeit eines solchen Verfahrens lässt sich wohl schwerlich in Abrede stellen, wenn auch die Berücksichtigung des rechten Maasses durch individuelle Bedingungen auf Seiten der Schüler wie des Lehrers und selbst durch äussere Verhält-

nisse geregelt sein muss. Auch Andere (vgl. Döderlein S. 27) haben solches, und gewiss mit eben so gutem Bedacht als Erfolg, gethan, und die persönliche Berechtigung wird hier durch keine objective Massnahme zu beschränken sein.

Die Reden von Hoffmann, die wir allerdings in unserem ersten Artikel bereits genannt haben, ohne dass wir dadurch eines näheren Eingehens auf ihren Inhalt überhoben sind, haben sich, was wohl nicht alle Schulen von sich zu rühmen vermögen, „einer zahlreichen, dichtgedrängten Versammlung“ zu erfreuen gehabt, „welche, von nah und fern zusammengekommen, unserem Schulactus eine festliche und erhebende Weihe verleiht“. Sie sind dadurch dazu geführt worden, die zur Einleitung der öffentlichen Schulprüfungen „üblichen Ansprachen zu erweitern und Gegenstände der Pädagogik in einem etwas grösseren Umfange zu behandeln“. Diese Sache ist so wichtig, dass, wo sich die rechte Gelegenheit sonst nicht darbietet, über die wichtigsten Fragen der Erziehung und des Unterrichts, die das gemeinsame Interesse der Eltern und Lehrer bilden, ein gewichtiges Wort vor dem Elternkreise von der Schule aus zu sprechen, nothwendig eine solche, wenn auch in ganz freier Weise, herbeigeführt werden muss. Populäre Vorträge über Erziehung haben wir in recht befriedigender Weise noch durchaus nicht; auf diese Weise können sie angebahnt oder ersetzt werden. Und wenn der freundliche Verf. uns auch erklärt, für Fachgenossen seien seine Reden nicht bestimmt, so wird er uns doch vergönnen müssen das lebhafteste Interesse daran zu nehmen. Wir sehen mit Freuden, wie der eben so geistvolle als verständig klare Verf. sich dieser seiner Aufgabe immer mehr bemeistert, und gerade davon können wir alle lernen.

Gleich die erste Rede wird durch die warme Lobpreisung deutschen Sinnes und Geistes etwas Wohlthuendes für alle Leser haben, auch wenn manche die Begründung des dort Gegebenen lieber in einer etwas anderen Weise suchen würden. Auf die Frage: welche Stellung unsere höheren Schulanstalten zum Leben der Gegenwart einnehmen

sollen, antwortet er mit zwei aus der Praxis genommenen Sätzen: die Schule herrscht, und: die Schule dient, und bezeichnet die Forderungen, zu denen die Schule ein Recht hat, weil sie unendlich vieles gewährt, was durch die häusliche Erziehung nicht geleistet werden kann, aber erkennt auch auf der andern Seite den Stolz und die Freude der Schule, dass sie dient, weil sie der Gesammtheit dient. „In schärfster Klarheit ist dies in der Zeit hervorgetreten, in welcher die Realschulen entstanden. Damals wünschte man überall Vorbereitung auf specielle Berufsarten, und die meisten Realschulen haben es anfangs versucht diesem Wunsche nachzukommen. Aber nirgends ist dies auch mehr als ein Versuch geworden und man hat sich sehr bald auf das Allgemeinere beschränken müssen.“ Wenn er in der dritten Rede die Bedeutung des Idealen für die Erziehung und den Unterricht der Jugend nachweist, so geschieht das nicht bloss in klaren begrifflichen Zügen, sondern eben so sehr in lebendigen geschichtlichen Beispielen; er kennt die Gefahren wohl, aber er weiss auch die praktischen Anforderungen zu entwickeln, die sich daraus für die Schulen ergeben: dass die Phantasie der Jugend rein bleibe, damit sie ein reines Ideal zu schaffen im Stande sei; dass sie ein eben so umfangreiches als klares Wissen sich zu eigen mache, damit sie der Umsicht nicht entbehre und nicht einseitig werde; dass sie zu strenger Arbeit sich gewöhne, damit ihr der praktische Sinn nicht abgehe; dass sie endlich zum Gehorsam, und zwar zum freiwilligen Gehorsam gelange, damit sie die Fähigkeit erhalte, sich selbst zu beherrschen und sich von sittlichen Mängeln mehr und mehr frei zu machen. Nachdem er in der vierten Rede die Erziehung im Allgemeinen betrachtet und nachgewiesen hat, wie durch ihre tief eingreifende Macht ein grosser Theil der Zukunft gerade in unsere Hand gelegt ist, vergleicht er in der fünften die häusliche mit der öffentlichen Erziehung, deren Unterschiede er vorzüglich darin nachweist, dass die Erziehung durch die Schule im wesentlichen eine Erziehung gleichartiger Massen ist, geleitet durch das Zusammenwirken einer Mehrheit von Erziehenden, für deren,

sonst so schwierige, individuelle Berücksichtigung und Pflege eben so sehr die Verschiedenheit der Lehrenden als der Lehrfächer zu Hülfe kommt. Die sechste Rede beantwortet die Frage: welche Bildung das Gymnasium erstrebe, sehr richtig dahin, dass sie weder als Humanitäts-, noch als formale Bildung recht treffend bezeichnet, sondern lieber mit dem, wenn auch nicht ganz sprachrichtigen, doch einfachen und verständlichen Ausdrucke der gelehrten Schulen angegeben werde. Denn der Gymnasialunterricht habe nicht bloss eingehende reiche Kenntnisse mitzutheilen, sondern solle auch die Fähigkeit wecken, diese Kenntnisse unmittelbar aus den ursprünglichen Quellen zu holen und abzuleiten. Eben daraus folgt die Wichtigkeit einer „umfangreichen und allseitig eingehenden Beschäftigung mit dem classischen Alterthum, welche von jeher für die Gymnasien gleichsam die starke Achse gewesen ist, um die sich der ganze Unterricht dreht," weshalb es ungefähr die Hälfte der Lehrstunden und zwei Drittel der häuslichen Thätigkeit der Schüler in Anspruch nehme. Die gelehrten Schulen haben mit den Realschulen dieselbe Uebung in der Darlegung gemein, verschieden darin von den deutschen Universitäten, auf denen diese praktische Seite des Unterrichts entschieden zurücktritt, und wiederum von den Realschulen dadurch, dass sie bei der Behandlung der meisten wichtigen Unterrichtsfächer auf die ursprünglichen Quellen zurückgreifen.

Die beiden letzten Vorträge beschäftigen sich mit dem Lateinischen als Mittelpunkte des Sprachunterrichts auf den Gymnasien; für viele der Berufsgenossen werden sie die anziehendsten, für Beseitigung mancher verbreiteten Irrthümer die wichtigsten sein. Der Verf. hebt 4 Punkte für die Bedeutung der lateinischen Sprache hervor: a) sie ist keine abgeleitete, sondern eine Ursprache („jetzt weiss man, dass das Sanskrit, das Persische, Deutsche, sowie das Lateinische und Griechische ebenbürtige Zweige eines grossen Sprachstammes sind"), aber sie überragt die beiden anderen Ursprachen, von denen hier allein noch die Rede sein könnte, das Griechische und Deutsche, weil sie der Schlüssel zu mehreren Hauptsprachen der gegenwärtigen

gebildeten Welt ist; b) sie ist ein lebendiger, wunderbar ähnlicher Abdruck des weltbeherrschenden mannhaften Römervolks, eine wahre Imperatorensprache: scharf und bestimmt in den Formen, knapp im Ausdruck, und in Rücksicht auf den Satzbau von einer auffallend genauen, streng abgemessenen, einfachen Regelrichtigkeit und Consequenz, und wenn sie für beschränkter gilt, weil die Zahl ihrer Wörter auf ungefähr 30,000, die der griechischen auf 90,000 geschätzt wird, so macht dieser geringere Reichthum an Wörtern eine ziemlich umfangreiche Kenntniss der Sprache gerade um so leichter möglich; c) sie kann zugleich eine reiche und bedeutende Literatur aufweisen, die in ihrer classischen Periode in Wahrheit eine Weltliteratur ist, welche die Anschauungen und die Erkenntniss der Griechen schon in sich aufgenommen hat, ohne deshalb den Geist des römischen Volkes zum Sclaven des griechischen Geistes zu machen; d) sie hat für das ganze Mittelalter, für die damalige Bildung unseres eigenen Volks und der anderen neuen Völker, ja als bevorzugte Sprache der Gelehrsamkeit selbst noch für die letztverflossenen Jahrhunderte eine solche Bedeutung gehabt, dass sie die Trägerin der gesammten Weltliteratur in einem Umfange geworden ist, wie nie eine andere Sprache bisher und wie schwerlich je wieder eine werden wird. Im Anschlusse hieran wird in dem letzten Vortrage der Unterricht im Lateinischen seit der Reformationszeit entwickelt, die Stellung für die Gegenwart befestigt, das Lateinsprechen vertheidigt, der Grad und die Art der Nachahmung im Lateinschreiben als eine Frage bezeichnet, die noch ihrer Erledigung harrt. — Wir bitten dringend, dass der theure Verf., der auf dieser Bahn sach- und zeitgemässer Erörterungen fortgefahren sein wird, dieselben nicht zu lange unveröffentlicht lassen wolle.

Zu den beiden Reden von H. Schmidt ist ausser dem oben Bemerkten wenig hinzuzufügen. Von Begeisterung getragen (man fühlt die edle Wärme der Seele, wenn er S. 7 von seinem Lieblinge Platon spricht), müssen sie begeisternd wirken. Man könnte sonst bei der ersten Rede erinnern, dass die Bewunderung, welche Horaz mit den Stoi-

kern verbindet, doch eine andere sei als die, von welcher Platon alles wahre Denken und Erkennen, alles Leben des Geistes ausgehen lässt. Es giebt ja eine leidenschaftliche Erregtheit im Gegensatze besonnener Erwägung; und wenn von den Wundern der Kindheit die Rede ist, so muss man auch daran denken, dass es im Gegensatze gegen alles Bewundern im Knabenalter einen Sinn und Standpunkt giebt, der Alles auf das Natürliche zurückzuführen bemüht ist. — In der zweiten Rede müssen unter andern auch die Mittheilungen aus den erhebend schönen Briefen von Schleiermacher's trefflicher Gattin einen wohlthuenden Eindruck auf die hörende wie lesende Jugend üben. — Eine Sammlung von Reden, wie sie hier und in den übrigen vorliegen, und aus der Literatur dieses Fachs nachgerade leicht gewonnen werden könnte, sollte in keiner Lesebibliothek für reifere Gymnasialschüler fehlen und zugleich recht oft in die Hände Einzelner als Prämien gebracht werden.

III.

Es liegen noch drei neue Erscheinungen auf diesem Felde vor, die eine Berücksichtigung zu fordern scheinen, nämlich:

1) Friedrich Kraner. Eine Auswahl aus seinen Schulreden nebst Nachrichten über sein Leben und Wirken herausgegeben von Friedr. Palm. Mit Portrait. Leipzig, B. Tauchnitz. 1864. X u. 206 S. gr. 8.
2) Sieben Schulreden pädagogischen Inhaltes. Für Freunde des Gymnasialwesens herausgegeben von K. A. J. Hoffmann, Director des Johann. in Lüneburg. Zweite Sammlung der Schulreden. Clausthal, Grosse. 1866. 86 S. 8.
3) Schulreden. Ein Beitrag zur Gymnasial-Pädagogik von Dr. Joh. Christoph v. Held, k. bayr. Schulrath und Studienrector. Zweite Sammlung. Bayreuth, Gran. 1866. VIII u. 347 S. 8.

Grade die Hälfte des ersten Buchs gibt uns eine anziehende, eben so warm als anschaulich geschriebene Biographie des trefflichen Schulmanns, für welche wir dem Verf. aufrichtig danken müssen. Wir haben es indesssn hier

zunächst nur mit dem zweiten Theile zu thun; es sind darin ausser 2 lateinischen Reden 7 deutsche, 1 bei der Säcularfeier Schillers und ein humoristischer Vortrag enthalten. Die Themata der sieben Schulreden sind: Wie feiert die Schule den Geburtstag des Königs zu wahrhaft sittlicher Erhebung ihrer Zöglinge? Ueber das Wesen der Gymnasialbildung. Die rechte Auffassung des wissenschaftlichen Berufs. *Nunquam deorsum.* Von dem Sinn und Geist, welcher den Studirenden beseelen soll. *Fortiter, fideliter, feliciter.* Abiturienten-Entlassungs- und Abschiedsrede bei Niederlegung des Zwickauer Directorats. Es geht ein edler, warmer Geist durch alle diese Reden, ein gesunder Sinn in der Betrachtung des Lebens und seiner Verhältnisse, eine richtige Würdigung der Gymnasialaufgabe. Es ist ihm vor allen Dingen um die freie und begeisterte Hingabe der Jugend an alles wissenschaftliche Lernen und Treiben zu thun. Darum weist er auf den Hauptirrthum in der Wahl des Berufs hin, auf die Betrachtung der Dinge nur nach ihrer äusseren Seite, ohne Erfassung derselben nach ihrer wahren Bedeutung und ihrem höheren Werthe. Die unmittelbare Folge davon ist, sagt er S. 138, die Betreibung der gewählten Wissenschaft ohne Weihe und Wärme, die kümmerliche Beschränkung auf das Nothdürftigste und Nächstliegende, mit einem Worte, die handwerksmässige Auffassung der Wissenschaft. Die sicherste Schutzwehr gegen diese Beschränktheit ist der Sinn, den eben eine ernste und gründliche Schulbildung vor allem zu geben bemüht ist: die Richtung des Geistes auf die höheren Güter des Lebens, welche nicht der Befriedigung des täglichen Bedürfnisses dienen. Es ist etwas Schönes um die Liebe und den Feuereifer, mit welchem die jugendlich frische Kraft und der aufgeweckte Sinn sich hingibt an die Wissenschaft und in sie sich vertieft, in ihr nur das Endziel seines Strebens sieht, ohne sie nur als Mittel zu äusseren Zwecken zu betrachten. Darum redet er auch die abgehenden Jünglinge S. 142 an: Der der Jugend so schön stehende Schwung, mit dem Sie ein selbstgewähltes Ziel auf freier Bahn verfolgen, wird Sie von allem Niedrigen und und Gemeinen fern halten, das so oft

die besten Blüten bricht und die schönsten Hoffnungen vernichtet. Erinnern Sie sich des Wortes des grössten Redners des Alterthums; *ἔστιν οὐδέποτε μέγα καὶ νεανικὸν φρόνημα λαβεῖν μικρὰ καὶ φαῦλα πράττοντας.* Hüten Sie sich vor dieser niedrigen Gesinnung, die jeden Aufschwung lähmt und auch die glänzendste Begabung in Schatten stellt. Bewahren Sie sich vielmehr den auf das Beste und Edelste gerichteten Sinn, ohne den in dem Leben der Völker eine wahre Blüte nicht denkbar ist, und auch das Leben des Einzelnen in Nichtigkeit und Alltäglichkeit verläuft und verkümmert. — Mit Hinweisung auf den Ausspruch Göthe's: „nicht das macht frei, dass wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, dass wir etwas verehren, das über uns ist", sagt er an einer anderen Stelle (S. 111): Selbst die Jugend, der nichts schlechter steht als das *nil admirari*, und nichts besser als warme unbefangene Hingebung an etwas, was seiner Natur nach Verehrung fordert, setzt diesem oft Gleichgültigkeit entgegen, weil sie den wahren Werth desselben noch nicht zu schätzen weiss, den anzulegenden Massstab nicht kennt und mit leichtem Sinn, was ausser ihrer Sphäre liegt und nicht in den nächsten Kreis ihrer Bestrebungen gehört, entweder unbeachtet lässt oder geringschätzt. Um so mehr müssen wir uns aufgefordert fühlen, sie frühzeitig mit Ehrfurcht zu erfüllen und die wahre Herzenswärme zu erwecken. Eine gleichgültige, der Ehrfurcht und Liebe bare Jugend ist eine widerliche Erscheinung.

Bei einer solchen Auffassung erscheint denn auch alles Thun der Schule und der Jugend in sittlichem Lichte; rüstige Arbeit und treuer Fleiss müssen überall im Vordergrunde stehen. Die Wissenschaft lebt nur in der Arbeit und durch die Arbeit: sie ist ihre Freude und ihr Lohn; in ihr liegt ihre Zukunft. So lange sie noch Aufgaben zu lösen findet, die ein allgemein menschliches Interesse in Anspruch nehmen, ist ihr Leben frisch und unzerstörbar. Die Arbeit ist auch für die Jugend die Verwirklichung des Worts, das über alle Menschen mit so ausnahmsloser Allgemeinheit ausgesprochen ist: Im Schweiss deines Angesichts sollst du dein Brod

essen. Diess ist die göttliche Bedeutung von der Bestimmung des Menschen, und diese ist Arbeit. Sie ist das grosse Element, in dem der Mensch frei und gesund athmet. Was uns vom Thiere unterscheidet, ist unsere Fähigkeit zu geistiger That, und an dieser finden wir unsere reinste und grösste Freude. Nur wenn wir in freier Liebe die Gaben die wir empfangen haben, ausgleichen mit der Kraft und Arbeit, die von uns verlangt wird, ist uns ein schönes, unverkürztes Ziel gewiss. Und wenn dann auch unsere Kraft zurückbleibt hinter der Sehnsucht, dem hohen Ziele nachzukommen, so können wir doch zu jeder Stunde gewiss sein, dass der grösste und reinste Segen auf unserer Treue ruht.

Ein solcher Lehrer kann nicht anders als bei allem Unterrichte das erziehende Element vorwalten lassen. Er erkennt den Fleiss mit Recht geradezu als den „Inbegriff aller Schulsittlichkeit" an. Die Sittlichkeit aber ist ihm Kern und Stern aller Jugendbildung, wie er S. 159 so schön sagt: Nur durch den Adel sittlicher Gesinnung werden Jünger der Wissenschaft Jünger der Weisheit, die ein Hauch der göttlichen Herrlichkeit ist. Und eben diese sittliche Seite aller Lern- und Denkarbeit erscheint ihm als das schönste Ziel. Die Nöthigung, beharrlich auszudauern, das Streben nach einer braven Bewährung ist von unendlich wichtigen Folgen für die Charakterbildung, während das willkürliche Herumschweifen, das weichliche Sichgehenlassen, die indifferente Halbheit der Charakterlosigkeit Vorschub leistet. Das reine Interesse an der Thätigkeit bewahrt vor allen sittlichen Verirrungen; die Schule kann daher am meisten für die Sittlichkeit sorgen, wenn sie den Wissenstrieb in den Schülern weckt und nährt. Der wahrhaft sittliche Fleiss ist der Privatfleiss, der keines Zwanges bedarf und über alles Offizielle hinausgeht.

Nicht ohne wohlthätige Wirkung auf die Jugend muss das sein, was er an verschiedenen Stellen über die Freiheit sagt, S. 148 f.: Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben, und nur die Wahrheit macht frei. Frei ist nur der, der sich losmacht von den Banden des kleinlichen Ich mit allen seinen Schwächen, seinen

verkehrten Gewöhnungen, seinen unwürdigen Begierden und Leidenschaften, krankhaften und schwächlichen Neigungen, die alle Thatkraft ersticken und jede frische Erhebung des Geistes zurückhalten. Frei ist nur der, welcher Kraft genug besitzt, sich selbst Gesetze zu geben und Beschränkungen aufzuerlegen, der Eins mit sich selbst ist und klar über seine Pflichten, der aus eigenem Antrieb Alles von sich thut, was ihm in der Erfüllung derselben hinderlich in den Weg tritt. Es gibt aber nur Eins, was die Freiheit und Einheit des Lebens, die Einheit des ganzen Menschen bewirkt, das nämlich, dass er mit Verzichtleistung auf den eigenen Willen sich ganz und gar unter den Willen Gottes begibt. Diese Freiheit bewahrt auch die sittliche Kraft, die Reinheit und Unschuld der Seele, die der schöne Vorzug der Jugend sein soll. Dadurch wird die Kunst gelernt, jung zu bleiben, eine Kunst, die unsere Jugend so oft nicht versteht. Das ganze Geheimniss, seine Jugend zu verlängern, besteht darin, sie nicht zu verkürzen. Darum wird Kraner auch nicht müde, auf den idealen Sinn und die geistige Freiheit zu dringen und die Jugend kräftig dazu anzufeuern. Es ist eine traurige Thatsache, sagt er, dass durch dieses unjugendliche, unfreie und handwerksmässige Hingeben an die beschränkte Fachbildung unendlich viel tüchtige Kraft zu Grunde geht und dass durch diese kümmerliche Auffassung des Studiums „eine Jugend heranwächst und aus ihr ein Beamtenstand von geistig Heimatlosen, von Proletariern der Bildung, die nicht blos nicht im Stande sind, in ihren Kreisen Bildungskeime auszustreuen und zu pflegen, sondern auch die Versuchung in sich tragen, der ernsten, soliden Bildung sich zu opponiren."

Wir können nicht alles hervorheben, was so wahr und lebendig in diesen Reden nach den verschiedensten Seiten hin ausgeführt worden ist: sonst würden wir besonders gern noch bei dem verweilen, was S. 127 f. über die Bildung durch das classische Alterthum und über die Verschmelzung des christlichen, classischen und nationalen Elements der Bildung gesagt ist.

Ganz anders ist der Charakter der von Hoffmann gehaltenen Schulreden, wenn wir auch in gleichem Masse für die reiche Belehrung und erfrischende Darstellung dankbar sein müssen. Man möchte sagen, sie berücksichtigen den Kreis der Schüler, die Kraner vorzugsweise im Auge hat, so gut wie gar nicht, sondern sind für Freunde des Schulwesens gehalten; und doch ist fast in jeder dieser Reden etwas, was wir sonderlich von den Schülern beherzigt, ja zum Theil eingeprägt und gelernt zu sehen wünschten. Sie bieten einen vortrefflichen Beitrag zur Gymnasialpädagogik insbesondere nach der apologetischen Seite hin, in welcher Beziehung ja noch immer das beste Theil unserer Lehrthätigkeit gegen Misverständniss und Verkennung geschützt werden muss. Sie beziehen sich diess Mal ausschliesslich auf den griechischen und den deutschen Unterricht, zwei handeln nämlich von der Bedeutung des griechischen Unterrichts und von der Gliederung der griechischen Lectüre, die andern fünf vom deutschen Unterricht, und zwar eine von den verschiedenen Theilen des deutschen Unterrichts, eine von der deutschen Grammatik als Lehrgegenstand der Gymnasien, eine von der Stellung des Altdeutschen im Gymnasialunterricht, zwei beziehen sich auf den deutschen Aufsatz oder erörtern die Frage, was die Schule thun könne, einmal, um den Schüler eines guten Ausdrucks in der Muttersprache mächtig zu machen, fürs andere, um ihn zu befähigen, einen Gegenstand über den er schreiben will, richtig anzugreifen.

Hier ist gar Vieles, was wir bald den Lehrern, bald den Schülern auf das dringendste empfehlen möchten, es sind treffliche Wahrheiten und lebendige Schilderungen in präciser, abgerundeter Form. Dahin ist vornehmlich das zu rechnen, was über den Unterschied der griechischen und römischen Sprache S. 4, über den Reichthum, die Tiefe und vor allen die Schönheit der griechischen Literatur S. 9, über die Schicksale der deutschen Schriftsprache S. 30, zur Empfehlung der Rhetorik S. 55 f., über den Werth der Uebersetzungen und ihren Einfluss auf die Sprache S. 60 und so manches andere mehr gesagt ist. Interessant ist die treffende Randglosse zu dem Ausspruche Ludwigs XIV., dass

die Griechen grosse Schriftsteller gehabt, aber kleine Thaten ausgeführt hätten, S. 11 f., das lebendige Bild vom Rückzuge Xenophons S. 17, die Aufhellung der vom Thukydides gegebenen Charakteristik durch einige treffende historische Parallelen S. 22, die Zeichnung der deutschen Sprache Luthers S. 31 f., die Bemerkungen zur Geschichte unserer älteren Literatur S. 77 f., die etymologischen Andeutungen S. 79 f. u. a. Es kann mehreres hier gegebene zum Theil auch noch zur Ergänzung des vielen Trefflichen dienen, was wir dafür in neuester Zeit in den verschiedenen Gymnasialpädagogiken bekommen haben, deren Werth in der That nicht gering anzuschlagen ist. Einzelnes werden auch manche Lehrer gern zum Frommen ihrer Schüler zu verwenden bemüht sein.

Für die Auswahl der Schriftsteller ist namentlich im Griechischen und im Deutschen einiges angedeutet worden, was vielleicht nicht auf allgemeine Zustimmung unbedingt rechnen kann. Für das Deutsche, wenigstens für die Einführung der Nibelungen und Gudrun in die Secunda, wird wohl weniger Widerspruch zu erheben sein. Aber im Griechischen dürfte die Bestimmung der Odyssee für die Tertia und der Ilias für die Secunda eine zu weit gehende Forderung sein; es dürfte genügen, wenn jene in der zweiten und diese in der ersten Classe zu Ende geführt werden, nur dass beide von allen Schülern wirklich ganz gelesen werden. Wenn neben Plutarchs *vitae* Herodot als ununterbrochene Lectüre gefordert und wiederholt (S. 19 u. 70) die Lesung von Xenophons Memorabilien empfohlen wird, so werden doch manche abweichender Ansicht sein. Die in solcher Beziehung hervortretenden Divergenzen anerkannter Meister zeigen, von welchem Werthe eine gründliche Prüfung des Kanons der Schullectüre sein würde. — Und sollen wir hierzu noch eine Bemerkung hinzufügen, so scheint uns die Zeichnung des Sophocles S. 21 weniger gelungen als die mancher anderen, ausserdem die Bedeutung des Platon für die Schule nicht genügend gewürdigt zu sein.

Wenn S. 4 die freilich etwas limitirte Aeusserung gethan wird, dass Sprachen nicht um ihrer selbst willen zu erlernen seien, und S. 81 hinzugefügt wird, dass dieses

vielmehr um der Literatur willen geschehen müsse, so bedauren wir doch, dass damit die ausserordentliche Wichtigkeit und Bildungskraft der Sprache als solcher nicht zu ihrem Rechte kommt, und dass den Zuhörern, und nunmehr auch den Lesern, nicht genug zum Bewustsein gebracht wird, welch ausserordentlicher Gewinn für die Weckung und Belebung fast aller geistigen Kräfte in diesem steten Verkehre mit fremden Sprachen (und je fremder und ferner dieselben stehen, desto mehr) der Jugend bereitet ist. Wir meinen nicht, dass das damit hat geleugnet werden sollen, aber eine ausdrückliche und weiter geführte Hervorhebung dieser Seite würde in unseren Augen sehr wirksam gewesen sein.

Vielleicht würden wir uns bei näherer Erörterung auch in der Beurtheilung des grammatischen Unterrichts im Deutschen nach den hier gegebenen Grundzügen in etwas von dem Verf. entfernen. Doch gilt seine Apologie desselben eigentlich nur der historischen Seite dieses Unterrichts (S. 45 ff.), die ja allerdings unleugbar ihre Berechtigung und ihren Nutzen hat, zumal wenn man sie in der rechten Beschränkung gibt, die doch eigentlich auch hier verlangt wird, und wenn man die S. 83 dafür empfohlene regressive Methode anwendet, die also von dem Gegebenen und Unmittelbaren allmählich weiter auf die Quellen zurückgeht. Die vergleichende Methode dagegen kann eben so gut schon bei den alten Sprachen angewendet werden, und wird dafür auch in allen geeigneten Fällen nicht ausbleiben. Auch bei seiner Empfehlung der noch immer von vielen Seiten scheel angesehenen Rhetorik beobachtet der Verf. eine sehr verständige Mässigung; auch konnte er hierüber kürzer sein, da eine werthvolle Leistung für diesen Zweig von ihm vorliegt, für die gewiss jeder erfahrene Schulmann dankbar ist. Eine Zweckbestimmung würden wir dabei zunächst gar nicht ins Auge fassen und daher auch nicht sagen: der Schüler solle auf der Schule nicht zum Redner ausgebildet, also ihm auch keine Anleitung zur Beredsamkeit gegeben werden; es reiche die Befähigung zu dem was man Discussion nenne hin. Auf die Verschiedenheit der Stilgattungen und die richtigen Anforderungen an dieselben ist der Schüler gewiss hinzuleiten,

und wir hätten es darum gern gesehen, wenn der mit diesem Unterrichtszweige so vertraute Schulmann — ausser den interessanten Bemerkungen über den geschnittenen und den abgerundeten Stil — sich noch weiter über diesen, in der That eben so wenig leichten als unbedeutenden Gegenstand ausgesprochen hätte.

Viel umfangreicher, aber auch viel mannigfaltiger in ihrem Inhalte ist die zweite Sammlung der von dem ehrwürdigen baierschen Schulmanne gehaltenen Reden. Wir haben die erste Sammlung in der „Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen" (1853 S. 772—75) besprochen und damals den Wunsch geäussert, es möge dem trefflichen Manne die Freude gegönnt sein, beim 200jährigen Jubiläum des Bayreuther Gymnasiums die Jubelrede zu halten: sie ist die letzte in gegenwärtiger Sammlung, und unser Wunsch ist somit übertroffen worden, indem wir noch einmal mit derselben begeisterten Freude dem Gange seiner Schulreden haben folgen dürfen, von der wir bei Lesung und Beurtheilung der ersten Sammlung unumwundenes Zeugniss abgelegt haben. Wir wollen uns bemühen, etwas von dem reichen Inhalte kundzugeben, der in diesen 21 Reden (zu denen noch eine kleine nachträgliche Mittheilung über Jean Paul kommt) vorliegt; sie sind in dem Zeitraume von 1845 bis 1864 gehalten worden. Ihr Bereich erstreckt sich auf die verschiedensten Fragen der Erziehung und des Unterrichts, des Gymnasial- und des Schulwesens überhaupt, gibt geschichtliche Bilder aus den Zuständen des früheren Unterrichtswesens und den hervorragenden Puncten der Cultur-, namentlich Literaturgeschichte. Zehn dieser Reden behandeln den Unterricht im Gesange und in der Musik, den sittlichen Geist des Lernens, die Schule gegenüber den politischen Bewegungen, den Lehrerberuf, die christlichen Gymnasien, den Anstand, den Einfluss des Orts auf Charakter und Gedeihen eines Gymnasiums, geben Blicke in die Zeit vor und nach der Schule, in die ersten Schuljahre und ein Lob der Aufmerksamkeit; sechs andere gehören der Schulverwaltung an, enthalten Bitten an die Eltern der der Schule anvertrauten Jugend, besprechen die neue Schulordnung und spezielle Anordnungen in Betreff des Schul-

wesens, geben Urtheile über Gewerbschule und Gymnasium, feiern den Schluss des Jahres und das Jubiläum des Gymnasiums; fünf andere endlich sind dem Andenken Pestalozzi's, Göthe's, Schiller's (zwei) und Jean Paul's gewidmet. Dieser Rahmen umspannt ein so reichhaltiges Gemälde, dass dessen Fülle und Mannigfaltigkeit sich aus einer blossen äusserlichen Aufzählung nicht entfernt ahnen lässt. Wir wollen wenigstens Einiges daraus näher hervorzuheben uns bemühen.

Das Wesen der Musik und ihr Nutzen für die Schule wird in der ersten Rede schön geschildert, ebensowohl geschichtlich am Alterthum nachgewiesen, als ihr Einfluss in der Gegenwart dargelegt. In dem lebendigen Bilde Pestalozzi's tritt allerdings die Schilderung der einen Hauptschrift des ehrwürdigen Mannes, nämlich Lienhards und Gertruds, hauptsächlich hervor, aber diese auch mit fesselnder Gründlichkeit und im lehrreichen Zusammenhange mit allen Aufgaben der Schule, den höheren wie den niederen. Die dritte Rede behandelt die erziehende Seite des Unterrichts und verlangt, dass das Leben sein vollständiges Ab- oder Vorbild in der Schule finde. Wenn der Mann sittlich handelt in der treuen Hingebung an ein Höheres, Allgemeineres, es sei nun die Wahrheit wissenschaftlicher Erkenntniss, oder die gesetzliche Freiheit der Staatsbürger, oder die Reinheit des religiösen Glaubens und der kirchlichen Lehre, oder überhaupt irgend ein Theil und Stück dessen, was die geistige oder leibliche Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft in grösserem oder kleinerem Kreise ausmacht: so muss dem jugendlichen Geiste, der zur edleren Menschlichkeit, zur Freiheit und Stärke eines sittlichen Handelns erzogen werden soll, Ehrfurcht innewohnen vor denjenigen Gegenständen, mit welchen die Schule den Kreis seines Lernens und seiner Uebungen ausfüllt, die aber nur fliessen kann aus der gläubigen Ueberzeugung, dass diese Gegenstände einen hohen, unvergänglichen Werth an sich selbst haben, um dessen willen sie ein theures Erbtheil sind, welches von früheren Geschlechtern auf das jetzige vererbt worden ist und welches von dem jetzigen Geschlecht auf das nachkommende vererbt werden muss, wenn nicht eine Veruntreuung an hochwerthen

Gütern, ein geistiger Raub an den späteren Geschlechtern verschuldet werden soll. Trefflich hebt er dabei die Wahrhaftigkeit und den Fleiss als die rechten Hebel des sittlichen Lebens der Jugend hervor. „Die Trägheit ist ein schleichend Gift, welches, wenn es einmal an Einer wunden Stelle eingedrungen ist, allmählich den ganzen Organismus durchzieht und tödtet." Er bespricht mit freimüthiger Hervorhebung der sittlichen Gefahren und der schwierigen Gegenwirkungen gewissenhafter Lehrer das nach gesetzlicher Vorschrift in den dortigen Gymnasien eingeführte „Lociren", wodurch nach der Anzahl der in den zahlreichen Probearbeiten aus allen Unterrichtsfächern gemachten Fehler eine Rangordnung sämmtlicher Schüler einer jeden Classe festgestellt und aus diesen einzelnen Rangordnungen am Schlusse des Jahrs eine allgemeine Rangordnung sowohl für jedes einzelne Fach als für alle Fächer zusammengenommen berechnet wird, um in dem gedruckten Jahresbericht öffentlich bekannt gemacht zu werden. Er lässt unter den unterscheidenden Charakterzügen unseres Zeitalters das unruhige Streben nach Beschleunigung in allen Dingen, die schlimmen Erfahrungen von den Folgen eines zu stark gestachelten Ehrgeizes, die Unvernunft mancher Väter nicht unberührt, weil es ihn um der Wahrheit willen drängt, die Schäden der Zeit und des Lebens nicht zu verschweigen. Er hat auch an anderen Stellen sein freimüthiges Urtheil, sei es über Mängel der Schulverwaltung, wie in der vergleichenden Betrachtung des Gymnasiums und der Gewerbschule (S. 99), sei es in der Abweisung übertriebener Forderungen an die Schule und verkehrter Vorstellungen von ihr (S. 111), nicht zurückgehalten. Er ehrt die Freiheit, aber er kann die wahre nur in der sittlichen Freiheit erkennen, und sagt darum so schön in dieser Beziehung (S. 68): Wenn die Jugend gewonnen wird für Liebe und Treue gegen die Wahrheit und frei gemacht von der schimpflichen Sclaverei der Lüge; wenn sie gewöhnt wird an Fleiss und ernste Arbeitsamkeit, damit sie frei werde von der Sclaverei des Müssiggangs und der Neigung zu Spiel und Tändelei; wenn sie erfüllt wird mit Hochachtung vor Allem, was gross und edel ist im Gebiete geistiger und

sittlicher Bildung, damit sie nicht falle in die Sclaverei der Gemeinheit und Lasterhaftigkeit; wenn sie geübt wird in Mässigkeit und Enthaltsamkeit, damit sie bewahrt werde vor der Sclaverei der Genusssucht; wenn sie angehalten wird zu unverbrüchlichem Gehorsam gegen die Gesetze und zu williger Achtung und Wahrung alles dessen, was die allgemeine Ordnung und die allgemeine Wohlfahrt erheischt, damit sie frei bleibe von der Sclaverei der Zügellosigkeit und der Selbstsucht; wenn so die Jugend erzogen wird zur wahren, zur sittlichen Freiheit, dann ist Bürgschaft gegeben, dass sie einst auch die bürgerliche Freiheit nicht misverstehen, dass sie wohlbefähigt und wohlgeschirmt in diejenigen Kreise eintreten wird, wo diese bürgerliche Freiheit genossen und gebraucht werden soll.

Ich wollte, alle Eltern könnten die vortreffliche siebente Rede lesen, mit der er sich eigens an sie wendet; es ist ungemein viele heilsame Belehrung darin und dabei eine edle gemüthliche Wärme, die von der Klage zur Freude sich zu erheben weiss. Aber es ist noch so viel schönes mehr, was wir in weiten Kreisen beherzigt sehen möchten, und was wir hier nicht einmal andeutungsweise alles zusammenfassen können. Wir wissen nicht, ob wir mehr auf einzelne treffliche Stellen hinweisen sollen, wenn er unter anderem so schön die Gottesfurcht als die Wurzel alles sittlichen Thuns (S. 144. 241) schildert, oder den guten Lehrer als einen wahrhaften Mann bezeichnet (S. 160), oder wenn er umfassendere Darlegungen apologetischer oder paränetischer Richtung gibt. Alle seine Reden sind zwar von dem Hauche christlichen Wesens als einer unerlässlichen Bedingung für das Gedeihen der Lehrthätigkeit in unseren Schulen durchzogen, aber ganz besonders schön und geflissentlich entwickelt diess die achte Rede. Da wird die christliche Aufgabe der Gymnasien auch dem classischen Heidenthume gegenüber richtig, und für solchen Zweck entschieden genügend, bezeichnet, wenn man auch sachlich darin vielleicht noch einen Schritt weiter gehen kann. Seine Anschauung ist frei und gesund: er macht dem Christenthume keine falschen Concessionen durch frömmelnde Herabsetzung

des edel Menschlichen. Was erst kürzlich an frequentem Orte, sagt er (S. 129), gegen den falschen Humanismus der Gymnasial-Professoren vorgebracht worden ist, dass er an Ovids Schlüpfrigkeiten lateinische Grammatik docire, dass er ein gottloses Heidenthum predige, dessen Bibel der Bröder und Buttmann, dessen Poesie die Liebesabenteuer des Jupiter und Hercules seien, dass er angehende Bureaukraten an die Cicero-Studien halte zum Frommen der Canzleiphrase, dass hinwiederum, wenn man manchen heissblutigen Republicaner fragte, woher seine Demokratie datire, er mit gutem Gewissen auf den Bröder und Buttmann als erste Quelle hinweisen könne, — das sind freilich colossale Lügen und Verleumdungen. — Er will das reine Gut der schönsten menschlichen Geisteserzeugnisse gewahrt wissen ohne Schaden für das höhere Gut der unsterblichen Seele. Die Vorzüge, welche sie besitzen — heisst es S. 132 — als Erzeugnisse des dichtenden und denkenden menschlichen Geistes, als Werke menschlicher Rede und Schrift, als treue Spiegel vorübergegangener merkwürdiger und bildungsreicher Zeiten, als Ausdruck moralischer Zustände und nicht selten einer grossen moralischen Kräftigkeit und Tüchtigkeit, — diese Vorzüge soll die Jugend kennen und achten lernen, an ihnen soll sie sich für alles das, was durch Mittel solcher Art erreichbar ist, üben und stärken. Aber freilich muss die Jugend zugleich auch erfahren und wissen, dass das Heil der unsterblichen Seele nicht an dem Besitze jener Vorzüge, noch an ihrer Erkenntniss liegt, dass, wenn es sich um die Erwerbung der ewigen Seligkeit handelt, vor dem Einen Worte von dem ins Fleisch gebornen Sohne Gottes und von dem gekreuzigten Erlöser alle jene heidnische Herrlichkeit verfliegt wie Spreu im Winde. — Wir verweilen gern bei dem Bilde eines Lehrers (S. 135 f.), der sich seines Christenthums nicht schämt, sondern freudig zu demselben bekennt, der all sein Lehren, sein Gegenstand sei welcher auch immer, stets dem Evangelium unterordnet, der, ohne viel davon zu reden und mit äusserlichem Frommthun zu prunken, sich angelegen sein lässt, seine eigene Liebe zu Christo auch in die Herzen seiner Schüler zu pflanzen, der

ein Mann nach dem Herzen Gottes, ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn, durch seine christliche Tugend die ganze Schule nach sich zieht und mit dem Geiste der evangelischen Friedensbotschaft erfüllt. — Man vergleiche hiemit, was er anderswo von der Schwere des Lehrerberufs (S. 273) und von dem Glücke des Lehrerlebens (S. 323 f.) sagt, so wird man durch dieses harmonisch sich abrundende Gemälde innerlich erquickt und gehoben sein.

Wir sind nicht gemeint, den Reichthum des hier Dargebotenen auch bei einer noch ausführlicheren Darstellung zu erschöpfen; es mag genügen, auf einzelnes hinzuweisen, um desto mehr zur Benutzung des Ganzen anzulocken. Bei einem so erfahrungsreichen Schulmanne können vergleichende Blicke in die Gegenwart und Vergangenheit alles Unterrichtswesens nicht ausbleiben. Das geschieht theils im allgemeinen (S. 96 ff. S. 244 ff. S. 334 f.), theils in Beziehung auf einzelnes, z. B. auf den Werth der Gelehrsamkeit S. 189 f., den deutschen Unterricht u. a. S. 336 f. Auch speziell baiersche Einrichtungen werden besprochen und dabei manche Erwägungen vorgeführt, die auch für andere Kreise lehrreich sind. Wir achten die freimüthige Sprache, womit S. 275 ff. die Gewerbschule gegen offizielle Vorwürfe geschützt wird, wie die von dem Redner gegebene Vertheidigung der Absolutorialprüfungen nach der baierschen Verordnung von 1854, wenn wir sie auch unseres Theils doch vielleicht nicht in allem unterschreiben würden. Wir achten sehr das Bestreben, die Prädicate nicht durch den Missbrauch ihrer Bedeutungen zu eben so vielen Lügen zu machen, und freuen uns der Fingerzeige, wie an sich bedenkliche Massnahmen durch umsichtige praktische Verwendung vor nahe liegenden Nachtheilen bewahrt werden können. Das in der Verordnung ausgesprochene christlich-humanistische Prinzip ist übrigens in unseren Augen ein dualistisches.

Schiller und Göthe sind ein paar Lebens- und Geistesmächte geworden, deren grossartiger Einwirkung die deutschen Lehranstalten sich nicht mehr entziehen können. Es ist daher nicht blos natürlich, sondern auch erfreulich, wenn diese auch in einer Sammlung solcher Schulreden einen her-

vorragenden Platz gewonnen haben. Das deutsche Element in Göthe, die merkwürdige und reiche Zeit, in der er lebte, seine Ansichten über Erziehung, wie sie in Wilh. Meisters Wanderjahren vorliegen, und werthvolle einzelne Aussprüche des grossen Dichters finden hier ihre angemessene Berücksichtigung und Verwerthung. Schillers Verdienst wird in einer durchaus eigenthümlichen Weise gefasst, die um so willkommner erscheint, als sie aus des Redners eigener Lebenserfahrung geschöpft ist; nicht blos das Lied von der Glocke wird auf eine anziehende Art erläutert (S. 247 ff.), sondern es werden hier auch wichtige, an sich werthvolle Beiträge zur Charakteristik dieses Lieblingsdichters unserer Jugend gegeben. Man wird auch hieran dessen wieder inne, dass von den Geistesfactoren unserer ganzen Gymnasialbildung, Christenthum, classischem Alterthum und nationaler Bildung, in diesem reichen Zeugnisse aus derselben kein Stück fehlt oder irgendwie hinter dem anderen zurücksteht.

---

6. Der Religionsunterricht im Gymnasium.

I.

1) Drei Schulreden und ein Fragment, betreffend das Christenthum in den Gymnasien. Von Adolf Giesebrecht, k. Provinzialschulrath zu Königsberg u. s. w. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1854. 42 S. 8.
2) Das christliche Gymnasium. Von C. Niese, geistlichem Inspector in Pforta. Naumburg, in Comm. bei J. Domrich. 1855. IV. 128 S. 8.
3) Ueber den Unterricht in der Religionslehre auf evangelischen Gymnasien. Ein Gutachten von K. W. Bouterwek, Director und Religionslehrer am Gymn. in Elberfeld. Gütersloh 1855. 66 S. 8.
4) Ueber die Methode und Stufenfolge des Religions-Unterrichts auf Gymnasien. Von Th. Hansen, Candidat der Theologie und Privatlehrer. Gotha, J. A. Perthes 1855. VIII. 108 S. 8.

Das fortwährende Erscheinen neuer Schriften über den Religionsunterricht in Gymnasien ist ein deutlicher Beweis, dass hier unaufgehellte Puncte oder wichtige Beziehungen zur Praxis sind, die noch immer ihre volle Verwirklichung

nicht gefunden haben. Und in der That ist ja das Verhältniss zwischen Gymnasium und Kirche, ursprünglich ein so einfach geregeltes und natürliches, dann aber im Laufe der Jahrhunderte und insbesondere während einer glaubensleeren Zeit ein so verschobenes und unrichtiges geworden, in der Gegenwart noch lange nicht wieder in den normalen Zustand eingesesetzt, zumal bei der grossen Verschiedenheit, in der sich nach allen localen und persönlichen Umständen beide gegen einander an verschiedenen Orten befinden. Ja, in der Grundauffassung dieses Verhältnisses und in der richtigen Entwicklung und Erörterung des Wesens beider muss noch ein Fehler stecken, den uns zunächst nur die diametrale Verschiedenheit ahnen lässt, in welcher sich diese Auffassung kundgiebt.

Um so lieber beginnen wir mit der zuerst genannten Schrift eines seitdem bereits verstorbenen Gelehrten und vieljährigen Schulmannes, indem dieselbe nicht blos aus einer desfallsigen Controverse hervorgegangen ist, sondern auch in ihren mehreren Theilen dasjenige fundamental erörtert, was in den übrigen Schriften nach zwei verschiedenen Seiten hin ausführlicher zur Sprache gebracht worden ist. Das den anderen drei Reden vorausgesandte kurze Fragment construirt das Gymnasium nach allen seinen wesentlichen Bildungs-Bestandtheilen, und zwar so, dass das Gymnasium als eine christliche Lehranstalt erkannt wird, deren Zweck es ist, christliche Erkenntniss in ihren Schülern zu pflanzen, nicht allein und ausschliesslich Erkenntniss der christlichen Lehre von Glauben und Leben, sondern überhaupt eigenthümlich christliche, von dem Glauben an Christum ausgehende, von ihm durchdrungene Erkenntniss alles dessen, was von Schülern erkannt werden soll. Die dann folgende eigentliche Rede feiert das Wiedererwachen eines höheren Lebens in der evangelischen Kirche und stellt die unabweisliche Frage auf: welche Forderung dieses neu erwachende Leben an die evang. Gymnasien stelle. Die Antwort auf diese Frage kann keine andere sein, als dass sich diese Schulen mit ihren Bestrebungen mehr und mehr evangelisch gestalten müssen, und

das sowohl in Beziehung auf den Unterricht, wie auf das Leben und die Zucht. Für das Leben innerhalb der Schule wird das jetzt wohl ziemlich allgemein anerkannte, wenn auch verschieden modificirte Verlangen gestellt, dass tägliches Gebet den Weg zu dem Leben aus Gott eröffne, dass jeder etwanigen Schulfeierlichkeit die Weihe von oben wesentlich, dass die Anhörung des göttlichen Wortes durch die Schüler gesichert sei, dass im gemeinschaftlichen Hinantreten zum Tische des Herrn sich zu der tiefsten Gemeinschaft mit ihm auch die innigste Verbindung zwischen Lehrern und Schülern, wie jedes Theiles unter sich, zu bilden und immer zu erneuen vermöge. Auch in dem, was über das Verhältniss von Gesetz und Evangelium in der Handhabung der Zucht gesagt wird, können wir ihm vollkommen beistimmen; aber damit ist allerdings die Forderung noch nicht erfüllt; es müssen auch alle einzelnen Gegenstände des Wissens in ihrem tiefen und wesentlichen Zusammenhange mit dem christlichen Glauben, als ihrer beherrschenden Mitte, an den Geist des Lehrlings der Wissenschaft gebracht werden. Natürlich kann das nicht in jedem Augenblicke und an jedem einzelnen Stoffe geschehen; genug, wenn nur dahin gewirkt wird, dass der Schüler mit zunehmender Geistesreife mehr und mehr dahin gelange, selbst und frei seinen Glauben in seinem Wissen wiederzufinden. Aber noch näher tritt der Verf. in eine der wichtigsten Controversen der Gegenwart hinein, wenn er behauptet, dass es kein unbedingt heidnisches Wissen, keine unverbesserlich heidnische Kunst gebe, sondern, wie die Erde mit allen ihren Kräften des Herrn ist, so auch den menschlichen Geist mit allen seinen Kräften und Bestrebungen der Geist Gottes sich zum Tempel ersehen hat, in welchem er sein schönstes Werk aufschlage. Wenn Ref. diesen Satz, vorzugsweise in seinem affirmativen Theile, gern zu unterschreiben bereit ist: so kann er dieses doch in Bezug auf die antike Literatur und Bildung nicht blos nach der formalen Seite hin gelten lassen. Man kann es zwar, wenigstens in einem gewissen Masse zugeben, dass der sinnliche, nach aussen gewendete, sich selbst vertrauende

Geist, der mit allen seinen Irrthümern und Sünden, wie mit allen seinen Schönheiten in den Geistesdenkmälern des classischen Alterthums lebt, seit dem Leben der grosse Inhalt des Christenthums gegeben ward, nur als in die Form gebannt erscheinen könne; und gewiss hat der Verf. weiter Recht, dass es kein Zufall ist, dass, von griechischem und römischem Sinn durchzogen, alle Wissenschaft und Kunst auf uns übertragen ward; dass auch die wissenschaftliche Gestaltung der christlichen Lehre die That des griechischen Geistes, und zwar die ist, nach deren Vollbringung er, als sein Tagewerk geschlossen und ein Mächtigerer über die Welt gekommen war, sich zur Ruhe gelegt hat; dass es derselbe Römerberuf war, der einst jenen weltbeherrschenden Staat ordnete und dann der christlichen Kirche die streng geschlossene Form gab, in welcher sie ihr Gebot durch die Welt trug. Wir glauben allerdings aber noch einen Schritt weiter gehen und eine substantielle Beziehung zwischen dem Alterthume, dem classischen vornemlich, und dem Christenthume annehmen zu müssen, also eine Beziehung, die nicht auf die Form sich beschränkt, sondern irgendwie den Inhalt mit erfasst. Denn wenn wir uns nicht sehr irren, giebt es überhaupt in der gegenwärtigen Zeit eine dreifache Richtung in dieser Beziehung. Die Einen lassen nur die formale Seite des classischen Alterthums gelten und übersehen oder verwerfen die materielle oder inhaltliche Seite desselben. Die Anderen lassen allerdings die letztere vorantreten, aber um sie einfach zu richten und zu verurtheilen. Noch Andere — und diesen schliessen wir uns an — nehmen beide zusammen, um sie in ihrer propädeutischen und präparativen Geltung nicht nur, sondern auch in ihrer theils richtenden, theils verklärenden Ueberwältigung durch das Evangelium zu erfassen. Wir glauben, dass jener Unterschied mit der gesammten Auffassung des Verf.'s eng zusammenhängt, der wir auch in der nächsten Rede wieder begegnen, welche, auszugsweise in einer Zeitschrift früher mitgetheilt, Gegenstand einer Anfechtung in der Evang. Kirchenzeitung und eben dadurch wieder Veranlassung zur Herausgabe des ganzen Büchleins geworden ist. Es handelt sich

hier um Feststellung desjenigen, was der eigentliche Mittelpunkt alles Gymnasialunterrichts ist. Nachdem nämlich diese Forderung in Bezug auf die s. g. exacten, insbesondere die Naturwissenschaften zurückgewiesen worden ist, erklärt sich der Verf. hinsichtlich des Religionsunterrichts S. 25 etwa folgendermassen: Andere wollen den christlichen R.-U. in diese beherrschende Mitte gestellt wissen. Sicherlich, dass das Leben der Schule von hier aus geleitet und durchhaucht werde, das ist wesentlich und hochnothwendig zu erstreben; doch hier handelt es sich um die Erkenntniss. Man könnte die Lehrgegenstände im Gymnasium allerdings so ordnen, dass sie, wie Zweige aus dem Stamme, sich aus diesem besonderten; aber bei der gegenwärtigen, in der ganzen Zeitrichtung liegenden Abtrennung dieses Gegenstandes von den übrigen Objecten, wird zuvor im Bewusstsein unseres Volkes jene Abtrennung des Wissens von dem Glauben, die seit etwa 200 Jahren eingeleitet und zu stets weiterem Risse geführt ward, wieder aufgehoben und die Erkenntniss des geoffenbarten Gottes von der Philosophie selbst als die Mitte alles Erkennens gefasst sein müssen, ehe der R.-U. im Gymnasium die angedeutete Stellung bekommen kann. Geschähe diess jetzt, so würde der Vorwurf der Absichtlichkeit und Unwahrheit daran haften; vielmehr wird es für jetzt die unerlässliche Aufgabe des Lehrers sein, persönlich diesem Gegenstande diejenige Anerkennung bei seinen Schülern zu sichern, die ihm dereinst auch äusserlich wird wiedergegeben werden können.

Es liegt hier ein unverkennbares Missverhältniss zum Grunde, welches zu überwinden der Verf. nicht im Stande gewesen ist. Er sieht die Conflicte sich zusammendrängen, ohne dass er wenigstens jetzt und vorläufig eine Lösung zu erkennen oder zu bereiten vermag. Es ist ein Widerspruch zwischen der Idee und der Verwirklichung, ohne dass auch nur ein Versuch gemacht wird, denselben annäherungsweise zu heben. Denn wenn auch die Schwierigkeit mit Recht in der Zeit und der literarischen oder wissenschaftlichen Richtung derselben gesucht wird: so darf doch nicht vergessen werden, dass diese nicht einseitig und ausschliesslich zu

wirken hat, dass vielmehr in der gesammten höheren öffentlichen Erziehung, wenn sie anders eine wahrhaft frische und gesunde ist, eine Macht enthalten ist, die in einem wenn auch noch so unscheinbaren Masse einerseits auf das gesammte Volksbewusstsein, andrerseits selbst auf die literarischen Richtungen einzuwirken fähig ist. Der Verf. nähert sich auch noch von einer anderen Seite her dem eigentlichen Brennpunkte dieser Frage. Inmitten der Untersuchung nämlich, was denn eigentlich als Mittelpunkt des Gymnasial-Unterrichts gelten solle, ob die neueren Sprachen vielleicht, insbesondere unsere deutsche Sprache dafür anzusehen sei, kommt er dennoch wieder auf die alten Sprachen, aber um ihres formalen Werthes willen, zurück, gesteht aber (S. 29) zu, dass einige Beschränkung des darauf zu verwendenden Zeitmasses durch die anderen Objecten zu gewährende Erweiterung nothwendig bedingt sei. Diess ist eine völlig äusserliche und eben darum ganz unsichere Norm, die, wenn sie auch auf die anderen Gegenstände angewendet werden sollte, nur eine neue Noth und Verwirrung in das ganze Gymnasialwesen hineinbringen würde. Vielmehr muss innerlich und von einem bestimmten Mittelpunkte aus der gesammte, in sich so mannichfaltige und scheinbar divergirende Stoff des Gymnasial-Unterrichts überwunden und in eine Einheit gebracht werden. Dieser Mittelpunkt ist aber die letzte Aufgabe des Gymnasiums selber, nämlich in der wissenschaftlichen Vorbildung die Gegenstände menschlichen Könnens und Wissens, vor allen Dingen also die menschlich vollendetsten Geisteserzeugnisse und deren gesammte formale wie inhaltliche Aneignung, mit dem Geiste des Christenthums zu durchdringen. Von diesem Mittelpunkte aus und nach dem Maasstabe desselben muss nicht bloss die Erkenntniss im Christenthum selber und die Hineinlebung in dasselbe gefördert und erweitert, sondern auch alles Uebrige, was dem jugendlichen Geiste dazu die nöthige Befähigung und Stärke geben kann, eingerichtet und also nicht minder das ganze quantitative und qualitative Mass bestimmt werden. In dieser Hinsicht bleibt also gewiss auch in Zukunft das classische Alterthum die Basis und der Mittelpunkt des

Gymnasial-Unterrichts, nur nicht als werthvoll an sich und am letzten Ende, sondern als wesentliches Ferment jeder höheren christlichen Bildung, in die dasselbe geläutert und verklärt aufgenommen werden soll. Aber Zweierlei wird auch noch ferner einer sorgfältigen und erschöpfenden Behandlung anheimgegeben bleiben müssen, nämlich: wie aller übriger Unterricht sich dazu verhalte? und wie insbesondere der Religions-Unterricht nach Umfang und Methode mit Rücksicht auf obigen Zweck behandelt werden müsse?

Es ist daher ganz natürlich, wenn die Frage nach den christlichen Gymnasien leicht wieder zu der andern nach der Gestaltung des Religionsunterrichts auf den Gymnasien zurückgeführt wird; denn das Verhältniss des classischen Alterthums zum Christenthume, welches allerdings hier von überwiegendster Wichtigkeit ist, erscheint als eine Frage, die nicht sowohl in allgemeiner principieller Haltung erörtert als vielmehr in wissenschaftlicher Vollständigkeit auf dem Wege der Literatur durchgeführt werden muss. Dasselbe sehen wir auch in der dritten Rede in der vorliegenden kleinen Schrift geschehen. Die vielfach praktisch gewordene Forderung „christlicher Gymnasien" giebt nämlich dem Verf. die nächste Veranlassung, von den beiden sich dabei aufdrängenden Fragen, ob die geforderte Rückkehr zur Kirche durch Gestaltung der Lebensordnungen der Schule, oder durch die Stellung bewirkt werde, welche dem Religionsunterrichte zu der Gesammteinrichtung der Unterweisung gegeben wird, zunächst die letztere einer Erörterung zu unterziehen. Der Verf. geht auch hier gewiss von richtigen Grundanschauungen aus, aber er gelangt nicht bis zu den letzten und nothwendigsten Folgerungen hin. Im Mittelalter, sagt er, trieb der kirchliche Religionsunterricht die sieben freien Künste aus sich hervor, und als im Zeitalter der Reformation das Studium der alten Sprachen in Beziehung auf die höhere Jugendbildung in den Vordergrund trat, da waren es kirchliche Zwecke, welchen dadurch gedient werden sollte; nur dass es damals das äussere kirchliche Bedürfniss war, welches jene wissenschaftlichen Bestrebungen in den Dienst der Kirche rief, während es jetzt der freige-

wordene, selbstthätig und mit Bewusstsein in sein innerstes und wahrhaftes Wesen zurückkehrende und in ihm sich gründende Geist sein würde, welcher sein tiefstes und unabweisbarstes Bedürfniss in diesem Verhältnisse ausgesprochen und befriedigt sähe. Aber der Verf. scheint sich das Wesen dieser Aufgabe entweder nicht klar genug gedacht oder an der Ausführbarkeit derselben in der Gegenwart von vorn herein völlig verzweifelt zu haben, denn mit einer allegorischen Zusammenfassung ist es nicht gethan, vielmehr muss das Ziel in nackter Wahrheit hingestellt werden, auch auf die Gefahr hin, dass in dem Urtheile über die Grundelemente desselben die Geister vorerst und vielleicht auf lange hin völlig aus einander gehen. Jene allegorische Auffassung aber stellt das apostolische Glaubensbekenntniss dergestalt für den Zögling des Gymnasiums als Mittelpunkt alles Erkennens hin, dass der ganze Lehrstoff, welcher sich auf das räumliche Dasein und das Naturleben bezieht (mit Einschluss der die Formen der räumlichen Dinge bestimmenden Mathematik), als angeschlossen erscheint an die Lehre von Gott dem Vater, dem Schöpfer der Welt; — der ganze Umfang des geschichtlichen Wissens als vorwärts- und zurückdeutend auf ihren Mittelpunkt, den Erlöser des Menschengeschlechts; — die Beschäftigung mit den Sprachen alter und neuer Zeit, als Entfaltung des ursprünglich auf die Muttersprache gerichteten Sprachbewusstseins und analoge Fortsetzung des Wunders des ersten Pfingstfestes. Eine Wahrheit ist allerdings auch in dieser Auffassung, aber sie erscheint mehr künstlich und hineingetragen, als natürlich sich daraus entwickelnd. Aber wenn auch die Strahlen der Wahrheit immer und überall hindurch brechen, hier ist doch nicht die volle Wahrheit, da sie vielmehr die verschiedenen Seiten nur mittelbar durch eine unendlich erhabene Einheit zusammenfasst. Und so erscheint auch in dem weiteren Verfolge die Sache noch ziemlich lose und unverbunden, nicht in innerlicher Durchdringung, daher auch nicht in dem Lichte praktischer Ausführbarkeit, sondern in der Hoffnung künftiger Erfüllung, die der früh vollendete Verf. erst in jener Ferne erblickt, wann für das Leben

nnseres Volkes ein grosses Halljahr eingetreten sein wird, wenn nämlich die gewaltige Geistesarbeit, die seit zwei Jahrhunderten begonnen und fortgeführt ward, zu dem grossen Resultate ihrer Selbstvernichtung hingedrungen und somit die grösseste That gethan sein wird, die der ringende menschliche Geist im Laufe der Geschichte wird ausgeführt haben, um am Fusse des Kreuzes seine Stätte, seine Ruhe zu finden.

Die Schrift Nr. 2 holt zu weit aus, ehe sie zu dem kommt, was bei den christlichen Gymnasien in Betracht zu ziehen ist. Will man auf diesem Gebiete Alles als unbewiesen annehmen und daher mit der Beweisführung immer wieder von Vorne anfangen, läuft man Gefahr, dennoch mit unbewiesenen Sätzen zu argumentiren und schliesslich nicht recht eigentlich auf den Kern der Sache zu kommen. So findet sich denn auch hier Allgemeines, was Jeder willig zugestehen wird, wie die Natur wissenschaftlicher Erkenntniss, vom Besonderen zum Allgemeinen aufzusteigen und wiederum durch Folgerungen sich herabzusenken; ferner Anderes, was ebenso gesichert an sich, als die Anwendung auf das Vorliegende mindestens ungerechtfertigt ist, wie die Vertheilung aller Gegenstände unseres Wissens und Erkennens unter das Göttliche, Menschliche (Anthropologische, wohin denn natürlich die Sprachen und die Geschichte vorzugsweise mitgehören), und Natürliche, wodurch ja doch die Zusammenfassung desselben weder überhaupt, noch in dem besonderen Verhältnisse dieser verschiedenen Zweige für das Gymnasium aufgewiesen wird. Aber es finden sich auch allgemeine und wesentliche Grundfragen, die entweder an und für sich in Zweifel gezogen, mindestens in der Art ihrer Fassung beanstandet werden können, oder mindestens für die vorliegende Untersuchung ausser Berücksichtigung gestellt werden möchten. Zu der ersteren Art gehört die das ganze Büchlein einleitende Behauptung, dass die Gymnasien Schulen für die Wissenschaft sind (schon ihre unmittelbare oder ausschliessliche Beziehung zu den Universitäten, als den eigentlichen Bildungsstätten der Wissenschaft, ist ja vielfach in Frage gestellt worden); zu der anderen die

Forderung, dass es neben dem öffentlichen Unterrichte die Hauptaufgabe der Gymnasien sei, den häuslichen Privatfleiss der Schüler zu wecken und zu befördern, wobei der Verf., seinen Standpunkt innerhalb eines geschlossenen und vielbegünstigten Internats nehmend, den Unterschied zwischen einer solchen Anstalt und den gewöhnlichen Gymnasien zu sehr aus den Augen gelassen hat.

Der wesentliche Mangel hierin scheint darauf zu beruhen, dass dasjenige apriorisch construirt wird, was auf geschichtlichem Wege nicht blos besser, sondern vielmehr einzig und allein richtig nachgewiesen werden kann. Denn der Mensch, näher der Christ hat keinen andern, noch so künstlich ersonnenen, je nach seiner Individualität ausgedachten Weg seiner Erziehung und Geistesbildung zu gehen, als den Gott mit der ganzen Menschheit selbst gegangen ist, und den er ihm also in den klarsten, schärfsten und grossartigsten Zügen und Umrissen deutlich genug vor Augen gezeichnet hat. Jeder speculativ ersonnene Weg ist ein künstlicher, relativ unwahrer; jede Argumentation, die den geschichtlichen Boden verlässt, läuft Gefahr sich im Sande zu verlieren. Einen ähnlichen Vorwurf möchten wir auch dem zweiten Abschnitte dieser Schrift machen, der, wie der erste „Gymnasium," so dieser „Christenthum" überschrieben ist. Eine religiöse Auffassung, die die Gottheit Jesu Christi leugnet, bedarf hier der Berücksichtigung nicht, sie hat, wo es um ein christliches Gymnasium sich handelt, kein Recht darauf. Eben so wenig würden wir es für nöthig oder richtig halten, den Satz, dass Christenthum und Wissenschaft, Glaube und Erkennen nicht zwei auseinander zu haltende und in keiner Gemeinschaft mit einander stehende Gebiete sind, dadurch beweisen zu wollen, dass uns in gewissen (in der That nicht seltenen, aber dennoch auch schon durch die Kraft eines von Gott gegebenen natürlichen Verstandes genügend zu deutenden) Schriftstellen das wissenschaftliche Element des schliessenden und folgerichtigen Denkens gewissermassen als ein Bedürfniss entgegentritt. Wir würden endlich auch nicht sagen, „dass ich vorher wissen muss, wenn ich glauben soll," eben weil wir wissen, dass

nach tiefster christlicher Lehre und Erfahrung der Glaube ein gottgegebenes Etwas schon in der anima naturaliter christiana ist, das allem Erkennen und Wissen weit vorausgeht und durch die Taufe ein göttlich versiegelter Schatz in dem Acker unseres Herzens geworden ist, der, sobald ihm nur der reiche Inhalt der grossen Thaten Gottes in dem Leiden, Sterben und Auferstehen seines Sohnes dargeboten wird, die Keime seiner Kraft nur zu erschliessen braucht, um es in vollen Zügen in sich aufzunehmen. Ohnehin gilt das alles ja nur von der Schule überhaupt, nicht von dem christlichen Gymnasium insbesondere, zu dem uns nun erst der dritte Abschnitt S. 55—107 führt. Hier hebt der Verf. es denn nun zunächst besonders hervor, dass nicht blos die äusseren (theilweise, aber wohl nicht überall, schon vom Staate angeordneten) Einrichtungen in gemeinschaftlicher Andacht, Feier des öffentlichen Gottesdienstes, des heil. Abendmahles u. s. w. christliche sein müssten, sondern dass es auch vorzugsweise die Aufgabe der Lehrer ist, „die Wissenschaft und das Christenthum in ihren Schülern zu wecken, zu erhalten und zu pflegen," und zwar beides „in der innigsten Verbindung und Durchdringung." Auf diese Verbindung, die gerade die schwierigste und wichtigste Aufgabe ist, lässt sich der Verf. absichtlich nicht weiter ein, sondern spricht nur den in dieser Allgemeinheit bedenklichen Satz aus: „Der Unterricht in der Mathematik und Physik, in der Geschichte und Geographie, in den alten und neuen Sprachen, in den griechischen und römischen Classikern, der fremden und deutschen Literatur wird überall, wo sich nur Gelegenheit dazu findet, auf das religiöse Gebiet hinüberweisen und die Gemeinschaft mit demselben zu erhalten suchen müssen." Gewiss ist es Niemandem unbekannt, wie viel in dieser Beziehung durch eine äusserliche, leicht in süssliche Frömmelei verfallende Betrachtungsweise gefehlt worden ist, wie man an die Stelle der aufzudeckenden grossartigsten Naturgesetze einige Phrasen über die Allmacht und Güte des wunderbar schöpferischen Gottes gesetzt und die geographische in eine erbaulich klingende Missionsstunde verwandelt hat, ohne dass irgendwie innerlich in der lehrenden oder lernenden Persön-

lichkeit der Stoff alles humanen Wissens als von dem Geiste des Evangeliums durchdrungen und geläutert, oder auch nur beides wahrhaft zu einer persönlichen Einheit geworden erscheint. Oft ist es hier für den Schüler völlig genügend, zu sehen und zu wissen, dass derselbe Lehrer, der mit solcher Liebe und Begeisterung in seiner Wissenschaft steht, auch mit seinem Herzen und seiner Ueberzeugung ein warmer und aufrichtiger Christ ist. Gegen solche Missdeutungen verwahrt sich der Verf. freilich ausdrücklich, aber ohne anzugeben, auf welchem Wege die so nahe liegende Gefahr am leichtesten und sichersten vermieden werden kann. Er beschreibt uns einen Schultag, wie auch wir ihn gern begrüssen, aber auch an mehr als einem der älteren, nicht mit dem Namen der „christlichen" stigmatisirten Gymnasien zu finden glauben; aber auch hier wird uns die christliche Behandlung aller Lehrgegenstände nach Form und Methode um nichts deutlicher, wenigstens nicht in so weit, dass jene Gefahr dadurch als beseitigt erscheinen könnte. Wenn er aber zugleich einen solchen Tag als einen normalen, sich stets wiederholenden bezeichnet, also eigentlich einen täglichen Unterricht im Christenthum zu verlangen scheint, und wenn er auch anderswo (S. 59 f.) über das geringe Mass der dem Religionsunterrichte zugestandenen Zeit Klage führt: so vermögen wir darin nicht so ohne Weiteres beizustimmen, denn, so sehr wir auch der Ueberzeugung sind, dass diesem Gegenstande, der zugleich auch den Mittelpunkt der ganzen seelsorgerischen Stellung des Lehrers zu seinen Schülern ausmacht, keine Zeit und keine Kraft entzogen werden darf, die zu seinem Gedeihen erforderlich ist: so sind wir doch nicht gemeint, den wahrhaften Erfolg irgendwie überwiegend oder vorzugsweise in der äusseren, zeitlichen Ausdehnung zu suchen. Diess scheint auch für das von ihm geforderte Lehrpensum keineswegs nöthig zu sein. Er fordert einfach in den unteren Classen biblische Geschichten und Erklärung des kleinen lutherischen Katechismus, in den mittleren Lesung des N. T. (synoptische Evangelien und Apostelgeschichte, eben so leichtere Briefe, der 1. des Petrus, der des Jakobus und die drei des Johannes, oder auch

einer der leichteren paulinischen) in der Ursprache, so wie die Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte; endlich in den oberen das Evangelium des Johannes und die Paulinischen Briefe, die Kirchengeschichte der Reformationszeit und eine dem jugendlichen Geiste angemessene systematische Darstellung der christlichen Heilslehre in Beziehung auf christlichen Glauben und kirchliches und sittliches Leben. Dabei legt der Verf. gerade auf das Systematische Gewicht, weil er nicht blos darin eine nützliche Vorbereitung für den künftigen Theologen, sondern auch ein wesentliches und vortreffliches Hülfsmittel für die von ihm geforderte Erkenntniss des Gymnasialschülers, dass das Christenthum nicht blos der Wahrheit nach das Höchste, sondern der wissenschaftlichen Darstellung nach das Vollkommenste ist, zu erblicken glaubt. Wir halten vielmehr die streng wissenschaftliche Form grade mit dem vom Verf. betonten gymnasialen Charakter des Gymnasiums nicht wohl vereinbar. Dagegen müssen wir zweierlei hervorheben, worin wir uns ganz oder theilweise in freudigster Uebereinstimmung mit dem Verf. befinden. Das Eine ist die begeisterte, wohlthuende Wärme, womit der Verf. das Ziel der Gymnasien zeichnet (S. 63 ff.), die ihm eben darum als die edelsten und schönsten Schulen, die es giebt, erscheinen. Das Andere ist der nachdrückliche Ernst, womit der Verf. darauf dringt, dass in den Schulen zur Selbstbeschäftigung mit der heil. Schrift, namentlich des N. T., angehalten werde. Wir haben auch dagegen nichts, dass Gegenstände aus dem Gebiete des Religionsunterrichts wenigstens der reiferen Jugend zur Bearbeitung gegeben werden, nur möchten wir Art und Mass näher bestimmt sehen. Denn aus dem eigentlichen Lehrgehalte der christlichen Wahrheit scheint uns der Stoff dazu weniger passend entlehnt zu werden, als aus dem Geschichtlichen und zuständlichen der Kirche, den Lebensverhältnissen und Charakteristiken der ersten Apostel und Lehrer, der vornehmsten Helden und hervorragendsten Persönlichkeiten in ihr. Auch halten wir es weder für nöthig noch passend, solche Arbeiten auf den Privatfleiss der Schüler zu beschränken, würden dieselben vielmehr in den Kreis der gewöhn-

lichen derartigen Aufgaben gern hineinziehen. Wir geben indessen zu, dass die ausgedehntere Benutzung eines solchen Vorschlags weiterer praktischer Versuche und aufmerksamer Beobachtungen werth sein mag, wozu wir sie selbst benutzen und Anderen empfohlen haben wollen. — Die am Schlusse der Schrift beigegebenen Proben aus den in Schulpforta üblichen religiösen Feierlichkeiten, worunter sich namentlich auch das Bild des ehrwürdigen Heubner in Wittenberg befindet, haben wir gern gelesen.

Die Schrift Nr. 3. ist allerdings auch zunächst durch die Forderung „christlicher" Gymnasien veranlasst worden, fasst aber die Sache sofort wesentlich nach der praktischen Seite in's Auge und behandelt den Religionsunterricht nach seiner ganzen inneren Gliederung wie nach seinem Verhältnisse zu den übrigen Lehrgegenständen. Wenn daher auch bei der vorzugsweise pädagogisch-didaktischen Haltung der Schrift Vieles darin enthalten ist, dessen Besprechung für diese unsere Zeitschrift*) nicht unmittelbar gehört: so ist doch auch wiederum genug darin enthalten, was das allgemeine kirchliche Leben berührt und daher von grossem und vielseitigem Interesse sein muss. Denn gerade hier liegen jene bedeutsamen Punkte, deren Erörterung und abschliessende Bestimmung ein gemeinsames Werk der Kirche und der Schule sein muss, über die es aber bis jetzt zu beiderseitigem Schaden nicht zum Abschlusse, ja kaum zu einer Verständigung gekommen ist. Der Verf. beklagt dieses, und wir mit ihm; aber es ist diess wahrlich nicht die Schuld der Schulen allein, der höheren am wenigsten, sondern ist in allgemeineren Verhältnissen zu suchen, darunter wir uns alle beugen und demüthigen müssen. Schon längst, heisst es S. 8. f., ist das sonst so eng gezogene Band zwischen gemeiner und höherer Schule gelöst; diese selbst ist in eine Freiheit hingestellt, deren Grund nicht in dem Vertrauen der Kirche zu ihr, sondern darin liegt, dass der Lehrerstand als solcher keine Beziehung zur Kirche nothwendig in sich

*) Reuters Repertorium für theol. Literatur u. kirchliche Statistik.

schliesst, und die Kirche, in den bei weitem meisten Fällen, nach der Einbusse des lebendigen verbindenden Gemeinebewusstseins, einer natürlichen Gleichgültigkeit gegen die höheren Anstalten sich überlassen hat. Aber freilich betrachtet der Verf. den eingetretenen Riss als noch grösser und tiefer, als wie er uns nach unseren Erfahrungen und Anschauungen, wahrscheinlich gemäss der provinziellen Eigenthümlichkeiten in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, erscheint; aber der Verf. prägt diesen Abstand auch noch weiter und schärfer aus, als er in der Wirklichkeit vorhanden sein dürfte. Wir stimmen zwar darin mit dem Verf. überein, dass keine neue höhere Schule im Gegensatze und zum Unterschiede von den älteren vor anderen christlich sich zu nennen berufen ist, da das Christenthum, da Jesus Christus noch immer in allen öffentlichen Schulen bekannt wird (mit wie vieler Wahrheit, mit wie vielem Erfolge, darüber zu entscheiden steht nur Gott zu); wir halten mit ihm entschieden dafür, dass der R.-U., ja die ganze christliche Bethätigung der Gymnasien von dem Glaubensgrunde der Reformatoren aus geleitet, auf dem formalen und materialen Principe unserer Kirche gebaut, und darum auch (wiewohl diess mit der weiter unten anzugebenden Beschränkung) die Bibel*) durch alle Classen hindurch als wohl gewürdigtes, fleissig gebrauchtes und in allen Lehrstufen, etwa Prima ausgenommen, einziges, ausschliessliches Lehrbuch der Religion benutzt werden soll. Aber wenn wir auch allerdings mit dem Verf. einen Unterschied annehmen zwischen dem Religionsunterrichte im Gymnasium und dem Confirmationsunterrichte des Geistlichen: so können wir doch unmöglich die Berechtigung des Gymnasiums zur Abweisung des Confessionellen anerkennen. Die Unterweisung des Geistlichen einer bestimmten Kirche, erklärt der Verf. S. 7, wird protestantisch-confessionell sein und sich an die Bekenntnisschriften seiner Kirche anschliessen, diese auch zur genauen Aneig-

*) Die Forderung des Verf.'s (S. 28), dass der Schüler die v. Meyersche verbesserte Bibelübersetzung als Handbibel benutze, finden wir sehr beherzigungswerth.

nung seinen Schülern mitzutheilen haben; der Religions-Unterricht am Gymnasium wird in keiner Altersstufe der Zöglinge protestantisch-biblisch zu sein aufhören, sondern es dem Einzelnen überlassen, die besondere Bekenntnisspflege ausserhalb der öffentlichen Schule zu suchen, welche nicht Pfarrschule ist und keinen Unterschied der verschiedenen protestantischen Bekenntnisse in sich dulden darf. Wir verkennen die grossen Schwierigkeiten nicht, die die Sache in Ländern und Städten haben muss, in denen verschiedene Bekenntnisse neben einander in Geltung stehen; aber wir können doch nicht davon ablassen, dass, da eine bewusste, auf den Gründen und Quellen gestützte Auffassung auch dieses heiligsten Gebiets menschlicher Erkenntniss gerade durch die Wirksamkeit der Gymnasien zu vermitteln ist, diess unmöglich für das wünschenswürdige Ziel, sondern höchstens für eine transitorische Nothwendigkeit, der wir indessen doch noch andere praktische Aushülfen substituiren würden, gelten darf. Der Verf. scheint diess auch selbst gefühlt zu haben, indem er bald nachher, zwar mit derselben starken Bestimmtheit, äussert, dass der allgemeine Schulzweck, den die Religionslehre auf Gymnasien haben kann, in keiner Weise durch besondere Rücksicht auf den Bekenntnisstand der Zöglinge zu bestimmen sei, aber doch sofort mit einer gewissen Beschränkung hinzufügt, dass dieser Bekenntnisstand mit seinen bürgerlichen und rechtlichen Folgen, so wie die Erziehungsverhältnisse, als aus früheren Bedingungen gewordene, uns augenblicklich vorliegen, nicht in's Gymnasium gehöre. Was aber als innerlich wahres Ziel uns vorschwebt, darauf werden wir jederzeit nach dem Masse unserer Kräfte hinzuarbeiten haben, und uns in der beschliessenden Entscheidung dafür nicht durch die jeweiligen Zeitverhältnisse stören lassen dürfen. Aus dem nämlichen Grunde will der Verf. auch die Benutzung des Katechismus im Jugendunterrichte in einem so überaus starken Masse entfernt und beseitigt wissen, dass wir ihm hierin unmöglich zu folgen im Stande sind. Zwar erklärt der Verf. S. 62 es für unerlässlich, die Schüler mit einzelnen Bekenntnisschriften im Auszuge und durch gele-

gentliche Anführung, wie mit den Katechismen, oder im Ganzen und durch vollständige Lesung, in dieser Weise z. B. mit der Augsburgischen Confession bekannt zu machen. Aber S. 32 hat er es bestimmt wiederholt, dass es unthunlich sein und dem Wesen des R.-U. auf Gymnasien nicht entsprechen würde, wenn der Religionslehrer z. B. den kirchlichen Katechismus einübt und in seinen Stunden behandelt. Und mit jeder anderen Aeusserung ist ja doch in Wahrheit auch nur ein Minimum der Bekanntschaft mit jenem köstlichen Zeugnisse aus dem innersten Lebenskerne unserer evangelischen Kirche, das wir in dem Katechismus Luthers haben, zugestanden, damit aber ist in der That der Sache weit ab nicht genügt. So sehr wir es betonen, dass die heil. Schrift nicht blos die beständige Grundlage aller christlichen Unterweisung auch im Gymnasium, sondern auch der Gegenstand einer bei der Jugend zu erzielenden immer vertrauteren und tieferen Bekanntschaft sein muss: so halten wir es doch auch hier für nöthig, zwischen der Milch und der starken Kost zu unterscheiden, und wir könnten es darum nicht billigen, wenn der Jugend schon in dem zarteren Kindesalter die Bibel selbst statt eines biblischen Historienbuches und des kleinen lutherischen Katechismus in die Hand gegeben werden sollte (was der Verf. am Ende für die biblische Geschichte auch in der That nicht strenge verlangt). Dagegen sehen wir, wenigstens für den Zweck der Gymnasien, gern von dem Gebrauche der didaktisch zum Theil nicht sehr zweckmässig eingerichteten Landeskatechismen ab. Wo aber verschiedene Bekenntnisse durch eine Schule repräsentirt werden, da müssten wir es doch geradezu für pflichtmässig ansehen, die Schüler in der S. 33 bezeichneten vergleichenden Weise mit dem Luther'schen und dem Heidelberger Katechismus bekannt zu machen, so sehr wir auch fühlen, wie schwierig diess einerseits für den jedenfalls doch mit Herz und Mund entschieden und fest zu einem der Bekenntnisse stehenden Lehrer, wie selbst gefährlich andererseits diess unter Umständen für die Jugend sein kann. Aber diesem Nothstande wird so lange irgendwie abgeholfen werden müssen, bis die Kirche dess inne

wird, dass sie die Mutter auch dieser höheren Schulen ist, und dass das thatkräftige Leben derselben unmittelbar aus ihrer concreten Erscheinung hervorspriessen muss.

Wir knüpfen hieran sofort ein Anderes, das wir gleichfalls als einen Mangel der eben so anregenden als lehrreichen kleinen Schrift bezeichnen müssen; es ist die unbedingte Annahme, dass der Religionsunterricht gewissermassen als ein Fach neben den anderen Fächern, in der Hand Eines Lehrers durch das ganze Gymnasium hin liegen müsse. Zwar wird die Ertheilung durch Ortsgeistliche, die nur in einigen Stunden und Classen diesen Unterricht im Gymnasium geben, nicht aber durch solche Geistliche verworfen, die dem Lehrercollegium als auch in anderen Lehrfächern beschäftigte Mitglieder desselben angehören. Wir vermissen die Consequenzen eines solchen Vorschlags; wozu soll derselbe ein Geistlicher sein, zumal da der Verf. auf die Schulandachten, „deren Werth unter Umständen gewiss anzuerkennen ist," doch den Werth nicht zu legen scheint, den die unter Nr. 2 genannte Schrift ihnen zugesteht, und er namentlich (und gewiss mit vollem Rechte) jede Ein- und Abschliessung der Gymnasialjugend von dem öffentlichen Gottesdienste verwirft? Man könnte vermuthen, dass der Verf. den ordinirten Religionslehrer zu den Confirmanden des Gymnasiums in eine nähere Beziehung setzen wolle — wovon weiter unten noch die Rede sein soll — aber diess wird an anderen Stellen offenbar verworfen. Wohl aber wird einmal angedeutet, wie wünschenswerth dieser Unterricht in den Händen des Directors der Anstalt sei, aber an einer andern Stelle (S. 55) ausdrücklich verlangt, dass dem Religionslehrer in der Prima noch ein Hauptfach zugetheilt werden sollte, entweder der Geschichtsunterricht und der im Deutschen, oder der lateinischer oder griechischer Prosaiker. Diese Aufgabe für die oberste Classe, verbunden mit dem Religionslehrfach in den übrigen Classen, würde auch dann, wenn das Letztere auf je 2 Stunden wöchentlich beschränkt sein sollte, doch das billige Mass der Arbeit für einen auch durch die Leitung der Anstalt in Anspruch genommenen Mann überschreiten. Wir verhehlen es uns auch nicht,

dass die entgegengesetzte Norm, wonach jeder Classenlehrer in seiner Classe den Religionsunterricht ertheilt, das wenn auch unerreichbare Ideal bleibt, da ja nicht blos eine wesentliche Uebereinstimmung der Lehre, sondern auch die persönliche volle Befähigung für diese hochwichtige Aufgabe die unerlässliche Voraussetzung ist. Wenn aber beides nicht möglich ist, so werden wir, zumal da es selten einen Lehrer giebt, der mit gleichem Geschick und gleicher Liebe dem jüngeren wie dem reiferen Alter gegenübersteht, eine Verbindung beider Weisen für das relativ Vollkommenste halten, und am liebsten je nach den Umständen den Unterricht für 2 oder 3 Classen in die Hand eines und desselben Lehrers legen. Hierbei ist uns aber die Stellung des Christenthums zu dem vorzugsweise und am ausgedehntesten im Gymnasium gelehrten classischen Alterthum etwas entschieden Massgebendes, und auch in dieser Beziehung fühlen wir uns durch die Auffassungen der sonst trefflichen kleinen Schrift nicht befriedigt.

Die Gedanken des Verf.'s (S. 40 ff. 54) sind im Wesentlichen folgende: Der abgehende Schüler soll nicht blos die Stellung des Heidnischen, auch in seiner Blüte, dem Christenthume gegenüber vollständig begriffen haben, sondern auch eine Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Christenthums und der Wahrheit des Evangeliums von der Schule mit fortnehmen. Zu dem Ende soll der Religionslehrer die volle Strömung des Alterthums vor Zeiten in sich aufgenommen haben, wie er als Schüler im Gymnasium sass, sich Geist und Gemüth offen und menschlich frisch erhalten haben, um die jugendliche Begeisterung für die Classiker, wo er ihr begegnet, aufs Neue mitzufühlen und zu theilen, selbst sie anzuregen, und als den edleren Ertrag dieser Studien unparteiisch werth zu achten; die Vollendung der Form, die grossartige Einfachheit der Sprache und des Gedankens, die Schönheit der edlen treffenden Auffassungs- und Ausdrucksweise, die Feinheit richtig gedachter und scharf ausgesprochener Gedanken, die natürliche Gesundheit mancher Ansichten vollkommen zu würdigen verstehen. Er wird somit auf die Grundlage der Alterthumsstudien, als

auf einen ihm wohlbekannten vertrauten Boden, gleichzeitig mit seinem Schüler hintreten und festen Fuss fassen, um da, wo das menschliche Vermögen in den göttlichen Raum nicht weiter hinein zu bauen vermochte, nicht vermittelnd, sondern mit kühner, durch den Geist Gottes geleiteter und gestärkter Hand, den Himmelsbau des Christenthums sicher aufzuführen. Er soll sich bestreben, in seinem Unterrichte dahin zu wirken, dass die geschichtliche Welt der Vergangenheit nicht einseitig die Aufnahme nothwendig ergänzender und berichtigender Momente weigern oder den Verband mit der Gegenwart einzugehen verschmähe, sondern vielmehr mit und neben ihr aus dem Worte Gottes eine Welt herausgebildet werde, die der wirklichen Wahrheit näher steht und als ihre Vorbedingung sich ausweist. Wenn daher die Idee eines einzigen persönlichen Gottes sich in Viel- oder Abgötterei zersplittert; wenn die wesentlich christliche Tugend, die nur aus lebendigem Glauben hervorgehen kann, durch die Kalokagathie und Virtus verdrängt zu werden Gefahr läuft; wenn das Ebenmass der Gedanken und die vollendete schöne Form der Nüchternheit des Christenthums, in welchem das Wesen die Hauptsache ist, entgegentritt u. s. f.; dann soll der Religionslehrer umsichtig beflissen sein, die christliche Lehre wirksam dagegen anzuwenden, und durch dieselbe, ohne gesuchte Absichtlichkeit, eine Vergleichung zwischen Heidenthum und Christenthum in ihren Gegensätzen hervorzurufen. — Wir gestehen, dass uns eine solche persönliche Stellung des Religionslehrers zum classischen Alterthume noch zu fremd und kühl erscheint und dass wir hier immer nur ein gefährliches Nebeneinanderstellen erkennen, wo vielmehr im persönlichen Bewustsein wie im sachlichen Gehalte eine so wahre und völlige Ueberwindung und Durchdringung hervortreten muss, wie das in die Welt getretene Christenthum die vor ihm da gewesene und noch immerfort dasselbe umgebende heidnische Welt in allen ihren Kräften und Bewegungen siegreich überwunden und, was darin irgendwie eines göttlichen Keimes theilhaftig und einer christlichen Entwicklung fähig war, in sich aufgenommen und verarbeitet hat. In äusserlicher Erscheinung

muss daher nicht, wie es beim Verf. hervortritt, das theologische und philologische Studium ein getrenntes sein, sondern vielmehr wer dem Dienste des Gymnasiums die Kraft seines Lebens widmen will, muss es nicht verschmähen, nach Massgabe dieses Bedürfnisses beide in sich zu vereinigen und innerlich zu einer wahrhaftigen Lebenseinheit zu gestalten. Ist es (S. 10) eine öffentliche Pflicht, für den Religions-Unterricht an Gymnasien die edelsten und besten Lehrkräfte zu sammeln: so erscheint es noch mehr als eine unerlässliche Bedingung, gerade für die angedeutete Verbindung und deren sorgsamste Verwirklichung, angelegentlichst jede mögliche Fürsorge und Veranstaltung aufzubieten.

Die vom Verf. vorgeschlagene Vertheilung des christlichen Lehrstoffs über die einzelnen Classen ist folgende: VI und V. Auswahl von Historien aus dem A. und N. T., Auswendiglernen sorgfältig gewählter Bibelsprüche und Kernlieder. — IV. Ev. Marci nebst der Bergpredigt, Apostelgeschichte uud kurze Geschichte der Mission unter den Germanen, Auswendiglernen von Bibelstellen im Zusammenhange und von Kirchenliedern. — III. Lesung ausgewählter Abschnitte aus dem A. T. (Psalmen, die Lieder Mosis, aus dem 1. Theile des Jesaias); Auswendiglernen von Bibelabschnitten und noch einigen Kirchenliedern. — II. Lesung des A. T. und aus dem N. T. in der Ursprache Evangelium des Lukas oder Johannes und der apostolischen Briefe, unter denen der Römerbrief vor den übrigen sorgfältig gelesen, erklärt und zum Theil auswendig gelernt werden muss (wir fürchten, dass das Verständniss des Römerbriefs für die II. in der Regel zu hoch und schwer sein wird). Zusammenhängende Stellen werden auch griechisch gelernt. — I. Darstellung durch Auswahl hervorgehobener Erscheinungen aus der Geschichte des Christenthums, und kirchlich-systematische Behandlung der Glaubens- und Sittenlehre, daneben vierteljährlich ein Aufsatz (schliesslich ein solcher im Maturitäts-Examen).

Noch tiefer in den inneren Stufengang und die Methodik des Religionsunterrichts auf Gymnasien werden wir durch die Schrift Nr. 4 hineingeführt. Es ist zunächst eine auf-

gegebene Prüfungsarbeit, die aber, und gewiss mit vollem Rechte, auf den Rath und Wunsch eines befreundeten erfahrenen Schulmannes in dieser selbständigen Gestalt unter Genehmigung der Prüfungsbehörde veröffentlicht wurde. Die Schrift enthält schätzbare didaktische Winke und Bemerkungen, die gewiss von jedem Religionslehrer in Gymnasien geprüft und beherzigt zu werden verdienen. Ausserdem behandelt sie, wenn auch zum Theil nur im Vorbeigehen, einige wirkliche Berührungspunkte zwischen der Kirche und der Schule, für die unseres Bedünkens zugleich richtige Fingerzeige gegeben worden sind. Der Verf. betont die fundamentalen Grundsätze, dass das Wort Gottes in der heil. Schrift überall und immer der Kern und Stern jeglichen Unterrichts im Christenthume sein müsse, dass gerade in diesem Unterrichte die erziehende Macht der Persönlichkeit, des Charakters am meisten hervortrete, und Aehnliches mehr. Auch die Wichtigkeit der elementaren Grundlage durch Haus und Schule hebt er richtig hervor, wenn auch die äussere Anordnung dafür und die Einrichtung einer besonderen gymnasialen Vorstufe oder der (für das Wünschenswürdigste erklärte) Durchgang durch die Volksschule wohl nicht Sache einer allgemeinen Theorie, sondern von localen und anderen Verhältnissen abhängig ist. Auch werden die im Einzelnen gemachten Bemerkungen wenig an Werth verlieren, wenn wir auch nicht mit dem Verf. einen zweijährigen Cursus für alle Classen und den Eintritt des Gymnasialschülers in die Sexta mit dem 8ten Lebensjahre sollten annehmen können. In diese soll er nach des Verf.'s Ansicht die Kenntniss der zehn Gebote und des Vaterunsers (beides o h n e Luthers Erklärung) und ausserdem vielleicht des 1. Artikels des 2. Hauptstücks mitbringen. Die Sexta hat ihn dann in der biblischen Geschichte A. T. heimisch zu machen und lässt ihn daneben Kernsprüche der heiligen Schrift und einige alte Kirchenlieder, besonders Weihnachtslieder, lernen. Dasselbe geschieht in der Quinta, die ihren Zögling im Uebrigen mit der Geschichte des N. T. vertraut zu machen hat, daneben aber ihm den 2. und 3. Artikel des 2. Hauptstücks (die Erklärungen sollen noch bis zum Kate-

chismusunterricht verspart werden) einprägt. Die in diesem Abschnitte niedergelegten reichhaltigen Bemerkungen betreffen besonders die Auswahl in der biblischen Geschichte und ergehen sich meist in einer vergleichenden Würdigung der beiden gangbarsten Lehrbücher von Zahn und Preuss. Einige derselben, (wir nennen nur die „zur fruchtbaren Erkenntniss und zum vollen, klaren Verständniss der bibl. Geschichte N. T." sehr bedeutungsvolle Erinnerung, dass das Leiden des Herrn so wenig wie seine Knechtsgestalt erst vom 30. Jahre etwa beginne, sondern von seiner Erscheinung in der Welt oder von seinem Auftreten im Tempel im 12. Jahre an) sind sehr treffend, andere auch dann beachtenswerth, wenn sie auch bei der nothwendig darin zu gewährenden Freiheit nicht objectiv bindend sein können, wie die über den Thurmbau zu Babel, die Ausstossung der Hagar u. a. Dagegen würden wir das Typische im A. T. auch selbst dann, wenn die tiefere Begründung der Sache als Aufgabe für die Tertia vorbehalten ist, nicht unberücksichtigt lassen, damit das alte Wort, N. T. in vetere latet, eben so gut zur vorläufigen Kenntniss komme, als das andere eben so unentbehrliche: V. T. in novo patet. Wir halten es hier vielmehr mit dem Verf. von Nr. 3, der Seite 19 sagt: Die hohen Gestalten des A. Bundes müssen mit den wärmenden Strahlen der neutestamentlichen Sonne angehaucht werden, um für das Christenkind unvergängliche Bedeutung zu erhalten; die schönsten und rührendsten Geschichten des A. T., wie die von Isaaks Opfer und Josephs Schicksalen, müssen aus dem natürlich Ergreifenden, dessen Macht nicht geschwächt werden soll, in die geistige Glaubenswahrheit hinübergelenkt werden, damit das Band des A. und N. T. schon dem Knaben und Kinde als unauflöslich erscheine und die nothwendige Einheit beider, also der ganzen heil. Schrift, als unantastbar dastehe. Was wäre uns selbst ein David ohne Davids Sohn? Was ein Salomo ohne den, der unser Friede ist?

Wenn der Verf. weiter es der Quarta als ihr eigentliches Ziel vorsteckt, dass der Schüler in dem Katechismus der evangelisch-christlichen Lehre heimisch und dadurch

auf den Grund der reformatorischen Bekenntnisse gestellt werde: so ist damit schon eine Grundverschiedenheit dieser von der im Vorhergehenden besprochenen Schrift einleuchtend, zugleich aber auch erklärlich, warum er gerade auf diese Stufe den Katechismusunterricht verlegt. In gewissem Sinne sind wir auch damit einverstanden, indem ja überhaupt auf die Geschichte die Lehre zweckmässiger Weise folgen muss; nur dass wir eine so ausschliessliche Behandlung des Katechismus in Einer Classe didaktisch nicht gerechtfertigt finden können. In das Leben der Kirche hinein soll unsere Jugend erzogen werden, zuerst zwar und da noch überwiegend durch die grossen Thaten Gottes selber, daneben aber und allmälig stärker durch die grossen Lebenszeugnisse der Kirche in der Schrift und in den symbolischen Büchern, und in dieser Beziehung müssen wir gerade unsern lutherischen Katechismus sehr hoch halten. Es muss daher entschieden auf jeder Stufe eine gewisse Behandlung desselben neben der Geschichte hergehen, wenn auch nur so, dass derselbe zunächst erlernt und zu einem äusserlichen Verständniss gebracht, mithin dadurch schon die Grundlage gelegt werde zu dem stets zu verfolgenden Ziele, dass der Katechismus ein festes Eigenthum und ein unverlierbarer Herzensschatz eines jeden evangelischen Christen werde. In den beiden unteren Classen könnten die drei ersten Hauptstücke mit den Erklärungen Luthers, in der vierten die beiden anderen in gleicher Weise erlernt und durchgegangen werden; wir halten dabei die Ausdehnung des Religionsunterrichts in der Sexta und Quinta (bei nur einjähriger Cursusdauer) auf vier wöchentliche Stunden für unerlässlich, während er in der Quarta wenigstens drei haben sollte. Den eigentlichen Anfang der christlichen Lehre würden wir in die Tertia verlegen und so der Quarta vorzugsweise die zusammenfassende Betrachtung des A. und N. T. in innerlich-typischer Weise vindiciren. Die ganze Behandlung der christl. Religion im Gymnasium würde demgemäss in zwei Hälften zerfallen; in der unteren wäre die Geschichte, in der oberen die Lehre überwiegend, jedoch in keiner von beiden, und wiederum auf keiner Stufe derselben, ausschliesslich.

So bestimmt der Verf. nun auch, im Unterschied von der Schrift Nr. 3, den Gebrauch des Katechismus verlangt, so glaubt er doch — wir wissen nicht, ob mit völligem Rechte — bei den meisten evangelischen Gymnasien Deutschlands die unirte Richtung voraussetzen zu dürfen. Diess führt ihn zu der unbefangen verhandelten Frage, ob beim Unterrichte dem Lutherischen oder dem Heidelberger Katechismus der Vorzug zuzuerkennen sei, und er entscheidet sich zu Gunsten des ersteren. Wir können das Gefühl nicht theilen, dass auf solche Weise die Wahl getroffen werden dürfe; das Wesen dieser Frage liegt tiefer, in den Bewegungen unseres innersten Lebens und Bewusstseins ohne confessionelle Kampfeslust. Wir wollen aber mit dem Verf. hierin nicht weiter rechten, können auch sein Urtheil über die an den Katechismus sich anschliessenden Lehrbücher nicht weiter verfolgen, obwohl wir dem von Kurtz doch noch einen volleren Werth beilegen würden. Seine Bemerkungen über den Dekalogus enthalten manche treffende Winke, wir hätten nur gewünscht, dass die treffliche Schrift von Lehnerdt über denselben dabei berücksichtigt worden wäre, der wir vielfache Anregung und Belehrung verdanken. Einen besonders wichtigen Punkt hat der Verf. aber bei der Besprechung der dritten Lehrstufe zur Erörterung gebracht.

Wenn nämlich der Verf. ein Wort Hollenbergs bei dieser Gelegenheit anführt, dass „leider der Religionsunterricht des Gymnasiums so häufig durch die lange Unterbrechung gestört werde, welche der Confirmationsunterricht des Pfarrers nöthig mache," und es zugibt, dass „der Hauptsatz in dieser Klage am Ende nicht zu bestreiten sei:" so ist es fürwahr recht und pflichtgemäss, diesem Verhältnisse auf das Eindringlichste nachzugehen, da vor allen Dingen ja doch auf diesem edelsten Gebiete gemeinsamer Bethätigung Kirche und Schule nicht gegenseitig störend zu einander sich verhalten, vielmehr im ungetrübtesten Masse Hand in Hand gehen sollten. Und wenn es wahr ist, was man so oft klagen hört, dass der alte Riss zwischen beiden noch immer nicht wieder völlig geschlossen sei, und wenn die Aeusserungen in der Schrift Nr. 3 ihre Berechtigung haben, dass die

Kirche fortwährend den Mangel des Vertrauens gegen die höheren Bildungsanstalten zeigt: dann ist es wahrlich hohe Zeit, dass von einem solchen Punkte aus einmal wieder eine vertrauensvolle Verständigung angebahnt werde, die, wenn wir uns nicht irren, nur zum Segen für beide Theile ausschlagen kann. Die praktische Durchführung dessen, was als Ergebniss desfalsiger Verhandlungen gewonnen werden würde, möchte für den Augenblick mit Schwierigkeiten verbunden sein, würde indessen bald genug mit aller Stärke in's Leben treten, wenn der rechten und wahren Idee erst Raum gegeben wäre, ihre Macht in den Gemüthern zu entfalten.

Das Resultat der Ansichten des Verf.'s ist nach seiner eigenen Angabe in der Kürze folgendes: Es liegt nicht allein in der Billigkeit, dass der (theologische) Gymnasiallehrer der Religion die Confirmanden vorbereite; sondern es würde ein noch innigeres Verhältniss zwischen Lehrer und Schülern erzeugen, wenn der Erstere nach öffentlicher Prüfung vor der kirchlichen Gemeinde auch die Confirmation selber in der Gemeindeversammlung beim öffentlichen Gottesdienste vollziehen könnte. Der Verf. will also, dass wenigstens einer der Religionslehrer am Gymnasium, dem dann die Confirmations-Vorbereitung und Handlung für alle diejenigen Gymnasiasten, die nicht etwa aus besonderen Gründen, vielleicht in der heimathlichen Kirche, anderswo confirmirt werden sollen, übertragen würde, ein ordinirter Theologe *) sei, der sein ganzes Streben und seine vollste seelsorgerische und lehrende Thätigkeit berufsmässig dem Gymnasium widme, ohne dass er anderweitig irgend welche amtliche geistliche Function habe, wenn ihm auch natürlich eine gewisse regelmässige oder freiwillige Theilnahme an der Verkündigung

*) Wenn in Kurhessen dasselbe Verlangen, jedoch ohne die weiteren berechtigten Consequenzen an die Religionslehrer der Gymnasien gestellt worden ist: so ist das eine äusserliche und halbe Massregel, gegen die sich die Kirche von ihrem Standpunkte aus erklären muss.

des Worts in der Gemeinde nach unserem Bedünken gern zugestanden werden könnte. Wir haben lange schon ein ähnliches Verhältniss gewünscht, unterschreiben daher mit Freuden den Vorschlag des Verf.'s und würden seine Verwirklichung als den Anfang eines innigeren Verständnisses und Zusammenwirkens zwischen der Kirche und dem Gymnasium begrüssen. Auch wir verlangen mit dem Verf. für die Selbständigkeit des Gymnasiums durchaus nach allen Seiten hin seine freien, selbständigen, ihm berufsmässig ganz zu eigen gehörigen Organe; auch wir betonen es, dass nicht die theologische Bildung den Lehrer macht, auch nicht in der Religion, sondern das pädagogische Charisma. Wir wissen zwar wohl, was für Einwendungen von kirchlicher Seite hiergegen werden erhoben werden (in Bezug auf eine derselben erklärt der Verf., dass die evangelische Kirche gegen eine hie und da angenommene Theorie von einer besonderen „Amtsgnade" oder von einer durch die Ordination geschehenden Aufnahme in einen „Stand" nur protestiren kann"); wir glauben aber zuversichtlich, dass die Besprechung dieses wichtigen Gegenstandes auch den Theologen erwünscht und willkommen sein muss, zumal da es wohl nicht zu bestreiten, dass das ganze Wesen der Confirmation innerhalb der evangelischen Kirche noch nicht recht zu einem klaren Bewusstsein und einer festen Norm des Verständnisses und der praktischen Handhabung überall gekommen ist. Der Vorbereitungsunterricht zu derselben soll nach dem Verf. einen vorwiegend erbaulichen Charakter tragen; was aber den Inhalt desselben betrifft, so soll er zunächst in der Kürze eine summarische Wiederholung des bisher gewonnenen Wissens im Christenthume sein, dann aber müssen die den Confirmanden am unmittelbarsten angehenden drei Hauptstücke des lutherischen Katechismus, nämlich das 2te, 4te und 5te, noch einmal mit dem Blicke auf den eben bevorstehenden Uebergang des Katechumenen in den Kriegsdienst der streitenden Kirche durchgenommen werden; dabei soll das Evangelium Johannis oder der Römerbrief oder ein anderes Buch der heil. Schrift mit steter Hinweisung auf die ganze Geschichte der Offenbarung

und insbesondere mit Festhaltung des Erbauungszwecks gelesen, endlich der unterscheidende Charakter der evangelischen Kirche summarisch besprochen werden.

Wir haben nach dieser, allerdings sehr wichtigen, Digression nur noch der obersten beiden Gymnasialstufen zu gedenken, deren Combination der Verf. für möglich hält. Wir können eine solche nicht anders als im höchsten Nothfall billigen, und einen solchen halten wir für kaum annehmbar, da immer eher eine Combination der unteren Lehrstufen bei nur einjährigem Cursus zulässig sein wird, als eine Zusammenfassung in dem, einer grösseren inneren Entwickelung des Gemüths und religiösen Bewusstseins fähigen, höheren Alter zu einem vierjährigen Cursus. Auch ist die Aufgabe für die beiden obersten Gymnasialstufen eine so umfassende, vorzüglich durch die nothwendig geforderte Beziehung zu den einzelnen Schülern, dass wir hier nach keiner Seite hin eine Abschwächung zulassen möchten. Denn es muss in diesem Stadium dem Gymnasialschüler, der nun auch recht eigentlich in die Welt der geistigen Heroen des Alterthums eintritt, ihre tiefe Bedeutung und die ganze Macht wissenschaftlicher Erkenntniss zum ersten Male zu ahnen beginnt, der Alles überwältigende Sieg des Christenthums offenbar werden. Zu dem Ende muss ihm grade das classische Alterthum, und zwar, je mehr dasselbe in seiner natürlichen Schönheit und Kraft ihm entgegen tritt, desto stärker als ein bei aller seiner Herrlichkeit dennoch vom Christenthume überwundenes, aber nicht zweck- und spurlos vernichtetes, sondern nach allen seinen menschlich wahren und edlen Bestandtheilen vom Evangelium aufgenommenes und in seinem Dienste verarbeitetes vor die Seele geführt werden. Und jede dieser Stufen hat eine grosse Aufgabe. Denn nicht blos ist hier der Sieg der christlichen Lehre über alle weltliche Weisheit und Erkenntniss, sondern auch ausserdem noch die Alles überwältigende Macht der Kirche in ihren schriftlichen Denkmälern, den ewigen Zeugnissen des heil. Geistes, in ihren Ordnungen, Cultusformen, Lebensentwickelungen u. s. w. darzuthun. Das ist es, dessen der reifere Schüler bedarf, ehe er in die Hallen

der Wissenschaft eintritt. Und ist diess mit klarer Einsicht und warmer Liebe geschehen, dann geht er, kraft der evangelischen Wahrheit selber, die auch in dem schwachen Worte mächtig ist, mit einem sicheren Halte und einer unerschütterlichen Grundlage zu der Betreibung seiner besonderen Berufswissenschaft auf Universitäten über. Immerhin würde also die Aufgabe im Einzelnen wesentlich die vom Verf. bezeichnete sein: Geschichte der heil. Schriften und der christlichen Kirche, die christliche Lehre und die Auslegung neutestamentlicher Schriften nebst der Augsburgischen Confession. Aber die Geschichte der heil. Schriften darf sich nicht in den Aeusserlichkeiten, wie früher gewöhnlich war, umhertreiben, sondern muss vor allen Dingen eine innerliche, mit scharfer Unterscheidung das Eine Licht in seinen verschiedenen Strahlenbrechungen offenbarende Schriftkunde vermitteln, so dass hier die Mannigfaltigkeit in der Einheit erkannt wird, wie umgekehrt die Lehre die Einheit in der Mannigfaltigkeit nachzuweisen hat. Der Unterricht in der Geschichte der christlichen Kirche aber hat sich vorzugsweise vor dem auf diesem Standpunkte unverzeihlichen Fehler der Breite und Weitschweifigkeit, die angeblich erschöpfend sein will, zu hüten. Vielmehr gilt es insbesondere hier, das Zuständliche in den hervorragendsten Epochen mit zusammenfassender Klarheit zu schildern, aber daneben auch wie an einem rothen Faden den nie verschwindenden Zusammenhang mit der apostolischen Kirche durch alle Jahrhunderte hindurch nachzuweisen; dann wird auch das bunte Gewirre contrastirender Lehrmeinungen sich auf wenige bestimmte, in verschiedenen Schattirungen immer wiederkehrende Gruppen zurückführen und mitten in dem trüben Elemente menschlichen Wahns und weltlichen Treibens die verborgene Kirche des Evangeliums erkennen lassen, die in der Reformation wiederum in hellen Strahlen hervorbricht und von da an bis in die Gegenwart hinein, mehr oder minder deutlich wahrnehmbar, ihren ethischen Charakter in den verschiedensten Gestaltungen ausprägt. — Die vom Verf. beabsichtigte Vertheilung des Lehrstoffs ist diese: 2. J. Geschichte der heil. Schriften, 1. Jahr Kirchengeschichte und Augsburgi-

sche Confession, 1. J. christliche Lehre; wir würden das Mass und die Vertheilung etwas anders bestimmen, was indessen für die Hauptsache unwesentlich ist. Auch scheint uns des Verf.'s Auswahl aus dem N. T. zur Lesung im Grundtexte noch nicht genug erwogen zu sein; wir glauben hier sowohl mit Rücksicht auf die Verfassung des jugendlichen Gemüths, als auch auf die Unterstützung des übrigen Religionsunterrichts eine eben so scharfe Prüfung und Auswahl der Sache schuldig zu sein, wie den griechischen und römischen Autoren für den Gymnasialgebrauch längst zu Theil geworden ist.

Wir bekennen mit wahrer Freude, aus allen vier Schriften viele Anregung und Belehrung geschöpft zu haben, und können sie Anderen in gleichem Sinne mit Ueberzeugung empfehlen. Aber der Eine Hauptpunkt, der eben die specifische Bedeutung des Christenthums im Gymnasium ausmacht, nämlich die Stellung des classischen Alterthums zum Evangelium, ist dadurch noch nicht wesentlich und ausreichend gefördert worden.

II.

5) Einige Worte über den Religionsunterricht, vorzüglich in den oberen Klassen der Gymnasien, von Collab. F. C. Kirchhoff. Programm des Rendsburger Gymnasiums. 1855. 19 S. 4.

Ich kann es mir nicht versagen, auch auf obige kleine Schrift und die eigenthümlichen, in mancher Beziehung beachtenswerthen Winke und Vorschläge darin mit einigen Worten näher einzugehen. Dem Vf. musste es begreiflicherweise dabei von Werth sein, sich über seine persönliche Stellung zum Gegenstande etwas weitläuftiger auszulassen, was ihn denn dazu geführt hat, in dem bei weitem grösseren Theile des Aufsatzes uns in gedrängter und vielleicht eben darum nicht immer völlig klarer Fassung einen Ueberblick seiner Welt- und Lebensanschauung unter steter Bezugnahme auf seinen Hauptgegenstand zu geben. Hier treten uns des Vf.s Ansichten über das Wesen der Kirche, die Stellung des Lehrers und die Aufgabe des Religionsun-

terrichts im Allgemeinen entgegen, die allerdings nicht unwichtig und nicht ohne Einfluss auf die speziellen Bestimmungen sind. Der Vf. bekennt, dass „die Kirche, wiewohl sie als eine einzelne Körperschaft im Staate unter ihn als auch ihre Obrigkeit gestellt ist, dennoch, weil sie die erste und selbst wichtiger als er ist, oft einen hierarchischen oder im besseren Fall pietistischen Standpunkt geltend machen will"; freut sich aber doch zugleich, dass ein „offener Widerstreit von Staat und Kirche in der evangelischen Christenheit fast nur in den mittleren und niederen Kreisen des Amtes" (?) stattfinde, und nennt es „eine der erfreulichsten Folgen der Vereinigung der Souverainität und des Oberbisthums in einer Person, dass ein Conflict der beiden grossen Gemeinschaften dadurch vermieden wird." Er betrachtet es darum als „eine für die Auffassung der Stellung, welche der Religionslehrer an einer Schule hat, bedeutsame Folge," dass er sich nicht blos als vom Staate ernannt, sondern auch als Diener der Kirche zu betrachten hat. „Nicht das vorzugsweise sogenannte geistliche Amt allein, sondern auch das Lehramt (Religionslehramt?) ist ein kirchliches." Es wird weiter auch die Frage aufgeworfen, ob der Religionsunterricht in der Schule vielleicht kein eigentlicher Unterricht sein und mehr erbaulich als belehrend wirken solle. „Oder soll derselbe (der Lehrer) die Lehre treiben und die Selbstdarstellung des Glaubens mehr dem predigenden und confirmirenden Geistlichen überlassen, bei welchem die Kinder zum 'beten gehen'? Mir scheint das letztere das einzig richtige zu sein. Die moderne (?) Schule ist eine Tochter der Kirche und soll es bleiben; aber bei der Errichtung derselben galt es vor allem dem schreienden Bedürfnisse der Unwissenheit im Christenthume abzuhelfen." Es drängt sich allerdings unwillkürlich hier die Frage auf, ob eine solche Trennung des Erbaulichen und Belehrenden im Religionsunterricht an und für sich nur möglich sei, wie denn der Vf. weiterhin selbst dem ersteren einen bestimmten Platz in demselben wiederum eingeräumt hat; ja, man müsste wünschen, dass das ganze Wesen der Schule in seiner genaueren Begriffsfassung hier dargelegt worden wäre, damit man ein

klares Bild von dem Zusammenhange dieser vereinzelten Aeusserungen mit der Gesammtanschauung gewinne. Wir dürfen daher um so weniger der allgemeinen Darstellung des Verfassers weiter nachgehen, die den Charakter des modernen Lebens als den „durch die stets wachsende Kenntniss der Natur und die immer zunehmende Herrschaft über dieselbe weiter und weiter sich entwickelnden Universalismus" bezeichnet, der in der Einheit des Religiösen und Sittlichen das Ziel des Mittelalters gewesen sei, aber in der neueren Zeit sowohl nach der Seite des guten als des bösen hin einen immer universelleren Charakter angenommen habe. „Die Anmassung des römischen Kaiserthums deutscher Nation ist zwar dahingesunken; aber die Idee einer weltlichen Herrschaft über alles ist mit mehr Aussicht auf Verwirklichung und planmässigerer Entwicklung auf die griechischen Slaven übergegangen, und wir hoffen jetzt um der evangelischen Kirche willen, dass sie ebenso scheitern möge wie die der kaiserlich katholischen Universalherrschaft, welche zuletzt in Karl V sich an der Macht der Reformation brach." Wir dürfen, wenn wir uns nicht in die Politik und die Philosophie der Geschichte verlieren wollen, hier nicht näher darauf eingehen, müssen vielmehr aus allem Allgemeinen und Vorbereitenden, was beigebracht worden ist, nur noch ein paar wichtigere und mit unserem Gegenstande in näherer Verbindung stehende Punkte berühren. Wir können uns ja nur freuen, wenn wir sehen, dass der Vf. nicht zu denen gehört, welche die Fortschritte der Wissenschaft als irgendwie etwas dem Evangelio feindliches ansehen. Denn die Wahrheit ist Eine und harmonisch in sich: es ist ja Gott, der sich auch in der Natur und Geschichte offenbart, und was er thut muss zur Erlösung mitwirken. Mit der Art und Weise aber, wie der Vf. dieses im einzelnen auszuführen gedenkt, um das Evangelium und die menschliche Wissenschaft in einen inneren Einklang zu bringen, können wir uns nicht einverstanden erklären. Es ist das nur ein äusserliches Anknüpfen, kein innerliches und organisches Durchdringen; wir haben der Sache nimmer ein Genüge gethan, wenn wir allerlei Anknüpfungspunkte in

Natur und Geschichte, Kunst und Literatur suchen, um daran manche erweckliche und heilsame Betrachtungen und Mahnungen anzureihen. Wenn der Vf. in Schillers Streben „mehr dem Christenthum nahestehendes“ findet, „als in der Goetheschen sinnlicheren Selbstgenügsamkeit, worin die ästhetische Gefühlsrichtung sich so oft beruhigt“; wenn er am besten zeigen zu können glaubt, „dass Liebe zu Gott in Christo und aus dieser Quelle zu den Menschen das Wesen des Christenthums ist“, wenn er zur Würdigung des Alterthums dem Christenthume gegenüber „die grossen sittlichen Aussprüche und Thaten des Alterthums hervorhebt“: so glauben wir, dass damit weder Goethe und Schiller in ihrem Werthverhältnisse zu einander, noch die tiefere Beziehung des Alterthums zum Christenthum richtig gewürdigt ist. Hiermit steht aber die ganze Anschauung des Vf.s von der Stellung des Religionslehrers in innigem Zusammenhange. Wir vermögen nicht zu entscheiden, ob diese nach allen Seiten hin dem Vf. selbst ganz klar geworden ist; was er aber bestimmt und ausdrücklich darüber bemerkt, können wir grösstentheils nicht billigen. In den oberen Klassen soll ein studirter Theolog das Amt des Religionslehrers haben, nur in den unteren darf es anderen „und wol am besten Seminaristen anvertraut werden, welche ja auch einen meist 3jährigen Unterricht in der Religion auf dem Seminar empfangen haben.“ Also kurz, er soll die Aufgabe eines Fachlehrers sein, dem er ausserdem nur etwas von demjenigen Unterrichte noch beilegen zu wollen scheint, welcher am meisten universellen Charakter in sich trägt; denn vor allen Dingen soll der Religionslehrer selbst eine universelle Bildung besitzen, womit gewissermassen wieder in aller Stille das gut gemacht werden soll, was ihm durch die Beschränkung einer fachlichen Bildung und Stellung nothwendig von der anderen Seite her Uebles ankleben muss. Wir halten diess für den Grundirrthum in der Anschauung des Vf.s, und zweifeln sehr daran, dass er mit seiner entschiedenen Verwerfung des Grundsatzes, den Religionsunterricht am liebsten, so weit es möglich ist, in den Händen des Klassenordinarius zu sehen, in der Gegenwart, in der sich noch jüngst wieder be-

deutende Stimmen dafür erhoben haben, einen überwiegenden Beifall einernten wird. Der Vf. scheint auch gar keine Angst davor zu haben, einen durchgehenden und vielleicht unausgleichbaren Conflict zwischen dem Philologen und dem Theologen eintreten zu sehen, woran doch die ganze gymnasiale Wirksamkeit zu Grunde gehen kann. Sonach können wir nicht anders urtheilen, als dass der Vf. seine Aufgabe zu sehr vom theologischen oder vielmehr kirchlichen, zu wenig vom pädagogischen, schulmännischen Standpunkte aus betrachtet hat. Nichts kann so zerstörend auf die Jugend wirken, als wenn die Religion ein Fach neben anderen Fächern ist; hier handelt es sich um die wahre Lebenseinheit des Gymnasiums, die hergestellt werden muss, wenn es nicht auf alle Frucht seines Wirkens verzichten soll. Sie muss zunächst gerade dem klassischen Alterthum gegenüber hergestellt werden, und müssten uns die Zeichen der Zeit gewaltig täuschen, wenn nicht dazu mehr und mehr ein mächtiger Vorsprung gewonnen wird. Wir misstrauen auch nicht einen Augenblick der Macht des Evangeliums und dem in der Kirche waltenden heiligen Geiste, dass diess in fortschreitendem Masse sich zum reichsten Segen unseres Volks entwickeln wird. Und wie wollten wir verkennen, dass die Conflicte, die der Vf. fürchtet, auf seinem Wege noch viel herber und schneidender in dem Zusammenwirken der Lehrer auf ihren heterogenen Gebieten mit einer durch diese Getrenntheit noch verstärkten Abneigung gegen das Evangelium hervortreten können, oder dass dieselben Gegensätze im Leben und in der auch zu jedem Schüler herandringenden Tagesliteratur in einem Masse und mit einer Kraft vorhanden sind, die nur durch die geschlossene Phalanx einer in dem Hauptpunkte innerlich einigen Wirksamkeit verschiedener Lehrer gebrochen und unwirksam gemacht werden kann!

Doch besonders wollte ich noch auf die eigenthümliche Vertheilung des Lehrstoffs zu sprechen kommen, die der Vf. für den Religionsunterricht vorschlägt. Er setzt voraus, dass der eintretende Sextaner oder Septimaner jedenfalls schon einigen Unterricht in der biblischen Geschichte genossen

habe; es wird daher mit einer wiederholenden und ergänzenden Uebersicht begonnen, ohne gelehrte oder katechetische Weitläuftigkeit, mit Benutzung von Zahns biblischen Historien, auch der Bibel zum Nachschlagen und Lesen einzelner Stellen. „Zu Anfang der Stunde lasse man den lutherischen Katechismus beten, d. h. der Lehrer lese ihn ruhig und andächtig vor, wobei die Kinder mit gefalteten Händen zuhören.“ In Quinta soll dasselbe oder das Vorlesen von Gesangbuchsliedern (nicht Singen) als erbauliche Eröffnung dienen, als Hauptstoff dieser Klasse eine concentrirte Behandlung der Leidens- und Sterbensgeschichte des Herrn, mit fleissiger Benutzung der Schrift auch alten Testaments. Als Aufgabe der Quarta, womit die untere Hälfte des Gymnasiums abschliesst, denkt der Vf. sich die heilige Geographie mit Benutzung des Calver Buchs und des Kiepertschen Bibelatlas, für den Lehrer auch der Reisebeschreibungen Robinsons u. a., ausserdem die feste Erlernung der fünf Hauptstücke des Katechismus ohne die Erklärungen. Dazu auf allen bisher genannten Stufen ein tüchtiger Vorrath von Sprüchen und Liederversen oder Liedern als Schatz des Gedächtnisses. „Für die oberen Klassen tritt besonders die Rücksicht auf die Bildung einer festen Ueberzeugung und freieren *πίστις* in den Vordergrund.“ Der wesentliche Charakter dieses Unterrichts soll daher apologetisch sein. Als erbaulicher Anfang diene in der Tertia die Vorlesung einer Perikope, mit Einschluss der Beschreibung von der Zerstörung Jerusalems nebst kurzer Erklärung. „Am Leitfaden des Kirchenjahres würde man darin eine kurze Wiederholung der neutestamentlichen Geschichte haben, und wenn man im zweiten Jahre die Episteln wählt, dadurch auf das Lesen ganzer apostolischer Briefe vorbereiten. Für die in jedem Jahre übrige Zeit träte etwa eine Auswahl ans dem Buche der Märtyrer von Fliedner hinzu.“ „Als den eigentlichen Unterrichtsstoff betrachte ich für das erste Jahr eine Erklärung der 5 Hauptstücke“ (mit Berücksichtigung der betreffenden Bibelstellen und der confessionellen Unterscheidungen). „Die 3 Artikel des Glaubens dienen einerseits als erste Stufe einer systematischen Zusammenfassung des ge-

schichtlich bisher gelernten Stoffes, andrerseits als Anknüpfungspunkt für eine kurze Darstelluug der abwehrenden und gestaltenden Lehrentwicklung der ersten Jahrhunderte und des christlichen Lebens in ihnen.“ Das zweite Jahr wird zu einer geschichtlichen Erklärung unseres Gottesdienstes verwandt, mit Benutzung von Alt's christl. Cultus. (Der Vorschlag ist beherzigungs- und nachahmungswerth, wenn nicht auf dieser Stufe noch etwas früh; ich selbst habe es mit Nutzen in I. versucht, und empfehle zur Benutzung für den Lehrer noch das geistvolle Buch von Ehrenfeuchter: Theorie des christl. Cultus und Fr. Strauss's Kirchenjahr). In II. beginnt die Stunde mit erbaulicher Lesung eines Psalms nebst kurzer Erklärung; dann Erklärung der synoptischen Evangelien, der Apostelgeschichte und leichteren Briefe nach der lutherischen Uebersetzung unter Benutzung des Grundtextes, daneben eine symbolische Erklärung des alttestamentlichen Gottesdienstes, und im 2n Jahre eine Geschichte des Kirchenliedes (mit Benutzung von Bässlers evangelischer Liederfreude und Kochs Geschichte des Kirchenliedes). In I. erbauliche Vorlesung alttestamentlicher Stücke, besonders Propheten und noch nicht gelesener neutestamentlicher Abschnitte; in der einen Stunde Erklärung des Neuen Testaments im Urtext (Ev. Joh., Partien aus der Offenbarung, Römerbrief, 1. Korinther, Hebräer nebst Rücksicht auf die Typik), nebst litterarisch-historischer Einleitung in die Bibel, in der anderen ein ausgedehnterer religionsgeschichtlicher Cursus, Entwicklung der christlichen Lehre am nicänischen und athanasianischen Symbol und der Augsburger Confession, Kirchengeschichte des 18n und 19n Jahrhunderts nach Hagenbach. Einem systematischen Vortrage der christlichen Lehre ist der Verf. nicht abgeneigt, hält ihn aber auch nicht für unerlässlich. „Ein gutes Hülfsmittel dürften für den dialektischen Austausch Vorträge der Schüler sein, welche auch z. B. für die Besprechung der Stellung der Bibel zu den Naturwissenschaften die Gelegenheit bieten, wozu man Kurtz dem vortragenden zur Vorbereitung gebe. Der Lehrer selbst kenne auch den Kosmos und Cotta's

geologische Bilder.“ — Der Plan und Stufengang für die entsprechenden oberen Real-Classen weicht hiervon wenig ab.

III.

6) Die Religion in unseren Gymnasien und höheren Schulen und das Jugend- und Familienleben unserer Zeit. Paedagogisch-psychologische Betrachtungen von Dr. Aug. Schröder, Oberdomprediger und Professor zu Brandenburg a. H. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1856. VI. und 227 S. kl. 8.

7) Das evangelische Gymnasium nach den berechtigten Forderungen der Zeit. „Die Juden fordern Zeichen, und die Griechen fragen nach Weisheit.“ Magdeburg 1856. 76 S. gr. 8.

Der Gegenstand der erstgenannten Schrift kann auch selbst dann, wenn wesentlich Neues über denselben nicht vorgebracht werden sollte, doch nicht oft und gründlich genug verhandelt werden. Aber der Verf. hat sein Thema noch mit einem anderen, das demselben allerdings nahe verwandt ist und im Verhältnisse der Wechselwirkung mit ihm steht, in eine eigenthümlich neue Verbindung zu setzen und dadurch demselben eine neue Seite abzugewinnen gewusst. Zugleich aber hat auch der Verf., ein anerkannter Theolog, den vor Kurzem bei dem Jubiläum der Universität Greifswald die dortige theologische Facultät zum Doctor creirt hat, und nicht minder ein anerkannter Paedagog und vieljähriger Schulmann, das unverkennbare Recht, über diesen Gegenstand mitzusprechen. Er lässt seine Schrift in sechs grössere Abschnitte zerfallen, denen noch Excurse und Anmerkungen beigefügt sind, die von den fleissigen Studien und der grossen Belesenheit der Verf.'s auf dem Felde der paedagogischen Literatur Zeugniss ablegen. Der erste Abschnitt bespricht unsere Gymnasien und höheren Schulen in christlicher und kirchlicher Hinsicht, hebt den kirchlichen Charakter des Ursprungs der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Gymnasien oder gelehrten Schulen hervor, gedenkt der „christlichen“ Gymnasien, die, bei der völligsten Uebereinstimmung mit den alten Gymnasien in Ziel und Mitteln,

doch den Vorzug einer von Anbeginn her zu erzielenden grössereren Einheit und Uebereinstimmung in der Handhabung der Lehre und der Zucht, in der Anordnung des ganzen Lehrplans und vor allen Dingen in dem paedagogischen Charakter der lehrenden Kräfte voraus haben. Natürlich muss hier auch die allgemeine Stellung des Religionsunterrichts in der Gegenwart besprochen und der Fortschritt anerkannt werden, den dieser wichtigste Lehrgegenstand in neuester Zeit gewonnen hat. Aber es müssen freilich auch die Klagen gehört werden, die noch immer auf eine grössere und allgemeinere Befriedigung dringen. Zwar ist das Niemeyersche Lehrbuch jetzt wohl so ziemlich aller Orten verschwunden, aber an einigen Stellen sind Lehrbücher dafür eingetreten, denen wir nichts Besseres, ja kaum einmal so viel Gutes nachzusagen im Stande sind. Auch haben unter der grossen Menge trefflicher neuer Lehrbücher der Religion insbesondere für die oberen Gymnasialklassen einige den Fehler, dass sie mit Stoff überladen sind oder in fremdes Gebiet hinüberschweifen, andere wiederum den, dass sie den rein und klar vorgetragenen kirchlichen Lehrbegriff in einer zu einseitig und schroff objectiven Weise gefasst, und hier, wo es sich nicht um das theologische, sondern um das paedagogische Interesse zunächst handelt, die Bedürfnisse des in jenen tiefen Lehrgehalt einzuführenden Subjects, unserer durch häusliche Erziehung und allgemeine Einflüsse, durch die übrigen Unterrichtsgegenstände und die mächtigen Wirkungen der Literatur mannigfach beherrschten und geleiteten Jugend, nicht genug berücksichtigt haben. Kann es auch scheinen, als sei diess bloss ein Fehler der Methode, so hängt derselbe doch mehr oder weniger mit der ganzen gegenwärtigen Gestaltung der theologischen Wissenschaft und des kirchlichen Lebens, wenigstens nach einer bestimmten Richtung desselben hin, genau zusammen. Eine solche Methode wird von selbst unfruchtbar, doctrinär, oder unlebendig und ohne Eingehen auf den jugendlichen Charakter. Ist der objective Grund unseres theuren evangelischen Glaubens auch noch so berechtigt und unantastbar, so erfolgt doch die Gewinnung der Seelen für eine innerliche Aneig-

nung desselben nicht auf eine magische, noch auf eine unvermittelte Weise, sondern, wie alles Unterrichten, ist dieses ganz vornehmlich ein Hinabsteigen in die Eigenthümlichkeit der jungen Seelen, ein Aufsuchen und Aussondern alles weltlichen und menschlichen Wesens, das sich darin findet, und ein Wecken des rechten Hungers nach der göttlichen Speise. Nur auf diesem Wege kann von einer wahrhaft erziehlichen Einwirkung, der schönsten Gestalt aller cura animarum, die Rede sein. Aber dieses ist nicht der einzige Grund, aus welchem berechtigte Klagen hervorgehen. Vielfach wird, auch als ein besserer Geist angefangen hat sich geltend zu machen, dennoch eine durchgreifende und recht erfolgreiche Wirksamkeit auf diesem Gebiete noch vermisst. Das muss in besonderen Zuständen liegen, denen wir nicht eifrig genug nachspüren können. Der Verf. hat Einzelnes über solche Mängel angedeutet; es lassen sich aber noch weit mehrere, und auch noch weit schlagendere Beweise davon anführen. So wird einmal aus einem Programme eine methodische Angabe berichtet, aber wir haben von derselben Hand sogar ein Lehrbuch erhalten, welches die Einseitigkeit und Ueberladung jener Methode uns veranschaulicht. Wir nennen von anderweitigen Ursachen noch zwei. Es ist erstlich der grosse Mangel an einer recht lebendigen und wirksamen Einführung in die heilige Schrift, die auf keiner Lehrstufe fehlen darf, in den oberen Gymnasialklassen aber unter angemessener Berücksichtigung der jugendlichen Fassungskraft und Eigenthümlichkeit auch im Grundtexte zur frischen und gründlichen Erfassung des Inhalts gebracht werden muss. Auf diesen Punkt ist in letzter Zeit mehrfach, sowohl von W. Hoffmann in seinem bekannten Vortrage auf dem Frankfurter Kirchentage, als auch von einem Ungenannten in einem trefflichen Aufsatze in Gelzer's protestantischen Monatsblättern mit dem vollsten Rechte hingewiesen worden. Ein zweiter und sehr bedeutender Mangel liegt in der noch immer nicht gewonnenen klaren und gründlichen Einsicht in das rechte Verhältniss zwischen dem Christenthum und dem klassischen Alterthume, indem diese beiden Gebiete vornehmlich in den verschiedenen lehrenden Persönlichkeiten,

nicht selten auch in dem einzelnen Lehrer selbst, möge er nun in beiden zu unterrichten haben oder auch nur in einem von ihnen, um so leichter daher auch in dem Bewusstsein der reiferen Jugend in einem schwer auszugleichenden Dualismus einander gegenüber bestehen. — Unser Buch führt uns in einen zweiten Abschnitt, welcher die Forderungen und Bedürfnisse der Zeit behandelt. Auch hier kämpft der Verf., wie in seiner ganzen Schrift, mit einer höchst achtbaren Wärme und Begeisterung für die rechte Mitte evangelischen Glaubens und Lebens in dem rechten Sinne Luthers, dem „der Glaube ein göttlich Werk in uns ist, das umwandelt und neu gebiert aus Gott und tödtet den alten Adam, macht uns ganz andere Menschen von Herzen, Muth und Sinn, und bringet den heiligen Geist mit sich," gegen den „plumpen Köhlerglauben an die geistloseste aller Auctoritäten, den Materialismus, einerseits, wie gegen den starren Confessionalismus andererseits." Und eines solchen lebensfrischen Glaubens, wie Luther ihn in der That und Wahrheit gezeigt hat, bedürfen wir wieder in Kirche und Leben, in Schule und Familie. Wie wahr und treffend hat der Verf. diesen Punkt hingestellt! Er hat vollkommen Recht: unser gegenwärtiges Leben bewegt sich nach der kirchlichen Seite in Extremen; auf der einen Seite herrscht krasser Unglaube und rohe Unkirchlichkeit, auf der andern eine süssliche manierirte Christlichkeit und ein ungesunder Assentismus. Möge das denn der Anbruch einer neuen Zeit werden! Wir folgen dem Verf. gern in seiner lieblichen, aber auch nicht unberechtigten Hoffnung auf einen „neuen Hervorgang des Geistes," wenn der frische, fröhliche und freie Hauch eines wahrhaft evangelischen Lebens erst über alle Kreise sich ausgebreitet haben wird. — Der dritte Abschnitt, das Jugend- und Familienleben unserer Zeit, ist für die Aufgabe des Buchs von besonderer Wichtigkeit, er ist wahr und schön geschrieben, wenn auch dem erfahrenen Beobachter das hier entworfene Gemälde nicht mehr fremd sein kann; wir können ihn daher zur Lesung für Alle dringend empfehlen. Mag Einzelnes in einer solchen Schilderung als unbestimmte Allgemeinheit, selbst als Uebertreibung erscheinen, weil es

entweder nicht überall in gleichem Masse vorhanden ist, oder die im Leben oft weit zerstreuten Züge im Bilde durch die grössere Nähe und Gedrängtheit unwillkürlich ein schärferes Gepräge bekommen: immer wird ein solches Gemälde, auch wenn es düster ist, eben weil es so kräftig und gesund die Plagen und Krankheiten der gegenwärtigen Zeit zu entfernen sucht, ausnehmend lehrreich sein. — Der vierte Abschnitt betrifft die Methodik, wobei ein orthodox kirchlicher, ein nationaler, ein wissenschaftlicher und ein biblisch populärer Religionsunterricht unterschieden und jeder für sich besprochen, aber auch für die vollständige Erreichung des Zweckes eine Vermehrung der Stundenzahl verlangt wird, da jetzt die Schule vielfach Vater- und Mutterstelle mit vertreten und oft ganz allein über die sittliche und religiöse Ausbildung ihrer Pflegebefohlenen wachen müsse. Diess ist allerdings ein beherzigenswerther, aber doch auch sehr bedenklicher Punkt; die Schule hat schon zu viel darunter gelitten, dass sie übernommen oder sich hat aufbürden lassen, was dem Hause oder dem öffentlichen Leben angehört, und für das sie am Ende um so weniger aufkommen kann, als die paralysirenden Wirkungen auf ihre eigenen Ergebnisse um so viel stärker zurückschlagen. Die vor Jahren laut gewordene Klage über die Unchristlichkeit der Gymnasien hatte bei aller unverkennbaren Berechtigung in Bezug auf einen grossen Theil und eine immer mehr verschwindende Richtung derselben dennoch den unleugbaren Fehler, dass den Gymnasien allein Schuld gegeben ward, was eine Folge einer ganzen entchristlichten Vergangenheit gewesen war. Häufen wir darum nicht auf diese Anstalten einen grösseren Theil der Aufgabe, damit nicht der Mangel und die Gefahr um so viel grösser werde, wenn wiederum einmal vielleicht auch uns, ungeachtet alles guten Willens, hie und da die rechte Einsicht und Methode fehlen sollte. Dass schliesslich doch Alles darauf ankommt, dass der warme lebensfrische Hauch evangelischer Liebe dazu nöthig ist und aus der ganzen Persönlichkeit des Lehrers, und nicht des Religionslehrers allein, sprechen muss: das wird ein Jeder mit dem Verf. auf das Stärkste zu betonen bereit sein. Was

im Uebrigen von der wünschenswürdigsten Wahl des Klassenordinarius zum Religionslehrer, von der gewöhnlich nicht genügenden Berücksichtigung des Lebens Jesu, von der Vorzüglichkeit insbesondere des Lutherschen Katechismus gesagt wird, unterschreiben wir mit voller Ueberzeugung. Gern hätten wir auch gesehen, wenn auf die Vorbereitung und Ausbildung der künftigen Schulmänner, auf welche nicht blos mit äusseren Mitteln und durch besondere Veranstaltungen, sondern mit der innigsten Theilnahme und lebendigsten Fürsorge aller kirchlichen und staatlichen Behörden und Kräfte eingewirkt werden sollte, noch etwas näher eingegangen wäre. Aber der Verf. hat dem fünften Abschnitte noch eine besondere Sorgfalt zuwenden wollen, deren wir uns denn auch bei der Wichtigkeit der Gegenstandes und der Angemessenheit der Behandlung gern erfreuen. Derselbe bespricht die psychologische Bedeutung des Gefühls, der Phantasie und des Gedächtnisses in dem Organismus des jugendlichen Geistes und die Einwirkung der Religion auf diese Seelenvermögen. Auf diesem Wege dem Verf. mit Aufmerksamkeit zu folgen, wird jedem Leser die grösste Freude sein; er zeigt uns hier, dass er auf dem Felde der Psychologie eben so wohl bewandert ist, als auf dem der kirchlichen Literatur und Wissenschaft, aber in einem noch höheren Masse spricht uns daraus der bewährte und erfahrene Schulmann an. Wir sehen heutzutage über diese Gegenstände oftmals einseitig, besonders vom theologischen Standpunkte aus, geurtheilt, und können darin weder die Reife der Erfahrung, noch die Berechtigung tieferer Einsicht erkennen; hier haben wir dagegen den praktischen Blick und gesunden Takt, der vor allen Dingen neben der unvergleichlichen Fülle des zu lehrenden Objects den eigenthümlichen Sinn und Geist des jugendlichen Alters zu würdigen weiss. Wir haben hier auch den unzweideutigsten Beweis in Händen, dass dasjenige, was wir oben als einen häufigen oder allgemeinen Mangel in der gegenwärtigen Unterrichtsweise bezeichneten, bei dem Verf. die vollste Anerkennung finden würde. Der ganze Abschnitt ist besonders reich an praktischen Winken der mannigfaltigsten Art für Lehre und

Erziehung. — Der sechste kürzere Abschnitt spricht über die ascetischen Mittel, insbesondere die Schulandachten und Morgengebete, wobei dem Verf. die neueren derartigen Leistungen der Literatur von E. Weber in Reval, Danneil in Magdeburg u. A. noch nicht bekannt gewesen zu sein scheinen, die wir auch in einem besonderen Artikel zu besprechen hoffen. Wir stimmen aber ganz dem bei, was der Verf. über das Entstehen der Absonderung einer eigenen Schulgemeinde, über die Gefahr der Uebertreibungen in den Andachtsmitteln, über den ausserordentlichen Werth einer sorgsamen Pflege des Kirchenliedes in den Schulen u. A. bemerkt, und folgen seiner warmen und lebendigen Darstellung mit Vergnügen bis an das Ende des Büchleins, wo noch in einigen Anmerkungen und Excursen wichtige Gegenstände, die sich theils auf die persönliche Stellung und Richtung des Verf's., theils auf einzelne Punkte der Darlegung selbst beziehen, kurz zur Erörterung gebracht und mit literarischen Nachweisungen versehen sind.

Nr. 7. ist eine kleine treffliche, kernige Schrift, die auf wenigen Blättern eine Fülle von Einsicht und Erfahrung durch alle Gebiete des Gymnasiallebens hin entwickelt, hier jedoch natürlich nur in beschränktem Masse zur Berücksichtigung kommen kann. Der ungenannte Verf. hält uns in einem ersten Paragraphen „Die Ideale dieser Zeit“ vor, wonach der Zeitgeist unsere Literatur zur Weltliteratur und unser Volksleben zum Weltbürgerthum zu erweitern und zu verflüchtigen bemüht ist. Aber er sieht weiter auch eine „Umkehr und Einkehr,“ als deren Keime er folgende bezeichnet: Gegenüber der Weltreligion den Drang nach christlicher Erkenntniss und christlichem Leben in der nationalen Landeskirche; gegenüber dem Weltbürgerthum den christlich-nationalen Staat, dessen Oberhaupt von Gottes Gnade regiert; gegenüber der Weltbildung durch das Christenthum geläuterte, auf dem Boden nationaler Tradition erwachsene Weisheit; gegenüber der absoluten Philosophie, welche Alles unter dem Begriffe der Substanz verflüchtigt, die Erkenntniss, dass durch göttliche Ordnung auch dem kleinsten Stäubchen der Individualität seine unvertilgbare Existenz gesichert

sei; gegenüber dem Streben nach allgemeiner Bildung und Kenntnissen die Einsicht, dass das Theil der Martha nicht das bessere ist; in Summa: gegenüber dem Streben nach abstractem Allgemeinen die Entwickelung des Volkes und seiner Realitäten auf den von Gott geordneten natürlichen Grundlagen. Manches, was wir so äusserlich angenommen haben, ist uns in Wahrheit innerlich fremd. Die Ideale unseres Volkes in seinen besten Tagen waren nicht auf ein Pantheon von Weltreligion und Weltbildung gerichtet; gross ist unsere Nation vornehmlich durch drei Tugenden geworden, Frömmigkeit, Treue, Weisheit. Und es ist darum ihre Aufgabe und ihr Recht, das erste, volksthümliche und unbestreitbarste Recht, auf Grund ihrer nationalen Besonderheit ihr ureignes Wesen nach ihren ewig gegebenen Grundlagen, Frömmigkeit, Treue, Weisheit, entwickeln zu können. Darum muss sich das Volk wieder auf seine Aufgabe, seine Tradition und Geschichte besinnen, die Bildung zu ihren echten und ursprünglichen Quellen zurückkehren, das Gymnasium sich seines Zieles wieder bewusst werden. Denn das Gymnasium soll erziehen zu christlichem Leben und zu christlicher Erkenntniss, zu vaterländischer Gesinnung, zu der durch christliche Erkenntniss geregelten, auf dem Boden nationaler Tradition erwachsenen Weisheit. Lebensfragen für dasselbe sind demnach: wie es auf dem Gymnasium um christliche Gemüthsbildung, Erweckung vaterländischen Sinnes, Gründlichkeit der Vorkenntnisse bei idealem wissenschaftlichen Sinne stehe? Die Behandlung solcher Frage scheidet sich nach zwei Seiten, nämlich nach der Methode und dem Unterrichte. Die erste dieser beiden Seiten wird zwar kürzer, aber mit manchen sehr treffenden Bemerkungen abgehandelt. Der Verf. weist auf die allgemeinen Anforderungen an den Lehrstand hin, der, wenn er das heranwachsende Geschlecht zu Frömmigkeit, Treue und Weisheit erziehen soll, vor Allem dieselben Tugenden im Leben bethätigen muss. Die eigene geistige Zucht des Lehrenden ist von grösserem Werthe, als alles Wissen, das er mittheilt. Sie ist zugleich dem Lehrstande nöthiger, als irgend einem andern. Denn nirgend ist der Gegensatz zwi-

schen Wissenschaft und Leben, zwischen idealer Vorbildung und praktischer Anwendung, zwischen Erwartetem und Erreichtem, so scharf, als hier; daher die grosse Zahl gebrochener Existenzen in diesem Stande, so gross, wie in keinem andern, das ist sein Schicksal und seine Noth; und doch hat er die Heilung dieses Bruchs in sich selbst, und das ist seine Freiheit und sein Glück. — Wir heben im Uebrigen aus diesem Abschnitte von allgemein Wichtigem nur das hervor, dass die formelle Entwickelung des Geistesvermögens niemals Zweck sein kann, sondern bei der Einübung des Inhalts nebenbei zu erreichen ist; und dass, wenn auf die Willenskraft, (wir verweisen hier auf L. Wiese's treffliche Schrift: Die Bildung des Willens, Berlin 1857, die dem Verf. noch nicht bekannt sein konnte,) die Charakterbildung der Jugend hingearbeitet werden soll, diess Ziel nur zu erreichen ist, wenn sie frühzeitig bei aller Mannigfaltigkeit geistiger Beschäftigung sich concentriren und im Ringen nach ernstem Wissen sich selbst eine Schutzwehr gegen Schein und Trug schaffen lernt. Aus dem über die einzelnen Unterrichtsfächer Gesagten heben wir dasjenige hervor, was beim Religionsunterrichte, namentlich über die Lesung der Bibel gesagt ist, die dem Schüler bei seinem Eintritte in das Gymnasium in die Hand gegeben werden soll, damit der ganze Inhalt sein geistiges Eigenthum werde. Das beschriebene Verfahren ist dieses. Jeden Abschnitt lese der Lehrer ohne alle Affectation, doch ausdrucksvoll vor; die Schüler lesen ihn sodann mehrfach, versuchen auch, ihn möglichst wörtlich wieder zu erzählen. Die Erklärung beschränkt sich auf etwa vorkommendes Reales, was sich in Kürze, auch mit Zuziehung der Wandkarte, erläutern lässt. Die Lesung beginnt mit dem Evangelium des Matthäus, mit dem N. T.; denn zuerst muss die Person Christi vorgeführt werden. Hiernächst folgen die historischen Bücher des A. T., einige Psalmen und Auserwähltes aus den prophetischen Büchern sind einzuschieben und zu memoriren. Nebenher geht das Auswendiglernen des kleinen lutherischen Katechismus mit Sprüchen und erlesener Kirchenlieder; letztere im Anschlusse an die Ordnung des Kirchenjahrs. Auch hier

muss Alles zuerst vom Lehrer in würdigster Weise vorgelesen werden: alles nutzlose Erklären, Moralisiren, Reflectiren verbietet sich von selbst. Es handelt sich nur um objectives Ueberliefern und ungestörtes lebendiges Erfassen mit Phantasie und Gedächtniss. — Sehr richtig wird auch für die oberen Klassen verlangt, dass der Inhalt der christlichen Wahrheit nach ihrem festen Grunde und ihrer inneren Nothwendigkeit dargelegt, und dass die Beziehungen der geoffenbarten Religion zum Heidenthum sowohl, als zu dem Leben und Streben der Völker für den Standpunkt des Jünglings vollständig erläutert werde. Auch die übrigen Bemerkungen bitten wir nicht zu übersehen. Wir haben eine grosse Freude an der gesunden und richtigen Denkart des Verf.'s und wünschen lebhaft, dass die kleine unscheinbare und namenlose Schrift nicht unbeachtet bleiben möge.

IV.

8) „Zu uns komme Dein Reich!" Gebet- und Andachtsbuch für Haus und Schule, von Eduard Weber. 2 Abtheilungen. Reval 1851. Verlag von Franz Kluge. VIII, 325 und 370 S., gr. 8.

9) Schule und Evangelium. Sammlung von eilf Predigten, gehalten am Stiftungsfeste der Kgl. Sächs. Landesschule zu Grimma in den Jahren 1844—55 von Prof. Aug. Fr. Müller. Grimma, Verlag von J. M. Gebhardt 1856. gr. 8.

10) Evangel. Schulreden, gehalten im Friedrichsgymnasium zu Altenburg von Dr. F. H. R. Frank, Lic. der Theol., Professor. Altenburg 1856, Verl. v. Schnuphase. VIII und 110 S. gr. 8.

11) Das Kirchenjahr der Schule von Dr. O. H. Friedr. Danneil. 1. Heft, a. u. d. Titel: Zwölf Bibelandachten aus dem Gymnasialleben. Mit einem Vorwort von Dr. W. Hoffmann, General-Superint. der Kurmark. Magdeburg, Heinrichshofen. 1856. VIII. 150 S. gr. 8.

12) Evangel. Gebetbuch zum Gebrauch für Latein- und Realschulen, Gymnasien und Seminarien. Stuttgart, Schweizerbart. 1857. 152 S. 8.

Von gottesdienstlichen Uebungen in den protestantischen höheren Schulen hat man erst seit einiger Zeit wieder zu reden angefangen, nachdem es in früherer Zeit mit Recht

als ganz selbstverständlich betrachtet worden ist. Schüchtern hat man jedoch sich mit Versuchen dieser Art in einen grösseren Kreis hinausgewagt; man hat, wie es scheint, insbesondere über die rechte Gestalt und Einrichtung kein festes Urtheil fassen können. Grade darum ist die Sache neuerdings Gegenstand besonderer Erörterung geworden; sie selbst aber sollte unter dem Zweifel über die rechte Form nicht leiden und ihre Pflege in protestantischen Gelehrten-Schulen nicht hinter der der katholischen Gymnasien zurückstehen, die zum Theil ihre eigene Kirche und ihren eigenen Gottesdienst haben. Der Verfasser von Nr. 8 bestimmte seine Betrachtungen und Gebete ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit; er vermisste in unserer Literatur aber solche, die für die reifere Jugend geeignet wären. „Die tiefchristlichen Gebete und Betrachtungen von Joh. Arndt, Scriver, G. Müller, Nitzsch, Bogatzky, sowie die neueren von F. Arndt, Gossner u. A. setzen fast durchgehends geförderte Christen oder doch wenigstens solche voraus, die schon manche Erfahrungen gemacht, manche Kämpfe bestanden haben. Es werden Tiefen der Sünde aufgedeckt, für die der junge Christ noch kein Auge und kein Bewusstsein hat, und andrerseits Blicke in den Gnadenreichthum Gottes eröffnet, zu denen geübte Sinne gehören.“ Allerdings haben neuerdings Löhe, Kapff u. A. auch für das kindliche Alter zu sorgen gesucht, aber die heran wachsende Jugend des Hauses und der Schule ist noch ziemlich leer ausgegangen, und das eigentliche Familiengebet fehlt, nicht minder die rechten Schulgebete. Jeder Lehrer, dem die Abhaltung von Morgengebeten anvertraut ist, weiss, wie gross hier die Gefahr der Monotonie und des Mechanismus ist, und wie wünschenswerth darum Mannigfaltigkeit des Stoffes und Vielfältigkeit der Anwendungen und Beziehungen. Diesem Bedürfnisse wollte der Verfasser, der 16 Jahre lang gemeinsame Andachten in Haus und Schule geleitet hat, nach besten Kräften entgegenkommen und abhelfen.

Die erste Abtheilung des Buchs enthält Gebete und Betrachtungen nach dem Gange des christlichen Kirchenjahres. „Es soll der Weihnachtsjubel und der

Ostergruss nicht blos in den ehrwürdigen Hallen der Kirche ertönen; auch in die engeren Kreise des Lebens soll er hineingetragen werden, auf dass der Herr in jedem Herzen geboren werde und jede Seele mit ihm auferstehe." Wir können diess nur billigen, wenn wir auch dabei die innere Continuität der ganzen Reihenfolge der Sonn- und Festtage und der für sie ausgewählten Perikopen berücksichtigt und dargelegt wünschen, wie es nach dem vortrefflichen Werke von Fr. Strauss über das christliche Kirchenjahr jetzt so viel leichter möglich ist. Die Andeutungen dieses Zusammenhangs und Fortschritts, der gerade der Jugend gegenüber ein so belebender und anregender ist, haben wir allerdings vielfach vermisst und überhaupt gefunden, dass die Betrachtungen bisweilen etwas zu allgemein gehalten sind. Für die Passionszeit ist eine grosse Reihe fortlaufender Betrachtungen geboten, bei denen wir mehrere kleinere zu einem grösseren Ganzen hätten verschmolzen sehen mögen. Doch muss man bekennen, dass es nicht schwer ist und auch mit den Gedanken des Verf.'s übereinstimmt, die den verschiedenen Umständen angemessenen Veränderungen beim Gebrauche dieser Gebete selbst vorzunehmen. In der zweiten Abtheilung finden sich zuerst Gebete und Ansprachen über freie Losungen und Texte des A. u. N. T., geordnet nach der Reihenfolge der biblischen Bücher. Hier hat der Verfasser „besonders auf die verschiedenen Herzens- und Lebenszustände Rücksicht genommen und aus dem reichen Schatze des göttlichen Worts für Freude und Schmerz, für Sehnsucht und Hoffnung, für die Arbeiten und Kämpfe des täglichen Lebens, für gute und böse Tage Weihe und Kräftigung, Trost und Erquickung zu bieten gesucht." Hieran schliessen sich Andachten für die verschiedenen Jahreszeiten, und da ja das Reich der Natur seinen Mittelpunkt hat im Reiche der Gnade, so sind in diesen Theil der Sammlung auch Gebete für die äussere Ausbreitung und den innern Ausbau des Reichs Gottes, oder für die äussere und innere Mission aufgenommen worden. Endlich reiht sich hieran noch eine kleine Zahl Andachten, die sich an christliche Dichtungen unmittelbar anschliessen, und die Jeder

mit Freude und Erbauung lesen wird; sie beziehen sich meistens auf alttestamentliche Erzählungen. — Auch hier, wie in dem ganzen Buche, sind köstliche Verse aus dem reichen Liederschatze unserer evangelischen Kirche im nahen Anschlusse an den jedesmaligen Inhalt aufgenommen worden. Jede einzelne Betrachtung umfasst ihrer äusserlichen Ausdehnung nach gewöhnlich zwei Seiten, beginnt und schliesst mit einem Liederverse; nur die längere, für die Feier des Todestags des Reformators bestimmte Schilderung von dem Tode M. Luther's trägt einen etwas abweichenden Charakter von dem Uebrigen, verdient darum aber nicht minder einen Platz in dieser Sammlung zu haben und in Häusern und Schulen an jenem Tage fleissig gelesen zu werden.

Die Sammlung ist verdienstlich und werthvoll. In lebendiger und warmer Sprache voll von frischem Hauche evangelischen Geistes behandelt sie die ewigen Wahrheiten in eindringlichster Weise; die Darstellung ist klar und fasslich, schriftgemäss und erbaulich. Dass hie und da Anklänge aus J. Arnd, Nitzsch, Gossner, Fr. Arndt u. A. sich wiederfinden, kann nicht zum Nachtheil, vielmehr bei der frischen Verarbeitung desselben nur zur Empfehlung gereichen. Der Eindruck der Andachten ist daher im Ganzen ein sehr wohlthuender, wie Ref. sich beim Gebrauche einzelner unter ihnen in Haus und Schule selbst überzeugt hat. Dass der Verfasser diese beiden Zwecke, der häuslichen Erbauung und der Schulandacht zugleich zu dienen, mit einander unmittelbar hat vereinigen wollen, macht allerdings die Aufgabe selbst schwieriger, und nicht aus diesem Grunde allein würden wir uns freuen, wenn der Verfasser sein Vorhaben, noch eine Sammlung specieller Schulandachten, Ansprachen und Reden herauszugeben, zur Ausführung brächte. Jener Doppelzweck hat noch eine andere Folge gehabt, nämlich die, dass der erste Theil der Andachten, welcher zur Vorbereitung auf den öffentlichen Gottesdienst bestimmt ist, sich meist an die Episteln, seltener an die Evangelien anschliesst. Allerdings sind bisweilen beiderlei Texte berücksichtigt, auch über einzelne Texte mehrere Betrachtungen gegeben; aber das fruchtbare Element der grossen Thaten

des barmherzigen Gottes kommt dadurch mit seinem Herz und Leben durchdringenden Gewichte nicht zu seinem vollen Rechte. Hiermit hängt ein Anderes nahe zusammen, das wir wohl als einen Mangel oder ein Vermissen aussprechen möchten, nämlich dass aus dem Textabschnitte der Schrift jedesmal nur ein hauptsächlicher Punkt herausgehoben, weniger oft der Gesammtinhalt in einen kurzen Rahmen zusammengefasst und für die Auffassung des Ganzen nach seiner Bedeutung und seinem Zusammenhange in auslegender Weise hinlänglich gesorgt worden ist. Wir können daher nicht leugnen, dass die „Tage- und Wochenreihe" im zweiten Theile des Buchs, die sich in der Regel an ein ganz kurzes Schriftwort, selten an einen längeren Abschnitt, anschliesst, uns nach dieser Seite hin noch eine grössere Befriedigung gewährt hat. Wir glauben, dass auch dieser Theil sehr nutzbar in der Schule sich wird gebrauchen lassen; jedenfalls aber ist ein Schatz fruchtbarer und anregender Wahrheiten darin, an die sich der Schulmann, dem die Führung seiner Jugendschaar zum höheren Leben am Herzen liegt, gern wird erinnern lassen, um sie bei vorkommenden Gelegenheiten in seiner Weise und unter Benutzung etwaniger besonderer Umstände zu verwenden. Genug wir empfehlen das ganze Buch mit Ueberzeugung auch für den Dienst der evangelischen Schule, für die in der That ein Hülfsbuch dieser Art von wesentlichem Werthe ist, zumal da das Hülfsbuch für den Gottesdienst von H. A. Daniel, Halle 1838, eine geringere Verbreitung gefunden zu haben scheint und jedenfalls noch durch die gegenwärtige Leistung eine wesentliche, kaum zu entbehrende Ergänzung erhält. — Dieser unserer allgemeinen Empfehlung schliessen wir aber noch ein paar kleine specielle Bemerkungen an.

An der etwas längeren, sonst recht schön gehaltenen und erwecklichen Neujahrsbetrachtung (Abth. 1, S. 21 ff.) vermissen wir einen genaueren Anschluss an den zum Texte derselben gewählten 90 Psalm, der grade für diesen Zweck einen so wünschenswerthen, vortrefflich auszubeutenden Stoff an die Hand gibt. S. 56 steht der Sonntag Oculi hinter Lactare, vielleicht nur aus zufälligem Grunde; ebendaselbst

befinden sich mehrere Druckfehler: uns st. aus, klarer, dem Mittelpuncte. Nicht billigen können wir es, dass Seite 180 statt des bei weitem nicht so fruchtbaren epistolischen Textes für den Sonntag Rogate aus Jac 1, 22—27 nicht lieber der des gallicanischen Lectionarius aus Ap. Gesch. 16, 19—31 oder der andere, in der deutsch-evangelischen Kirche vielfach gebrauchte, aus 1. Kor. 15, 51—57 zu Grunde gelegt worden ist. Die Fassung der Epistel am 2. Trinitatis-Sonntage S. 203 ist etwas äusserlich und geht nicht tief genug ein; desgleichen ist das Evangelium vom 14. Trinitatis-Sonntage, S. 235, zu casuell behandelt worden. S. 209 steht Richtung st. Rührung; S 236 in der Ueberschrift Epistel st. Evangelium. S. 231 ist das schöne Lied: Wie schön leuchtet der Morgenstern etc. nicht in seiner ursprünglichen Fassung gegeben. S. 240 ist für die Epistel am 16 Trinitatis-Sonntage ein etwas matter Schluss nach dem schon voraufgegangenen schönen und kräftigen Gebete gegeben worden. S 259 „der sich euer Freund nannte," eine Wendung, die wir grammatisch nicht billigen können. S. 299 steht Apostelgeschichte statt Offenbarung; S. 301 das Evangelium Kraft st. eine Kraft Gottes. Abth. 2, S. 128 und 130 ist uns aufgefallen, dass derselbe Liedervers so kurz nach einander so verschieden angeführt worden ist.

Die Sammlung Nr. 9 ist zunächst auf den Wunsch der Verlagshandlung veranstaltet worden, da die in ihr enthaltenen Predigten bis auf eine, die um ihres geschichtlichen Hintergrundes willen jetzt in dieselbe aufgenommen worden ist, bereits früher einzeln erschienen waren. An bestimmte Schriftstellen sich anlehnend behandeln sie folgende Themata: Wie sehr das wissenschaftliche Streben an Freudigkeit gewinnt durch die Liebe zum Evangelium (Phil. 4, 4). Wie bereitet sich unsere Jugend in rechter Weise auf den Ernst des Lebens vor? (1. Kor. 16, 13.) Warum feiern wir das Stiftungsfest unserer Anstalt in der Kirche? (Luk. 2, 48 f.) Welche Bedeutung hat es für uns, dass in den Aposteln ungelehrte Laien die Lehrer der Welt geworden sind? (1. Kor. 1, 19—29.) Je unbeschränkter die äussere Freiheit, desto nothwendiger eine wirksame Pflege der innern (Joh. 8, 31—36). Mit welchem

Entschlusse sollen wir das dritte Jahrhundert unserer Anstalt beschliessen? (Matth. 5, 17—19.) Unser Jubelfest, ein Fest der Freude am Evangelium (Jes. 28, 16). Die wahre christliche Liebe in der Erziehung (Phil. 1, 3—11). Was es heisst, den Segen in der Erziehung von oben erwarten (Ps. 127, 1 f.). Wenn zeigt sich die Schule als eine Pflanzstätte christlicher Unterthänigkeit gegen den Landesfürsten? (1. Petri 2, 13—17). Dass Christi Kirche die Güter in ihrer göttlichen Wesenheit hat, von deren Truggestalten sich die Jugend so leicht bethören lässt (Ps. 84, 5). Es herrscht ein warmer und sinniger Geist in der ganzen Sammlung, der der lebendige Eifer für die Aufgabe der Erziehung und für das Heil der Jugend leicht anzumerken ist. Die Veranlassung zur Haltung dieser Predigten ist freilich eine beschränkte, wenn auch regelmässig wiederkehrende; daher nicht zu verwundern, wenn der Gegenstand derselben sich nur in der allgemeinen Aufgabe der Schule halten kann. Besonders angemessen und glücklich ist die Wahl der zu Grunde gelegten Texte, und vielleicht wäre mit diesen der Geist und Gehalt einer jeden Predigt noch besser bezeichnet worden als bei obigen Themen. Wie in der Person des Redners muss sich auch in seiner bewussten und klar dargelegten Vorstellung das Verhältniss der Kirche und Schule als ein innerliches und inniges bewähren. Es wird in der 3. Predigt mit folgenden Worten bezeichnet: „Wohl ist die Kirche nicht selbst das vollendete Reich Gottes, aber das Reich Gottes kommt doch nur in und durch die Kirche, nur in und durch die Gemeinschaft derer, die Gottes Wort und Sacrament in ihrer Mitte haben. Alles in Gott und mit Gott und für Gott, für den in Jesu Christo geoffenbarten Gott, das ist das Grundgesetz, das die Kirche der Schule schreibt. Die Lehrenden alle sollen sich fühlen und erkennen als Priester Christi, die die ewige Gemeinschaft der Lernenden mit Gott vermitteln, und die Lernenden hinwiederum sollen sich auch fühlen und erkennen als das auserwählte Geschlecht, als das königl. Priesterthum etc. Ja, alles Lehren, wie alles Lernen, alles Wissen, wie alles Thun soll eine einigende und allbeherrschende Mitte haben,

und diese ist Jesus Christus, Gottes Sohn, gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit.“ Und über das Verhältniss des Wissens zum Evangelium und der Gelehrtenschulen zur christlichen Erkenntniss urtheilt er ebendaselbst: „Fürwahr es hiesse das Wesen des Evangeliums gänzlich verkennen, und es hiesse die Geschichte leugnen, wollte man der Kirche den Vorwurf machen, sie trete dem Sinnen und Denken, dem Forschen und Wissen hindernd in den Weg. Aber eben so ungerecht wäre die Anklage gegen unsere Gelehrtenschulen dass sie vermöge ihrer innern Einrichtungen nicht Stützen und Wohnstätten christlicher Erkenntniss und christlichen Glaubens sein könnten; dass sie im Gegentheil dem Leben der Kirche, ihrer Mutter, die sie mit ihrem Herzblute genährt und gross gezogen, nothwendig entfremdet werden müssten. Unsere frommen Väter haben nicht also gedacht; sie haben auch die Gelehrtenschulen neben den Kirchen erbaut“ u. s. w. Jn der, auch durch geschichtliche Züge belebten Jubelpredigt bei der dritten Säcularfeier der Anstalt bezeichnet der Redner darum auch das Jubelfest als ein Fest der Freude am Evangelium, weil 1) das Evangelium der Grund ist, auf dem unsere Anstalt erbaut ist, 2) in dem Evangelium der Segen wurzelt, der für das Vaterland von ihr ausgegangen, und 3) auf dem Evangelium ihr ferneres Bestehen ruht. In pädagogischer Beziehung hat uns namentlich die 8. Predigt von der wahren christlichen Liebe in der Erziehung angezogen, von welcher gesagt wird: 1) sie liebt in dem Zöglinge nicht das blosse menschliche Selbst, sondern das Werk des dreieinigen Gottes, 2) sie erziehet nicht für Götzen, sondern für Gott, und 3) sie erziehet nicht in eigenem Geiste und eigener Kraft, sondern im Geiste und in der Kraft der Liebe Gottes. — Die Form der Darstellung ist auch dem jugendlichen Verständnisse angemessen; vielleicht könnte sie an einzelnen Stellen etwas prägnanter und conciser sein. Sie ist im Uebrigen, wie sich erwarten lässt, mehr die der Predigt als die der Schulrede.

Umgekehrt trägt die Sammlung von 10 Reden in Nr. 10 mehr den Charakter der evangelischen Schulrede an sich.

Am Altenburger Gymnasium besteht die löbliche Sitte, viermal des Jahres, nach den Oster-, den Hundstags-, den Michaelis- und den Weihnachts- Ferien die Schule mit einer Erbauungsrede, welche in Gegenwart des Lehrercollegiums vor dem gesammten Cötus der Schüler gehalten wird, zu beginnen. In dieser Weise hat der Verfasser, jetzt Professor der Theologie an der Universität Erlangen, sie in seiner damaligen Eigenschaft als Religionslehrer des Altenburger Gymnasiums gehalten. Zur Veröffentlichung wirkten local-persönliche Verhältnisse mit; dieselbe aber erscheint auch durch sich selbst und den reichen Inhalt gerechtfertigt, und wir können dem trefflichen Verfasser nur dafür danken. Die Ziele, die er sich nach seiner eigenen Angabe bei der Abfassung gesteckt hat, waren einestheils die Auslegung des göttlichen Worts überhaupt, insofern dieses den Zöglingen der Schule nach ihrer allgemein-menschlichen und christlichen Stellung vorgehalten werden muss, anderntheils insbesondere die Zurechtstellung des Verhältnisses zwischen dem Schulleben nebst seinen Interessen und dem christlichen Leben nebst seinen Anforderungen. Der Verfasser hat vollkommen Recht, dass dieses Letztere schon darum das entschieden Schwierigere ist, weil die in Angriff genommene wissenschaftliche Auseinandersetzung dieses Verhältnisses bei Weitem noch nicht zum Abschlusse gediehen ist. Um so verdienstlicher ist es, wenn von allen denjenigen, die dazu befähigt und berufen sind, Ernst damit gemacht und Hand an die wichtige Aufgabe gelegt wird. Es handelt sich entschieden darum, dass alle die verschiedenen Seiten des Schullebens bis in ihre scheinbar entlegensten Punkte hin zu dem christlichen Leben in Beziehung gesetzt und von der Kraft des Evangeliums erfasst werden. — Die vorliegenden Reden sind in dem Zeitraume von Neujahr 1854 bis Ostern 1856 gehalten und schliessen sich an folgende Bibelstellen an: Joh. 6, 68. Joh., 6, 69. Matth. 13, 12. 1. Kor. 13, 1. Jes. 60, 1. Psalm 111, 10. Pred. Sal. 11, 9. Psalm 119, 113. Hebr. 13, 8. Pred. Sal. 7, 9. Die in diesen Schriftstellen liegenden Anregungen sind der fruchtbarsten Art; auch die öfter im Jahre wiederkehrende Veranlassung konnte

die Behandlung eingehender und lebendiger machen. In einer edlen und kräftigen Sprache, fest gegründet und reich geschmückt mit den Wahrheiten der heiligen Schrift, werden der Jugend hier ernste und kraftvolle Mahnungen entgegen gehalten, wird die rechte Bedeutung des Evangeliums, wie der hohe Werth der Wissenschaft, der Segen der Arbeit, wie die Verheissung des Gebets, die Macht des Glaubens, wie die Tiefe der Erkenntniss, der Reichthum einer heilsbegierigen, wie die Armuth einer von den Träbern der Welt gesättigten Seele, der Wetteifer des Glaubens mit der Liebe und so Vieles mehr auf die erquicklichste Weise uns vorgeführt und geschildert. Wir möchten sie darum dringend allen Lehrern empfehlen, die ein Herz haben für die rechte und volle Erziehung, die innere Führung der jungen Seelen; es wird sich Jeder gehoben fühlen durch die frische und wohlthuende Lebendigkeit und Wärme, die uns aus allen Reden entgegentritt. Wir geben als Probe ein kurzes Wort über das Verhältniss der Weisheit zur Wissenschaft S. 62 f.: „Die Wissenschaft ist's, welche die Fülle des Wissens und des Gewussten erschliesst, die Weisheit ist's, welche mitten durch die Fülle hindurch zurechtweis't nach dem Ziele. Etwas Grosses ist's, rüstig zu arbeiten in den Gärten der Wissenschaft und fröhlich lustwandeln zu dürfen auf ihren blühenden Auen, aber grösser noch ist es, bei jener Arbeit und bei diesem Genuss des Weges nicht zu vergessen, der nach dem ewigen Ziele führt. Die Wissenschaft bedarf der Weisheit, damit sie nicht missweise und irre leite, die Weisheit kann wohl auch der Wissenschaft entrathen, denn sie kommt nicht aus dem Wissen, sondern aus der Erfahrung. Die Wissenschaft fordert mehr die eine oder die andere Gabe des menschlichen Geistes zur Thätigkeit heraus, sie heisst das Gewusste festhalten mit dem Gedächtniss, mit dem Verstande es durchdringen und künstlerisch es gestalten mit den Jdeen; aber die Weisheit schlägt ihre Wohnung auf in dem Centrum des menschlichen Wesens, sie durchleuchtet nicht blos den Verstand, sondern auch das Herz, sie giebt der Person ihren Werth und dem Charakter seine Geltung, während nicht selten grosse Wissenschaft und

kleine Charaktere recht wohl bei einander sich finden. Aber die Wissenschaft soll nicht der Weisheit, und die Weisheit braucht nicht der Wissenschaft zu entrathen."

Ueber das Büchlein Nr. 11 stimmen wir gern dem Urtheile des trefflichen Vorredners bei, der diese Bibelandachten als „kräftige, innige und fromme Zeugnisse" bezeichnet, „die bald wie Schwertklingen in die Herzen fahren, bald wie Siegespalmen wehen, bald wie Oelzweige des Friedens säuseln." „Die Behandlung des Schriftworts in seiner lebendigen, farbigen, concreten Gestalt, wie in Aufschliessung seiner psychologischen Tiefen und Anwendung auf Herz und Leben ist so treffend, reich und siegreich, dass ich den Bibelandachten einen gesegneten Lauf nicht nur wünsche, sondern auch vorhersage." Auch wir haben uns an denselben erfreut und erbaut, und wir wünschen ihnen eine grosse Verbreitung in allen höheren Unterrichtsanstalten. Es sind diess wiederum nicht sowohl Schulreden, als Andachten, jedes Mal eine Morgen- und eine Abendandacht (wie es scheint, für den Anfang und das Ende der Woche) über denselben Text, mit Ausnahme zweier Pfingstbetrachtungen, die beide in Predigtform in Einem fortlaufen; auch haben die beiden letzten aus der Trinitatiszeit einen verschiedenen Text. Wir setzen das Inhaltsverzeichniss hierher: 1) Dritte Adventswoche. Matth. 11, 2 bis 10. Was trübt die Adventsfreude? 2) Vierte Adventswoche. Phil. 4, 7. Der Friede Gottes. 3) Weihnachtswoche. Luk. 2, 15 bis 20. Bethlehems erste Weihnacht. 4) Neujahrswoche. Ps. 121. Eine Auslegung und Betrachtung. 5) Dritte Epiphanienwoche. Luk. 7, 1 bis 10. Der Hauptmann von Capernaum. 6) Auf Ostern. Matth. 26, 18. Christi Ostern und unsre Ostern. 7) Quasimodogeniti. 1. Joh. 5, 4. Des Christen Kriegswerk. 8) Am 1. Pfingsttage. Ap. Gesch. 2, 1—13. Der Geburtstag des heil. Geistes. 9) Am 2. Pfingsttage. Ap. Gesch. 10, 42—48. Cornelii Familienpfingsten. 10) Dritte Trinitatiswoche. Matth. 16, 13—16. Wer sagen die Leute, dass des Menschen Sohn sei? 11) Siebente Trinitatiswoche. Matth. 15, 32—39. Wie der Heiland im Reich Philippi ein Gnadenmahl bereitet. 12) Trinitatiszeit (Schulanfang nach den Sommerferien).

a) Morgenandacht: 1. Mos. 18, 1—3. Vater Abrahams Gottesruhe. b) Abendandacht: Matth. 9, 1—2. Der Gichtbrüchige. — Bisweilen hat der Verfasser sein Thema eingetheilt, mitunter auch nicht; auch in diesen Eintheilungen liebt er sehr die Kürze, so gleich beim ersten: Was trübt die Adventsfreude? 1) Pharisäerstolz, 2) Nazarenerwort, 3) Nathanaelsklage, 4) Johannisfrage. Dieselbe Kürze, mit prägnanter Gedrängtheit verbunden, herrscht in der ganzen Darstellung körnig und klar, kräftig und fasslich, mitunter naiv und vielleicht einige Male in dieser eigenthümlichen Weise nicht das strengste Mass innehaltend (vgl. S. 17, 25. 75, 93 u. a.). Die erzählende wie die schildernde Form gelingen dem Verf. bei seiner Begabung für concrete und lebensvolle Auffassung und Darstellung gleich gut, (vgl. S. 60, 64 u a.); dass er diese vor der lehrhaften Exposition bevorzugt hat, kann man gewiss nur billigen, zumal wenn man die Einwirkung nicht blos der gehaltenen, sondern auch der gedruckten Andachten auf die Jugend gefördert zu sehen wünscht. Aus diesem Grunde hätten wir auch die orthographischen Neuerungen, an die wir uns schwer gewöhnen können, wie ligt, wante, gesant, Nöte, töten, Rat, teuer, Sper, Schar, Kreiss, Looss u. s. w. lieber vermieden gesehen.

Die Sammlung von Schulgebeten Nr. 12 ist auf Anordnung der königl. württembergischen Oberstudien-Behörde veranstaltet und zunächst für die höheren Lehranstalten evangelischen Bekenntnisses in jenem Lande bestimmt. Sie zerfällt in drei Hauptabtheilungen: 1) Gebete für Latein- und Realschulen, a) zum Anfang, b) zum Schlusse des Unterrichts, beigegeben c) einige Gebete vor und nach den Schulferien und Schulprüfungen; 2) Gebete für höhere Lehr-Anstalten überhaupt (Morgengebete vor dem Beginn des Unterrichts, auf 4 Wochen vertheilt; der Schluss des Unterrichts könne füglich mit dem Gebet des Herrn und dem Segen gemacht werden); 3) Gebete für Seminarien insbesondere, zunächst für die dasigen 4 niederen theologischen Seminarien; den Morgen- und Abendgebeten, für 3 Wochen und für die hohen Festtage, folgen Casualgebete bei der

Communion, Schluss eines Cursus u. s. w. Die Gebete sind grösstentheils ihrem Hauptinhalte nach aus schon vorhandenen Gebet- und Liedersammlungen entlehnt, wobei nur darauf gesehen ist, dass sie ihrem Inhalte nach ganz dem Glauben und Bekenntnisse der evangelischen Kirche gemäss und dem jugendlichen Alter angemessen sind, auch in der Form der Einfachheit und Herzlichkeit der alten Kirchensprache sich anschliessen. Sie können füglich auch in den mittleren und höheren Classen der Volksschulen gebraucht werden. Die Auswahl ist trefflich und mit um so grösserem Danke zu erkennen, weil noch so wenige Sammlungen dieser Art zum Gebrauche namentlich in höheren Schulen vorliegen.

V.

Zur Geschichte der Paedagogik.

1) Die falsche und die wahre Paedagogik.

I.

Die Paedagogik, als die Wissenschaft von der Führung der menschlichen Seele zu ihrem wahrhaftigen Ziele auf dem Wege der in dem Geiste des Menschen gegebenen Kräfte und Gaben, hat es sich gefallen lassen müssen, von zwei verschiedenen Mächten im Gebiete der Wissenschaften überhaupt als zugehörig und anverwandt in Anspruch genommen zu werden, der Philosophie und der Theologie, während ein mehr eifriges, als glückliches Bemühen ihr eine selbständige und unabhängige Stellung für sich zu bereiten gesucht hat. Noch jetzt pflegt die Philosophie in ihrer academischen Herrschaft und Berechtigung sich den Anspruch auf sie nicht nehmen zu lassen, während andererseits die Theologie alle Quellen und Kräfte besitzt, um sowohl über das Ziel ihrer Aufgaben als über die Mittel und Wege dazu die vollständigste und befriedigendste Antwort zu geben. Beide werden aber nur dann, wenn auch auf verschiedenen Wegen, doch in gleichem Masse zum Ziele der Wahrheit gelangen können, wenn sie in rechter Weise Den zum Mittelpunkt ihrer Wissenschaft machen, ohne den weder die Geschichte der Völker begriffen, noch die Seele des Menschen zu ihrem wahrhaftigen Ziele geführt werden kann.

Wo dieses nun mit absichtlicher Betonung hervorgehoben wird, haben wir allerdings zuförderst den Grund derselben mit Behutsamkeit zu prüfen. Es ist im Laufe der letzten vier Jahre ein umfangreiches, aus vier starken Bänden bestehendes Werk von Dr. Carl Schmidt erschienen:

Die Geschichte der Paedagogik in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhang mit dem Culturleben der Völker (Cöthen bei P. Schettler 1860—1863), welches von dem Verfasser selbst als „der erste vollständige wissenschaftliche Versuch zu einer Geschichte auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts bezeichnet wird, aber zugleich den unbedingten Anspruch erhebt, Christum als den Mittelpunkt aller Erziehung im Leben der Völker wie der Individuen zu Grunde gelegt und festgehalten zu haben. Wir möchten uns gern unbefangen der aufrichtigen Freude hingeben, wenn wir nicht bereits gelesen hätten,*) dass der vorjährigen Mannheimer Lehrerversammlung mit den Worten eben desselben Verfassers die religiöse Signatur wäre aufgedrückt worden: Confessionsloses Christenthum der Humanität möge die Religion der Deutschen sein! — Jeder ernste Mann, dem das Christenthum wie die Erziehung unseres Volks am Herzen liegt, ist verpflichtet einer solchen Darstellung seinen eingehenden Fleiss zu widmen; allein da sich niemand die Schwierigkeit einer so grossen, in manchen Partieen noch so wenig vorbereiteten Aufgabe verhehlen kann, wird er der raschen und fast tumultuarischen Ausführung eines so umfassenden Plans nicht ohne Bedenken zusehen können. Auch wer sich aus Beruf oder Neigung viel mit dem Gegenstande beschäftigt hat, wird nur um so eifriger nach einem Werke greifen, das ihm viele Dunkelheiten zu erhellen, manche Lücken auszufüllen und überall den Zusammenhang der oft zarten und unsicheren Fäden nachzuweisen im Stande sein muss. Aber freilich wird solchen freudigen, wenn auch keineswegs übertriebenen, Erwartungen die Wirklichkeit bei näherer Prüfung nicht entsprechen. Man wird nicht nur manche geschichtliche Ausführungen als lückenhaft oder unbestimmt, irrig oder ungenau schon auf den ersten Blick erkennen; sondern es wird uns auch gerade das, was als Kern und Stern des Ganzen

*) In Jahrgang 1863. Nr. 25 der Berliner Blätter für Schule und Erziehung, herausgegeben von Bonnell, Fürbringer und Thilo.

betrachtet werden soll, was vor allen Dingen den höchsten Werth behaupten müsste, mehr und mehr in eine staunenswerthe Unruhe versetzen; man wird genöthigt sein, den Urtheilen der vom Verleger auf den Umschlägen der einzelnen Bände angezogenen Zeitschriften entschieden zu widersprechen, und wird bei mehreren derselben nicht begreifen können, wie sie nach gewissenhafter Prüfung zu einem solchen Ergebnisse gelangt sind. Man ist es freilich schon von früher her gewohnt, bei der philosophischen Behandlung der Geschichte einen solchen Ton angeschlagen zu sehen, dass viel von Christo, seinem Wesen und Werke darin vorkommt und den hervorstechendsten Bibelstellen eine besondere Bedeutung eingeräumt wird, ohne dass mehr als eine blos äusserliche Formel damit gegeben wäre. Aber in dem Masse, wie hier der Name Christi und sein Wort gebraucht ist, um in einem ganz anderen Sinne, als die christliche Kirche beides seit bald zwei Jahrtausenden kennt, gemissbraucht zu werden, mag es auf dem Gebiete der Paedagogik wenig vorgekommen sein.

So lange nun freilich ein so umfangreiches und kostspieliges Werk der Natur der Sache nach nur in die Hände Weniger kommen konnte, die, wenn sie mit dem Gegenstande näher vertraut sind, die grossen Schäden sofort erkennen werden, möchte es kaum weiter nöthig sein, vor der Gefahr zu warnen, da das Werk ausserdem, dass es zum ersten Male das ganze Gebiet in einer gewissen äusserlichen Vollständigkeit umspannt hat, keinen hervorragenden Platz in der Literatur einzunehmen berufen ist. Da aber der Verf. vor Kurzem auch eine kurzgefasste Geschichte der Erziehung und des Unterrichts gegeben hat, die sich zwar in Plan und Entwicklungsgang an jenes grössere Werk anschliesst, aber doch „kein sclavischer Auszug“ daraus sein will, und diese „übersichtliche Darstellung“ ausdrücklich für Schul- und Predigtamtscandidaten, für Volksschullehrer, für gebildete Eltern und Erzieher bestimmt hat, darf nicht länger dazu geschwiegen, sondern muss eine ernste und nachdrückliche Warnung wenigstens an alle diejenigen gerichtet werden, die den Herrn lieb haben, und sich statt des wahrhaftigen

menschgewordenen Gottessohnes und Erlösers keinen mit aller Phantasie des Vernunftglaubens ausstaffirten Idealmenschen wollen unterschieben lassen. Der Verf. hat schon viel auf diesem Gebiete geleistet, und es lässt sich nicht berechnen, wie grossen Schaden er in schwachen Gemüthern und bei mangelhafter Erkenntniss schon angerichtet haben mag. Seine „Gymnasial-Pädagogik" ist freilich ziemlich unbemerkt an den Kreisen vorübergegangen, an die er zunächst dabei gedacht hat; aber er hat auch ein „Buch der Erziehung" in Briefen an Eltern, Lehrer und Erzieher, und „Briefe an eine Mutter über Leibes- und Geistes-Erziehung ihrer Kinder" geschrieben, deren Verbreitung und Wirkung schwerer abzuschätzen und vielleicht höher anzuschlagen ist, weil allerdings in dem Kreise des gebildeten Hauses ein lebhaftes Verlangen vorhanden ist, sich von den Zielen, Aufgaben und Mitteln der Erziehung in der angemessensten und gründlichsten Weise zu unterrichten.

Auch seine Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bestimmt der Verfasser zunächst für die gebildeten Familien mit der kühnen Hoffnung, „dass sie nicht mehr wie bisher gewissenlos in der wichtigsten und schwersten Kunst herumpfuschen" werden; sie „bedürfen zunächst eines Weckers aus ihrem Erziehungsschlafe. In sie hinein müssen die Grundsätze der Erziehung der Gegenwart, wenn der deutschen Schule eine grosse Zukunft bevorstehen soll. Der Weltgeschichte im Allgemeinen und deren Fragen haben sie sich erschlossen." Weiter soll das Buch für Schul- und Predigtamtscandidaten bestimmt sein. „Es wird auch in Zukunft keinen Geistlichen mehr geben dürfen, der auf der Universität nebenher ein Colleg über Paedagogik gehört und darauf sechs Wochen in einem Lehrerseminar zugebracht, um daran die Prätension zu knüpfen, ein Paedagoge zu sein und auf die Fragen der Paedagogik Antwort geben zu können." „Wollen die Geistlichen nicht hinter den Schulmeistern zurückbleiben, wollen sie deutsche Volkslehrer werden: so müssen sie tüchtig Geschichte der Paedagogik studiren, um sich an der Hand der Entwicklung zu orientiren, was die deutsche Schule soll und will." Vor allem aber soll das

Buch „den wirklichen Volksschullehrern“ gehören; er bietet es aus als Material für ihre Conferenzen; der Stoff seiner Bücher werde „manches seichte, weite, breite Geschwätz verhindern.“ — In diesem Punkte wenigstens werden viele Stimmen von seiner Ansicht abweichen: es wird dasselbe vielmehr im höchsten Grade zu befördern geeignet sein. O möchten grade diese Lehrer sich vorzugsweise davor warnen lassen; es wird ihnen ein gefährlicher Köder hingeworfen: „Ich denke, ich habe es bei ihnen mit Männern zu thun, die denken wollen. Für Denkfaule schreibe ich nicht. Wer die frische, freie Bergesluft geniessen will, muss steigen lernen.“

Der Begriff der Paedagogik ist zuförderst in den Bestimmungen des Verfassers ein schwankender. Er hat im Anfange behauptet, die Paedagogik sei eine Wissenschaft und eine Kunst zugleich, die Einsicht in diese Wissenschaft und die Handhabung dieser Kunst „lasse sich nicht aus der Pistole schiessen.“ Nichts desto weniger lautete die eigentliche Haupterklärung: „Die Paedagogik ist die Kunst, mittelst bewusster Einwirkung auf die leibliche und geistige Entwickelung des werdenden Menschen die seinem Wesen zu Grunde liegenden Ideen der Wahrheit, Freiheit und Liebe — seine Gottebenbildlichkeit, — und zwar der ihm von Gott verliehenen Individualität gemäss so zu entwickeln, dass er selbstthätig und selbständig seiner Menschenbestimmung entgegengehen kann.“ Fasst man diese Worte, wie man es bei einem solchen Feinde der Denkfaulheit doch wohl muss, gründlich und genau, so ruhen sie völlig auf pelagianischem Grunde. Es kommt also nichts neues in den Menschen hinein, von einer Umkehr, von der Aufnahme eines neuen Geistes kann nicht die Rede sein, und der Verfasser hütete sich wohl, das Wort des Herrn an Nikodemus anzuführen: dass der Mensch von neuem geboren werden müsse, sonst könne er das Reich Gottes nicht schauen, obwohl er auch dabei um eine allegorische Auslegung nicht verlegen gewesen sein würde. Es ist also nur von der Entwickelung eines schon im Menschen Vorhandenen die Rede, Gott setzt die Schranke („der ihm von Gott verliehenen Individualität gemäss“), der

Mensch aber giebt ihm die Freiheit. Wir wissen aber nicht, welches Wesen er meint, dem die Ideen der Wahrheit, Freiheit und Liebe zu Grunde liegen sollen, ob sein uranfängliches, von Gott geschaffenes oder sein durch die Sünde verderbtes Wesen. Da er es aber die „Gottebenbildlichkeit" nennt, muss wohl das ursprüngliche gemeint sein, und das Wesen der Sünde wird also gänzlich ignorirt. Dann brauchen wir freilich auch nicht zu wissen, ob unter seiner „Menschenbestimmung" sein irdischer Beruf oder die ewige Seligkeit gemeint ist, womit uns denn aber bei solcher Unklarheit freilich das ganze Ziel des zu bildenden Menschen verrückt wird.

Eben so wenig als der Begriff ist der Umfang und die Aufgabe der Geschichte der Paedagogik klar und richtig gefasst. Das ist auch ganz natürlich. Die grosse Erziehung der Welt durch Gott und die kleine Erziehung des Menschen durch Menschen werden hier vollständig mit einander identificirt. So kann es denn kommen, dass „die Geographie und die Weltgeschichte im Allgemeinen" zu den Quellen für die Geschichte der Paedagogik gezählt werden. „In dem Studium der Weltgeschichte badet sich der Mensch gesund. Es verjüngt sich durch dasselbe sein Leben, indem er seinen alt- und todtmachenden Egoismus in der allgemeinen Vernunft der Menschheit verbrennt." (Das Opfer auf Golgatha ist also umsonst gewesen!) Die eine Wissenschaft und Kunst der Paedagogik läuft hier also mit der Welt nicht blos parallel, sondern völlig in eins. Die Geschichte der Paedagogik wird zu einer Philosophie der Geschichte, wie wir das auch schon in den Arbeiten bedeutenderer Schriftsteller gefunden haben. Unter solchen Umständen kann freilich auf diesem Gebiete nichts geleistet werden. Und dennoch wird grade von solchen auf die Arbeiten der Vorgänger verächtlich herabgesehen. Die Werke von Schwarz und von Niemeyer, dessen geschichtlicher Theil noch immer in vielen Stücken brauchbarer ist als das gegenwärtige Buch, müssen in der That anders in Ehren gehalten werden als es hier geschieht. Von Fr. Cramer kennt der Verfasser die wichtige Geschichte der Erziehung

und des Unterrichts in den Niederlanden gar nicht. Von Körners, wegen ihres gleichmässigen Hasses gegen das Christenthum und die classische Bildung verwerflichen, Geschichte der Paedagogik heisst es: es entbehre neben dem Blick in den Entwickelungsgang der Erziehungsidee (!) noch den Sinn für die Wissenschaft. Das vortreffliche Werk des edlen Karl von Raumer aber kann natürlich in seinen Augen keine Gnade finden, denn es kann sich „nicht zur Erkenntniss des wahren Entwickelungsganges der Erziehungsidee erheben, weil es vom orthodox theologischen Parteistandpunkte dictirt, ohne Sinn für den Fortschritt in der Weltgeschichte und damit auch für die Fragen und Aufgaben der paedagogischen Gegenwart geschrieben ist."

Es ist ein schöner und erhebender Gedanke, dass die Erziehung Gottes, welche durch die Weltgeschichte geht, der ideale Leitstern sein muss und sein darf, nach welchem sich auch der menschliche Erzieher in der Führung der einzelnen Seele zu richten hat, dass jener Makrokosmus des göttlichen Weltregiments nach einer fast verbrauchten Ausdrucksweise zugleich der Mikrokosmus des Einzellebens sei. Auf diesem Gebiete, in der hier angedeuteten Richtung wäre ein gar lehrreiches Gemälde der Welt und ihrer Führungen im Grossen und Ganzen zu entwerfen, wäre auch aus den speziellen Wegen, auf denen der heilige Gott die Menschenkinder geleitet hat und die nirgend klarer und lebensvoller als in der Schrift alten und neuen Testaments verzeichnet sind, ein grossartiges, oft bis in die dunkelsten Wege hinein ein wunderbares Licht werfendes Ergebniss zu schöpfen. Man hat aus Platon und Aristoteles, aus Fichte und Hegel, aus Goethe u. A. die paedagogischen Goldkörner herauszufinden gesucht; dass aber noch viel tiefere in der heiligen Schrift verborgen liegen, und dass diese unendlich viel gewichtiger und lehrreicher sind, weil sie nicht blos Maximen und Ideen, sondern eben so viele grosse und wahrhaftige Thaten Gottes sind, das muss noch nicht ausreichend beherzigt worden sein, denn es ist wenigstens noch nicht Hand angelegt worden, diesen wunderbaren Schatz zu heben. Ebenso ist der grosse ethische Gehalt der Welt-

geschichte, von dessen fruchtbarer Benutzung die Erziehungswissenschaft einen reichen Gewinn ziehen könnte, kaum in einzelnen Andeutungen dargelegt, geschweige denn seinem ganzen Umfange nach bisher verwerthet worden.

Von dem allen scheint auch der Verf. etwas empfunden zu haben, aber er hat es weder klar gedacht, noch ist er dem näher nachgegangen, vielmehr hat er das in trüber Mischung dargestellt und von dem schönen Wesen eigentlich nur ein Zerrbild entworfen. Die Begriffe der Paedagogik und der Erziehung, die Gebiete jener und der Weltgeschichte sind völlig mit einander vermischt worden. „Auch die Geschichte der Erziehung ist wie die Weltgeschichte eine Erziehungsgeschichte der Menschheit von Gott durch Gott zu Gott. Christus ist der Mittelpunkt der Weltgeschichte; auch der Geschichte der Paedagogik.“ Wird unter der letzten eine Philosophie der Geschichte verstanden, so ist es begreiflich, wenn wir alle jene Formeln wieder zu hören bekommen, die seit Hegel sonst schon so etwas in Vergessenheit gerathen sind. Wir fürchten, dass die Geschichte der Paedagogik nicht den geringsten Nutzen davon zieht, wenn auch den Bezeichnungen an sich etwas wahres zu Grunde liegt. Wir hören hier also wieder von der substantiellen, der individuellen, der theokratischen Erziehung im Orient, bei Griechen und Römern, in Israel. Von der ersten heisst es in herkömmlicher Weise, das Individuum gehe hier in einem Allgemeinen unter und wird so zu diesem Untergehen erzogen. „Bei den Chinesen heisst dieses Allgemeine die Familie, bei den Indern die Kaste, bei den Persern das Volk, bei den Aegyptern die symbolisirte Welt.“ Das theils Unklare, theils Schiefe dieser Bestimmungen springt in die Augen, auch bei den Griechen trägt der Staat noch in vielen Beziehungen den Charakter der Familie. Wer überhaupt die Geschichte jener Völker in einen kurzen Gedankenrahmen zu spannen verlangt, dem wollen wir lieber selbst Hegels Philosophie der Geschichte oder das kleine nicht genug beherzigte Büchlein von Ehrenfeuchter, die Entwickelungsgeschichte der Menschheit, empfehlen. Von unserem Verf. wird natürlich den Griechen

die schöne, den Römern die praktische Individualität beigelegt, so oft auch neuerdings vor diesen einseitigen und unzutreffenden Bezeichnungen gewarnt worden ist.

„Bei den Israeliten geht der Einzelmensch in seinem Gott auf und unter. Dieser Gott selbst und das von ihm gegebene Gesetz ist die Grundlage des sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen und staatlichen Lebens, — darum auch die Grundlage der Erziehung bei den Israeliten." In Wahrheit hat unter allen diesen Völkern nur das Volk Israel eine Paedagogie gehabt, und daher kann eigentlich auch nur hier von einer Erziehung bei den Einzelnen schon die Rede sein. Freilich kommt hier alles darauf an, was diese Geschichte der Paedagogik in der Begriffserklärung ganz unentschieden gelassen hat, ob das Ziel der menschlichen Bestimmung im irdischen oder ewigen Leben gesucht wird. In jenem Falle kann mehr oder weniger nur von einer Vorbildung und Abrichtung, aber nicht von einer Erziehung die Rede sein, denn diese kann lediglich auf das höchste, dem Menschen erreichbare Ziel, auf die in ihm zur Verwirklichung kommende, sein ewiges Heil umfassende Gnade Gottes gehen; die Erziehung zieht empor, also zu etwas höherem als was der Mensch in seinem irdischen Kreise ist, und hat, was über das endliche Leben hinaus liegt, was er aber durch eigene Kraft nun und nimmer zu errreichen im Stande ist. Darum sollte man die leere Prüderie lassen und in einer Geschichte der Paedagogik — die hier gegebenen Mittheilungen geben grossentheils die Proben davon — nicht von Erziehung bei Chinesen und Indern reden, wo entweder überhaupt keine vorhanden oder keine Kunde davon zu haben ist. Nur bei dem Volk, das hingewiesen wurde durch sein Gesetz als seinen Paedagogos auf Christum, und bei den Völkern des neuen Israels, die in Christo den Führer zum ewigen Leben und den Erlöser von aller Schuld und Strafe gefunden haben, kann man eine wahrhafte Erziehung suchen; aber auch bei den von Gott mit Geistesgaben so reich bedachten Völkern der Griechen und Römer kann insofern von Erziehung die Rede sein und den Spuren derselben nachgegangen werden, als sie ein ideales Streben über das irdi-

sche Leben hinaus gehabt und dasselbe durch eigene Kraft, wenn auch vergebens, zu erreichen gestrebt haben. Ihre Wege und Abwege sind vorzugsweise lehrreich, wie alles Irren des natürlichen Menschen, sobald die Wege der Wahrheit entdeckt und geöffnet sind, die jenem zur Richtschnur und zum Correktiv dienen.

Man würde es begreiflich finden, wenn die Erziehung vor und nach Christo als die humane und die christliche unterschieden würde. Aber man wird sich, wenn man die Tendenz des Verf. erkennt, auch darüber nicht verwundern, dass gerade von einer humanen erst seit Christus, von einer nationalen im Alterthum die Rede ist, ungeachtet es nicht dazu stimmen will, wenn gerade von Männern derselben Grundanschauung, die unser Verf. hat, in der Gegenwart auf die nationale Erziehung ein so hervorragendes Gewicht gelegt wird. Es steht natürlich auch hier der rationalistische Grundgedanke an der Spitze, dass die Welt sich von höchst geringfügigen und schwachen Anfängen allmählich bis zu der hellen Einsicht und dem hohen Bildungsmasse der Gegenwart, wo die Vernunft erst zu ihrem vollen Rechte gelangt, die edle Menschlichkeit zu ihrer Reife gediehen sei, emporgehoben habe, wobei stets der Triumph wiederholt wird, dass wir „es so herrlich weit gebracht." In diesem Sinne ist in Christo die wahre Entwickelung zur Menschlichkeit gegeben. „Seit dem Eintreten Christi in die Weltgeschichte lernt jeder Mensch die Menschheit in sich kennen, achten und ehren. Der Mensch sieht in allen Menschen seine Brüder und frei weiss er sich in Gott. Die volksthümliche Sonderung ist für ihn keine Trennung von der Menschheit mehr und in dem Gehorsam gegen den Willen Gottes erfüllt er nur die Forderung seines eigenen Wesens" (auch seiner natürlichen Selbstsucht? auch jenes „alt- und todtmachenden Egoismus," der „in der allgemeinen Vernunft verbrennen" soll?). Die christliche Zeit zerfällt wiederum in die beiden Abschnitte vor und nach der Reformation. In jener wird die „mönchische" Erziehung der orientalischen, die „Geistlichkeitserziehung" der occidentalischen Kirche hervorgehoben, wovon das Laienthum sich emancipirte, das

namentlich in dem Ergreifen der classischen Studien den Angelpunkt fand, von dem aus mittelalterlicher Katholicismus und Scholasticismus ins Grab gestürzt wurden." In dieser wird nach der Behandlung der Reformation und der Reformatoren die „abstract-christlich-theologische Erziehung, wie sie sich auf Seiten des Protestantismus als Orthodoxismus, auf Seiten des Katholicismus als Jesuitismus geltend macht" und wiederum die Opposition gegen den Hierarchismus, und zwar als realistische und philosophische, so wie als spiritualistische und religiöse im Katholicismus und Protestantismus, dann die abstractmenschliche Erziehung im 18. Jahrhundert (Realismus und Humanismus) als Hauptpunkte hervorgehoben, bis die „christlich-humane" Erziehung der Gegenwart eintritt, die von dem Gedanken ausgeht, dass das Göttliche der Welt und der Menschheit inne wohne, dass alles Leben Eins und die Welt Geist ist, und die dann das Ziel der Menschen und damit die Erziehung „in der harmonischen Entwickelung aller Leibes- und Geisteskräfte findet, womit und wodurch zugleich die Harmonie mit der Welt und mit Gott gesetzt und angestrebt wird." Wir sollen sehen, wie „der Geist der Menschheit die Errungenschaft in jedem Volke und durch jeden Menschen als eine Stufe betrachtet, auf der es näher zur Gottheit ist, und auf der er selber, gewachsen und grösser geworden, sich immer mehr von der Gewalt der Natur befreit."

Hier sehen wir denn wiederum in trübster Mischung die oft vernommenen rationalistisch-pantheistischen Ideen, die mit dem Worte der heiligen Schrift im unmittelbarsten Widerspruche stehen und dem Werke Christi, das der Mittelpunkt der Paedagogik sein soll, jeglichen Boden entziehen. Mit dieser unendlichen und rastlosen Progression zu einer grösseren Vollkommenheit hängt denn auch die postulirte Amalgamirung des Verschiedenartigen zusammen, das für die christlich-humane Erziehung vereinigt und verwendet werden soll. Die christliche Gegenwart „soll ein immer weiter sich öffnendes Pantheon werden um die Eigenthümlichkeiten aller heidnischen und christlichen Zeiten und Völker endlich zu einem Ganzen zu vereinigen. In dieser Entwicke-

lung und Vorbereitung zur christlichen Erziehung hin hat die Geschichte der Paedagogik als ewige nun nicht mehr isolirte, sondern sich einander beschränkende und bedingende Momente in das Christenthum hinüberzunehmen: von China das mechanische Sichaneignen mechanischer Geschicklichkeit und die Familienpietät; von Indien und Aegypten die Gewöhnung und das consequente Sicheinarbeiten in einen bestimmten Stand durch Beispiel und Uebung; von Persien das Streben nach Wahrhaftigkeit, nach Frugalität und nationaler Gesinnung; von Griechenland harmonische Ausbildung der schönen Individualität durch Gymnastik und Musik; von den Römern den aus dem Familiengeiste erwachsenden hohen Patriotismus und unermüdlichen Gemeinsinn; von den Israeliten religiöse Bildung und Erziehung durch religiösen Familiensinn und durch den das ganze Land durchdringenden und begleitenden Gedanken Gottes."

Es machte in ganz ähnlicher Weise vor Jahren ein Aufsatz in der Cotta'schen Vierteljahrschrift den als komisches Hirngespinnste zu betrachtenden Vorschlag, im Religionsunterrichte die Schüler auf den verschiedenen Altersstufen in die verschiedenen Religionssysteme von den Chinesen an hineinzuführen und sie dieselben in sich durchleben zu lassen!

Was wir so als Ergebniss in dem charakteristischen Satze erhalten; „Das Christenthum ist die Religion des menschgewordenen Gottes und des gottgewordenen Menschen, — die Religion der Versöhnung der Menschheit mit der Gottheit, des endlichen mit dem unendlichen Geiste," das wird in dem Sinne, wie es auf Grund des Wortes Gottes allein verstanden werden kann, der Verfasser nicht annehmen; in seinem Sinne aber muss es auf demselben Grunde ganz und gar verworfen werden. Wir haben bereits die allgemeine Richtung des Verfassers kennen gelernt, die nur insofern eine eigenthümliche ist, als sie stärker wie sonst die Wahrheiten und die Thatsachen des Christenthums heranzieht, um sie in seinem besonderen Sinne symbolischer Auffassung zu verwenden. Wir rücken jetzt dem eigentlichen Kerne der Arbeit näher; wir wenden unsere Augen

dahin, wo die Stellung Christi zum Werke der Erziehung eingehender beleuchtet wird und daher ein helleres Licht auf die Behandlung des Ganzen fällt. „Erst wo die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur die Erscheinung Gottes im Fleisch als Wahrheit gewusst wird, fängt die wahre Welt und Selbsterkenntniss an. Und wo der rechte und wahre Begriff vom Menschen, seiner Würde und seiner Bestimmung vorhanden ist, kann das Princip der wahren Erziehung erfasst werden.“ Die Fleischwerdung Gottes in Christo ist also in einem bildlichen Sinne gemeint, es soll damit nur die Epoche in der allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geistes bezeichnet werden, wo man sich der göttlichen und der menschlichen Natur bewusst zu werden anfängt. Sie will also dem bestimmten und unzweideutigen Ausspruche der heiligen Schrift 1. Joh. 4, 2—3, wonach ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, dass Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, nicht von Gott ist, feindselig entgegen; denn es kann und darf solches Wort ja nicht anders gedeutet werden, als Gal. 4, 4—5 geschrieben stehet: Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe, und unter das Gesetz gethan, auf dass er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, dass wir die Kindschaft empfingen. Wer es darum in diesem Sinne nicht bekennet, der ist der Verführer und der Widerchrist (2. Joh. 7). Man wird aber auch bald sehen, wohin das führt. Jene, vom Verf. gewollte „Fleischwerdung Gottes“ soll zu der wahren Selbsterkenntniss führen, die, weil sie zugleich mit dem wahren Begriffe von „des Menschen Würde“ beginnt, das gerade Gegentheil von der Demuth und der Selbstverleugnung ist, welche als die erste Forderung des Christenthums dasteht. „Mit dem Gedanken der Gott-Menschheit“ (also nicht mit dem thatsächlichen Leben des Gottmenschen) „wird der Mensch von unendlichem Werthe in sich selbst, indem Gott ihm immanent ist, und er, eine gottgesetzte Persönlichkeit und göttlichen Geschlechts, keine andere Aufgabe hat, als sich seiner Lebens- und Wesensgemeinschaft mit Gott bewusst, d. h. Gottes Kind zu werden. Eins mit Gott zu sein, wie und weil das Göttliche sein wahres Wesen

ist, das ist des Menschen Bestimmung, die der Stifter des Christenthums in seiner Person vorgelebt hat und die er als Forderung für jeden Menschen hinstellt: „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Es schmerzt so etwas zu lesen, weil ja das Bewusstsein der menschlichen Ohnmacht und Hülfslosigkeit gänzlich darin fehlt. Man muss ja den Menschen vollständig verkennen, wenn man ihn dessen fähig hält. Die ganze Armseligkeit desselben liegt vielmehr zu Tage, wenn er diese Forderung nach dem Vorbilde Christi erfüllen soll. Wer das verkennt, der beraubt sich selber ja des köstlichsten Kleinods, dessen er gerade ja in Christo gewürdigt worden ist, der steht weit hinter den heidnischen Griechen zurück, die die Macht und Tiefe der Sünde und die Ohnmacht des Menschen ihr gegenüber richtiger erkannt haben, ja wir müssen es sagen, der weiss weder vom Christenthum noch von der Erziehung etwas. Vor allen Dingen darf er, mag er sich auf seinem vermeintlich erhabenen Standpunkte noch so glücklich fühlen, nie und nimmer, ohne einen Frevel an dem Heiligsten zu begehen, seine Ideen und Luftgebilde für christliche Wahrheiten ausgeben.

Wenn aber so das Verständniss der Offenbarung fehlt, kann auch die rechte Bedeutung der Weltgeschichte nicht gewonnen werden. In dem Sinne des Verf's. darf man nicht sagen, dass an die Stelle beschränkter Nationalität mit dem Christenthume das allgemein Menschliche getreten sei. Nicht der gottgewollte Unterschied der Nationen war etwas verkehrtes im Alterthume, sondern die aus Hass und Stolz erwachsene Scheidung derselben; und nichtsdestoweniger ist auch dort schon ein Streben erkennbar, das über die Schranken der Nationalitäten hinübergreift und allmählich einen durch mannigfache Gemeinschaft der Sprache und Gesittung verbundenen Völkercomplex erwachsen lässt, der seine vorbildende und vorbereitende Bedeutung für das Christenthum hat. Eben so wenig aber sind diese Unterschiede der Völker, Stände, Geschlechter im Christenthume aufgehoben; vielmehr empfangen sie da erst ihre wahre Bedeutung, aber die Gegensätze sind ausgeglichen,

gemildert und in das rechte Verhältniss gestellt durch die Liebe.

Man darf hiernach nicht erwarten, den Reichthum an Weisheit und Liebe in der erziehenden Thätigkeit des Herrn auch nur zum geringeren Theile ausgebeutet zu sehen. Denn wenn das Christenthum nichts ist als „das tiefste Product des Menschengeistes, aus der innersten Natur des Menschen herausgearbeitet, das Kind der höchsten menschlichen Geistesthätigkeiten," so kann das Haupt der Gemeinde und der Erstling aller Creaturen in diesem Gedankensysteme keine thatsächliche Bedeutung haben. Man wird nur unangenehm berührt von der langen Phraseologie, in der so viele Schriftstellen in einem solchen Sinne, wie sie nicht haben, benutzt sind. Es wird wohl einmal von der That des Herrn gesprochen, aber nur, um gleich wieder „sein ganzes Leben" in unbestimmter Färbung an die Stelle zu setzen; in der weiteren Ausführung bleibt es natürlich ganz weg. Dagegen ist von einem Eingehen auf die Beziehung des Herrn, seines Werkes und Worts zu der zu erziehenden Seele nirgend eine Spur. Desto rascher wird zu der Paedagogik des N. T. übergegangen, wo wir nichts als jene ziemlich wirkungslos vorübergegangenen Züge einer Richtung der neueren Theologie gewahren: „Christi verklärte Gestalt bildet den Inhalt des Glaubens seiner Jünger." „Natürlich musste seine Persönlichkeit, wie sie bei seinem Leben verschieden aufgefasst war, auch nach seinem Weggange verschieden in ihnen geistig wiedergeboren worden." Man fühlt es bald heraus, was dem Verf. näher liegt, was ihn abstösst. „Während die mit practischem sittlichen Geiste beanlagten (!) Synoptiker in Christus wesentlich die ideale sittliche Persönlichkeit betonen und darstellen," (der Verf. kennt offenbar weder ihre allgemeine Bedeutung, noch ihre Unterschiede unter sich) „sieht der mit gnostischer Speculation und mystischem Tiefsinn erfüllte Johannes in ihm von Anfang an den ewigen Logos der Menschen, in dem Gott persönlich erschienen ist, und stellt diesen Gott, in dem die Heiligkeit des Vaters voller Gnade und Wahrheit wohnt, als den Weg, die Wahrheit und das Leben dar." Wenn er nachher nur

auf die Theologie der Evangelisten und auf die Soteriologie und Anthropologie (eine bei der Eigenthümlichkeit seiner Methode, die Paedagogik am letzten Ende aus der Anthropologie herzuleiten, ganz natürliche Aufeinanderfolge) des Paulus die neutestamentliche Paedagogik aufbaut, sieht man deutlich, was er vom Johannes hält und wie wenig er in dessen Tiefen eingedrungen ist. Hier kann man wieder auf's neue das Spielen mit christlichen Worten und Wahrheiten sehen, z. B.: „Allein durch den Glauben an ihn, das Ebenbild Gottes, den Erstgebornen der Schöpfung, das Haupt der Gemeinde und den Anfang der Auferstehung, kann die Rechtfertigung vor Gott erlangt werden; der Glaube d. i. das Sichhingeben, das Leben, Sterben und Auferstehen in und mit Christus ist die subjective Bedingung, durch die der Mensch in das wahrhafte und reine Verhältniss zu Gott eintritt, d. i. die Gerechtigkeit erlangt; die objective Bedingung der Rechtfertigung ist die Gnade Gottes, die den Gerechten für uns sterben liess, damit wir dem Gesetze getödtet würden mittelst des Leibes Christi, mit ihm aber auch wieder auferständen und das göttliche Leben der Liebe lebten, in dem wir wirklich und realiter Eins mit Gott werden" u. s. w. „Die Gottbildlichkeit" — so schreibt er wohl absichtlich, da es nur dasselbe sein soll, was er sonst Gottähnlichkeit nennt; von einem schöpferischen Ebenbilde Gottes hat er natürlich nichts — des Menschen offenbart sich wesentlich im Geiste, der sich im Denken, Wollen und Fühlen auseinanderlegt. Im Naturleben ist er aus Gottes Liebe gerückt. In dem, durch den Glauben ergriffenen gottmenschlichen Leben hingegen steigt er in das Centrum Gottes hinein, erkennt dann alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit, und lebt der Liebe, in der alles christliche Leben seine Wurzel und seine Triebkraft hat." „Das Ziel des Lebens und Sterbens ist, dass Christus im Christen Gestalt gewinne, dass der Christ sich in allem Denken und Thun als Jünger Christi beweise und dass er, gleich Christus, im Gefühl seiner persönlichen Würde Achtung vor seiner Individualität fordere" u. s. w.

Ein Mann, an welchem die Macht und Weisheit der Erziehung durch die göttliche Gnade besonders gezeigt werden kann, ist Augustinus. In seinem Leben spiegeln sich ja die Gegensätze der Sünde und der Gnade, des Willens und der Freiheit, klar und lauter ab, dass wir hier als aus einer recht ursprünglichen Quelle schöpfen können. Aber die Vorbereitungen durch alle menschlichen Wege hindurch gibt er wohl, als aber der Hauptpunkt seiner Bekehrung durch die göttliche Gnade kommt, da bricht er plötzlich ab. Er bekennt freilich, Augustin entwickele in seinen Confessionen eine ganze Psychologie des menschlichen Herzens, aus welcher der Paedagog mehr lernen könne, als aus vielen Theorien über Erziehung. Aber von der grossen Bewegung in ihm, als das Licht der Wahrheit in seine umnachtete Seele fällt, hat der Verf. keine Ahnung, wenn er nur daran erkennen will, „wie ein einziges Wort, ein einziger Gedanke von Männern der Vergangenheit oder Gegenwart durch das Zusammentreffen mit schlummernden Ideen in einer Menschenseele zuweilen ganz neue Wege bahnen kann, indem er die höheren Bedürfnisse der geistlichen und sittlichen Natur zu klarem Bewusstsein bringt und dadurch alles, was bisher als einzig Begehrenswerthes dastand, in seiner Nichtigkeit erscheinen lässt."

In der Darstellung des Mittelalters findet sich, wie man das nach allem Voraufgegangenen schon erwarten wird, viel Unklares, Schiefes, Widersprechendes, Unrichtiges, aber auch wieder unendlich viel Phraseologisches und Triviales. „Die Domherrn verzehrten ihre Präbenden, wo es ihnen behaglich war, und bestellten statt des Scholastikus einen Rector, statt des Cantors einen Succantor, bis sie zuletzt die Schulstellen verkauften. Zu diesem Verfall trugen daneben die Schulen der Franciscaner und der Dominicaner bei." Der kundige Leser wird leicht das Genauere hier an die Stelle setzen; von den letzten muss der Verf. aber doch gleich selbst erkennen, dass sie „grosse Lehrer erzeugt, die meisten Schul- und Lehrbücher" geliefert haben u. s. w. In der Versumpfung der Kirche in der „Schändung des menschlichen Geistes" waren die Universitäten ein Nothschrei und

Zeichen des Strebens, aus dem Alten herauszukommen; doch konnten sie sich geistig noch nicht emancipiren von der „geliebten und gehassten" Vergangenheit. Da stieg das vom mittelalterlichen Christenthum verstossene und verachtete Heidenthum zur Verjüngung der Menschheit aus dem Grabe empor. Die classischen Alten lehrten zuerst wieder die Menschheit sich menschlich fühlen und vertraten die Schönheit und Geltung des Lebens gegenüber den Abstractionen des Scholasticismus und der Kirche. „Mit der Wanderung in die antike Welt warf der Geist die bisher ihm angelegten Fesseln der Kirche und Scholastik ab, um sich auf das bereits vorbereitete und eingeleitete neue Princip. auf die eigene geistige Innerlichkeit zu stellen." Auch diese Beurtheilung leidet an Unrichtigkeit. Man darf nicht vergessen, dass es vor allen Dingen zunächst die formale Seite der classischen Literatur war, die der Reformation dienen musste, ohne die Sprachen war der Zugang zum Heiligthum der Schrift nicht geöffnet. Freilich ruhte darauf zugleich ja auch das formale Princip der Kirche, ohne welche wiederum das materielle nicht möglich war. Aber noch Jahrhunderte lang blieb die formale Seite das Wichtigste oder Vorherrschende, sonst wären sogar manche Aeusserungen der Reformatoren, Luthers selbst, der z. B. für den Terenz um des stilistischen Werthes willen Vorliebe hatte, nicht zu erklären. Dieser formale Zug blieb in den der Kirche und der Vorbereitung für ihren Dienst wesentlich bestimmten Schulen lange Zeit; erst in dem Systeme der A. H. Francke'schen Paedagogik tritt die Reaction ein, die auf den Gehalt und die Sachen dringt, wenn sie es auch in ganz anderer Weise geltend macht. Die Aufgabe, aus der welthistorischen Stellung des Alterthums und seiner specifischen Beziehung zum Christenthum der Wahrheit eine Stütze zu bereiten, gehört einer viel späteren Zeit an. Darum ist auch nach dieser Seite hin alles, was er über die Reformation äussert, wesentlich mangelhaft.

„Die Reformation ist die grösste Weltbegebenheit seit der Stiftung des Christenthums nnd die grösste That des deutschen Volkes. Sie repräsentirt das Recht der Innerlich-

keit gegenüber der starren Aeusserlichkeit des Katholicismus; sie ist der Act der Emancipation des Individuums von der bindenden Macht der äussern Autorität, um es der allein wesenhaften geistigen Objectivität, der Uroffenbarung des Christenthums, dem Leben der Menschheit in Gott und dem Leben Gottes im Menschen zu unterwerfen. Sie ist somit die Vertreterin des Princips der vollkommensten Glaubens- und Gewissensfreiheit, wo weder die Autorität der Kirche noch die Autorität der Tradition, sondern das über jeder äussern Auctorität, über Kirche und Buchstaben stehende christliche Bewusstsein, das den Glauben des einzelnen mit dem objectiven Christenthum vermittelt, das Gewissen, die Herrschaft führt." Sie fordert „die Verwirklichung der Vernunft in der Welt, den christlichen Vernunftstaat, dem die vernünftige Christuskirche als geistiges Lebensmoment einverleibt ist." Wir brauchen zur Würdigung dieser Charakteristik nichts weiter hinzuzufügen. Das Verdienst und die Eigenthümlichkeit Melanchthons, dieses praeceptor Germaniae hätte ganz anders dargestellt werden müssen, als auf einer guten Seite geschehen kann; auch fehlte es dafür an literarischen Hülfsmitteln durchaus nicht. Was er weiter über die verschiedenen Gattungen der Schulen, über das Einzelne des Unterrichts, über sonstige im Erziehungswesen herrschende Sitten und Gewohnheiten sagt, ist nicht neu, noch aus unbekannten Quellen geschöpft, vielmehr noch gründlicher bei dem (von ihm mit so grossem Unrecht verachteten) Karl v. Raumer zu lesen. Wir müssen also immer wieder uns vorzugsweise an dasjenige mit unserer Beurtheilung halten, was an allgemeinem Raisonnement gegeben ist. „Die orthodoxe Erziehung erfüllte nicht die vom Protestantismus gestellte Aufgabe. Ihr Ziel war, die Erde als ein Jammerthal zu erkennen und freudlos das Leben als nichtig zu betrachten. Phrasen für Erkenntniss und für Sittlichkeit wurden mit tyrannischem Zwange eingewöhnt: — die Lehrlinge erstickten im Formalismus, wurden roh und unwissend. — Und doch ist die orthodoxe Erziehung ein nothwendiges Moment nicht allein in der Entwickelung der Erziehung überhaupt, sondern auch der erste, wenn auch

noch rohe Anfang der vernünftigen Erziehung. Es war die Zucht des Geistes, die hier geübt, die Entsagung des subjectiven Dünkels, worauf hingearbeitet werden sollte und was erst niedergemacht werden musste, ehe die Vernunft des Menschen von ihrem Hoheitsrechte Gebrauch machen konnte.

Der Raum wie die Tendenz dieser Blätter verbieten uns in das Einzelne weiter hinabzusteigen, wo zur Nachweisung des Schiefen, Unrichtigen, Einseitigen gar viele Gelegenheit sein würde. Wenn einer sich über die allgemeine wie über die paedagogische Bedeutung des Jesuitismus, des Jansenismus, des Pietismus, über die Methodisten, über Rousseau und Pestalozzi belehren will, muss er nicht bei diesem Führer Auskunft suchen, sondern lieber zu denjenigen gehen, die von dem Verf. gerade so sehr verachtet werden.

Wir kommen demnach in die Zeit hinab, wo die Schule Staatsanstalt wird, was allerdings für den Verf. ein sehr erwünschtes Ziel ist, weil er sich nun offen zu dem Grundsatze bekennen kann, der zum ersten Male 1799 in einem Berichte des Berliner Oberconsistoriums ausgesprochen worden sei, „dass die Schulen als Institute des Staats und nicht als Anstalten einzelner Confessionen zu betrachten" wären. Natürlich ist der Verf. der entschiedenste Lobredner der nun kommenden Entwickelung, er muss es ja auch, da in der Gegenwart die ganze Vergangenheit gipfeln soll als in ihrer höchsten Vollkommenheit. Um die Ueberschwänglichkeit seiner Darstellung kenntlich zu machen, erinnern wir nur an das, was von Fröbel gesagt wird: „er habe den letzten Zielen der Erziehung und des Menschenlebens überhaupt entgegengearbeitet — der Lebenseinigung, d. i. der Selbsteinigung, der vollsten Concentrirung und Harmonisirung in sich, — der Welteinigung, der liebenden Hingabe an die Menschheit und die Natur, — der Gotteinigung, dem unaufhörlichen Streben, das eigene Wesen zu vergöttlichen" (!)

Dennoch weiss er auch hier Nachtheile und Hemmungen anzuführen, beschränkte aber sein Urtheil vorzugsweise auf die neuere Gestaltung des Volksschulwesens, das er sich

natürlich von den kirchlichen, oder wie er sie zu nennen pflegt, orthodoxen Mächten abhängiger vorstellt. „Es blieb nicht auf derselben Höhe stehen," sagt er, „und ging noch viel weniger in der Entwickelung weiter, in die es durch Pestalozzi gebracht war. Es wurde gehemmt durch die reactionären Strömungen der Politik und durch das Regiment der kirchlichen Orthodoxie, die in Preussen unter Friedrich Wilhelm IV. ihren Mittelpunkt hatte und ihre grösste Siegesfahne aufpflanzte, als sie die orthodoxe Theologie als Maasstab für den Werth des Seminarlehrers und Seminardirectors aufstellte; als sie mit den Seminaren Internate verband, wo in klösterlicher Zucht knechtischer Gehorsam eingeübt ward (!); als sie Diesterweg, den Repräsentanten des Pestalozzianismus in Preussen, aus dem Wege schaffte und die Regulative verkündete." (!) Natürlich folgt nun eine Erzählung nicht blos von den Regulativen bis auf den Gegenkampf in der Kammer hinunter, sondern auch das Ergebniss, dass „das preussische Volksschulwesen zu kränkeln begann, und davon das Volksschulwesen in den meisten andern deutschen Staaten mit angesteckt wurde." Darnach darf man sich denn auch nicht wundern, dass der Lübensche Schulplan in Bremen als Muster dagegen aufgestellt, dass der verdienstvolle Paedagog Palmer damit abgethan wird, er messe den ganzen lebendigen Inhalt der Paedagogik von der beengten Anschauung der protestantischen Orthodoxie aus; dass die Bestrebungen Joh. Falk's als von einem rein humanen Interesse dictirt und getragen gelten, während weiterhin sich der Anstalten für Besserung verwahrloster Kinder der Orthodoxismus der Neuzeit bemächtigt habe, wodurch sie, zu Werkzeugen extrem kirchlicher Richtungen gemacht, einem selbstverschuldeten und wesentlich hemmenden Misstrauen begegnen mussten. Auf diese Weise wird das grossartige und tiefeingreifende Wirken des Rauhen Hauses, dem selbst die Feinde des Kreuzes Christi, weun sie dasselbe in der Nähe betrachten, ihre Bewunderung und Hochachtung nicht versagen können, mit zwei Worten abgefertigt.

Die ganze Geschichte der Paedagogik hat natürlich ihren Höhepunkt in dem eigenen System des Verf.'s, in seiner

anthropologischen Paedagogik, basirt auf die Entdeckungen der Naturwissenschaften, deren Resultate sie für die Erziehung zu verwerthen strebt. Sie fasst „den Menschen als die organische Einheit von Natur und Geist, als Repräsentanten des Kosmos, der sich durch alle Stufen der Thierwelt hindurch vom Reptil an bis zum gottbewussten und selbstbewussten Wesen emporarbeitet, und auf diesem Wege in immer verschiedenern Welten und in immer mannichfaltigern und vielfältigern Beziehungen — zuerst in dem Mutterschoss, dann in dem Familienkreis, hierauf in die Nation und Menschheit, nachher aus dem tellurischen Dasein in das Kosmische, aus der Zeit, in die Ewigkeit eintritt.“ Dieses System hat er in seinem vor 9 Jahren erschienenen „Buch der Erziehung“ niedergelegt, welches man eher für eine populäre anthropologische Diätetik als für eine Erziehungslehre halten sollte, die ein Ziel vor Augen habe, das über das endliche Sein und das irdische Leben hinausragt. Für das Anthropologische folgen wir lieber andern Männern vom Fache, von der Erziehung hören wir aber nur in dem ersten und letzten Abschnitte dieses Buches etwas, wovon dieser freilich wiederum auf Physiognomik und Kranioskopie sich beschränkt. Die andern 8 Abschnitte jenes Buches, auf das wir hier noch ein wenig näher eingehen müssen, weil es wesentlich zur Charakteristik des Verf.'s dient, handeln von der Erziehung im Mutterleibe, der Erziehung des Verdauungs-, Blut- und Athemsystems (wir werden unwillkürlich zu der Frage gedrängt, ob denn die bewusste Einwirkung, die der Verfasser der Paedagogik vindicirt, nur einseitig die des Einwirkenden, nicht die des Empfangenden sei?) des Nerven-, Sinnes- und Bewegungssystems, der Temperamente, des Denksystems, des Gefühlsystems, des Wollensystems, von der Knaben- und Mädchenerziehung (meist in natürlicher, sehr wenig in ethischer Beziehung). Zu Anfang bezeichnet er, aus einer Eröffnungsrede, die er 1852 in einer Lehrerversammlung zu Cöthen gehalten hat, wer der Lehrer sei? „der Wahrheit sucht, Freiheit liebt, Liebe will,“ und zeigt uns so in der That wohl etwas vom Charakter des Christen überhaupt, aber nichts

von der specifischen des Lehrers. Aber man kann sich denken, wenn man dis Elemente solcher Versammlungen kennt, mit welchem Furore seine Aeusserungen aufgenommen worden sind: „Wahrheit ist dem Menschengeist selbst das Element, in dem er lebt. Ohne Wahrheit ist er nicht. Wahrheit ist seine Nahrung, seine Sehnsucht, sein Ziel, das heilige Kleinod, nach dem er ringt. Der Menschengeist, der das Streben nach Wahrheit verloren hat, hat sich selbst verloren. Nur der, welcher gekämpft hat und kämpft gegen Lüge und Wahn, gegen Dummheit und Vorurtheil, ist ein Mensch gewesen. Und darum ist Wahrheit der Zauberklang, bei dem die innersten Töne des Menschengeistes erzittern, die Idee, für welche die Helden der Weltgeschichte kühn in den Tod gegangen sind, wohl wissend, dass sich die Wahrheit nicht an das Kreuz schlagen lässt, und wenn sie auf Golgatha auch hingemartert wird, dass sie dennoch nach drei Tagen wieder aufersteht. Und darum muss der Lehrer sein und werden der Priester der Wahrheit, der die junge Seele einführt in den heiligen Tempel, auf dessen Altar unaufhörlich die Flamme der Wahrheit lodert.“

Man muss es beklagen, dass die oft wiederkehrende Wärme des Ausdrucks nicht einen tieferen Gehalt und festeren Boden hat, wodurch sie allein zu jenem heiligen Feuer werden kann, das nicht bald wieder verlodert und in der eigenen Asche erstickt. So führt sie nur zu jener endlosen Reihe von Widersprüchen, aus denen höchstens nur die Hoffnung zu schöpfen ist, es werde in diesem trüben Gewirre auch ihm noch einmal das Licht der Wahrheit aufgehen. Jetzt macht er es möglich, bald nach einander auszurufen: „Lessing, du viel verkannter und geschmähter Mann, aber ein Geisterkönig in der Wolfenbütteler Bibliothek, dass du doch aus deinem Grabe heraufsteigen könntest, um mit dem Zornfeuer deines lebendigen Wortes deinen Nathan von den Dächern zu predigen!“ und gegen „eine rationalistische allgemeine Religion, diese Carricatur der Religion, das Erbe der englischen, der französischen Freidenker und der deutschen Aufklärer“ eine feierliche Verwarnung einzulegen. Da fehlt die Reife des Urtheils und die Erfahrung, deren Zeugniss auf paedagogischem

Gebiete das unentbehrlichste ist; da fehlt auch die Erkenntniss der Natur und Macht des Willens, die nicht eine unzählige Menge von Trieben, wie sie hier in aller Breite geschildert sind, sondern in einem andern und höheren Sinne der wahre Nerv alles christlichen, aber durch den Geist des Herrn geheiligten Lebens ist.

Könnte die deutsche Literatur keine anderen paedagogischen Werke hervorbringen als denen ähnliche, deren Zeichnung hier versucht ist: dann würde unserm Volke der Beruf abgehen, über Sachen der Erziehung mitzureden. Noch aber halten wir an diesem Beruf fröhlich vertrauend fest: Namen, wie v. Palmer, v. Raumer, Völter, Zelter u. a. bürgen uns dafür.

II.

Nirgend kann der Unglaube ein so leichtes und ungehindertes, aber auch ein so gefährliches und verderbliches Spiel treiben, als wo es sich theoretisch und praktisch um die Erziehung der Jugend handelt. Um so schwerer wiegt die Pflicht, hier auf die vorhandenen Erscheinungen böser Art aufmerksam zu machen, zumal wenn sie sich den Augen der Meisten entziehen oder in das Gewand christlicher Phraseologie hüllen. Denn wenn dergleichen in glänzenden Formen oder kecken Verkündigungen der Welt als Richtschnur vorgestellt wird, muss der Schade, der in der Ausübung solcher Grundsätze den zarten Kinderherzen und der leicht irre geleiteten jugendlichen Auffassung zugefügt wird, noch viel bedeutender sein. Da gilt es denn, das Panier des Einen, durch dessen Tod und Auferstehung allein Leben in die Seelen ausgegossen werden kann, hoch zu halten und damit muthig den Kindern voran und den Feinden entgegen zu gehen.

Wir sind verbunden, Zeugnisse aufzustellen für unsere Warnungen vor der falschen Pädagogik: man könnte sonst meinen, die Gegenwart biete keine Belege zu so schweren Klagen. Wir wollen sie zunächst da suchen, wo scheinbar

das Zeugniss Christi nicht verworfen und die weltgeschichtliche Macht des Christenthums, der man sich nicht entziehen kann, anerkannt, aber zu einem Symbol freiheitlicher menschlicher Entwickelung gemacht wird.

Es liegt zunächst ein Werk glänzender Ausstattung vor uns, 46 Bogen stark im breitesten Formate, mit dem Bildnisse des seitdem gestorbenen Verfassers geziert: Zur Erziehung und Religion. Paedagogische und theologische Reden und Abhandlungen von Prof. Dr. Karl Schmidt herzogl. Schulrath zu Gotha. Cöthen 1865. Wir erkennen aus der Vorrede bald den Standpunkt des Verfassers, von dem aus er „Wesen und Entwickelung der Religion" betrachtet, es ist „im wesentlichen der seines hochverehrten Freundes, des Oberconsistorialraths und Oberhofpredigers Dr. Karl Schwarz in Gotha, — des Mannes, der ihn für die freie Wissenschaft begeistert hat, als er seinen ersten akademischen Vorlesungen horchte, an den ihn seit Jahrzehnten dauernde Hochachtung und Liebe kettet, und mit dem er jetzt, in nächster Nähe verbunden, zu gleichem Ziele hinzuarbeiten so glücklich ist: nämlich im Geiste der Gegenwart und mit allen Mitteln, welche Kunst und Wissenschaft bieten, die höchsten Interessen des Menschenlebens zu fördern und zu pflegen." Da wissen wir es denn schon, um welchen hohen Aufschwung des Geistes es sich handelt, und dass diejenigen überall nicht werden mitkommen können, die sich nicht in die Nebelregion spiritualistischer Anschauungen erheben können, sondern vielmehr in aller Niedrigkeit und Demuth unter das gewaltige Wort Gottes sich beugen. Eben darum hat auch der Verf. seinen „Religionsunterricht" nicht als besonderes Buch, sondern nur als Entwurf geben wollen, weil er „nicht in dem Wahne steht, dass unter den dermaligen politischen, kirchlichen und paedagogischen Verhältnissen in den deutschen Staaten derselbe sofort in die Hände der Zöglinge von Seminaren und Gymnasien gegeben werde." Das sei „für den Augenblick nur in dem Seminar eines Landes möglich, das dem gleiche, dem er anzugehören das Glück habe, und das durch seinen freisinnigen Fürsten und seine eben so freisinnige

Staatsregierung der Vorort für protestantische Geistesfreiheit in Kirche und Schule geworden sei.“ Da kann denn freilich es nicht Wunder nehmen, wenn das Unkraut menschlicher Weisheit mit vollem Anmassungsdünkel in vielen Gemüthern gesäet, und wo zwei für Kirche und Schule so einflussreiche Männer in treuer Freundschaft mit einander stehen, der Unglaube in ästhetisch-spiritualistischer Verhüllung immer weiter verbreitet wird. Da wundern wir uns nicht, wenn in dem armen Lande, das zunächst davon heimgesucht wird, das fröhliche Bekenntniss vom Kreuz immer stummer und einsamer wird und in der Verborgenheit seine ruhige Freistatt sucht, bis die schweren Tage vorüber sind. Da wundern wir uns nicht, wenn die Zahl der dünkelvollen Lehrer, über welche so vielfache Klage erhoben wird, noch erheblich vergrössert wird. Sie werden ja erzogen und gebildet durch die „Lehrerbildungsanstalt“; und was ist und was soll diese? Sie soll Lehrer bilden, „die wissen, was sie wollen, und die können, was sie sollen“ (S. 109). Wer mit diesem Siegel an der Stirn nicht stolz durch die Welt einherschreitet, muss die Berechtigung nicht verstehen, die ihm mit solchem Satze ertheilt wird. Und vollends der deutsche Lehrer soll zuerst Kenntniss seiner Sprache und Literatur haben, er muss dann von deutsch-religiösem Geiste beseelt sein und darum nur mit dem „Ideale der Menschheit,“ Christus, und mit dem „Weltbuche, mit dem classischen Buche aller classischen Bücher, mit dem einzigen Buche, das die Wahrheit enthält, die Stand gehalten hat,“ zu thun haben, er muss endlich den Charakter der Wissenschaftlichkeit an sich tragen.

Wenn wir diesen Paedagogen in seiner mühsam sich accommodirenden Stellung dahin begleiten, wo von den unerlässlichen Hauptpunkten des Christenthums die Rede ist, wird sich die innere Hohlheit und der Mangel an ausreichender Erkenntniss deutlich darin spiegeln. So in dem, was er in dem Entwurf seines Religionsunterrichts von der Sünde und dem Teufel, von der Geburt des Heilands, von seinem Tode und seiner Auferstehung ausspricht. In Bezug

auf die „beschwichtigten Seelenstürme“ in der Versuchung des Herrn („Kämpfe, welche jedes wahrhaft geistige und durchgeistete Menschenleben zu bestehen hat“) bemerkt er (S. 327): „Bei dem, der auf eigenen Lebensgenuss, auf äussere Macht und Ehre verzichtet hatte, konnte der „Satan,“ der symbolische Repräsentant des Egoismus; die menschen- und gottfeindliche Macht, nicht länger weilen.“ Ueber das Wesen und die Abstammung des Herrn äussert er (S. 345): „Der Genius, und hier auf dem Gebiete der Religion der höchste religiöse Genius stammt aus Gott und geht zu Gott. — Den Heidenchristen war das Gezeugtwerden aus Gott ein geläufiger Begriff; man trug ihn deshalb auf den über, der sich selbst als Gottes Sohn bezeichnet hatte, indem man der festen Ueberzeugung war, dass nicht Menschen durch die Zeugung, sondern nur Gottes Geist Jesus zum Gottmenschen, zum Erlöser machen konnte.“

So geht man mit ihm durch das Leben des Heilands hindurch, kopfschüttelnd und unheimlich berührt an mehr als einer Stelle, wo an dem tiefen Gehalte und der ergreifenden Wahrheit kalt und theilnahmlos vorübergegangen wird. Wir kommen zum Tode des Herrn, natürlich mit möglichst glänzenden Farben irdischen Schmerzes und menschlicher Qual geschildert, aber ohne Verständniss dieser einzigen grossen That, und dann von der Auferstehung — kein Wort, vielmehr übergegangen zu einem längeren Ausspruche von Lamennais, und damit geschlossen!

Hier haben wir die blos menschliche, wenn auch idealmenschliche Gestalt Jesu Christi nach der Auffassung eines durch allerlei Schmuck der Worte und Vorstellungen erhöheten Rationalismus. Dieser hat aber noch manche Anhänger in der Gegenwart unter den literarischen Wortführern der Paedagogik. Diese Männer haben keinen Boden unter den Füssen und können weder selbst erziehen, noch Andere erziehen lehren, weil sie weder die Gewalt der Sünde und die Ohnmacht des Menschen, noch die Tiefe der göttlichen Liebe und den Reichthum seiner Gnade kennen, Aber um so dreister und zuversichtlicher ist ihre Rede: sie verbessern die Welt und das öffentliche Leben, sie errichten paedago-

gische Facultäten an den deutschen Hochschulen und erheben die Paedagogik zu der ersten und massgebenden Wissenschaft. Das erhellt auch aus zwei kleinen Broschüren, die aus Bleicherode von Alb. Wittstock*) in die Welt geschickt worden sind, und aus denen wir hier zur Charakteristik dieser Gattung Einiges hervorheben wollen.

Natürlich gilt die „freie, allgemeine Menschenbildung" als Ziel aller Paedagogik; diese möge wohl den Beinamen der evangelischen haben, aber nicht in dem Sinne der Gegenwart, denn diese verstehe unter Evangelium meistentheils nur das Kirchenthum. das „reine Evangelium aber, d. h. die erhabene und unübertroffene Lehre Jesu, sei Eins mit dem Inbegriff des wahren Menschenthums." Daraus ergebe sich denn zunächst, dass „die evangelische Paedagogik keine confessionelle sein könne" (!). Das Christenthum ist diesem Manne das tiefste Produkt des Menschengeistes, aus der innersten Natur des Menschen herausgearbeitet, das Kind der höchsten menschlichen Geistesthätigkeiten; die christliche Paedagogik soll nach ihm die Aufgabe haben, „den Menschen zur Gottähnlichkeit zu erziehen und, um zu diesem Ziele zu gelangen, Alles, was Kunst und Wissenschaft, was Welt und Leben bieten, in ihren Bereich zu ziehen, damit eine harmonische Entwickelung des Leibes und Geistes, sowie Harmonie im Geistesorganismus hervorgerufen werde, und ihr Zögling denkend die Wahrheit, wollend die Freiheit und fühlend die Liebe bewusst und mit Vernunft ergreife."

Ein gesunder Sinn müsste, auch ohne von der christlichen Wahrheit durchdrungen zu sein, schon die Widersinnigkeit einer Auffassung erkennen, die die klarsten und natürlichsten Verhältnisse auf den Kopf stellt. Wahrheit, Freiheit und Liebe sollen die Produkte, man weiss nicht,

*) Sie heissen: Ueber das Wesen und die Ziele der evangelischen Paedagogik, und: Ueber die Gründung paedagogischer Facultäten an den Universitäten; eine Denkschrift. den H. Regierungen, Universitäten, Lehrern, sowie allen Freunden der Wissenschaft, insbesondere der Paedagogik, zur geneigten Erwägung vorgelegt.

welcher Factoren sein, und jegliches Bewusstsein, dass diese Quellen alles wahrhaften und edleren Lebens in der menschlichen Seele aus einem höheren Ursprung herrühren müssen, ist unter dem Gewichte menschlicher Argumentationen verschüttet und vergraben worden. Je mehr ein solcher Erzieher sich auf das hohe Pferd seiner eingebildeten Weisheit setzt und mit seinem menschlich construirten und mit allen irdischen Mitteln gerüsteten Geiste die eben so frei auf menschlichem Boden erwachsenen und ohne die Anrufung höherer Kräfte gestalteten Individualitäten lenken und bilden will, wird er nur zu bald, wenn ihm in der Hoffahrt seines Wesens nicht jede Selbsterkenntniss entschwunden ist, nicht ohne Schrecken gewahren, in welchen Sand er gerathen und welche Ohnmacht eiteln Gelüstes er zu beklagen hat. Und dieses titanische Gebahren des himmelstürmenden Unglaubens wird nicht leicht auf einem andern Gebiete eine so grosse und nachhaltige Verwüstung anrichten, als grade auf diesem, wo die zarten Seelen der Jugend, von blinden Leitern geführt, mit dem unvertilgbaren Gifte menschlicher Sünde und menschlichen Wahnes frühzeitig geimpft werden.

Wir dürfen uns nicht wundern, dass dieser Mann einen solchen Weg leiten will, da er in seiner Vorstellung von dem Heilande geflissentlich jeder Möglichkeit einer Erlösung widerstrebt. „Die vortrefflichen Eigenschaften des Herzens," sagt er, „und die hohe Sittenreinheit, die wir bei Jesu bewundern: sind nur dann anzuerkennen möglich, wenn sein individueller Standpunkt als Mensch nicht bezweifelt wird. Wird jedoch dieser Standpunkt verrückt, soll in Jesu nicht mehr der Mensch bewundert, sondern er als Gott angebetet werden, war Jesus nach dem dogmatischen Wahn des Christenthums kein sterblicher Mensch, sondern ein Mensch gewordener Gott, so schwindet jede Möglichkeit einer Anerkennung seiner sittlichen Würde und seiner Talente, die bei einem göttlichen Wesen als selbstverständlich angenommen werden müssen. Es ist daher beklagenswerth, dass das dogmatische Christenthum durch seine Uebertreibung und Ueberschwänglichkeit dem Andenken des genialen

und ehrwürdigen Weisen bei Weitem mehr schadet als nützt."

Es ist beklagenswerth, dass ein Mann nicht blos die armselige Nacktheit seiner von jeder Ahnung ihrer ewigen Bestimmung und ihres tiefen Falls entblössten Seele so zu Tage legen, sondern auch noch die Vermessenheit aussprechen mag, nach den Hirngespinnsten seiner mit dem Flitterstaat menschlicher Phantasie behangenen Theorie das menschliche Geschlecht erziehen und durch den künstlichen Aufbau paedagogischer Facultäten auf diesem seichten und löcherichten Boden für das Heil der kommenden Generationen etwas beitragen zu wollen. Möge der Mann doch zu Augustinus und Luther, die es nicht erklügelt, sondern innerlich erlebt und durchlebt haben, was es mit der Sünde und mit der Gnade, was es mit dem Verderben des Menschen und mit der Liebe Gottes für eine Bewandniss hat, in die Schule gehen und dort die einfache Wahrheit aus dem Munde treuer Zeugen hören, bis ihm das Verständniss der Schrift selber sich öffnet.

Auf einem solchen hohlen Menschenboden wächst und gedeiht der üppigste Materialismus. Es ist von solchem Standpunkte aus vollkommen richtig, wenn der zuerst genannte gothaische Schulrath alle paedagogische Wissenschaft auf Anthropologie gründet, und wenn Herr Virchow in seiner Vorlesung, die er in Berlin am 20. Februar 1865 „über die Erziehung des Weibes für seinen Beruf" gehalten hat, von der Vorbildung des weiblichen Geschlechts das Studium der Anatomie und Physiologie, Chemie und Botanik verlangt und „nicht der Meinung ist, dass es dem Zufall überlassen bleiben solle, ob etwa der Storch noch ein Brüderchen oder Schwesterchen bringt." (!) Es ist daher auch durchaus folgerichtig, wenn derselbe Herr Virchow meint: sicherlich werde die deutsche Familie mit der Erziehung des nachwachsenden Geschlechts „nicht den christlichen Staat wiedergewinnen, *der für immer dahin ist*, aber sie werde die christlichen Grundlagen retten, auf denen die ganze neuere Bildung erwachsen ist, jenen wahrhaft *mensch-*

lichen Charakter, den auch die jüdische Familie der Gegenwart nicht mehr verleugnet und der allmählig alle unsere Staatseinrichtungen bestimmen wird." Es kann nicht anders sein, die Töchterschulen protestantischer Länder müssen in Herrn Virchow's Augen „wesentlich religiös zugeschnitten" sein.

Ja, es ist ein wahrer Jammer um all das Zeug, was uns von diesen gelehrten Paedagogen und Physiologen zurechtgeschnitten wird; eine fromme, treue Mutter schlägt sie aus dem Felde und beschämt sie weit. Erst dann, wenn die Erziehung zu ihren einfachen, gesunden und natürlichen Grundlagen zurückkehrt, wird an eine Heilung der vielen und grossen Schäden gedacht werden können, die kein Unbefangener auf diesem Gebiete zu verkennen im Stande ist. Von dem Hause, von der Familie muss das Heil der Zukunft in dieser Beziehung ausgehen, wenn es besser werden soll; aus der Noth und dem Jammer derselben muss endlich der Hülferuf des lebendigen Glaubens an den ewigen Retter geboren werden, und die innere Mission wird die Führerin dazu sein. Die mächtigen Bewegungen, die auf dem Gebiete des gesammten Schulwesens stattfinden, die Bemühungen, durch eine eigene Schulverfassung der Kirche einen geringeren, dem Staate und der Gemeinde einen grösseren Antheil an der Leitung des Schulwesens zu verschaffen, werden immer mehr und mehr die Nothwendigkeit an den Tag bringen, dass die Familie sich ihrer heiligsten Obliegenheit und ihres tiefgehendsten Interesses bewusst werde und sich an der Erfüllung desselben betheilige. Noch ist nicht alle Hoffnung verschwunden, dass der Ernst und die Wahrheit auf diesem Gebiete zu ihrem Rechte gelange, dass man endlich einmal sich doch wieder in weiten Kreisen besinne, worauf einzig und allein die Möglichkeit aller Erziehung beruht, und dass ohne eine wahrhafte Erlösung von einer Erziehung, die diesen Namen verdient, nicht die Rede sein kann. Noch leben Männer, die die Grundzüge einer echten Erziehung darzulegen verstehen und dadurch für Viele auch ihrestheils Führer zur Wahrheit werden. Der edle Karl von Raumer, dessen paedagogische Werke einen unver-

gänglichen Werth behalten werden, ist freilich am 2. Juni 1865 von seiner irdischen Wirksamkeit abgerufen worden; aber unter den Lebenden wollen wir auf einen Andern, wenn auch nur beispielsweise, aufmerksam machen, Heinrich Thiersch, und auf seine kleine, jedem Vater und jeder Mutter leicht zugängliche, aber mit einem Reichthum von Erfahrungen und Lebenswahrheiten ausgestattete Schrift „über vernünftige und christliche Erziehung der Kinder." woraus manches Körnlein echten Goldes für die Erzieherweisheit geholt werden kann. Es sind höchst einfache Lehren, dass auf Wahrheit alle Erziehung sich gründen, dass Einigkeit des Vaters und der Mutter in dem Herrn herrschen müsste, dass Gehorsam gegen die Eltern die Summa der göttlichen Gebote für die Kinder sei, aber sie können nicht oft genug wiederholt und nicht tief genug beherzigt werden. In Christo ist Ernst und Milde vereinigt; von Ihm lernen wir, wie wir inmitten der Unsrigen walten sollen: Gehorsam und Ehrfurcht von ihnen verlangen, aber sie zugleich mit der Liebe umfassen, mit der Er Seine Jünger liebt. Aber bei der Anleitung zum Gehorsam müssen wir unsere Vernunft gebrauchen. Eine vermeintlich vernünftige Erziehung ohne Religion ist schlimm, aber eine vermeintlich religiöse Erziehung ohne Vernunft ist vielleicht eben so schlimm. Es hiesse Gott versuchen, wenn wir seinen Segen verlangten, ohne zu thun, was an uns liegt, und gottselige Kinder haben wollten, während wir an ihnen das versäumen, was selbst Unchristen leisten können. Unsere Arbeit an den Kindern muss im Glauben geschehen: „Ich harre des Herrn, siehe hier bin ich und die Kinder, die mir der Herr gegeben hat." mit diesem nimmt der Herr sich der Seinen an. O, dass doch alle Eltern die trefflichen Mahnungen so gesunden Sinnes hörten, wie sie hier gegeben werden! Was über die Ernährung des geistlichen Lebens, die Bewahrung vor dem Argen, über die Züchtigung im Sinne des Herrn, endlich über die Nothwendigkeit einer Erziehung in der Hoffnung auf das Kommen Jesu Christi des Herrn gesagt wird, ist zu köstlich, als dass wir nicht dringend wünschen müssten, es möge das von recht vielen

Eltern gelesen, beherzigt, geübt werden: dann wird der Segen gross sein.

III.

Die Gymnasial-Paedagogik des ehrwürdigen Prälaten v. Roth ist zwar nur ein kleines, aber bedeutungsvolles und epochemachendes Buch. Das kann man auch an der Aufnahme erkennen, die diesem Buche zu Theil geworden, und an der verschiedenartigen, ja zum Theil widersprechenden Beurtheilung, die ihm bisher schon von Seiten der öffentlichen Stimmen widerfahren ist. Man braucht nur die Erlanger Zeitschrift für Protestantismus und Kirche und den Süddeutschen Schulboten einerseits, das literarische Centralblatt und das paedagogische Archiv andererseits zu hören, um sich davon zu überzeugen, dass es sich hier um den tief eingreifenden Streit scharfer Gegensätze handelt, die die Gegenwart auf dem paedagogischem Gebiete bewegen und die der nächsten Zukunft wahrscheinlich eine noch ernstere Aufgabe zur Lösung darbieten werden. Da aber bei diesen wesentlich auch die Kirche bewegt und betheiligt ist, wird es auch als Pflicht erscheinen, in einigen Zügen den Gegenstand auch an diesem Orte zu behandeln.

Roth behauptet, dass die deutschen Gymnasien nicht mehr das leisten, was sie geleistet haben und was sie leisten sollen, und er leitet diess aus mehreren Ursachen her, einmal aus dem Zwange, welcher dem Schüler hinsichtlich der Benutzung aller Lehrpensen auferlegt werde; für's andere aus der grossen Häufung verschiedenartiger Lehrfächer in den Gymnasien, die eine einheitliche Arbeit der Lehrer zum Zweck der Erziehung unmöglich mache; zum dritten daraus, dass das Gymnasium zu vornehm geworden ist, um noch die Erziehung als seine erste und wichtigste Aufgabe zu betrachten, und endlich daraus, dass es an seinem Theile die Schwächung des Wahrheitssinnes bei der Jugend verschulde. — Das sind fürwahr bedeutsame Punkte und schwere Anklagen, auf welche nicht mit aller Sorgfalt einzugehen,

geradezu unverantwortlich sein würde. Wir können es daher einem so bewährten und erfahrenen Meister nicht genug danken, dass er einen so wichtigen Gegenstand in ernster und würdiger Weise zur Sprache gebracht hat.

Roth steht noch ganz auf dem Standpunkte derer, die zwischen Nord- und Süddeutschland in den Aufgaben der höheren Geistesbildung und ihrer Verwirklichung durch die Schulanstalten einen wesentlichen und durchgreifenden Gegensatz erkennen wollen. Ungeachtet mancher bedeutenden Uebereinstimmung mit dem nicht für Baiern blos, sondern eigentlich für ganz Deutschland wichtigen Koryphäen Friedrich Thiersch nimmt er doch einen andern Ausgangspunkt, und ich weiss nicht, ob er das, was in dem von Heinr. Thiersch herausgegebenen Leben und Briefwechsel seines Vaters in dieser Beziehung mit grosser Schärfe, aber auch mit entschiedenem Anspruch auf sorgfältige Beachtung wider das norddeutsche, insbesondere das preussische, Gymnasialwesen vorgebracht worden ist, in demselben Masse auch zu seiner Anschauung machen würde. Roth ist ferner ein entschiedener Freund der in neuerer Zeit von allen Seiten her geforderten Concentration des Unterrichts, aber er fasst dieselbe wesentlich anders als die meisten der dafür öffentlich aufgetretenen Stimmführer. Wir werden also das Eigenthümliche seiner Auffassung hervorzusuchen haben und werden dasselbe bald mit seiner ganzen, stammeigenthümlich gefärbten, aber eben darum tiefen und edlen Persönlichkeit in einem unmittelbaren Zusammenhange erkennen.

Roth erklärt an einer Stelle bestimmt: es gehe auch durch die Gymnasien des neunzehnten Jahrhunderts noch eine eigenthümliche Combination melanchthonschen und basedowschen Geistes hindurch. Es ist damit erklärlich, dass er die Reste des unsaubern Geistes gern vertilgen möchte, der aus dem unwahren, oberflächlichen, geistlosen, philanthropischen Wesen herstammt. Er ist daher auch unbedingt für die Entfernung des naturwissenschaftlichen Unterrichts, — und diess allein genügt, um ihm bei Vielen für seine paedagogisch-didaktische Auffassung das entschiedenste Misstrauen zu erwecken. Allein man fahre nur nicht gleich

ungestüm über diejenigen her, die in diesem Stücke etwas anders denken. Es beruht wahrlich auf keiner Verachtung der Naturwissenschaften, wenn man für ihre Pflege auf Schulen Bedingungen und Garantieen fordert, ohne welche sie nimmer gedeihen können. Sind diese nicht vorhanden — und sie sind es wirklich sehr oft nicht — dann muss man der Wissenschaft und dem Leben überlassen, was der Schule zu thun versagt ist. Es ist ein schwerer Schade, den die Gymnasien den Universitäten dadurch bereitet haben, dass sie von dem Besten und Allgemeinsten, was jene geben sollen, wenigstens viel zu viel geben, um nicht schon im voraus gegen alle weitere Nahrung, die erst die Hochschule recht darbieten kann, vollständige Sättigung zu bereiten. Dadurch sind die Physik, die Geschichte, die Philosophie ihrer tiefen und allgemein bildenden Bedeutung auf Universitäten vollständig beraubt worden. Möge das Gymnasium auf diesem Wege nicht fortfahren, es würde sein eigener grössester Schade sein. — Wir brechen hier ab, obwohl über diesen Punkt noch gar viel zu sagen wäre.

Der Charakter des Gymnasiums ist ein ethischer, und die Bildungsmittel, deren sich dasselbe bedient, müssen darum auch ethischen Gehalt und Charakter tragen. Hier liegt der Schwerpunkt der ganzen Frage. Einen ethischen Charakter kann es nur tragen, wenn derselbe sich in seiner vollen Wahrheit, in seiner geschichtlichen Entfaltung und Berechtigung zeigt. In dieser Beziehung erscheint er aber als ein christlicher und als ein nationaler, und dem Gymnasium des neunzehnten Jahrhunderts darf darum ebenso wenig der deutsch-evangelische Geist, wie dem melanchthonischen des sechszehnten Jahrhunderts der reformatorische Charakter fehlen. Beide, das melanchthonische und das gegenwärtige Gymnasium, haben eine gemeinsame Grundlage von wahrer Felsennatur; aber sie sind dennoch, wie die Zeiten, in denen sie sich bewegen, nach Interessen und Zielen, Mitteln und Erfolgen wesentlich verschieden — und vielleicht ist das Roth's Fehler, wenn er in dem Streben, gegen den falschen, schon früher eingedrungenen und mit immer neuen Ansprüchen auftretenden Geist zu reagiren, etwas weit oder

einseitig zurückgreift und darum auch solche Entwicklungsphasen in diesem Gebiete der Paedagogik verkennt oder nach allen Seiten verwirft, die in einem gewissen Masse doch ihre volle Anerkennung verdienen, wenn sie auch nach anderen Seiten hin unleugbare und grosse Nachtheile mit sich geführt haben.

Wir sind hier abermals bei einem Punkte angelangt, dem Roth ein grosses Gewicht beilegt, der aber in den Augen Vieler in einem so ganz anderen Lichte dasteht, dass Roth darum der stärksten Anfechtung nicht entgehen kann und auch bereits nicht entgangen ist. Den oft überschätzten, immer aber gewaltigen Einfluss F. A. Wolf's auf Geist und Gestaltung unserer deutschen Gymnasien greift Roth mit scharfen, und wahrlich nicht immer Luftstreiche führenden Waffen an; er muss es, denn wer das Christenthum lieb hat, wie Roth, der kann unmöglich der Humanitätsidee huldigen, in welcher Wolf das Heil aller Bildung und Erziehung sah. Dass Roth diesen Mangel aufdeckt, ist ein grosses Verdienst, was wir dankbar hervorheben müssen, auch wenn er Wolf nicht in allen Stücken gerecht und unparteiisch beurtheilt, wenn er selbst in einem, wenn auch unerheblichen, Punkte noch wieder hinter ihn und seine Leistungen zurückgegangen sein und wenn er endlich den einen grossen Mangel, an welchem Wolf leidet, auch an seinem Theile selber mit zu tragen haben sollte.

Wolf hat ein grosses Verdienst, welches ihm in der Geschichte der Wissenschaften so gut wie in der Geschichte der Paedagogik für immer seinen Ehrenplatz sichern wird. Er hat die mächtige Bewegung, welche in der Entdeckung der Schönheiten der alten Kunst und in der reichen Schöpfung einer neuen goldenen Zeit der deutschen Literatur die Geister ergriff, auf die zu jener Zeit in kümmerlichen Vereinzelungen sprachlicher oder sachlicher Studien befangene Philologie übertragen, dabei speciell zur Würdigung der künstlerischen Gesetze poetischer und prosaischer Composition zuerst angeleitet und zugleich die Idee einer wohlgebildeten philologischen Disciplin aufgestellt, aus welcher bei allen

Gebrechen einer nur äusserlichen oder mangelhaften Verkettung doch die Wissenschaft des Alterthums mit dem Anspruche auf organische Gliederung und mit einem unleugbar segensreichen Einflusse auf die Behandlung der Alten im Gymnasialunterrichte hervorgegangen ist. Aber in jener Zeit, als die bedeutendsten Anregungen von Wolf ausgingen, war das kirchliche Leben in Deutschland so kahl und öde, dass man sich nicht wundern darf, wenn Wolf davon gänzlich unberührt geblieben ist. Aber wenn diess auch ein grosser und unleugbarer Mangel ist, der durch nichts anderes zugedeckt oder ersetzt werden kann, so ist doch die Behandlung der alten Sprachen, welche Roth nach mancherlei Andeutungen vor Augen hat, einseitiger und beschränkter als die, welche Wolf in's Leben rief und im Zusammenhange mit seinen wissenschaftlichen Ausführungen zu einer typischen Form für die damalige Zeit machte. Das rührt aber daher, weil die historische Grundlage in der Auffassung des gesammten Gymnasialwesens auch bei Roth nicht im verdienten und nothwendigen Masse zu ihrem Rechte gekommen ist. Diese war bei Wolf nicht, diese konnte auch im Reformationszeitalter noch nicht vorhanden oder wenigstens noch nicht das vorherrschende Princip sein. Man wird auf diese immer wieder zurückkommen müssen, ebensowohl um das Gymnasium von der Universität in Princip und Methode genau zu unterscheiden, als auch um dem Gymnasium wieder seinen rechten evangelischen Geist und Charakter herzustellen, und endlich, um dasselbe in die wahre und lebendige Beziehung zum classischen Alterthum zu setzen, von dem nachgerade doch die Ueberzeugung allgemein werden sollte, dass es weder dem christlichen Leben noch der Aufgabe und dem kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart nachtheilig und entgegenwirkend, sondern vielmehr im innersten Grunde ihm förderlich und dienstbar sei.

Es ist eine völlig hohle Auffassung, wenn jemand sagt: Roth's Gymnasial-Paedagogik sei „gegen den Strom schwimmend" und ihr Bemühen „ohnmächtig, weil verkehrt." Gerechte Gegner erkennen die Bedeutung des Mannes und seines Buches willig und freudig an und lassen sei-

ner Erfahrung, seinem Tiefblick, seiner Frömmigkeit, seiner gehaltvollen Darstellung in immer edler und würdiger Sprache das vollste Lob widerfahren. Wir unsererseits wollen Gott danken, dass er solche Männer der deutschen Schulwelt schenkt, die ein wahres und warmes Herz für Schule und Erziehung haben und dabei den gesunden Sinn für alles menschlich Grosse und Schöne bewahren, aber auch es erkennen und wissen, dass jede Arbeit auf diesem Gebiete ohne die Kraft des Evangeliums unnütz und eitel ist. Wenn solche Männer immer wieder auf das Eine, was Noth thut, hinweisen und die Schäden der Gegenwart aufdecken, so gebührt ihnen, sie mögen im Süden oder Norden unseres gemeinsamen Vaterlandes wohnen, der wärmste Dank dafür. Wollten die deutschen Schulen das nicht mehr annehmen und sich dadurch warnen und belehren lassen, dann stände es wahrlich nicht gut um sie.

IV.

Es ist eine eigenthümliche, durch längere Zeit hindurch beobachtete Wahrnehmung, dass die ausserdeutsche katholische Kirche in paedagogischer Beziehung vielfach eine andere Stellung einnimmt, als die deutsche. Diess kennzeichnet sich namentlich schon in der Beurtheilung und Behandlung der alten Classiker, gegen welche sich dort allein im Laufe des letzten Jahrzehnts die heftigsten Verdammungsurtheile haben vernehmen lassen, während in Deutschland dieselben von katholischer Seite nicht allein hochgehalten, sondern auch zu einer den Unterschied verkennenden Nachweisung mancher, mit dem Christenthum angeblich völlig übereinstimmender religiöser Ideen und Formen sogar gemissbraucht werden. Man braucht nur an das Schreiben zu erinnern, welches der ungarische Cardinal-Erzbischof und Fürstprimas Johann von Scitowski an die Redaction der in Pesth erscheinenden kirchlichen Zeitschrift „Religio“ in Veranlassung der Frage, ob die alten Classiker im Gymnasium nicht durch christliche Schriftstel-

ler ersetzt werden sollten, erliess, worin es unter anderem heisst: dass die Lectüre heidnischer Autoren zur Heranbildung des christkatholischen Geistes der Schuljugend, unzüchtiger und sündhafter Fabeln zur Erstarkung des moralischen Gefühls, endlich die Ideale des heidnischen Heroismus zum Beliebtmachen der Vorbilder christlicher Tugend durchaus kein geeignetes Mittel bilden, sondern in der Regel radical gegen die europäische Ordnung anstrebende Tendenzen in der Jugend anregen, ja sie dazu entflammen müssen. Als freilich in Frankreich die ultramontane Coterie des „Univers" vor fünf Jahren einen neuen Feldzug gegen die Classiker eröffnete, obgleich sie sammt dem Abbé Gaume, welcher die Schulen von denselben gar zu gern völlig gesäubert hätte, schon einmal eine Zurechtweisung vom päpstlichen Stuhle erhalten hatte, und in zorniger Leidenschaft ausrief; „Die Priester, welche in solchen Anstalten unterrichten, sind Köche des Satans, dem sie die Jugend als Speise vorsetzen," da legte der Bischof von La Rochelle im Namen von vierzig anderen Prälaten Protest gegen diesen Wahnsinn ein, aber die Wuth jener Fanatiker dauerte nichtsdestoweniger fort.

Dagegen ist es eine Eigenthümlichkeit der katholischen Kirche in Deutschland, dass sie sich nicht auf das paedagogische Gebiet begeben kann, ohne aggressiv gegen den Protestantismus zu verfahren. Wir könnten uns dafür auf das neueste Zeugniss berufen, dass der kaum bis zur Hälfte vollendeten, von protestantischer Seite unternommenen, aber höchst behutsam jede Verletzung der katholischen Kirche vermeidenden „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens" eine katholische so eben entgegengestellt worden ist. Doch wollen wir, den weiteren Verlauf dieses Unternehmens abwartend, hier lieber auf ein anderes Zeugniss eingehen, das für unseren Zweck um so lehrreicher ist, als mit demselben fast durchweg der Geist ruhiger Besonnenheit und eine gewisse milde Beschaulichkeit verbunden ist, die nur durch die polemischen Anflüge getrübt wird.

Im Jahre 1843 erschien eine „Kritik der Bildung in unserer Zeit," von Dr. J. Theod. Rottels, welche mit

Achtung vor dem ernsten Sinne und wohlgemeinten Streben des Verfassers erfüllte, der, durch Lebenserfahrungen frühe geknickt, „mit einer tief bewegten und gekränkten Seele“ dennoch friedsam dem edeln Gute der Bildung nachtrachtete. Im Jahre 1852 erschien weiter von ihm eine „Erziehungs- und Bildungslehre vom Standpunkte christlicher Philosophie“ und im Jahre 1859: „Gottes Erziehung des menschlichen Geschlechts in der Weltgeschichte durch Christus; oder: Auch eine Philosophie der Geschichte,“ und diesen hat sich vor ganz kurzer Zeit angeschlossen: „Erziehungs-Philosophie,“ Münster 1863. Alle diese Bücher haben etwas Gemeinsames und Nahverwandtes, die Grundgedanken kann man als dieselben bezeichnen, wenn sie auch im Laufe der Zeit eine etwas andere Richtung bekommen haben. In dem dritten jener Werke bezieht er sich auf Vorträge, die er als junger Mann sechs Jahre lang an der Universität zu Freiburg gehalten hat, „fast niedergedrückt von unkirchlichen und unpolitischen Interessen und Parteien.“ Im allgemeinen sammelt er seine Belege gern aus den Classikern, manchen Kirchenvätern und Scholastikern, endlich am meisten aus den neueren Classikern, Göthe, Schiller, Herder, Jean Paul, Rückert, selbst Heine, Herwegh u. a., citirt die Schrift nach der Vulgata u. s. f. Zunächst erscheint es als etwas durchaus anerkennenswerthes, dass er sich seiner Aufgabe bewusst und klar zu werden sucht, dass er die Erziehung als eine Thätigkeit fasst, die nothwendig mit dem Kern und Mittelpunkt des Christenthums in der genauesten Verbindung stehen muss. Der ernste Sinn zieht uns an, auch wenn bisweilen ein etwas düsterer Ton angenommen und die Farbe etwas stark aufgetragen ist. So erhält denn auch seine Darlegung einen etwas gar zu subjectiven Charakter, der auf den Werth derselben nicht ohne nachtheiligen Einfluss bleiben kann, so dass die objectiv-historische Grundlage, die wir in seinem vorletzten Buche nach dem Titel zu erwarten berechtigt sind, grade am meisten darin fehlt. Selbst manche seiner sonst richtigen Ansichten werden durch übertriebene Beimischungen entstellt, wie z. B. wenn er den Materialismus unserer Tage bespricht, von welchem das Alterthum

allerdings in der Weise nicht ergriffen sein konnte, weil der Gegensatz von Geist und Materie nicht ausgebildet war, wenn auch etwas schief gefasst und vielleicht halb wahr ist, was er äussert: „Ich suche im ganzen heidnischen Alterthume nach Schriften einer solchen allgemeinen Desperation des Menschengeistes an sich selbst, nach einer solchen wüsten Verworfenheit und finde sie nicht.“ Auch die Vorstellung der Alten vom Bösen wird nicht richtig von ihm gefasst, denn der von ihm in der alten Welt vermisste Egoismus liegt ja zu einem grossen Theile schon in der von den griechischen Dichtern in so vielfachen Schattirungen dargelegten Hybris.

Auch in der Auffassung der Kirche entwickelt er in der vorletzten Schrift manches Eigenthümliche, selbst Befremdende, aber nichts gegen andere Bekenntnisse Feindseliges. Das Christenthum, äussert er, ist nicht erst vor 1800 Jahren neu und fremd in unser Geschlecht gekommen; es ist vielmehr so alt als die Welt und höchst natürlich. Es war immer in der Welt, aber die Welt erkannte es nicht. Mit Jesu Christo aber trat es in der Fülle der Zeit entschieden, ausdrücklich und positiv hervor, und kam es auch mehr oder minder zur menschlichen Anerkennung, wenigstens auf dem Gebiete der damaligen gebildeten Welt. Allerdings bezeichnet er auch da schon die katholische Kirche als den eigentlichen Mittelpunkt des christlichen Lebens und Geistes. Aber zu einer bestimmteren Auffassung des Verhältnisses zwischen Erziehung und Kirche, zu positiven Vorwürfen gegen das protestantische Prinzip kommt es erst in seiner neuesten Schrift.

Auch in dieser sind Gedanken anerkennenswerthen Gehalts und edlen Sinnes, aber im allgemeinen ist, auch da, wo der Verfasser dunkler redet, was ihm nicht selten widerfährt, ein Streben erkennbar, das der scharfen Betonung der sichtbaren Kirche auf katholischem Standpunkte parallel geht. So sagt er unter anderem: „In unserem wahren Werdeact wird unser Inneres mit etwas Aeusserem, unser Bild Gottes mit einem äussern Wort oder Bild Gottes eins, das Aeussere wirkt und lebt in uns, und wir

im Aeusseren. Und so wird unser mehr oder weniger noch dunkles und verborgenes Bild Gottes, unsere wahre Seele, uns offenbar im Offenbaren, unsere göttliche Anlage uns wirklich im Wirklichen, unser egoistisch getrübtes und verfälschtes Göttliches uns rein und wahr im Wahren. Das ist der wahre Werde- und Erziehungsact unserer Selbstheit, so kommen wir zu einem wahren Selbstbewusstsein, zu einem immer wahreren, besseren, glücklicheren Selbst.“ Hier fehlt jener wahrhafte sittliche Process in der innersten Selbstentscheidung, vermöge deren die Seele im Glauben sich dem Herrn zuspricht und übergibt, hier ist nur eine magische und äusserliche Einwirkung, bei der die grossen Thaten Gottes nicht zu ihrem Rechte und wir nicht zu ihrem vollen Verständnisse kommen.

Auch die Stellung des Christen zur Welt muss mehr nach dem entschiedenen Zeugnisse der Schrift gefasst werden, wenn die Aufgabe der Erziehung zu ihr in das rechte Verhältniss treten soll. Hier kommen auch leise Widersprüche beim Verf. vor. In einem besonderen Abschnitte wird das zurückgezogene, beschauliche Leben als ein Mittel zur Erreichung des Zieles und zu unserer wahren Erziehung planmässig nachgewiesen. Und doch erklärt er nachher, dass beide, die nach aussen strebende und die zurückgezogene Lebensweise, jede für sich, Einseitigkeiten sind, und dass die beste jedesmal diejenige ist, in welcher beide „nach Zeit und Umständen“ richtig verbunden sind. Nichts desto weniger meint er wiederum, dass in unserer Zeit der Mensch, dem es Ernst ist um seine Erziehung und Geschichte, eine Lebensweise wählen müsse, in der die Zurückziehung aus dem öffentlichen Leben und Streben vorherrscht.

Aus derselben Auffassung vom Wesen der Kirche geht ebenfalls die Richtung hervor, welche auch die Erziehung ihren Weg vom Aeusseren nach dem Inneren nehmen lässt. So erklärt sich das Verlangen, dass die äusseren Ceremonien und Gesetze der christlichen Kirche durch pünktliche äussere Erfüllung nach und nach nicht blos zu Formen und Gesetzen edler Sitte, sondern auch zu Formen und Gesetzen weiser Erkenntnisse, göttlicher Liebe und hohen

Vertrauens sich verklären. Seine Aeusserungen über den religionslosen Staat sind stärker, als wir sie machen würden, da wir auf die unbedingte Herrschaft der Kirche über den Staat dasselbe Gewicht zu legen nicht geneigt sind. Seit die Staaten, sagt er, in unserer christlich-civilisirten Welt angefangen haben sich von der Kirche loszusagen, sind sie sehr erziehungsarme Gesellschaften geworden für alle, für die Kleinen wie für die Grossen. Es wird jetzt sogar als die nun klar gewordene Staatsweisheit allenthalben ausdrücklich gepriesen, dass die Staatsgesellschaften von der Kirche abstrahiren, dass sie gegen jede Confession gleichgültig sein müssten u. s. w. In dem Masse als eine solche Staatsweisheit auch zur wirklichen Ausführung kommt, muss man sagen, dass unsere Staaten als Gesellschaften wirklich weit gemeiner, leerer und schlechter sind, als es die früheren heidnischen Staaten waren. Er fährt noch stärker fort, und wir können ihm gern darin beistimmen, ohne der Kirche irgend eine Territorialhoheit zu vindiciren, ohne den Schaden für Staat und Kirche etwa gleich hoch zu achten.

An einer anderen Stelle kommt er, nachdem er die Beziehung zur Bildung und speciell zur literarischen und der immer stärker fluthenden Bücherwelt angedeutet, aber keineswegs genauer erörtert hat, auf Döllingers Buch über Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat, zu sprechen und fügt folgende charakteristische Aeusserung hinzu: „Welches Bild der Schwäche, der Zerrüttung und Zersetzung alles kirchlichen, christlichen und religiösen Bewusstseins, Lebens und Glaubens auf dem Gebiete des Protestantismus wird uns da thatsächlich vorgeführt. Woher dieses furchtbare Babel grade in dem Innersten der menschlichen Seelen? — Daher, weil sie so unglücklich waren, sich von dem traditionellen Leben der christlichen Gemeinschaft zu trennen und sich dagegen auf ein Buch stellten, als sei das der Brunnen, aus dem jeder sein Leben und seinen Glauben erhalten, vergrössern und bessern könnte.

Wir brauchen zu dieser Aeusserung nichts weiter hinzuzufügen; wir werden uns das Kleinod unserer evangelischen

Kirche durch keine Macht entreissen lassen, aber es wird auch in den wesentlichsten Stücken der Erziehung an eine Verständigung nicht zu denken sein, so lange diese unverrückbare Grundlage beseitigt und weggethan sein soll. Wir haben noch andere Cardinalfragen, über die eben so wenig eine Einigung zu erwarten ist und in denen wir doch unmöglich von dem abgehen können, was die Schrift als den unerlässlichen Weg des Heils und folgeweise aller Erziehung, als den unvermeidlichen Kampf und das einzige Mittel des Sieges über den Erzfeind, die Sünde, und damit als den wahrhaftigen Weg unserer Heiligung bezeichnet. Es würde nicht schwer sein nachzuweisen, warum grade das protestantische Deutschland auf dem Gebiete der Erziehung und Bildung so Anerkanntes und Ausgezeichnetes geleistet hat; aber wir würden es nicht ohne stete Berufung auf die Schrift beweisen können, und es würde nach dem Maasstabe, womit sie auch von diesem Katholiken gemessen und beurtheilt wird, als Mittel der Verständigung völlig abgeschnitten sein.

---

2) Züge aus der Geschichte des höheren Schulwesens in den letzten funfzig Jahren.

Die öffentlichen Schulen sind die Träger und Wächter der Cultur eines Volks, die Gradmesser seiner Bildung, die Bewahrer einer grossen und unverbrüchlichen Tradition. Wer sie verkümmert, der reisst ein Stück aus dem geistigen Leben des Volks hinweg und versündigt sich darum an seinem edelsten Gute. In ihrem stillen und verborgenen Leben liegen mächtige, inhaltsvolle, deutungsreiche Momente der Entwickelung und Ausbildung, in welchen die Generationen wachsen und fortschreiten, oder auch des Verfalls und der Abnahme, die ihr allmähliches Versinken ankündigen. Die Schulen stehen in Wechselwirkung mit dem öffentlichen Leben und mit der Geschichte eines Volks und einer Zeit, und es ist bisweilen schwer zu sagen, welchem unter den beiden Factoren die grössere Einwirkung auf den anderen

gegeben ist. Vollends innerhalb des letzten Jahrhunderts, in welchem so mächtige, bald erhebende, bald niederbeugende Bewegungen auf dem Gebiete des staatlichen und kirchlichen Lebens vorgegangen sind, wo Kunst und Wissenschaft nicht sowohl einen so mächtigen Aufschwung genommen als vielmehr einen glänzenden Fortschritt in der Herrschaft über die Geister und Gemüther und in der edelsten und allgemeinsten Popularität gewonnen haben, muss es für den Freund der Culturgeschichte, ja für den warmen Patrioten ein lebendiges Interesse haben, sich einige der anziehendsten und charaktervollsten Gestalten und Situationen auf diesem Gebiete vorzuführen.

Wir wollen in dieser Beziehung nicht unbeachtet lassen, was uns durch drei im Laufe der letzten Jahre hervorgetretene sehr verschiedenartige, aber jede in ihrer Art vortreffliche Leistungen in der Literatur der Gegenwart dargeboten worden ist. Das Eine ist G. Eilers' „Wanderung durch's Leben," in deren sechs Bänden neben vielem Anderen und Verschiedenartigen wichtige und eingehende Mittheilungen über das Schulwesen der durchlebten Zeit enthalten sind; das Zweite ist L. Wiese's kleine Schrift „über das höhere Schulwesen in Preussen" (aus dem Preussischen Jahrbuche, zweitem Jahrgang, wieder abgedruckt); das dritte Zeugniss ist in den „Erinnerungen aus meinem Leben" von dem königlich hannöver'schen General-Schuldirector Fr. Kohlrausch niedergelegt. Alle drei Männer gleichen sich auch in der amtlichen Stellung, die sie, wenn auch die ersten beiden in verschiedenen, nicht einmal unmittelbar auf einander folgenden Zeitperioden, in der obersten Verwaltung des höheren Unterrichtswesens in dem grössten protestantischen Staate Deutschlands, der letzte zuerst in einer wichtigen preussischen Provinz, dann im Königreich Hannover, gleichmässig geübt haben; alle drei erscheinen dadurch zugleich als besonders kundige und berufene Zeugen und vollgültige Beobachter einer so reich entwickelten und weit verzweigten Thätigkeit. Das Wort des ersten von ihnen gewinnt noch eine höhere Bedeutung und den Werth eines kostbaren Vermächtnisses, seitdem er nach einem

vielbewegten Leben am 4. Mai 1863 aus demselben geschieden ist.

Eilers ist bekanntlich zuerst praktischer Schulmann in verschiedenen Stellungen, dann Gymnasialdirector in Creuznach und vor allen Dingen zuletzt mit der Leitung des gesammten Gymnasialwesens im preussischen Unterrichtsministerium betraut gewesen. Er war dies unter dem schwierigen, viel angefochtenen, durch einen jähen Sturz beseitigten Eichhorn'schen Ministerium, dessen Bestrebungen und Ausführungen wir gerade auf diesem Gebiete mit besonderem Interesse verfolgen werden. Eilers hat mit scharfem und aufmerksamem Blicke die verschiedenen Zeiten des Schulwesens, die in einer so umschwungsvollen und epochereichen Zeit bedeutende Phasen der Umgestaltung müssen aufzuweisen haben, an sich vorübergehen lassen, sie beobachtet und verglichen. Nachdem er, wie er uns erzählt, alle philosophischen und nicht-philosophischen Bücher über Unterrichts- und Erziehungswesen, sowie die ganze Schulgesetzgebung durchstudirt und selbst auf diesem Gebiete viele Erfahrungen gemacht hatte, gelangte er zu folgendem, in wenigen Sätzen ausgesprochenen Resultate über die Aufgabe des allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtswesens und ihre specielle Handhabung in der damaligen Zeit: 1) Wer in den Theorien der Philosophen die Praxis gesucht und gefunden zu haben meint, wird nie ein guter Erzieher und Lehrer werden. 2) Alle Lehrer und alle Institute ohne Ausnahme können, wenn sie auch mit Menschen- und Engelzungen reden, aber der ausdauernden Liebe zur Sache ermangeln, wahre Bildung nicht fördern und haben es auch nie und nirgends gethan. 3) Kein Lehrer kann eine Disciplin gut und bildend lehren, der diese Disciplin nicht selbst gründlich gelernt hat. 4) Unsere Bildungsanstalten für Lehrer an den Volksschulen und an den Gelehrtenschulen lehren zunächst und hauptsächlich nicht das, was der Lehrer wissen muss, dagegen Vieles, was sie über ihre Bestimmung hinaustreibt. 5) In unseren Volksschulen fand man im Jahre 1848 viel mehr auf- und über das Ziel hinausgeblasene Lehrer, in den Gelehrtenschulen viel mehr hochmüthige, unzu-

friedene, unlustige Lehrer, auch mehr kleinmeisterliche Pedanten ohne alle Begeisterung, als 30 Jahre früher. 6) Die classische Bildung ist seit dem Jahre 1825 sowohl in der Werthschätzung der Jugend als in der Achtung des Publikums gesunken.

Auch anderen Beobachtern ist der Charakter jener Veränderung nicht entgangen, die mit einer zu den glücklichsten Erwartungen berechtigenden Epoche verbunden war. Was zu einem besonderen Segen der höheren Jugenderziehung bestimmt, was eines neuen, nicht geahnten Aufschwungs fähig schien, hat allmählich unter unverhofft eingetretenen Phasen der Entwickelung das ganze freie und fröhliche Walten auf diesem Gebiete zu einem immer starreren Systeme gemacht und es in ein Prokrustesbett gespannt, wodurch die freie Bewegung der Glieder gehemmt worden ist. Schon E. M. Arndt hatte in seinen zu wenig beachteten Fragmenten über Menschenbildung das Richtige empfunden, wenn auch in der ihm eigenen starken Ausdrucksweise bezeichnet. Aber er hatte nicht Unrecht mit dem, was er über die gelehrten Treibhausschulen sagte: „Es ist unglaublich, wie ausserordentlich weit man das Knabenalter durch Unterricht bringen kann, wie viel diese zarten Jahre fassen, zu welch' einer Reizbarkeit der Combination sie es bringen können! — Aber wir fragen, ob diese Keime des Ausserordentlichen in den menschlichen Anlagen, wenn sie nicht so in ein Treibhaus gelegt wären, wohl nicht zu ganz anderen Bäumen und Blumen der Schönheit und Kraft aufgewachsen sein möchten. Mit dem früheren Treiben und Wachsen ist immer auch das frühere Verwelken und Vertrocknen verbunden, so dass, wer im zwanzigsten Jahre gross war, im fünfundvierzigsten abnimmt, wer hingegen im dreissigsten, etwa im fünfundsechzigsten und siebzigsten zu verblühen beginnt. Man sehe die Leute an, die auf dem Felde des Wissens durch frühe Reife sich auszeichneten, was sieht man? Reizbarkeit der Nerven, kränkliche Constitution der Leiber, Bedürfniss künstlicher Reizmittel, häufige Zerstreuung des Geistes, Mangel an Lebensfreude und Thatenmuth. — Das Schlimmste, was Jedem durch

solche frühe Treibhauszeitigung begegnet, ist der Verlust der Fülle und Ganzheit des Menschen, woraus alle Freude keimt."

Im Wesentlichen stimmt das Zeugniss von Eilers mit den Aeusserungen von E. M. Arndt überein, ja er weiss zu solchem Ergebniss der Beobachtungen noch schwer wiegende Erfahrungen hinzuzufügen. Eine von ihm angestellte Nachforschung hat ergeben, dass, mit sehr wenigen Ausnahmen, aus denen, die mit dem Abiturientenzeugnisse Nr. 1 zur Universität gegangen, nichts Rechtes geworden ist. Leider sei aber auch die Zahl derer nicht klein, die durch unverständigen grammatischen Druck um Sinn und Verstand und alle praktische Tüchtigkeit gekommen wären. Und das ist nicht die einzige und die schwerste Klage, welche über die Maturitätsprüfungen geführt worden ist. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, mit welchem Rechte der Staat auf eine sichtbare Gewähr für die nicht geringen Opfer und Leistungen zum Besten des Schulwesens dringen darf, vorausgesetzt, dass ihm wirklich eine solche darin geboten wird; jedenfalls muss das aber anerkannt werden, dass mit dieser Einrichtung eine grundwesentliche Veränderung in der besonderen Leitung der Schulen, in der Pflege ihres wissenschaftlichen Elementes, vornehmlich in dem fröhlichen und selbstlosen Eifer der Jugend eingetreten ist. Gerade in letzter Beziehung haben sich die Folgen davon über die Grenzen der Schule hinaus deutlich an den Universitäten kund gethan, und die verschiedenen Facultäten können selbst wenig Freude daran haben, dass, während die allgemeine oder philosophische Facultät, namentlich in Norddeutschland, immer mehr Boden verloren hat, sie ihre eigenen Fächer als Brodstudien behandelt sehen.

Die Zeit, wo ein ganz anderes Bild von diesem Verhältnisse jedem Beobachter fröhlich entgegentrat, lebt noch in der frischen Erinnerung Vieler. Auch Eilers hat sie tief und schmerzlich empfunden; er schildert die bessere Zeit mit lebhaften, aber durchaus richtigen Farben, wo nicht bloss Theologen und Philologen, sondern Studirende aller Facultäten die philosophischen Collegien füllten und die Vor-

lesungen mit so gespannter Aufmerksamkeit begleiteten, als ob sie erst jetzt aus einem Traumleben aufgeweckt und zum Bewusstsein ihrer selbst geführt würden. Aber er vermag an diese Zustände nicht zu denken, ohne in den schmerzlichen Ruf auszubrechen: „Wie ist das so ganz anders geworden! Man hat durch philosophische Propädeutiken und Abiturientenreglements den freien Sinn für diese edlen Studien im Keime erstickt."

Man würde indessen ungerecht handeln, wenn man bloss den staatlichen Anordnungen alle Schuld einer Veränderung beimessen wollte, die nicht immer als eine Verbesserung anzusehen war. Die ganze Zeit, ihre Richtung und Ausdehnung, hat dazu beigetragen. Von jener Einfachheit und Genügsamkeit, welche die Schulen früher selbst hatten, von den geringen Ansprüchen, die die Lehrer machten, aber auch von der Zurückgezogenheit und unbeachteten Stille, in der man sie wirken und walten liess, hat man heutzutage keine Vorstellung mehr. Es war der unendlich schöne Zug eines durch die wissenschaftlichen Studien und ihre emsige Pflege vollauf befriedigten Lebens. Auf eine Stellung in der Welt, auf sociale Beziehungen und gesellige Genüsse war es gar nicht abgesehen. Freilich trugen dazu die viel einfacheren Verhältnisse der Schulen selbst ein ausserordentlich Grosses bei; der Organismus der Lehranstalt war kein so künstlich combinirter, die Classen nicht überfüllt und meist in der Hand je eines Lehrers, was für die wissenschaftliche Höhe in der Regel eine geringere, für Zucht und Unterweisung eine bessere Ausbeute gab. Wir folgen nach dieser Seite hin, weil nur das Concrete rechte Anschaulichkeit gewähren kann, gern dem Bilde, welches Eilers von dem Jever'schen Gymnasium in jener früheren Zeit entwirft.

„Unterrichtsanstalten von so eigenthümlichem Leben und Wesen," sagt er, „findet man jetzt nirgend mehr. Man hat keine Vorstellung mehr von dem bescheidenen und genügsamen Sinne gelehrter Männer, die in dem Studium der classischen Schriften des Alterthums einen hohen, nie versiegenden Genuss finden, herzliche Freude bis in's höchste Alter am Jugendunterricht haben, immer lebhaften Antheil

an den neuen literarischen Erscheinungen nehmen und keinen Mangel fühlen in der einfachsten bürgerlichen Lebensweise und in einer häuslichen Einrichtung, wo von besonderen Studirzimmern, Fremdenzimmern, Gesellschaftszimmern, Familienzimmern und kostbaren Schreinerarbeiten in fremdem Holze nicht die Rede ist. In ihrer äusseren Erscheinung und Lebensweise sich über den schlichten Bürger nicht erhebend, wurden sie doch als gelehrte Leute, als Kenner alter Sprachen und alter Weisheit im ganzen Lande hoch geehrt. Jeder nahm zuvorkommend den Hut vor ihnen ab, aber die Hochachtung that der offenen und vertraulichen Unterhaltung keinen Eintrag."

Selbst die Zeichnung einzelner Lehrer, in ihrer ganzen Art und Erscheinung aus jenen Zeiten ist für uns in der Gegenwart lehrreich. Auch die Eigenheiten und Sonderbarkeiten dürfen in einem solchen Gemälde nicht fehlen. Der Jever'sche Rector, ein guter Lateiner, war ein eifriger Schulmann, dem das Unterrichten zum Bedürfniss seines geistigen Lebens geworden war. Im hohen Alter liess er sich, da er nicht mehr gehen konnte, von den Primanern in die Schule tragen und auf das Katheder setzen. Der Conrector war ein sinniger, feinfühlender, höchst bescheidener und dabei gründlich gelehrter Mann. In einem Bilde von ihm würde man viele Aehnlichkeiten mit dem bekannten Bilde Melanchthon's finden, welches Joachim Camerarius (in seiner meisterhaften Lebensbeschreibung) gezeichnet hat. Für die Dinge dieser Welt hatte er keinen Sinn und kein Urtheil; da er aber doch ihre Bedeutung für's Leben wohl erkannte, so betrachtete er sie mit einer gewissen Furchtsamkeit. Seine Weltanschauung war eine höhere, eine ideale, eine sittlich-religiöse. Die Perioden der Weltgeschichte erschienen ihm als Förderungen des Menschengeschlechts von einer Stufe der Vollkommenheit zur anderen. — Der Trieb des Lehrens schien ihm angeboren zu sein und äusserte sich in allen seinen Unterrichtsstunden in einer so ruhigen, freundlichen und anregenden Weise, dass die Lernbegierde der Schüler geweckt und ihre Aufmerksamkeit gefesselt wurde, ohne dass er nöthig gehabt hätte, zu den Mitteln des Tadelns und Schel-

tens zu greifen. Fiel ja etwas Störendes vor, dann reichte ein eigenthümlicher Ausdruck von Verlegenheit hin, um den Urheber zu beschämen.

Von den damaligen Persönlichkeiten wenden wir uns einmal zu den Einrichtungen und Zuständen hinüber. Eilers entwirft uns ein Bild von dem Schulwesen der Stadt Bremen, das gar sehr im Argen lag, als der verdienstvolle, durch seine Talente und seinen Thätigkeitstrieb ausgezeichnete Bürgermeister Smidt die Umgestaltung desselben in die Hand nahm. Sein neuer Schulplan war auch deshalb merkwürdig, weil er die später in ganz Deutschland viel besprochene und auch jetzt noch nicht vollständig erledigte Frage über das Verhältniss der Realschulen zu den Gymnasien für Bremen im Voraus entschied. Seine rasch zur Ausführung gebrachte Idee war: gemeinsame Bildungsgrundlage für den Handels- und Gewerbestand und für den Senatoren- und Gelehrtenstand. Diese Grundlage sollte den drei unteren Classen der gewöhnlichen Gymnasien entsprechen, für die grammatische Bildung das Hauptgewicht auf das Lateinische in Verbindung mit dem Deutschen gelegt und daneben mit besonderem Fleisse eine solide mathematische, geographische und geschichtliche Elementarbildung erstrebt werden. Dem Französischen wurde eine hinreichende Anzahl von Lehrstunden eingeräumt. Aus dieser gemeinsamen Grundlage sollten dann, wie zwei Aeste aus einem Stamme, zwei getrennte Anstalten hervorgehen, eine Gelehrtenschule und eine Handels- und Gewerbeschule. Die wichtigste dieser drei Anstalten war die gemeinsame grundlegende, die den Namen „Vorschule“ erhielt. Man nahm für dieselbe drei Bildungsstufen oder Classen an; jede mit einem zweijährigen Cursus, so dass Knaben, die mit dem neunten Jahre aufgenommen wurden, mit dem Antritt des fünfzehnten Jahres vollkommen reif zur Aufnahme in die Gelehrten- oder in die Handelsschule, deren jede ebenfalls drei Classen hatte, sein konnten. Um diesen Zweck um so sicherer zu erreichen, wurde bestimmt, dass keine Classe mehr als 30 Schüler haben und die Knaben derselben Bildungsstufe in so viel Parallelclassen zu je 30 Schülern vertheilt werden sollten,

als nach diesem Maasstabe erforderlich sein würden. Für jede der drei Bildungsstufen sollte ein ordentlicher Lehrer bestellt und diesem die nöthige Anzahl von Hülfslehrern beigegeben werden. An Geld fehlte es nicht, die Lehrer wurden sämmtlich sehr gut besoldet.

Auf dieser neuen Grundlage begann hier Eilers seine Wirksamkeit; aber vom paedagogischen Interesse wahrhaft beseelt, führt er uns über den engen Kreis der Schule in das öffentliche Leben jener eigenthümlichen, edlen deutschen Stadt hinaus. Er hat vollkommen Recht: Niemand hat mehr Gelegenheit, einen klaren Blick in das Familienleben zu gewinnen, als ein Lehrer, der zugleich paedagogische Interessen verfolgt. Fast jeder Andere sieht nur das Aeussere, nur die sonntägliche Erscheinung, der Lehrer aber schaut tief in das innere und wirkliche Leben der Familien, aus welchen er Kinder zu unterrichten und zu erziehen hat. Denn wenn auch Manches von dem, was er in dem Ideenkreise, in der Empfindungsweise, in der Richtung der Begierden seines Zöglings findet, von der Strasse, von den Dienstboten, von natürlichen Anlagen herrühren mag, so kommt er doch durch längeres Beobachten und Vergleichen zu der ziemlich sicheren Erkenntniss, wie viel davon Abdruck des Familienlebens ist. Ja, wir möchten noch weiter gehen: die geistige Physiognomie des Hauses, das Ueberwiegen des väterlichen oder mütterlichen geistigen und sittlichen Einflusses, wird in den meisten Fällen zu erkennen sein, vor Allem aber auch die Schwäche und der wunde Fleck, der auch, wie allem Menschlichen, dem Familienleben anklebt, dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen. Oft hat der Schulmann Gelegenheit, hier einen tieferen Blick zu thun und eine wirksamere Seelsorge zu üben, als selbst der Prediger. Auch Eilers hebt hierbei den Einfluss der Mütter hervor; er ist zu der Ueberzeugung gekommen, dass wohl schwerlich eine andere wohlhabende und grosse Stadt so viel wahre Religiosität, so viel Sitte und so viel tüchtige Mütter in sich trage, als Bremen in damaliger Zeit. Er hat sich mit den Müttern der ersten Familien leicht verständigt, er hat auch im Jahre 1819 in einer öffentlichen Rede

seine Grundsätze vor ihnen dargelegt. Von dem Lehrer verlangten die Herbart'schen Schülerinnen und die, welche unter ihrem Einflusse standen, dass er von der Ueberzeugung durchdrungen sei, er könne durch seine von aussen her ungestörte Einwirkung das Menschenkind vollkommener, besser und somit glücklicher machen, als es ohne ihn, sich selbst und seinen zufälligen Umgebungen überlassen, werden würde. In dieser Ueberzeugung liegt die echte nachhaltige Triebfeder alles gedeihlichen paedagogischen Wirkens, sie kann aber nicht aus Büchern, sondern nur aus Beobachtung und Erfahrung geschöpft werden. Niemand stellt solche Beobachtungen an und Niemand schöpft solche Erfahrungen, welchen nicht die Liebe zur Menschheit dazu treibt. Eine Mutter, die ihr Kind liebt und nicht dumm ist, weiss sogleich den echten Paedagogen von dem unechten zu unterscheiden. Für den Körper sorgt die Natur und eine vernünftige Pflege, aber das menschliche Leben und Sein hat seine Bedeutung im Geistigen, und gerade dieses Geistige bedarf, damit es sich entwickele, der zweckmässigen paedagogischen Einwirkung, welche wesentlich und hauptsächlich auf Zucht des im Kinde vorherrschenden Sinnlichen gerichtet sein muss; denn überliesse man es seiner Sinnlichkeit, dann könnte das Menschliche nicht zur Entwickelung kommen. Zu der Ueberzeugung, dasss Erziehung möglich und nöthig sei, muss hinzukommen die klare Erkenntniss sowohl von dem, was der Mensch von Natur ist, und von dem, was er durch Erziehung werden kann und soll, als auch der Mittel, durch welche der Zweck der Erziehung erreicht werden kann. Wenn Männer, die wissen, was von Natur im Menschen ist und was durch Erziehung und Unterricht aus ihm werden kann und soll, die ferner die Erziehungs- und Unterrichtsmittel kennen und zu handhaben verstehen, — wenn solche Männer sich in Liebe zur Sache und in gegenseitiger Freundschaft verbinden, dann können sie eine Schule bilden, wie sie sein muss und wie sie damals in Bremen verlangt ward. Neben dem idealen Ziel vernachlässigte man nicht die realen Mittel. Die grossen äusseren Mittel fehlten nicht, man opferte gern eine Summe von jährlich 60,000 Thalern dafür;

die Lehrer sollten aller Sorge für das äussere Leben enthoben sein. Und man hielt das nicht für den geringsten Verlust; der Handel hatte den öffentlichen Wohlstand geschaffen und sollte ihn ferner erhalten. Um sich in seiner Blüthe zu erhalten, bedurfte der Staat mehr als je tüchtiger, vielgewandter Kaufleute, dazu bedurfte es der eifrigsten Uebung von Jugend auf. Eine Schule, die es bloss auf sogenannte edle Menschenbildung abgesehen hätte, meinten sie, würde die Kraft des thätigen Lebens und Strebens eher lähmen als fördern und ihre Jugend der Untüchtigkeit und somit auch der Armuth entgegenführen. Ein sentimentaler, tugendheldlicher Kaufmann sei ein schlechter Kaufmann. „Wenn ihr," so sprachen sie zu den Schulmännern, „dafür sorgt, dass der Verstand unserer Söhne geregelt und geschärft wird, dass sie tugendhaft und fromm werden, dass sie gründlichen Unterricht in der Mathematik, in der Geographie und Geschichte, in der lateinischen und deutschen Sprache erhalten, und dass Verweichlichung und Verzärtelung fern von ihnen gehalten, sie vielmehr gewöhnt werden, Wind und Wetter zu ertragen: dann habt ihr das Eurige gethan, für das Weitere wollen wir schon selbst sorgen. Freilich bedürfen unsere Söhne zu ihrem geschäftlichen Leben auch einer gewissen Fertigkeit im Englischen und Französischen, diese lässt sich aber in der Zeit vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahre durch guten Unterricht vollkommen erlangen. Unser Verkehr in Neuyork und in Bordeaux führt rasch zur vollkommenen Fertigkeit in beiden Sprachen, wenn ein guter Grund gelegt ist."

Waren diese Forderungen und Erwartungen, besonders anderen Zeiten gegenüber, die nie genug bekommen zu können meinen, schon ein lebendiges Zeugniss von dem gesunden Sinne des Elternkreises, dem die damaligen Lehrer Bremens gegenüberstanden, so erkennt man das noch stärker, wenn man die Art und Weise sieht, wie sich Eilers ihm gegenüber hat aussprechen dürfen. Er giebt den Hauptinhalt einer vor demselben gehaltenen Rede über die Nothwendigkeit eines festen Zusammenwirkens von Haus und Schule in Bezug auf die leibliche Erziehung folgendermassen

an: „Wie verderblich dem Knaben, der einst als Mann rüstiger Kraft bedarf, um sich seinen Platz zu erringen und Errungenes zu behaupten, die körperliche Verweichlichung ist, darüber sind Alle, Väter und Mütter, im Klaren und einverstanden. Aber, wie es oft zu gehen pflegt, wenn man auch kein Bedenken trägt, im Allgemeinen eine Wahrheit anzuerkennen, so geht man doch schwer daran, diese Wahrheit auf sich selbst anzuwenden. Wenn nun die Eltern von den Lehrern körperliche und geistige Kräftigung ihrer Söhne verlangen, so haben die Lehrer, da zu diesem Zwecke Haus und Schule Hand in Hand gehen müssen, das Recht zu fragen, wie es mit dem häuslichen Leben aussieht, und auf eine ernste Selbstprüfung in dieser Beziehung zu dringen. Eine solche Selbstprüfung ist zunächst den Müttern zu empfehlen, aus deren Schwäche und ängstlicher Sorglichkeit die Verweichlichung der Jugend meistens hervorgeht. Wenn eine Mutter ihre Kinder an allen gaumenkitzelnden Genüssen, die in der Familie vorkommen, theilnehmen lässt, wenn sie Kinderbälle und dergleichen Belustigungen veranstaltet, wenn sie, wo es eines entschiedenen Wortes, ja einer fühlbaren That bedarf, zu einer sogenannten liebevollen Belehrung, zu Bitten, es doch ja nicht wieder zu thun, zu rührenden Vorstellungen, wie sehr das Kind Vater und Mutter betrübe, ihre Zuflucht nimmt und nebenher Zeichen und Beweise von Zärtlichkeit und Liebe, sei es in Geberden und Worten oder im Thun und Lassen, verlangt, dann darf sie nicht hoffen, dass die Schule den Schaden wieder heilen könne. Die Schule muss vielmehr wünschen, mit einer solchen Aufgabe verschont zu bleiben. Wenn die Väter des sich immer gleichbleibenden ruhigen und freundlichen Ernstes ermangeln, sich in Gegenwart ihrer Kinder zufälligen Stimmungen überlassen, bald ihnen Alles hingehen lassen, bald, wenn die Laune anders ist, die Kindernatur verkennen und ihrer Reizbarkeit keine Schranken setzen, wenn sie ihre Kinder bald für Engel halten und ihnen schmeicheln, bald als Taugenichtse misshandeln, wenn sie, ihren eigenen Kindern als Haustyrannen oder Egoisten wohl bekannt, viel von Tugend und Religion sprechen, beten lassen, moralisiren,

während sie selbst aller Liebe, aller wahren Religion ermangeln und dieses im Leben zeigen, wenn solche Väter ihre Kinder der Schule mit grossen Hoffnungen oder wohl gar mit strengen Forderungen übergeben, wie das oft gerade von derartigen Vätern geschieht, dann müssen wir wünschen, dass sie ihre Kinder nicht uns übergeben, sondern sie vielmehr von sich entfernen und sie in eine auswärtige gute Schule oder in eine Privatanstalt schicken. — — Zu tadeln ist auch der Leichtsinn, mit welchem man Kindern zeitvertreibende und zugleich frömmelnde und moralisirende Bücher in die Hände giebt. Unter der grossen Menge von Jugendschriften giebt es wenige, die ohne Schaden und noch weniger, die mit Nutzen von der Jugend gelesen werden könnten. Am nachtheiligsten sind aber diejenigen Jugendschriften, welche den weichlichen, sehnsüchtelnden, frommseinwollenden Frauen am meisten gefallen, den Frauen, die mit dem Herrn glauben coquettiren zu können, aber zurückschaudern, wenn sie die ernsten Worte christlicher Wahrheit hören. Im Allgemeinen ist es besser, dass der Knabe, wenn er seine Aufgabe gelernt hat, sich herumtummelt oder sonst beschäftigt, als dass er liest."

Dass solche Worte sogar mit Billigung und Beifall vernommen worden sind, ist ein schönes, erquickliches Zeugniss, unter dessen wohlthätigem Einflusse sich leicht die Lust begreifen lässt, mit welcher ein Schulmann zu arbeiten im Stande ist. Niemand wird in Abrede stellen können, dass in der Gegenwart die Genusssucht, die Blasirtheit, die Lockerung der schönen Familienbande, die Zerrissenheit oft in den zartesten Verhältnissen, endlich die Opposition des Hauses und öffentlichen Lebens gegen die unerlässlichen Forderungen der Schule noch grösser und verbreiteter geworden sind. Wohl mag es manchem Lehrer gelungen sein, theils durch die persönliche Achtung, die er dem Elternkreise abgewann, theils durch die geistige und sittliche Herrschaft, die er über die ihm anvertraute Jugend übte, unangemessenen Aeusserungen und widerlichen Conflicten vorzubeugen. Aber die in dieser Beziehung obwaltenden Mängel werden keinem Lehrer entgangen sein, und zwar gerade in

dem Masse weniger, als er sich die Aufgabe der Erziehung als eine davon unzertrennbare an's Herz gelegt hat. Im Laufe der letzten Jahrzehente sind die verschiedenartigsten Hemmnisse und Gefahren, die das Leben der Jugend getrübt oder zerrüttet haben, dem aufmerksam beobachtenden Schulmann ein Gegenstand der ernstlichsten und schwersten Sorge gewesen. Bald haben die Richtungen der Zeit von dem jungen Deutschland an bis zu Emancipationsgelüsten der jüngsten Tage hinunter, die kirchlichen Bewegungen von dem freigemeindlichen Nihilismus bis zu dem mythensüchtigen Kriticismus die jugendlichen Gemüther auf eine falsche und verödende Weise beherrscht; bald ist die Nachahmungssucht nach dem Vorgange der Eltern und Erwachsenen und die salonberechtigte Stellung unreifer Jünglinge oder Knaben mit tonangebendem Mittheilungstrieb das Grab jener einfachen und natürlichen Herzens- und Lebensstellung geworden, zu der der Erzieher als zu seiner schönsten Lebensaufgabe hinzuarbeiten hat, weil sie den Kindessinn in sich birgt, ohne welchen keine Erziehung gelingen kann. — Auch Eilers hat den Abstand jener früheren und dieser späteren Zeit wohl empfunden; darum ist ihm auch der Grund seiner Freude an den Erlebnissen jener Vergangenheit klar geworden.

Ich habe, sagt er in dieser Beziehung, am ungetrübtesten und vollkommensten in Bremen die Freuden eines Paedagogen genossen. Ich glaube nicht, dass es einem Menschen auf dieser Welt vergönnt ist, höhere und edlere Freuden zu geniessen als eben diese. Die Freude, welche Eltern an ihren Kindern haben, mag in einzelnen Momenten tiefer und inniger sein, aber sie ist oft durch allerlei Sorgen und Beunruhigungen gestört und niedergedrückt; der Paedagog rechter Art wird von einer freien und edlen Idee bestimmt, hat selbst noch ein tüchtiges Stück Jugend in sich und kann die Jugendlust seiner Zöglinge theilen oder doch wenigstens verstehen; er ist Vater und Mutter zugleich, aber, statt sich der Sorge oder dem Aerger hinzugeben, verhütet oder beseitigt er mit leichter und sicherer Hand das, was ihm Sorge oder Aerger verursachen könnte. Das traurige Gegenbild ist ein empfindsamer, reizbarer Paedagog mit verweich-

lichten und verzärtelten Müttersöhnchen. Es ist ein betrübendes Zeichen der Zeit, dass man solche Paedagogen und solche Zöglinge jetzt viel häufiger sieht als früher und dass die Zahl der Familien, die nur derartige Hauslehrer brauchen und miethen können, gegenwärtig viel grösser ist als sonst, vorzüglich in den höheren und höchsten Ständen. Man sagt, der Adel gehe einer schweren und bedenklichen Zukunft entgegen; ich glaube, dass die Aufgaben, welche die politische und industrielle Entwickelung dem grundbesitzenden Adel unausweichlich zuwälzt, an und für sich nicht schwer zu lösen sind, wohl aber glaube ich, dass die ungeheuere Verweichlichung und Verzärtelung, die in einem grossen Theile dieser Familien gegenwärtig vorherrschend ist, es den Söhnen unmöglich machen wird, die Probe zu bestehen.

Wir wollen uns den Uebergang zu dem, was wir über den allmählich gewordenen und den gegenwärtig herrschenden Zustand des höheren Schulwesens in Deutschland zu sagen haben, mit den Erwägungen bahnen, welche Eilers über die Zustände der Gymnasien angestellt hat. Die Genesis der Uebel, die hier herrschen, sagt er, zeigt uns am besten die traurige, das geistige Leben tödtende Beschaffenheit derselben. Die Gymnasien dienten ursprünglich, wenigstens seit der Reformation, der Vorbildung zu den Universitätsstudien der Kirchen- und Staatsdiener. Ihre Thätigkeiten waren hauptsächlich auf formelle Bildung mittelst der alten Sprachen gerichtet. Wer sonst noch an dem Unterrichte theilnehmen wollte, konnte es ungehindert thun, aber man nahm keine besondere Rücksicht auf sie. Viele thaten es, und so floss denn aus den Gymnasien freilich auch in den Bürgerstand, im nördlichen Deutschland auch in den Bauernstand, geistige Bildung und Tüchtigkeit; im Allgemeinen aber beschränkte sich diese Art von Schulbildung auf den engen Kreis der Professoren und Studenten. Mit dem Umschwunge der Literatur und dem Einflusse, welchen sie mehr und mehr auf das Leben übte, traten dann auch andere Forderungen an das Leben hervor. Die Zahl derer, die nicht studiren, aber eine dem neuen Zeitgeiste ange-

messene Bildung haben wollten, wuchs. Die Gymnasien konnten mit ihrer hergebrachten Einrichtung und ihren pedantischen Lehrern den neuen Forderungen nicht genügen. Es entstanden Privatanstalten mit anderen Lehrgegenständen und ganz neuen Methoden. Die Raschheit, womit diese zehnmal kostspieligeren Anstalten die Jugend der höheren und höchsten Stände in ihren Kreis zogen, beweist, wie allgemein das Bedürfniss einer anderen Bildungsweise gefühlt wurde. Die Gymnasien magerten ab, und die Regierungen erkannten die Nothwendigkeit einer Reform derselben. Hier begann nun das verderbliche Uebel der Ueberfüllung der Gymnasien mit Lehrgegenständen, wozu dann noch, um die geistigen Kräfte der Jugend vollends zu ersticken, unter dem Einflusse sehr unpädagogischer Fachgelehrten auf unklare Schulverwaltungsbehörden die ganz unvernünftige Steigerung der Forderungen in den einzelnen Lehrgegenständen hinzukam, welche ihren Ausdruck in dem Abiturientenprüfungs-Reglement gefunden hat. Man wollte die bildende Kraft, welche in dem Studium der classischen Sprachen liegt, zu einer noch höheren Potenz erheben und zugleich die früher nur beiläufig betriebenen Lehrgegenstände, deutsche Sprache, Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie, sowie die neu hinzugekommenen so steigern, wie es vernünftigerweise nur in besonderen, für diese Lehrgegenstände bestimmten Schulen hätte geschehen können. Auch Jacob Grimm erklärt in seiner academischen Rede über „Schule, Universität, Academie“ diese „immer steigende Verlegenheit bringende Ueberfülle der Lehrgegenstände“ für ein wahres Unheil und findet „das den Eingang zur Universität bedingende und erschwerende Abiturientenexamen verwerflich.“

Um die den einzelnen Lehrgegenständen gesteckten Ziele zu erreichen, musste man Fachlehrer anstellen und überhaupt die Zahl der Lehrer vermehren. Da wurde denn das Uebel erst recht schlimm. Jeder Fachlehrer nahm Zeit und Kraft der Schüler für seinen Gegenstand in Anspruch und sie übten, indem sie unter einander in Streit geriethen, jeder für sich nach Kräften jenen Geist und Leben tödtenden Druck auf die Jugend, worüber sich die Eltern mit so vielem Recht

seit Jahren beschwert haben und noch beschweren. Die classischen Philologen, welche Jacob Grimm „vornehmer, streitsüchtiger und gegen Fehler unbarmherziger" nennt als alle anderen Fachgelehrten, wollten sich ihre alte Herrschaft und ihre alte Ehre nicht nehmen lassen; die Mathematiker, ebenso hochmüthig und streitsüchtig, machten die ihnen in dem Abiturientenreglement auferlegte Pflicht geltend, und die Uebrigen thaten auch das Ihrige, um mit Ehren bestehen zu können. Es giebt nur wenige Lehrerconferenzen, wo es friedlich und mit harmonischer Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit der Schüler hergeht. Der Eine ruft: Griechisch und Lateinisch! der Andere: Mathematik und Physik! der Dritte: Geschichte und Geographie! der Vierte: Deutsche Sprache und Nibelungen! der Fünfte; Neuere Sprachen! der Sechste: Philosophische Propädeutik! und dann will doch auch der Geistliche für den Religionsunterricht sein Recht. So von verschiedenen Seiten her angerufen, bleibt dem Director kaum etwas Anderes übrig, als die geistige und körperliche Gesundheit der Jugend den Drängern preiszugeben. Zur Vertheidigung des Vielerlei und der gesteigerten Forderungen im Einzelnen hat man auf die Vervollkommnung der Lehrmethoden und der Lehrmittel hingewiesen. Wie schlimm es damit in der Wirklichkeit aussieht, wissen alle einsichtigen Schulräthe, aber die, welche die Macht etwa in Händen hätten, es zu ändern, wissen es nicht und können es nicht wissen (oder wollen es nicht, wie leider auch einzelne traurige Erfahrungen gezeigt haben). Die herzerfreuliche und fruchtbare Wechselwirkung zwischen Lust des Lehrens und Lust des Lernens findet man nur noch hie und da, meist bei untergeordneten Lehrern, dagegen sehr häufig lieb- und massloses Eindringen von Seiten der Lehrer und brummiges Widerstreben von Seiten der Schüler. Wie tief aber die pädagogische Einsicht gesunken ist, kann Jeder, der nur ein wenig gesunden Menschenverstand hat, an den Themas zu den schriftlichen Arbeiten der Schüler erkennen. War es zu verwundern, wenn Männer des Volks, wie Schacht, von den Gymnasien kein Heil für die deutsche Jugend erwarteten und wenigstens für den zu gewerblichen Thätigkeiten

bestimmten Theil derselben besondere Schulen zu erstreben suchten? Sie haben ihren Zweck zum grossen Theile erreicht und damit auch die Idee vereitelt, von der man beim Reformiren der Gymnasien vor 30 Jahren ausging, nämlich die Gymnasien so einzurichten, dass auch die nicht studirende Jugend aus den höheren Ständen ihr volles Genüge in denselben finden könne. Die Ueberladung der Gymnasien aber ist geblieben, und es wird keine leichte Aufgabe sein, das rechte Mass wiederzufinden und, unbeschadet der jetzt auch für den Beamtenstand unentbehrlichen Bildungselemente, an die Stelle des falschen zu setzen.

Es kann nicht einen Augenblick in Abrede gestellt werden, dass für die gesammte neue Bewegung auf diesem Gebiete die bedeutenden und massgebenden Vorgänge innerhalb der Entwickelung des preussischen Staats zu suchen sind, von welcher Wiese uns ein lehrreiches Bild entwirft. Mit der Zeit der grössten Drangsal beginnt auch die Periode der mächtigsten Erhebung; denn dieser ganze Zeitraum trägt auch noch ein anderes, erfreuliches Gepräge, dessen Lichtseiten durch die mancherlei unverkennbaren Schatten nur noch mehr gehoben werden. Als im Jahre 1808 bei der neuen Organisation der Staatsbehörden die oberste Unterrichtsverwaltung an das „Departement des Cultus und öffentlichen Unterrichts“ kam, das dem Ministerium des Innern zugetheilt ward, und der damalige Gesandte in Rom, Wilhelm von Humboldt, mit der Leitung dieser Section des Ministeriums beauftragt wurde, konnte die Wahl eines Mannes, der mit dem weiten Blicke staatsmännischer Auffassung seiner Aufgabe Geist, Gelehrsamkeit und idealen Sinn verband, die kurze Zeit von anderthalb Jahren (1809—1810) zu einer entscheidenden, für Universitäten und Gymnasien ausserordentlich fruchtbaren machen.

Wilhelm von Humboldt hatte sich als jüngerer Mann in liberaler Theorie wider das Staatsschulwesen erklärt und der freien Selbstbestimmung der Communen, zu Gunsten individueller Ausbildung, gegen eine Massenerziehung das Wort geredet. Das reifere Alter und die Einsicht, welche er durch sein Amt von der Aufgabe des Staats und den Forderungen

der Wirklichkeit gewann, änderte Vieles an dieser Auffassung. Die Ausbildung der freien Individualität sah er nach wie vor als das höchste Ziel an, aber die Mittel darzubieten, durch welche es zu erreichen sei, hielt er für Recht und Pflicht des Staats. In viel weiter gehendem Sinne sprach es zu derselben Zeit Fichte aus, dass, um eine Wiedergeburt des Vaterlandes herbeizuführen, der Staat das Werk der Erziehung ganz in seine Hand nehmen müsse. Der Philosoph wurde ein begeisterter Herold der Macht und Würde nationaler, von den Organen des Staats mit Entschiedenheit durchgeführter Pädagogik. Nur diejenige Nation, sagte er, welche zuerst die Aufgabe der Erziehung zum vollkommenen Menschen durch wirkliche Ausübung gelöst habe, könne sodann auch die des vollkommenen Staats lösen. In Pestalozzi's Pädagogik sah er im Geiste seinen philosophischen Gedanken schon realisirt, und solche persönliche Einwirkungen auf dem Hintergrunde der Noth und der Hoffnungen des Staats halfen dazu, dass sich der Sache der Erziehung die lebhafteste Theilnahme aller Gemüther zuwandte. Die nationale Strömung in der Zeit der Freiheitskriege drang auch in die Schulen ein und nährte die Jugend mit grossen vaterländischen Ideen. Der Gedanke einer Befreiung von der Last des herkömmlichen mechanischen Verfahrens zu grösserer Naturgemässheit des Unterrichts, wodurch Pestalozzi zunächst der Vorschule half, kam auch den höheren Schulen in ihrem entsprechenden Bemühen, die alten Grundlagen wieder zu gewinnen, zu Gute, wobei nun vorzüglich die in F. A. Wolf's Schule gebildeten jungen Lehrer treffliche Dienste leisteten.

Alles dies wirkte zusammen, eine ungemeine geistige Regsamkeit in den Gymnasien hervorzubringen und sie immer mehr aus der Beschränktheit lateinischer Uebungsschulen zu Stätten einer idealen Bildung zu machen. Es fehlte nicht an neuen pädagogischen Unternehmungen, auch ausser dem in den Gymnasien gegebenen historischen Zusammenhange und mit grösserer Freiheit, als es in grossen öffentlichen Anstalten möglich ist, die Idee einer Bildung zu verwirklichen, welche der Zeit als die höchste und würdigste vorschwebte. So machte Franz Passow mit gleichgesinnten Freunden

(1810) die Conradi'sche Stiftung zu Jenkau bei Danzig, in freier Verwendung der philologischen Unterrichtsmittel, zu einer Schule patriotischer Jugendbildung. Das aufblühende Unternehmen unterlag nach wenigen Jahren den Kriegsstürmen. Etwas später entstand in Berlin die Cauer'sche Erziehungsanstalt durch einen Verein junger Männer, die in Fichte's Geist und nach Pestalozzi's Vorbild die Kraft der Methode in den verschiedenen Gegenständen und Stufen des Unterrichts erproben wollten, mit dem Ziel freier Ausbildung jeder Individualität. Die Regierung erkannte, dass es in ihrem eigenen Interesse sei, dergleichen Privatinstitute zu begünstigen, deren Erfolge und Erfahrungen auch für das öffentliche Schulwesen von Nutzen sein konnten. Wie die Cauersche, so folgte auch die Plamann'sche Erziehungsanstalt in Berlin den Pestalozzi'schen Grundsätzen, beide frei von der abgemessenen unveränderlichen Zeiteintheilung der öffentlichen Schulen und ebenso sehr auf Weckung der jedem Zögling eigenen Kraft und Anlage wie auf Anregung des Natursinns und Erhaltung körperlicher Frische und Munterkeit gerichtet. Beide standen eine Reihe von Jahren in Blüthe und grossem öffentlichen Vertrauen, bis das Uebergewicht des Staatsschulwesens sie nöthigte, der Regelmässigkeit desselben ihre freieren Einrichtungen anzunähern, wodurch ihr eigenthümliches Leben verloren ging und damit die Grundlage ihres Bestehens.

Den allgemeinen Charakter jener bewegungsvollen Zeit und den Eindruck ihres bald erfolgten Rückschlages können wir nicht besser als aus dem Munde von Kohlrausch schildern. „Es sind," sagt er, „fast 50 Jahre seit jener Zeit verflossen, aber wenn meine Gedanken in dieselbe zurückgehen, so steht der eigentliche Lichtpunkt meines Lebens vor meiner Seele. Da war kein Leben mit sechs Alltagen und einem Sonntage, sondern ein Leben in fast ununterbrochener festlicher Stimmung. Die Vergangenheit lag wie ein abgeschüttelter böser Traum hinter uns, die Zukunft schmückte sich mit Bildern von Verwirklichung der edelsten und tiefsten Gedanken über würdige menschliche und staatliche Zustände, und jeder Wohlmeinende fühlte sich berufen, zu dieser

Verwirklichung mit Hand anzulegen. Die Schranken, welche die Menschen in den gewöhnlichen Verhältnissen von einander entfernt halten, waren gefallen, die Gleichgesinnten erkannten sich nach wenigen Berührungen, weil Jeder seine Gedanken und sein Herz offen vor sich hertrug. — Hätten nicht Männer wie Metternich, Gentz, Schmalz, Kamptz u. s. w. das Leben in das Geleise der dumpfen alltäglichen Gleichgültigkeit zurückzudrängen gesucht, hätten vielmehr die Regierungen sich an die Spitze der Bewegung gestellt und die besseren Kräfte, wo sie sich fanden, für eine würdige Neugestaltung der in der französischen Zeit doch schon aus den alten Fugen gekommenen Verhältnisse benutzt, so konnte damals ein Zustand begründet werden, welcher uns vor den ferneren Verirrungen und der jetzigen Zerfahrenheit der Welt mit Gottes Hülfe bewahren konnte."

Der neue Umschwung brachte nun auch auf diesem Gebiete des öffentlichen Lebens neue Bewegungen und Anordnungen hervor, deren Wichtigkeit und weit reichende Bedeutung nicht verkannt werden kann. Eine durchgreifende Verfügung wegen Prüfung der Candidaten des höheren Schulamts (1810) musste unter diesen Umständen von besonderer Wirkung sein; mit weniger ungetheiltem Beifall kann man das zwei Jahre später erfolgte Abiturientenprüfungs-Reglement begrüssen, dessen Werth immer ein zweifelhafter geblieben ist und mindestens in Zeiten, wo Alles in dem gährungsvollen Zustande der Vorbereitung und Entwickelung neuer Verhältnisse und Kräfte sich befindet, ein missliches Besitzthum ist. Die von Süvern im Jahre 1816 ausgearbeitete allgemeine Unterrichtsverfassung ist nicht vollständig zur Veröffentlichung gekommen, wenn sie auch als Grundlage für die Verwaltung massgebend ist. Die in gleichem Masse gegen die frühere wie gegen die spätere Zeit herrschende Einfachheit der Aufgabe — ausser den alten Sprachen und dem Deutschen Religion, Geschichte und Geographie, Mathematik und Naturwissenschaften; selbst das Französische war meistentheils davon ausgeschlossen — sicherte im Allgemeinen eine günstigere Entwicklung. Vor allen Dingen kam es jetzt darauf an, dem ganzen höheren

Schulwesen seine möglichst selbstständige und naturgemässe Ausbildung von innen heraus zu gestatten, und es mag in dieser Beziehung als günstig zu betrachten sein, dass das auf allerhöchsten Befehl vom Jahre 1817 ausgearbeitete allgemeine Unterrichtsgesetz wegen Zwiespalts der Ansichten über einzelne Puncte gar nicht zur Ausführung kam, denn ein solches darf nicht der Factor, sondern muss das Product einer neuen, umfassenden und vielseitigen geistigen Bewegung sein. Unmittelbar von einer lauteren und gesunden nationalen Entwickelung aus, die ihrer besonderen Natur nach vor den höheren und namentlich den religiösen Interessen sich nicht verschliessen konnte, hätte sich vollständig ein Unterrichtssystem vermöge innerer Triebkraft entwickeln können, das den Ansprüchen einer berechtigten Erwartung vollkommen genügt hätte. Denn das deutsche Leben kann in seinen höheren Potenzen das classische Alterthum so wenig als das Christenthum entbehren; darum wird auch die wesentlichste Grundlage seiner höheren Bildungsanstalten immer gesichert bleiben. Ein hemmender, gewaltsamer Rückschlag, der die freie Entfaltung des nationalen Lebens störte, musste namentlich auch in die naturgemässe Ausbildung des Gymnasialunterrichts nachtheilig eingreifen und insbesondere das harmonische Zusammenwirken aller in dem Kreise desselben berechtigten Lehrmittel und Fächer nach ihrem wahren Verhältnisse und Werthe wesentlich unterbrechen. Nur auf diese Weise erklärt sich manche trübe Erscheinung, mancher unverkennbare Rückschritt, der insbesondere in dem nächsten Vierteljahrhundert nach dem Schlusse der Befreiungskriege zu spüren ist.

Wir wollen, da unsere Führer über diese Zeit und ihre Mängel sich weniger ausgesprochen haben, selbstständig einige derselben hervorheben. Wir glauben, dass die rückgängige Bewegung, die sich nach der Erhebung des Sinnes durch die Befreiungskriege auf fast allen Gebieten des Lebens kundgab, sich vornehmlich in dem religiösen Leben der Schule, in der besonderen, einseitigen Auffassung und Behandlung der alten Sprachen und in der Werthschätzung der Leibesübungen zu Tage legte. Der neu erwachte kirch-

liche Eifer, der in so schöner Weise die höheren Güter schätzen gelernt hatte, die im schweren Kampfe errungen waren, theilte sich den gelehrten Schulen im Allgemeinen weniger mit, ja vertrocknete hier noch mehr, weil der Gegensatz mit dem frischen Wesen der Kirche immer stärker hervortrat. Die grössere Selbständigkeit, mit welcher sich jetzt der Lehrstand an Gymnasien von dem früher eng damit verbundenen geistlichen Stande absonderte, und die eigenthümliche Richtung, welche die Alterthumswissenschaft durch den Einfluss von F. A. Wolf und G. Hermann genommen hatte, mögen an ihrem Theile dazu beigetragen haben. Eben diese war es denn auch, die der Behandlung der alten Classiker auf höheren Schulen die überwiegende und an vielen Orten ausschliessliche Richtung vorzeichnete. Die Aufgaben der höheren Kritik waren weniger für die Schule geeignet; um so eifriger gab man sich den unzähligen Fragen und Kritteleien der niederen oder Wortkritik hin, und es ist gerade damals manchem aufgeweckten und seelenvollen Jünglinge der Sinn für die grossen Alten und das Verständniss derselben entzogen oder verdorben worden. An die Krikik schloss sich die Grammatik an; ihre Leistungen müssen gerade in jener Periode als grossartig und bewunderungswürdig gepriesen werden, aber dass die Jugend alle Wege und Richtungen derselben, deren unverkennbare Virtuosität zugleich eine gewisse Eingenommenheit und particuläre Vorliebe zur Folge hatte, auf oft mühevollem Dornenpfade mit durchmachen musste, war eine unverzeihliche Quälerei gegen sie. Erst als man in das höhere Gebiet hinaufkam, die stylistische Grösse der antiken Werke musternd und vergleichend würdigen lernte, hörte das eintönige und farblose Kritisiren und Synonymisiren, das Abnutzen dos Textes zu weitschichtigen Erörterungen über Moduslehre und Partikeln mehr und mehr auf, und da im Fortgange derselben Zeit auch ein emsigeres und liebevolleres Erforschen der antiken Zustände in Verfassung und Leben, Kunst und Wissenschaft, bürgerlicher Sitte und Einrichtung stattgefunden hatte, wurde überall in den Geist und Inhalt des Schriftstellers mehr eingegangen und, wie das ganze Gemüth des Schülers, so auch das ganze Wesen

des Autors mehr erfasst und beide in lebendigere Wechselwirkung mit einander gesetzt. Eben damit bezeichnen wir aber das Ende der hier von uns abgesteckten Periode, wir befinden uns in der Gegenwart, in deren Raum jene Richtung wohl ein bewegender Factor geworden, aber gewiss noch zu keinem wirklichen Abschlusse gekommen ist.

Aehnlich stand es mit der Beziehung zur Kirche. Die Universitäten waren zu einem guten Theile der Herd gewesen, an welchem die Flamme der patriotischen Begeisterung sich entzündete; eben sie waren auch nach den Befreiungskriegen mit einem neuen, frischeren Leben erfüllt. Die theologischen Facultäten waren vielfach verjüngt und von neuem Geiste beseelt; von hier drang er in die Geistlichen ein, berührte aber wenig die künftigen Schulmänner, die das Grosse, den Dienst des höheren Lehramts zur Aufgabe des Lebens zu machen, nicht mit der Entfremdung von der Kirche und dem Christenthum hätten erkaufen sollen. Als aber die religiöse Verflachung ihre Früchte in das Leben hinaus zu bringen begann und vergeblich eine Gestalt in der Gemeinde zu bilden versuchte, da ward auch das Gymnasium seines Ursprungs und Berufs inne und besann sich auf die Unschätzbarkeit eines Besitzes, dessen Werth ihm erst einleuchtete, als es ihn zu verlieren Gefahr lief. Es ist nur die eine Sorge auch jetzt noch nicht zu unterdrücken, die sich bereits in früherer Zeit als nicht überflüssig erwiesen hat, nämlich dass das äusserliche und gesetzliche Wesen — wie Eilers ein Beispiel davon an dem reglementirten Gebetsformular aus der Zeit und Einwirkung des Königs Friedrich Wilhelm's III. von Preussen erzählt — an die Stelle der wahrhaften Innerlichkeit sich setze und das christliche Wesen mehr in einer wirkungslosen Isolirtheit als in der rechten Versöhnung mit allen Elementen der Bildung erscheine.

Wir brauchen hier kaum an das Schicksal der Leibesübungen und Turnanstalten zu erinnern; wir müssen ja mit Schmerz jenen unseligen Druck unserem Gedächtnisse erneuern, der Jahre lang wie ein böser Alp auf dem edelsten Leben unseres Volkes gelegen hat. Der Freiheitssinn und das Nationalgefühl, das sich so gesund und frisch auf den

Turnplätzen entwickeln konnte, musste, von dort gewaltsam weggedrängt, sich einen anderen Boden suchen, wobei selten eine Uebertreibung und ein Hinüberfallen in das entgegengesetzte Extrem zu vermeiden ist. Die Pflege des Deutschen im Gymnasium hatte gegen die frühere Verkümmerung vollkommen berechtigte Forderungen zu erheben; sie ist excentrische Bahnen gegangen, hat bald den lebendigen Sprachleib zu einem anatomischen Skelett gemacht, bald umfassende Studien der geschichtlichen und vergleichenden Sprachforschung daran geknüpft, oder wiederum die grossen Classiker unseres Volks, deren unmittelbare Wirkung eine so natürliche und heilsame ist, durch grammatisch-ästhetische Zergliederung eines grossen Theils ihrer edelsten Wirkung beraubt. Erst seitdem die Uebertreibungen sich sichtbarlich gerächt haben, seitdem die politische und literarische Geschichte unseres Volks unter den Händen meisterhafter Bearbeiter eine ganz andere Gestalt gewonnen hat, seitdem dürfen wir uns freuen, auch hier wieder in eine richtigere Bahn eingelenkt zu sehen.

In allen diesen Bewegungen und Fortschritten brachte das Jahr 1848 theils einen Stillstand, theils eine mannigfache Veränderung, wenn auch nicht zum Besseren, hervor. Wir bezeichnen die Sachlage zunächst nach dem Berichte unseres zweiten Zeugen. Die politische Aufregung äusserte ihre Wirkung auch auf das Schulwesen. Aller Orten wurden Lehrerversammlungen gehalten, und im Frühjahr 1849 fanden in Berlin, auf Veranlassung des Ministers von Ladenberg, im Local seines Ministeriums Conferenzen einer aus freier Wahl der Gymnasial- und Realschullehrer hervorgegangenen Versammlung von Directoren und Lehrern aus allen Provinzen der Monarchie statt, zu dem Zweck, dem Ministerium für den beabsichtigten weiteren Ausbau der Unterrichtsverfassung nützliche Information darzubieten. Die Provinzialbehörden waren in der Conferenz nicht vertreten, weshalb bei den Berathungen Manches unerwogen blieb, was nur auf Grund dauernder und zusammenfassender Beobachtung richtig beurtheilt werden kann. Die Verhandlungen dieser Landesschulconferenz schlossen sich an eine ministerielle Vorlage zu einem

die wichtigsten inneren und äusseren Verhältnisse der höheren Schulen umfassenden Gesetz an und modificirten dieselbe an vielen Punkten. Hauptgegenstände der Besprechung waren der Lehrplan, das gegenseitige Verhältniss des Gymnasiums und der Realschule, die Selbständigkeit der Schule und der Lehrer.

Auch dieser Versuch zu einem Gesetz für die höheren Lehranstalten hatte keinen bleibenden Erfolg; die Ergebnisse der Verhandlungen fanden vielseitigen Widerspruch, namentlich auch weil in ihnen eine Gerechtigkeit für die Realschule geübt war, die für das Gymnasium und die classischen Studien bedrohlich schien. Es war eine zu unruhig erregte Zeit, als dass etwas Dauerndes hätte gebaut werden können.

Die äusserliche Lösung der höheren Schule von der Kirche hatte sich im Laufe der Zeit beinahe vollendet. Das Eingehen der meisten geistlichen Ephorate konnte als besonderer Nachtheil nicht angesehen werden, seitdem dieselben sich mit dem Anspruch auf Ehrenrechte begnügten. Aber der innere Zusammenhang der Schule mit der Kirche ist weder in der Theorie noch thatsächlich aufgehoben und kann es nicht werden, so lange die Schulen nicht bloss Anstalten für Unterricht sind, sondern auch für Erziehung und Seelenpflege der Jugend. Die deutschen evangelischen Gymnasien haben ihren historischen Ursprung und ihre erste Bestimmung nicht in dem Grade vergessen und aufgegeben, dass sie diese Pflicht ableugnen oder verkennen wollten, jedes habe darnach zu streben, ein wahrhaft christliches zu sein. Die evangelisch-kirchliche Behörde hat es deshalb auch nicht für nothwendig erachtet, in Bezug auf den Religionsunterricht oder auf Prüfung, Anstellung, Verpflichtung und Beaufsichtigung der Religionslehrer sich der Schulbehörde gegenüber in ein scharf ausgeprägtes Rechtsverhältniss zu setzen.

Die Gefahr der Veräusserlichung dieses vor allen bedeutsamen Zweiges des ganzen Gymnasiallebens, die wir oben ausgesprochen haben, scheint uns auch durch das nicht völlig beseitigt zu werden, was wir nach dem darüber vorliegenden Zeugnisse preussischerseits dafür angeordnet sehen.

Die fürsorgende Aufmerksamkeit der Unterrichtsverwaltung auf diese wichtige Seite des öffentlichen Schulwesens lässt sich in verschiedenen Anordnungen nachweisen. Nach der noch massgebenden allgemeinen Verfügung über den Religionsunterricht (vom Jahre 1826) sollen auch die Lehrstunden, ebenso alle ausserordentlichen Schulacte mit Gebet begonnen und von den Directoren und Lehrern auf gemeinschaftlichen Besuch des Gottesdienstes gehalten werden. Der Religionslehrer soll nicht aus den Augen verlieren, „dass es dem Staate darum zu thun sei, in den Mitgliedern seiner Schulen Christen zu erziehen, dass also auch nicht auf eine bloss in der Luft schwebende, alles tieferen Grundes beraubte sogenannte Moralität, sondern auf eine gottesfürchtige sittliche Gesinnung, welche auf dem Glauben an Christum beruht, hingearbeitet werden müsse", und in einem Promemoria von 1832 konnte der Minister sich darauf berufen: „Ueberall sind von mir die nöthigen Anordnungen getroffen, um in der die Gymnasien besuchenden Jugend nicht nur den christlich-religiösen, sondern auch den kirchlichen Sinn zu wecken und das kirchliche Element zum Bewusstsein zu bringen." — Ebenso besteht die Einrichtung noch, dass bei der Prüfung pro facultate docendi an jeden Schulamtscandidaten auch Fragen aus der Religionslehre zur Erforschung der hierin vorhandenen allgemeinen Bildung gerichtet werden. Die Religionslehrer an den evangelischen Gymnasien gehören grösstentheils dem Collegium zugleich als wissenschaftliche Lehrer an und stellen so die Vereinigung des religiösen und wissenschaftlichen Charakters der Schule auch persönlich dar.

Was hier von Preussen gesagt wird, kann aber keineswegs als Norm für die gesammten deutschen Verhältnisse betrachtet werden. Vielmehr herrscht hierin die grösste Ungleichheit, und wir dürfen die ganze Behandlung des Religionsunterrichts im Gymnasium unbedenklich als eine offene Frage betrachten. Bald sitzen in den Ephoraten, Scholarchaten, Schulcommissionen, oder wie sie weiter heissen mögen, vorzugsweise oder überwiegend Geistliche, bald sind sie grundsätzlich völlig davon ausgeschlossen. Die Frage, wer den Unterricht ertheilen solle, mag theoretisch so ziemlich fest-

stehen; in der Praxis lautet die Antwort höchst verschieden, und es giebt noch immer deutsche Länder, in deren Gymnasien die Sache als eine bloss äusserlich zugehörige den Ortspredigern gewissermassen auf ihre Verantwortung überlassen wird. Auch ist das rechte Verhältniss zwischen Gymnasium und Kirche in Bezug auf die Confirmation der Schüler gewiss noch immer nicht gefunden oder thatsächlich hergestellt. Jedem, in dem das Gefühl eines organischen Zusammenhangs zwischen diesem und den übrigen Lehrgegenständen, das Bedürfniss einer wahrhaften und innerlichen Ausgleichung lebendig ist, muss der weite Abstand der Wirklichkeit vom Ziele klar sein, und die stets wieder erneuerte Vornahme des Gegenstandes, besonders in kirchlichen Conferenzen, ist ein deutlicher Beweis dafür.

Auch der preussische Bericht gedenkt seinestheils, dass die Wirklichkeit bei dieser Aufgabe oft weit hinter der Idee zurückbleibt. Von den wachsenden Schwierigkeiten, die der Geltendmachung des christlichen Elements in Zucht und Unterricht entgegenstehen und auf Lösung warten, sei hier nur eine, die in manchen Schulen vorhandene Verschiedenheit nicht etwa nur der Confession, sondern der Religion erwähnt. Verbietet es der stiftungsmässige Character einer Anstalt nicht, so kann seiner Religion wegen Keinem der Besuch einer öffentlichen Schule gewehrt werden. Die Zahl der jüdischen Schüler in Gymnasien und Realschulen ist stark im Zunehmen und übersteigt zu Zeiten in einzelnen Classen die der christlichen Schüler. An einigen Orten ist die Zahl derer ebenfalls gewachsen, die am Religionsunterricht der Schule nicht theilnehmen, sondern statt dessen einen Unterricht vom Sprecher der freien Gemeinde erhalten. Es bedarf keiner Ausführung, wie sehr unter solchen Verhältnissen, auch abgesehen von anderen Störungen, z. B. durch die jüdischen Feiertage, die auf religiösem Grunde ruhende sittliche Gemeinschaft der Schule beeinträchtigt wird.

Die Realschule hat durch die neuesten Verfügungen wenigstens für Preussen eine feste Grundlage und den Abschluss ihrer selbständigen Existenz gewonnen. Sobald die Wirkung davon im Leben fühlbar und dieselbe Richtung

überall die nämliche geworden sein wird, kann nunmehr das Gymnasium auch über sich und sein ganzes Thun in freierer Weise verfügen. Bis dahin hatte es vielfach noch die Aufgabe derselben mit übernehmen müssen, ja es war manchen wichtigen Berufszweigen des öffentlichen Lebens die Rücksicht auf angemessene Ausbildung der für sie bestimmten Zöglinge schuldig. Nunmehr wird es sich seinen eigensten Zwecken widmen und einen Weg der Vereinfachung betreten können, der in den preussischen Verfügungen über Lehrplan und Maturitätsprüfungen vom Jahre 1856 ebenfalls schon versucht worden ist. Es war darum auch ein anerkennenswerthes Bestreben, das weit mehr der Erhaltung als der Auflösung bestehender Verhältnisse gewidmet war, wenn vor 14 bis 15 Jahren der wohlerwogene Versuch gemacht ward, durch den Voraufgang der neueren vor den alten Sprachen in der Succession des öffentlichen Sprachunterrichts einen gemeinsamen Grund und Fortbau für beide Schulgattungen zu erzielen. Ein prophetisches Auge hätte freilich vielleicht schon damals erkennen können, dass eine dauernde Vereinigung beider Richtungen doch unnütz und darum ein Ringen darnach vergeblich sei. Ihrestheils werden die Realschulen dann am schönsten und würdigstan ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie ihren Charakter als allgemeine Bildungsanstalten bewahren, ohne den besonderen Beruf zu sehr im Auge zu haben. „Zu derjenigen Gleichmässigkeit," sagt freilich Wiese, „und festen Tradition, deren sich die Gymnasien erfreuen, werden die Realschulen, ihrer Natur und Bestimmung gemäss, nicht gelangen können. Sie sind eine Ausscheidung von dem bisherigen allgemeinen Bildungswege zu Gunsten besonderer Bildungszwecke. Diese Rücksicht drängt consequent dahin, die Besonderheit auch weiter nach speziellen örtlichen Bedürfnissen, worin sich z. B. eine an der See gelegene, Handel treibende Stadt von einer anderen, wo Bergbau getrieben wird, unterscheidet, anzuerkennen: eine Individualisirung, die vollkommen gerechtfertigt ist, sofern die allgemeinen Bildungsgrundlagen übereinstimmend und sicher sind."

„Die Realschulen nehmen jetzt," fährt derselbe fort, „neben den Gymnasien eine Stellung ein, die lange das Ziel

ihrer Wünsche war; es muss sich nun zeigen, ob sie dieselbe mit Ehren zu behaupten und das ihnen von Seiten der Unterrichtsverwaltung bewiesene Vertrauen zu rechtfertigen vermögen. Wenn sie das wissenschaftliche Ziel ihres Lehrplans festhalten, und, was vor Allem nöthig, das methodische Verfahren dem Zweck gemäss weiter ausbilden, werden sie mehr und mehr das Vorurtheil der Eltern beseitigen, welche die talentvolleren Söhne dem Gymnasium, die weniger begabten der Realschule zu übergeben geneigt sind. Es fehlt noch viel, dass die Bestimmung der Realschulen, auch ihrerseits Anstalten nicht zur Mittheilung specieller Fachkenntnisse, sondern allgemeiner Geistesbildung zu sein, gerade in den Kreisen, die ihnen am meisten zugethan sind, Anerkennung gefunden hätte; gar Vielen kommt es nur auf die für den praktischen Beruf unentbehrlichen Fertigkeiten und auf die Berechtigungen an, besonders auf die militärische, und mit vermeintlich unnöthigen Dingen, wie mit der lateinischen Sprache, sehen sie ihre Söhne sehr ungern geplagt. Es ist Sache der Realschule selbst, den irrthümlichen Vorstellungen von ihrem Werk und ihrer Aufgabe die wirksamste Widerlegung zu geben, die thatsächliche: an ihren Früchten muss sie erkannt werden, an der Tüchtigkeit ihrer Zöglinge, an dem sicheren Können derselben, wie es nicht aus mechanischer Routine, sondern aus freier geistiger Befähigung und Uebung hervorgeht, und an ihrer Liebe zur Wissenschaft. Nur dadurch kann sie die Ebenbürtigkeit mit dem Gymnasium documentiren, die in der Idee vorhanden ist, und deren lebendiges Bild in dem Bruderpaar Wilhelm und Alexander von Humboldt vor uns steht.“ (Wir geben die Sache zu, obwohl der Letztere sich in der That in Allem — man nehme nur einmal den zweiten Band seines „Kosmos“ zur Hand — als den echten Zögling classischer Gymnasialbildung erweist.)

Aber auch die Gymnasien haben sich nicht ein unbedingtes Vertrauen erworben. „Es fehlt viel,“ sagt Wiese, „dass eine richtige Schätzung der Gymnasien allgemein wäre; sie müssen viel Tadel über sich ergehen lassen. Die Richtung der Zeit ist der Idealität ihrer ursprünglichen Bestim-

mung nicht mehr günstig und will bei allem Rufen nach Intelligenz kein rechtes Vertrauen mehr zu dem Wege durch die Schule des Alterthums haben, auf welchem die Mehrzahl unter den Gebildeten der Nation bisher ihre Intelligenz erworben hat. Und wer wäre, der sich nicht über Schule und Erziehung für urtheilsfähig hielte? Der Strom der Bildung der Nation ist breiter aber auch flacher geworden, und darum der Sinn für gründliche Wissenschaft seltener. Die Schule baut am Wege und hat viele Meister; auf ihrem Gebiete kreuzen sich die verschiedenartigsten Wünsche und Interessen. Neben den häufig aus grosser Unklarheit über das Ziel und die Mittel der Bildung hervorgehenden ungünstigen Urtheilen über die Gymnasien hört man indess nicht selten auch solchen Tadel, der mit einem Zugeständniss ihrer principiellen Wichtigkeit vor allen anderen Schulen und immer noch mit viel Pietät und Liebe für die Stätten verbunden ist, an denen das sich aufthuende Geistesleben unvergessliche Eindrücke empfangen hat. Manche haben offenbar nur darum so viel an den Gymnasien auszusetzen, weil sie ihnen so werth sind und nur noch nicht ganz das, was sie sein sollen und ihrer Idee nach sind."

Wir können es aber auch nicht verhehlen, dass etwas in dem ganzen Wesen und Leben der höheren Schulen fehlt; was durch nichts Anderes ersetzt werden kann, was so nothwendig zu demselben gehört, wie die ungehemmte Körperbewegung und das freie Athmen zum leiblichen Leben. Man vergleiche jene Zeiten, in denen die grossen Schulmänner wirkten, zu denen wir noch immer gern als zu leuchtenden Beispielen and anregenden Vorbildern emporzublicken pflegen, und man wird bald entdecken, was uns fehlt. Je grösser die Zahl der Lehrer überhaupt geworden ist, desto geringer erscheint die der wahrhaft berufenen im Verhältnisse dazu. Je mehr durch Theilung und Gemeinsamkeit der Arbeit die Verantwortung über Viele sich ausgedehnt hat, desto geringer ist sie in sich und in ihrer Wirkung geworden. Je mehr durch Gesetze und äussere Anordnungen die Freiheit der Bewegung und das Recht der Individualität beschränkt worden ist, desto weniger Liebe nnd Begeisterung, welche das echte

Kind der Freiheit und die Mutter aller gesegneten Jugendbildung ist, scheint im Allgemeinen der Kreise und des Standes sich bemächtigt zu haben, in denen sie vor allen Dingen vorwalten und die äusseren Vorzüge, Annehmlichkeiten und Auszeichnungen, die oft nur zu sehr fehlen, ersetzen müssen. Es ist darum auch eine beklagenswerthe Thatsache, dass immer weniger talentvolle und geistig begabte Köpfe dem Lehrstande sich widmen, dass vielfach entweder überhaupt oder für gewisse Fächer ein Mangel eingetreten ist, der sich als ein bedenkliches Symptom eines tiefer wurzelnden Uebels zu erkennen giebt.

Es ist wahrhaft preiswürdig und anerkennenswerth, was der Staat allgemein in reger Fürsorge und lebhaftem Eifer für die Ausstattung und Förderung der höheren Schulen und ihrer Zwecke gethan hat. Es ist in diesem Stücke Deutschland weit früher und weit umfassender thätig gewesen als die Nachbarstaaten, unter anderen England; aber die Gefahr, zu viel zu regieren und das wohlthätige self-government dadurch zu vernichten, ist dabei durchaus nicht verhütet worden. Wenn wir aber dies nur als einen Ausfluss der letzten Zeiten ansehen können, die sich dadurch von den Jahrhunderten unmittelbar nach der Reformation wesentlich unterscheiden, so müssen wir allerdings die ernste Frage erheben, ob den daraus erwachsenden Nachtheilen nicht nach Kräften entgegengewirkt werden müsse, ehe das Uebel zu gross geworden und die Gefahr des Verderbens eingetreten ist. Es haben sich Stimmen aus ganz Deutschland erhoben, und zwar aus dem Munde der unbefangensten und ausgezeichnetsten Männer, die über eine bureaukratische Verwaltung der Schule eine bittere Klage öffentlich geführt haben; Männer wie Friedrich Creuzer und Karl Ludwig v. Roth haben es laut und vernehmlich ausgesprochen, und manche freudige und frische Kraft ist darüber frühzeitig geknickt oder ausser Thätigkeit gesetzt worden. Je rein geistiger das Gebiet des Lebens ist, auf welchem die Bureaukratie mit ihren Alles umstrickenden Windungen sich geltend macht, desto verderblicher ist ihre Wirkung, desto lähmender

und entnervender die Folge davon. Wir wollen hier nicht in das Detail dieser betrübenden Zustände mit ihren Auswüchsen persönlicher Unfähigkeit oder Verkehrtheit hinabsteigen; wir wollen hier nur einen Punkt in's Auge fassen, der sprechend und klar genug ist und der ernstlichsten Erwägung bedarf.

Tiefer blickenden Geistern ist diese Gefahr mitnichten entgangen. Wiese bemerkt unter Anderem Folgendes: „In der letzten Zeit ist im Zusammenhange mit der Entwickelung des politischen Lebens in Preussen auch die Gesetzesregulirung des Unterrichtswesens wieder aufgenommen worden. Auf dem Wege der Verwaltung hat dasselbe bisher durch Achtung der freien persönlichen Einwirkung, die auf diesem Gebiet Alles vermag, einen angemessenen Fortschritt gehabt und die überlieferten Ordnungen weiter geführt; es konnte auch vom preussischen Schulwesen gesagt werden, dass gute herkömmliche Einrichtungen darin wirksamer waren als anderswo gute Gesetze; und Gesetze zu machen, wo sie nicht nöthig sind, bringt immer Gefahr. Für die höheren Schulen ist eine solche Nothwendigkeit schwerlich vorhanden; es kann ihnen jedoch unter den gegenwärtigen Verhältnissen des öffentlichen Lebens dienlich sein, wenn verschiedene Seiten ihres rechtlichen Bestandes gesetzlich festgestellt werden, falls nur einer abstracten Theorie zu Liebe nicht die historisch gegebenen concreten Verhältnisse ignorirt werden, das geistige Leben der Schule innerhalb der ihm zu setzenden äusseren Grenzen ein ungestört werdendes bleibt und in seinem Fluss nicht gehemmt wird, also das Codificiren nicht zu einem Petrificiren ausschlägt. Erfahrungen anderer Länder können zur Warnung dienen."

Auch Kohlrausch äussert in ähnlicher Weise: „Eine allgemeine Schulordnung für alle höheren Schulen zu erlassen, konnte das Ober-Schulcollegium im Anfange seiner Wirksamkeit um so weniger sich entschliessen, als eine solche noch nicht einmal in Preussen, wo doch die Aufmerksamkeit auf das höhere Schulwesen schon Jahrzehente hindurch als ein wichtiger Theil der Staatsverwaltung gerichtet gewesen, in's Leben gerufen war, und als auf der anderen Seite das

Beispiel von Bayern abschreckte, wo in kurzer Zeit vier Schulordnungen nach einander aufgestellt und wieder verändert waren. Dagegen suchten wir einzelne wichtige Punkte hervor, über welche eine Instruction gegeben werden konnte, z. B. über die Pflichten und Rechte der Classen-Ordinarien, über Classenprüfungen, über die Abhaltung regelmässiger Lehrerconferenzen und die Gegenstände, welche vor das Forum derselben gehören sollten, über die Beschäftigung und Beaufsichtigung derjenigen Schulamtscandidaten, welche bei einem Gymnasium ihr Probejahr abhalten würden, u. s. w.“

Man sieht in allen diesen Vorkehrungen die unausbleiblichen Erfordernisse jenes künstlichen Systems einer Menge in einander greifender und sich gegenseitig bedingender Kräfte und Thätigkeiten, wozu die Schule der Gegenwart allmählich geworden ist, aber man vermisst die lebendige und innige Beziehung, in welcher der Lehrer vor allen Dingen zu seinen Schülern, zu seiner Classe stehen muss, und die, wenn sie mangelt, durch keine Gesetze und keine Gemeinsamkeit wahrhaft ersetzt werden kann. Da ruhte ja der Pulsschlag in dem Leben des Schulmanns früherer Zeit; dadurch war es ein so köstlicher, ein so befriedigender und begeisternder Beruf, darum fand auch ein so festes Zusammenschliessen zwischen Lehrern und Schülern und eine so grossartige, das ganze Leben überdauernde Wirksamkeit statt. Niemand ausser dem mit dem vollen Bewusstsein der Liebe in seinem Berufe stehenden Lehrer vermag das Drückende jener Scheidewand zu fühlen, welche das Maturitätsexamen zwischen ihm und seinen Schülern unvermeidlich aufrichtet; und wer das, wenn auch vielleicht in noch so mildem Maasse, empfunden hat, dem thut es in der Seele weh, wenn er von anderen Seiten ähnliche Seufzer darüber vernehmen muss, wie wir ihn noch im Osterprogramme dieses Jahres aus dem Munde des hochgeachteten Vorstandes eines thüringischen Gymnasiums hören: „Sehr zu beklagen ist die nicht auszurottende irrige Ansicht, dass in der Abgangsprüfung das Hauptgewicht auf das Wissen gelegt werde; daher kommt es, dass die Schüler im letzten Jahre

ausschliesslich durch Wiederholung das Gedächtniss belasten und fruchtbringendere Studien gänzlich vernachlässigen."

Es war ein schöner Moment in dem Schülerleben früherer Zeit, wenn, gefragt oder ungefragt, der Rector sein Urtheil aussprach, nun sei sein Zögling für die academischen Studien reif; und wohl demselben, wenn er auch jetzt noch trotz aller Maturitätsedicte es dahin zu bringen weiss, dass kein Schüler sich eher zum Abgange meldet, als bis der zulassende Spruch seines väterlichen Führers erfolgt ist! Das flicht ein sittliches Band um die Herzen, das durch nichts Anderes aufgewogen werden kann; dann arbeitet der Jüngling für die Schule und ihre Lectionen, und Alles hat nach dem Maasstabe, den sein Lehrer bestimmt, den rechten Werth in seinen Augen. Das war dieselbe Zeit, die auch der öffentlichen Censuren ohne wesentlichen Nachtheil entbehren konnte. Aber Examina und Censuren wurden dennoch an manchen Orten nothwendig, um die vornehme Haltung der Bildungsanstalten, auf denen academische Zucht herrschte, der fleissige Besuch der Lehrstunden vom Belieben der „studirenden Jugend" abhing und die Schüler selbst beim Lesen der Alten, wenn sie zum Uebersetzen aufgefordert wurden, „danken" konnten, mehr und mehr zu beseitigen. Wenn aber das Bedürfniss der Zucht vorüber ist, muss die Freiheit der Liebe wiederkehren. Ein beredtes Zeugniss hierfür legt auch die neuere preussische Einrichtung ab, die den Lehrercollegien gestattet, die mündliche Prüfung zu erlassen, wenn die schriftliche zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen ist. Darin liegt das Gefühl ausgesprochen, dass man den Lehrern etwas genommen hat, was man ihnen wiedergeben muss; das vermissen wir dagegen gerade in der Vertheidigung, welche Kohlrausch der ganzen Anordnung gewidmet hat.

„Ich habe die Reifeprüfungen," heisst es bei ihm, „seit beinahe 50 Jahren in verschiedenen Gestalten theils praktisch mit durchgemacht, theils ihre Wirkungen in meiner amtlichen Stellung aufmerksam beobachtet. Mein Glaubensbekenntniss nach der langen Erfahrung und dem unausgesetzten Nachdenken über diese wichtige Massregel, die einen

der Lebensnerven unseres gelehrten Schulwesens so nahe berührt, sowie nach der Prüfung zustimmender und entgegengesetzter Ansichten in den zahlreichen Schriften über diesen Gegenstand ist im Allgemeinen dieses, dass die Reifeprüfungen als Schluss der Schulzeit und als Maasstab für die Befähigung der Abgehenden zum Uebergange zu den academischen Studien, wenn nicht im absoluten Sinne unentbehrlich, so doch entschieden nützlich und durch keine andere Massregel zu ersetzen sind. Der Mensch bedarf in jeder Stellung, ja selbst in jedem Alter, ausser den inneren Motiven zum Rechtthun und zur Anstrengung seiner Kräfte auch der äusseren Antriebe. — Für die Jugend sind diese äusseren Antriebe doppelt nöthig, da ausser der Trägheit auch so viele Lockungen ihrer lebhaften Begierden und die Verführung durch das Beispiel Anderer sie vom rechten Wege abzubringen drohen. Der Naturen, die durch den Reiz des Wissens von innen heraus schon genug zum Fleisse angetrieben werden, sind nur wenige. — Auch für die Lehrer ist die Maturitätsprüfung eine heilsame Mahnung zur strengen, tüchtigen Pflichterfüllung, nicht im Sinne der gewöhnlichen Pflichttreue, welcher kein Vorwurf gemacht werden kann, sondern der höheren, welche sich selbst immer nicht genug thun kann; denn nur dadurch werden auch die Schüler zu der Anstrengung emporgehoben, welche zur wirklichen Erfüllung der Forderungen des Gesetzes nöthig ist. — Es ist dabei auch nicht zu übersehen, dass der Staat die Pflicht und das Recht hat, sich von den Leistungen seiner Schulen zu überzeugen und die Eltern ihrer Schüler in dieser Hinsicht sicher zu stellen. Diese genauere Kenntniss erhält er aber, neben den sonstigen Inspectionen, am vollständigsten durch eine wohleingerichtete Prüfung der Schüler am Ende ihrer Schullaufbahn."

Das Alles trifft den Kern der Sache nicht. Wir können das darin Geforderte vollständig zugeben, ohne dass wir einräumen, diese Prüfungen seien das einzige oder auch nur das vorzüglichste Mittel zur Erreichung desselben. Auch Uebungen in prompter Kraftanwendung, in rascher Producirung des Wissens und Könnens lassen sich anstellen,

ohne dass sie die Bedeutung einer ausschliesslichen Entscheidung der Reife zu haben brauchen. Wenn die innerlichste und schönste Beziehung des Schülers zum Lehrer unleugbar dabei leidet, kann aller äusserliche Nutzen nicht in Anschlag kommen, zumal wenn dieser auf anderem Wege ebenso gut erreicht werden kann. Es giebt unzweifelhaft edlere Motive, die des Lehrers Muth und Eifer beleben, die der Jugend Trieb und Lust gewähren; dem Gedeihen derselben geschieht dadurch ein wesentlicher Abbruch.

Die Schäden des höheren Schulwesens in der Gegenwart sind einzig durch die persönliche Wirksamkeit der Lehrer zu heben; auf diese kommt überhaupt Alles an. Man hat mit Recht gesagt, nichts würde diesem wichtigen Zweige des öffentlichen Lebens so grossen Gewinn bringen, als die Stiftung eines Bundes, der, wie einst die Brüder des gemeinsamen Lebens, mit heiliger Liebe zu der Arbeit an Menschenseelen und ihrer Führung auf den edelsten Wegen menschlicher Bildung einem freudigen, zu jeder Anstrengung und Entsagung bereiten, mit hingebendem Eifer für die Wissenschaft verbundenen Leben sich widmete. Unter den obwaltenden Verhältnissen, die keinen der Arbeit entsprechenden Erfolg, keine die Verantwortung ersetzende Freiheit verheissen, ist ein solcher Bund nicht möglich; er will vor allen Dingen die Aussaat des fröhlichsten Vertrauens geniessen. Aber dem Regimente der Gegenwart, vielleicht dem Charakter unserer ganzen Zeit fehlt dieses Vertrauen, dieser fröhliche Muth, diese innige Glaubenszuversicht, in der Schule nicht minder wie in der Kirche.

VI.

Zur Religionsgeschichte des classischen Alterthums.

1) Aphorismen über Christenthum und Alterthum.

Es ist seit einer Reihe von Jahren ein schwerer Vorwurf gegen die Gymnasien erhoben und in ungerechter Weise alle Schuld dem an ihnen arbeitenden Lehrerstande gemacht worden. Wenn das christliche Leben in einer der wichtigsten ethischen Institutionen unserer gegenwärtigen Zeit allerdings wohl an wesentlichen und tiefgehenden Schäden litt: so hat doch eben die ganze Vergangenheit, ja selbst die Gestaltung unserer Kirche in den voraufgegangenen Jahrzehenden den erheblichsten Antheil daran gehabt, und es ist billig, dass auf den Lippen Aller die stolze Pharisäerklage einem demüthigen Zöllnerbekenntnisse im entschiedensten Masse weiche. Aber man meint auch eben so unverständig, der Schade müsse, wenn man ihn nur einmal aufgewiesen habe, auch sofort beseitigt sein, und erwägt nicht, dass in all unserem Denken und Sinnen dieselben Hindernisse und Mangelhaftigkeiten uns entgegentreten, dass unsere Literatur und Wissenschaft, die ganze geistige Physiognomie unserer Zeit eben das selbst nicht aufzuweisen hat, was man von den mit Mühe und Arbeit belasteten Dienern des Gymnasialberufs glaubt fordern zu können. Die Gegenwart krankt an den schneidendsten und unversöhnlichsten Gegensätzen; dieselben haben sich in das Leben der Schule auch hineingezogen und drohen dasselbe zu zerreissen. Da will man denn nun an diesen höheren Bildungsanstalten die Frucht einer innerlichen Versöhnung, einer glücklichen Ueberwindung und

Ausgleichung schroffer Gegensätze erkennen, die das Leben noch nirgend überwunden hat. Oder irre ich mich etwa? Wäre vielleicht das rechte Verhältniss des hellenischen und römischen Alterthums nach seiner sittlich-religiösen Seite zum Christenthum, als dem einigen und wahrhaftigen Mittelpuncte der ganzen Weltgeschichte wie eines jeden individuellen Lebens, bereits hinreichend erforscht und in klarer Anschauung dargestellt worden? Oder hätte nicht die Literatur auf diesem Gebiete erst einen, nach manchen Seiten hin nur noch geringfügigen, Anfang gemacht? Sie hat ja erst seit Kurzem begonnen, neben den Zeugnissen der Literatur auch die Stimmen des Lebens, so weit sie noch vernehmbar zu uns herübertönen, für den Gehalt des Götterglaubens und der ethischen Auffassungen heranzuziehen und selbst in der dichtenden Volkssage die verborgenen Züge eines tieferen, von einem dunkeln Drange nach oben bewegten Gemüthslebens aufzusuchen. Sie hat auf die Allgemeingültigkeit und die damit gegebene immer mögliche Wiederkehr jenes religiösen Bewusstseins, wie er auf antikem Standpuncte vorhanden war, eben damit auf die praktische Ueberwindung desselben, oder, um es kürzer zu sagen, auf die Berücksichtigung desselben innerhalb des christlichen Religionsunterrichts nur noch so viele Rücksicht genommen, dass das Gefühl eines vorhandenen Bedürfnisses mit Klarheit erkannt wird*). Aber mitten in dieser noch nicht halb vollendeten Arbeit, durch die eben eine allseitige und feste Kenntniss des religiös-sittlichen Lebens und Denkens jener beiden alten Culturvölker gewonnen werden soll, welche Verschiedenheit der ganzen Anschauungsweise! welche diametralen Gegen-

*) Ungeachtet des vortrefflichen Vorganges von K. J. Nitzsch, nicht blos in seiner grundlegenden Schrift über den Religionsbegriff der Alten, Hamburg 1832, sondern auch in vielfachen persönlichen Anregungen, ist dennoch bisher nichts Durchgreifendes in dieser Beziehung geleistet worden, wenn auch J. Hülsmann in seinen Grundzügen der christlichen Religionslehre dadurch zu geflissentlicherem Eingehen auf diese Seite bewogen worden ist. Das Lehrbuch der vorchristlichen Religionsgeschichte von A. v. Cölln, Lemgo und Detmold 1853, ist eigentlich der erste selbstständige Versuch dieser Art, dem daher namentlich das rechte Mass noch weniger gelungen sein dürfte.

sätze in aller Grundlegung und Auffassung! wie haben sich die schroff widerstrebenden Richtungen, die unser kirchliches Leben durchkreuzen und zerspalten, sogar auf dieses, wie man hoffen sollte, dem Sturme der Leidenschaft und dem Zwiespalte der Partheien entrückte Gebiet hinüberbegeben und drohen auch da nun einen Conflict zu befestigen, der unsere Gymnasien auch nach dieser Seite hin zu keiner Einheit und Ruhe gelangen lässt!

Eine nähere Beleuchtung sowohl der Aufgabe selbst als auch der bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete scheint wünschenswerth zu sein; man wird dadurch nicht allein das Ziel sich deutlicher vor Augen stellen, nach welchem gestrebt werden muss, sondern auch die Wege, auf welchen dieses zu erreichen ist, und zugleich erkennen, bis wie weit man eben bisher vorgedrungen ist, was dagegen noch zu erfüllen übrig bleibt. Es wird dabei zuerst die allgemeine Methode erörtert werden müssen, die aus dem Gegenstande selber fliessen muss und daher auch die allgemeinen Gesichtspunkte für diese selbst darbietet.

Dass eine wirkliche und unmittelbare, wennn auch entferntere und beschränktere, Beziehung zwischen dem Alterthume und dem Christenthume stattfinde, wird wohl von keiner Seite mehr bestritten, nur die Art und das Mass derselben verschiedenartig aufgefasst und mannichfaltig modificirt. Auch das Heidenthum, sagt noch der jüngste Dogmatiker der evangelisch-lutherischen Kirche*), ist eine göttliche Pädagogie auf das Christenthum. Aber über die genauere Bestimmung dieses Verhältnisses möchten die Ansichten bei näherer Betrachtung auf das Weiteste aus einander gehen, so dass von den Einen das Alterthum eben so hoch erhoben, christlich ausgedeutet und heilig gesprochen, wie von den Andern verworfen und als gottentfremdet und unheilig verurtheilt wird. Dieselben Gegensätze zeigen uns schon die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche: ein

*) G. Thomasius, Christi Person und Werk. Erster Theil. Erlangen 1853. — C. Ackermann, der Verf. des „Christlichen im Platon," nennt in Theol. Studien und Kritiken. 1842. H. I. S. 270 f. das classische Heidenthum einen Coëfficienten des Christenthums.

Tertullian steht in heftiger Feindschaft zu der classischen Bildung, anders die Alexandriner, ein Clemens und Origenes; vielleicht wurde nach beiden Seiten hin zu weit gegangen. Beispiele von wirklicher Ueberschätzung bieten uns auch die letzten Jahrhunderte wieder*); gegenwärtig scheint mehr die entgegengesetzte Gefahr vorhanden zu sein, und wir dürfen vielleicht sagen, dass, je matter und leerer einerseits oder je starrer und abgeschlossener wiederum die Kirche in ihrem dermaligen Entwickelungsstande sich zu erkennen gibt, desto mehr die Ueberschätzung dort und die Verachtung oder Werthloshaltung hier sich geltend machen wird, dass aber, je frischer, lebendiger und gesunder das Leben der Kirche ist, desto mehr auch eine die rechte Mitte haltende Abschätzung des heidnischen Alterthums herrschen muss. Wir werden in dieser Beziehnng also immer die drei verschiedenen Richtungen der Ueberschätzung, Unterschätzung und rechten Würdigung zu unterscheiden haben; dieselben kehren überall wieder, auch wo sie nicht grade in der schroffsten Gestalt vorhanden sind.

Man hat bisweilen das Heidenthum neben dem Judenthum in der Art als Vorbereitungsanstalten des Christenthums bezeichnet, dass man diesem eine positive, jenem eine negative Beziehung dazu hat zugestehen wollen. Der Ausdruck ist jedenfalls nicht besonders glücklich, da man ja versucht sein könnte, ihn auch so zu deuten, dass eben dem Alterthume die völlige Abwendung vom Christenthume, also die Beziehungslosigkeit dazu, beigelegt werde, was allerdings schon durch den hinzugefügten Ausdruck der Beziehung abgewiesen ist. Der Begriff des Negativen wird also anders zu fassen sein, und zwar so, dass nach Andeutung des Schriftworts AG. 14, 16 f. der reinste Gegensatz gegen alle unmittelbaren Offenbarungen des göttlichen Gesetzes und Willens hier zu suchen und nur so viel daraus zu erkennen sei, wie viel der Mensch auf dem eigenen Wege des Sinnens

*) Vgl. Chr. Diedrich, Das Christenthum auf biblisch-kirchlichem Standpuncte I, 1, S. 43 ff. (ein Werk, bei dem wir nur bedauern, dass der Verf. es nicht fortgeführt hat).

und Forschens zu finden, und wie er, der Wahrheit scheinbar oft so nahe, dennoch nichts als die blosse Kehrseite derselben zu entdecken im Stande sei. Dass die griechische und römische Welt von Gott mit besonderen Gaben des Geistes ausgestattet worden sei, wird niemand in Abrede stellen; man wird aber vor allen Dingen das rein Menschliche in ihrem Wesen abgeprägt, die Humanität in ihrem reichsten und vollsten Masse durch sie verwirklicht finden, und eben damit wird denn auch hier dasjenige sich zu erkennen geben, was dem menschlichen Wesen auch unter seinen abweichendsten Bildungen als das unvertilgbar Gemeinsame innewohnt, nemlich die Fähigkeit zum Heile und die Sehnsucht nach der Erlösung. Mit dieser Doppeleigenschaft ist aber der Zug und Drang nach oben gegeben, der in den hellsten wie in den dunkelsten Partien ihrer Geschichte, wenn auch in sehr ungleicher Färbung, sich nicht verkennen lässt. Man darf also wohl nicht in Abrede stellen, dass eine, wenn auch dunkle, Ahnung der höheren Wahrheit auf diesem Gebiete möglich gewesen sei, dass der allgemeine Rahmen habe umspannt und die Form erfasst werden können, in welche freilich nur die Offenbarung den rechten substantiellen Inhalt hineinzulegen im Stande sei*). Aus diesem Grunde ist auch in Bezug auf Gesetz und Prophetie der wesentlichste Unterschied zwischen Hellas und Israel; Zwischenanstalten, wie sie für das auserwählte Volk Gottes nothwendig waren, konnten umgekehrt bei denjenigen nicht statthaben, die Gott ihre eigenen Wege wandeln liess. Eine Weissagung kann es ausserhalb des Gebiets der Offenbarung im wahrhaften Sinne nicht geben, und es gilt hier vom ganzen Alterthume die schon am Homer beobachtete Wahrnehmung**), dass die heidnische zu der christlichen Offenbarung ihrem Werthe und ihrer Geltung nach grade im umgekehrten Verhältnisse steht, indem die Offenbarung in den Werken dem heidnischen

*) Zu weit gehend und missverständlich ist das Urtheil von E. v. Lasaulx, die Sühnopfer der Griechen und Römer, S. 3: „es gibt kaum eine im Christenthume ausgesprochene Wahrheit, die nicht substanziell auch in der vorchristlichen Welt gefunden würde."

**) Nägelsbach's hom. Theol. S. 170.

Bewusstsein der höchste, zugänglichste und wahrste Grad der Erkenntniss, dagegen für den Christen die niedrigste Stufe, umgekehrt für diesen die persönliche Erscheinung der Gottheit grade die wahrste und tiefste, richtiger noch die alleinige Quelle aller Wahrheit und Gotteserkenntniss wird, die sich dort dagegen in verworrene Ahnung und trüben Schein verliert. Darum sind grade die Orakel die unvollkommensten Zeugnisse des antiken Götterglaubens; das Vertrauen auf sie ist ein fortwährend schwindendes, eine unmittelbare Inspiration wird in die ferne Vorzeit des Volks gesetzt, und eben dadurch muss die Verkündigung der Zukunft in den Dienst menschlicher Endzwecke treten, zum Mittel des Trugs und zur Caricatur werden, während nach der ethischen Seite hin sogar der Nachtheil daraus erwächst, dass das schwankende oder gar in sich zerfallene Gewissen an diesen äusserlich eingeholten Entscheidungen einen Halt für die eigene Unsicherheit und eine Beschwichtigung der inneren Unruhe, eine zwangsmässige Bestimmung des Willens zu haben verlangt, wo es sich nach sittlichen Motiven entscheiden sollte. — Das Gesetz musste zuvörderst also auch von seiner vorausweisenden, prophetischen Bedeutung entkleidet sein, aber es hing damit zugleich das tiefere Wesen desselben zusammen. Es war ja dem Volke Israel zugleich eine Offenbarung des Abgrunds der Sünde, in welche der natürliche Mensch nur allzu gern durch gefärbte Gläser hineinsieht; mit dem Mangel des vollen Verständnisses derselben musste dem Griechen daher auch der umfassende Sinn und Werth eines sittlichen Gesetzes fehlen. Hatte er auch seinen gottgegebenen Beruf erfüllt, den humanen Charakter des Menschen aufzuzeigen, so hatte er es doch nur in der engen Fassung des Griechenthums und in der besonderen Richtung des staatsbürgerlichen Lebens darzuthun vermocht; das wahre Wesen des Menschen konnte erst da sich offenbaren, wo in dem Sohne das ewige Ebenbild des Vaters erschienen war, und erst in der rechten Jüngerschaft Christi kann die vollendete Humanität abgeprägt sein. Jene Sonderung des kirchlichen, bürgerlichen und sittlichen Gesetzes war den Griechen fremd; eine priesterliche Satzung verwarf er, eine besondere religiöse Pflicht

kannte er nicht; seine politische und rein menschliche Existenz flossen in Eins zusammen. Aber der Unterschied reicht noch weiter. Während das mosaische Gesetz, als wollte es nur ein Zügel sein und den rohesten Ausbrüchen wehren, in seinem nächsten Wortlaute nur die äusserlichste, so zu sagen, roheste Form der Pflicht erfasst, hinter welcher aber die ganze Tiefe und Wahrheit eines mit Christo in Gott verborgen ruhenden Lebens und die Fülle der reinsten und göttlichsten Liebesthaten liegt; suchen die sittlichen Vorschriften der Griechen mehr eine Tiefe des Gedankens und eine Allgemeinheit der Empfindung, die sich als Gnome vorzugsweise charakterisirt, so dass darin der eigentlich sittliche Gehalt gar bald erschöpft ist. Und damit übereinstimmend ist der hellenische Gesetzgeber kein unmittelbares Werkzeug der göttlichen Gnade, unzertrennlich von seinem Werk und Gesetz, sondern lediglich ein Träger und Vermittler desselben, der sich recht eigentlich davon ablösen und hinter dasselbe zurücktreten muss, damit seine Existenz und Dauer nicht an die Persönlichkeit des Gesetzgebers gebunden sei*). Moses ist eine typische, Lykurg und Zaleukos sind vorübergehende, verschwindende Naturen.

Bei allem Zugeständnisse gegen die Wahrheit und Richtigkeit dieser Bemerkungen im Allgemeinen könnte man doch versucht sein, dem von der ältesten Kirche bereits angenommenen λόγος σπερματικός einigen Einfluss auch auf die entferntere heidnische Vorzeit einzuräumen. Darnach möchten also Anklänge der Wahrheit in den erleuchtetsten Geistern der Vorwelt, Spuren einer tieferen Gotteserkenntniss wenn auch nur in einzelnen zerstreuten Lichtblicken enthalten sein. Wenn wir indessen nicht zufällige und entfernte Aehnlichkeiten mit wirklichen Ergebnissen der Offenbarung verwechseln und ein Walten des heiligen Geistes annehmen wollen vor seiner Ausgiessung, so werden wir ohne Zweifel die Wirkungen jenes λόγος auf Erscheinungen in der Heidenwelt zur Zeit des bereits erfolgten Eintritts des Christenthums be-

*) Vgl. die richtigen Bemerkungen von Rudelbach in der Zeitschr. f. luth. Theol. u. Kirche, IV, 2, S. 114.

schränken müssen. Grade damals hat freilich eine merkwürdige Wechselwirkung zwischen dem immer tiefere Wurzeln schlagenden und weiter sich ausbreitenden Christenthume und dem mehr und mehr dahinsterbenden Heidenthume stattgefunden; auch wider sein Wissen und Willen ist dieses von dem Sauerteige des Evangeliums ergriffen und durchdrungen worden, während es sein schönstes Besitzthum in ethischer und speculativer Beziehung, in dem wissenschaftlichen Streben des griechischen Geistes, dem auf Recht und Politik begründeten Sinne der Römer, an die christliche Kirche in ihren frühesten Richtungen und Perioden übergeben hat. Und insofern hat nicht allein damals die christliche Kirche aus dieser Christo fremd gebliebenen Welt ihren Gewinn gezogen, sondern sie kann es auch immerfort noch nach verschiedenen Seiten hin*). Einmal kann die christliche Kirche und Wissenschaft es von dem Alterthume, zumal dem hellenischen, lernen, dass sie den freilich so unendlich viel reicheren Lehr- und Glaubensgehalt in die umfassende und der weitesten Beziehungen fähige ethische Substanz umzusetzen hat. Bei den Griechen gab es kaum eine religiöse Vorstellung, die nicht nach irgend einer Seite hin eine lebendige praktische Anwendung gefunden, einen ethischen Ausgangspunct gehabt hätte. Der Geist der Frömmigkeit, wie er ja freilich auf dem bezeichneten Boden des Alterthums allein nur sein konnte, nemlich vom christlichen weit entfernt, durchdrang alle Verhältnisse und weihete alle Unternehmungen des öffentlichen und Privatlebens, so dass sie nie zu Rathe sassen oder in den Krieg zogen, ohne zuvor die betenden Hände zu ihren Göttern erhoben zu haben. Wir haben noch einen andern Herrn und ein anderes Beten: aber wie viel fehlt daran, dass unser ganzes Leben, die Verhältnisse des Staats, der Familie, der Erziehung u. s. w. von diesem höheren Elemente, dem allein wahrhaftigen, Leben gebenden Geiste Christi durchdrungen wären!

Blicken wir aber von dieser praktischen auf die theoretische Seite der religiösen Erkenntniss des Alterthums hin-

*) Dieser Punct ist sehr richtig und klar erörtert worden von C. Ackermann in Theolog. Studien u. Kritiken. 1842. H. I. S. 270 ff.

über, so müssen wir allerdings zugeben, dass das Alterthum mit aller Anstrengung seines Geistes doch auf diesem Gebiete nichts erreicht hat, was nur irgendwie dem Christenthume an die Seite gestellt werden könnte, weder in seinem allgemeinen Volksbewusstsein, noch in seiner wissenschaftlich-speculativen Thätigkeit. Dessen ungeachtet aber darf man sagen, dass alle widerkirchliche Lehre, wie wir sie von Anbeginn her als Gnosticismus, Sabellianismus, Arianismus, Socinianismus u. s. w. auftreten sehen, oder diejenigen Erscheinungen auf dem Felde der kirchlichen Lehrthätigkeit, die wir unter dem Namen des Rationalismus seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts allmählich sich bis in die tiefsten Abgründe des religiösen Indifferentismus und zuletzt bis zum crassesten Atheismus verlieren sehen, nichts Gutes und der Wahrheit Verwandtes aufzubieten vermag, was nicht in gleicher oder grösserer Tiefe und Lebendigkeit schon von dem Alterthume aufgefasst worden wäre, nur dass wir von den Griechen namentlich in Folge wunderbaren Naturtriebes jenes Mass bewahrt sehen, über das die neuere Zeit, besonders auch in unserem deutschen Vaterlande, nach allen Seiten hin hinausgegangen ist. Hat aber der Rationalismus irgendwie in der Kirche und ihrer geschichtlichen Entwickelung einen, wenn auch noch so untergeordneten und vielleicht nur negativ berechtigten Platz; soll er in dem natürlichen Entwikkelungsgange des Einzelnen eine Durchgangsstufe bilden, um nur demnächst mit um so grösserer Sehnsucht das Heil in Christo zu ergreifen; soll er in der Kirche vor Erstarrung und todter Orthodoxie bewahren helfen: so wird er durch die frischen, geistig belebten Elemente der altclassischen Literatur nicht allein vollkommen ersetzt, sondern auch in einer viel fruchtbareren und eindringlicheren Weise vertreten; wird dabei aber um so weniger störend oder gefahrbringend sein, als der moderne Rationalismus und der vielfach mit ihm eng verbundene Pantheismus diejenigen Offenbarungen gradezu leugnet, von welchen das Alterthum noch keine Kunde hatte. Vor der Gefahr einer solchen, allerdings die innersten Tiefen des Geistes durchdringenden Bewegung des Gedankens und Gemüths kann nur diejenige Kirche sich fürch-

ten, die sich selber unfrei fühlt; sie wird vielmehr da als nothwendig und segensreich erkannt werden müssen, wo man alle geistig gebildeten Träger des Evangelismus, alle seine Verkünder im Worte und im Leben mit dem Geiste wahrhafter evangelischer Freiheit rüsten will. Innerhalb der evangelischen Kirche wird darum immer eine Stätte dieser Richtung und Thätigkeit verbleiben müssen; je ernster und gewissenhafter aber sie gehandhabt wird, desto mehr wird auch dem kirchlichen Leben selbst daraus ein Segen erwachsen können.

Hiernach werden sich zwei Richtungen in der Beurtheilung des Alterthums als extrem und verwerflich herausstellen. Die erste thut demselben zu viel, sucht mehr in ihm und stellt es höher, als geschehen darf. Sie findet Aehnlichkeiten, Hinweisungen, prophetische Andeutungen, die oft nur in äusserlichen Namen, Thatsachen, Umständen u. s. w. bestehen*); sie nimmt ferner aus dem alterthümlichen Leben das Ueberragende des Thuns gegen die Gesinnung, der verdienstlichen Handlungen über die Lauterkeit der Absichten, der äusserlichen Endzwecke über das innerlich pulsirende Leben zum normirenden Vorbilde für eine einseitige Auffassung christlicher Lehre; sie hält sich gern an das Gesetzliche und Formelle, was das antike Leben überall ausprägen musste, wenn es sich bei dem Mangel des tieferen Lebensgehalts vor Siechthum und Fäulniss bewahren wollte. Sie sieht die grössten Philosophen des Alterthums, insbesondere den Pythagoras, Platon und Aristoteles, so wie, ihnen entsprechend, die drei grossen Dichter Pindar, Aeschylos und Sophokles ihrem Geiste und ihrer Gesinnung nach als die nächsten Vorläufer des Christenthums an, die recht wohl

*) So wird Jason auf Jesus gedeutet, Pandora die hellenische Eva genannt, das Gelübde des Jephthah mit der Opferung der Iphigenia, das Umblicken in der Geschichte Lots mit dem in dem Mythos des Orpheus, das Opfer des Elias ohne Feuer mit dem des Hippokrates u. s. f. zusammengestellt, wobei es nur darauf ankommen wird, neben der theilweisen Aehnlichkeit auch den partiellen oder totalen Unterschied gründlich hervorzuheben, oder, wie K. J. Nitsch einmal richtig sagt, vielmehr aus einander zu halten als zu vergleichen.

mit den Propheten in der jüdischen Welt verglichen werden dürfen; meint daher auch, dass die religiösen Grundgedanken des Alterthums nur noch weniges bedurften, um selbst mit dem Christenthum verträglich zu sein*).

Die andere Richtung räumt umgekehrt dem Alterthume zu wenig ein; sie sieht in demselben nichts als Gottentfremdung und Verworfenheit, nennt jede religiöse Idee eine Caricatur der Wahrheit, jede Tugend ein glänzendes Laster, und will eben darum, weil es die geistige Grösse desselben nicht leugnen kann, gegen die sittliche Seite desselben einen immerwährenden Kampf eröffnet wissen. Der Standpunct, von welchem aus das Alterthum zu beurtheilen ist, darf aber zunächst kein anderer als der innerhalb seiner selbst, also der rein historische, sein. Darum ist es jedoch nicht abzuweisen, dass der Beurtheiler selbst einen höheren Standpunct einnimmt, nach welchem er zwar nicht die einzelnen Erscheinungen, wohl aber das Ganze der vor ihm liegenden alten Welt zu messen hat. Es ist dabei nicht zu vergessen, dass insbesondere die hellenische Welt, den Charakter einer frischen, schönen Blüthe tragend, eine sehr rasche Entwickelung und einen sehr frühzeitigen Untergang gehabt hat, oder vielmehr dass dieses blühende Leben gar bald welk und schlaff geworden ist, so dass es seitdem ein völlig verändertes Gepräge trägt, nach welchem die frühere Zeit nicht gemessen werden darf. Dass die kräftigsten Zeugen mitten aus dieser entarteten Zeit einer eigenthümlichen und besonders vorsichtigen Beurtheilung bedürfen, auch wenn sie einer Zeit angehören, die, ihnen noch unbewusst oder unverständlich, bereits die vollen Keime des Evangeliums aufgenommen hat, braucht hier nur mit einem Worte berührt zu werden**).

*) So äussern sich die meisten Stimmen in der katholischen Kirche, zuletzt noch J. A. B. Lutterbeck, Die neutestamentlichen Lehrbegriffe oder Untersuchungen über das Zeitalter der Religionswerke, die Vorstufen des Christenthums und die erste Gestaltung desselben. 1r Bd. Die vorchristliche Entwickelung. Mainz 1852. S. 36. Der Verf. geht dann sofort auf den epikureischen, stoischen und skeptischen Lehrbegriff ein, zu welchem letzteren er auch die Auffassung Cicero's zählt.

**) Das Wesentliche des hier Gesagten dürfte aus früherer Zeit den bekannten Aufsatz von Tholuck in der 1. Ausgabe von Nean-

Es würde nunmehr darauf ankommen, einige der Hauptpuncte übersichtlich hervorzuheben, auf welche eine gründlichere Darstellung der antiken Religionserkenntniss vorzugsweise einzugehen hätte. Es kann zur Zeit nicht unsere Absicht sein, diesen Gegenstand erschöpfend zu behandeln; vielmehr müssen hier einige Andeutungen über die wesentlichsten theologischen, anthropologischen, soteriologischen, eschatologischen u. a. Fragen genügen.

Sehen wir zunächst darauf, wie sich die Alten das Verhältniss Gottes zur Welt gedacht haben, so entdecken wir sofort bei diesem Mittelpuncte des erhabensten Geheimnisses den weiten Abstand, in welchem sie sich von dem Lichte der Offenbarung befinden. Zunächst können sie sich für die Idee der Schöpfung über den Dualismus einer ewigen, aber rohen und ungeordneten, gestaltlosen Materie und eines bildenden, Form gebenden und umgestaltenden Demiurgen oder Werkmeisters nicht erheben; aber ein innerer Drang ihres Denkens und Glaubens geht weiter, als die Kraft ihrer wirklichen und ausgebildeten Vorstellung und Erkenntniss reicht. Auch nachdem sie ihr Bedürfniss befriedigt haben, sich diese höchste bildende Kraft in einem persönlich gefassten Wesen vorzustellen, finden sie dieses, in den Bereich ihrer Phantasie hineingezogene Wesen dem Verlangen ihres dichtenden und denkenden Geistes nicht adäquat; sie suchen also noch ein Höheres, Ferneres, Jenseitiges, eine ewig verborgene, nicht in die Erscheinung tretende, sondern nur an ihren Wirkungen erkennbare göttliche Macht, die von jenem ihrem höchsten Ausflusse noch wesentlich verschieden, der dieser vielmehr vollkommen unterworfen ist. Hiermit haben wir den Anfang jenes gnostischen Gegensatzes, der auch die christliche Lehre gleich in den ersten Jahrhunderten der Kirche entstellt und getrübt hat. Aber wir sehen hier auch, uud deutlicher noch als in den Verwickelungen unserer Dogmengeschichte, die unseligen Folgen jener Mangelhaftigkeit

---

der's Denkwürdigkeiten, aus der letzten Zeit den, freilich auch nicht recht klar geschriebenen, Aufsatz: Tacitus und die christliche Jugendbildung, in der evang. Kirchenzeitung. 1853. No. 14 — 19. treffen.

der nicht geoffenbarten Erkenntniss. Gottes wahrhaftes Wesen bleibt in Folge dessen dem Menschen unerkennbar, nur in seinen durch Natur und Sinnenwelt manifestirten Werken kann der Mensch überhaupt ihn erfassen, darüber hinaus liegt eine der Menge verborgene intelligible Welt, und diese Noëtika, dieses Gedankenreich ist allein für den höher Begabten erkennbar; es gibt darnach also eine höhere Stufe der Erkenntniss nur für die Eingeweihten, wo der Mensch etwas schauet von dem höheren Wesen der Gottheit selber. Und indem so jene alte Welt aus allen Kräften bemüht war, die Gottheit, an die sie glauben wollte, von aller Sinnlichkeit zu befreien, hat sie dieselbe nur um so tiefer und stärker zu ihr hinabgezogen, und so hat sich die weitere, bedeutende Folge ergeben, dass dadurch Gott und Welt erst recht in einander geflossen, Natur und Geist, statt gehörig unterschieden zu werden, völlig vermischt worden sind*). Dieser Eine Punct schon ist im Stande, die Grunddifferenz zwischen dem Israelitismus und dem Hellenenthume kenntlich zu machen; und die Schleiermacher'sche Theologie hätte schon darum sich der Gleichstellung beider enthalten sollen, zu der sie auch nur der Irrthum führen konnte, vermöge dessen sie die Stellung des A. zum N. T. verkannte. Gegen jenen theologischen Grundmangel des Alterthums ist mit der vollen Schärfe und Klarheit das Evangelium des Johannes von Anfang an gerichtet**). Die weiteren Folgen zeigen sich im Einzelnen bald. Die Gottheit bleibt so innerhalb des physikalischen und kosmologischen Princips stehen, ohne der ethischen Bedeutung näher zu rücken; der oberste Gott erscheint der Welt und Natur gegenüber als höchster Erzeuger, aber mit den Grundzügen der Freiheit und Liebe oder der sittlichen Angehörigkeit, wie sie die biblische Vorstellung

*) Sehr treffend hat grade diesen Punct auch Rumpel in den neuen Jahrbüchern für Philol. u. Pädag. 1841. H. 9. S. 36 ff. erörtert; wenn er jedoch dessenungeachtet der Moire einen objectiven Gehalt, eine objective Offenbarung beilegen will, so können wir ihm darin nicht beistimmen.

**) Vgl. O. v. Gerlach in der Einleitung zum 1. Cap. des Ev. Joh., besonders S. 365 f.

vom Vater von Anfang an ausgeprägt hat, steht er in keinem Zusammenhange. Aber die Griechen konnten auch nicht umhin, sich das Böse oder die Sünde in bestimmter Beziehung zur Gottheit zu denken: wir können selbst eine entwickelte Vorstellung vom Sündenfalle bei zweien Dichtern, Hesiod und Aeschylos, erkennen, die sich eben wesentlich durch die oben dargelegte Grundverschiedenheit von der alttestamentlichen Darstellung entfernte *). Und indem schon Homer, gleichsam in dem unbewussten Schaffen seines dichtenden Geistes, dem metaphysischen Ursprunge des Bösen nachgeht, rückt er denselben über die Menschenwelt hinaus und setzt dabei ein diabolisches Element in die Gottheit, das von dem obersten Gotte bisweilen zur Verführung der Menschen benutzt, bisweilen aber auch, wenn es gegen ihn selber sich kehren will, von ihm abgewiesen wird. Was aber die Macht, Ausdehnung und Propagation des Bösen anbetrifft, so gehen hier zwei selbständige Gedankenreihen neben einander durch das ganze Alterthum hin fort. Einerseits wird nemlich die Allgemeinheit und continuirliche Fortpflanzung der Sünde mit festem, besonders von den tragischen Dichtern ausgebildeten, Bewusstsein gelehrt; freilich ist diese ihre Macht nicht als eine wahrhaft universelle, dem Menschen als solchem innewohnende, vielmehr als eine dem besonderen Geschlechte anhängende, als Familienschuld sich fortpflanzende, eben deshalb auch durch den individuellen Antheil eigener Schuld bedingte, aufgefasst. Andererseits steht daneben die Ueberzeugung von der Integrität der Natur, sie ist nach der dargelegten pantheistischen Ansicht das Vollkommene, Substantielle, so dass es sogar der philosophischen Speculation als Ziel erscheinen kann, zu ihr als zu der absoluten Wahrheit zurückzukehren; erst indem der Mensch sich von ihr abwendet und seine Besonderheit, seinen Eigenwillen gegen sie geltend macht, tritt aus dieser subjectiven Reflexion das Böse heraus, mithin in secundärer Bedeutung und daher in ent-

*) Vgl. die Abhandlung von G. Baur, Die alttestamentliche und die griechische Vorstellung vom Sündenfalle, in den Theologischen Studien und Kritiken. 1848. H. 2. S. 320—68.

schiedenem Widerspruche mit der christlichen Lehre von der Erbsünde*).

Daneben ist jedoch die Annahme von der allmählichen Entartung und Ermattung der Natur des menschlichen Geschlechts, wie sie von Homer an bis zum Horaz und Tacitus hin das ganze Alterthum durchdringt, und der weit verbreiteten Sage von einem goldenen etc. Zeitalter zu Grunde liegt, in keiner Weise zu verkennen, Diess hängt aber wohl mit der allgemeinen Vorstellung von dem Verhältnisse der Menschen zu den Göttern und mit jener Eigenthümlichkeit einer „wildwachsenden" Religion, wie Schelling sie treffend bezeichnete, zusammen, wonach der Mensch in seinem innersten Sehnen und Glauben mehr erstrebt, als er durch die Kraft seines schaffenden und gestaltenden Geistes zu erreichen im Stande ist. Von Anbeginn her ist das antike Bewusstsein von einem Gefühle der Gemeinschaft der Menschen mit den Göttern durchdrungen. Diess Postulat ist freilich ein anderes, als was die Schrift uns als die ursprünglich herrschende, durch den Sündenfall des ersten Menschen verscherzte Gemeinschaft mit Gott bezeichnet; es ist auch von dem Gedanken an den äusserlichen, geschlechtlichen Zusammenhang nicht frei. Aber auch in ihrer besten Gestalt ist sie nicht vorhanden, sondern existirt nur als Gegenstand der Erinnerung und der Sehnsucht. Homer muss sie schon für die von ihm geschilderte Zeit als eine stark abnehmende, fast erlöschende, für die Periode, in der er selbst lebte, als eine verschwundene bezeichnen, er kennt sie nicht mehr, der höchste Gott erscheint niemals sichtbar, die anderen Götter immer seltener**). Aber die Sehnsucht nach diesem verlorenen Kleinod ist im Laufe der Zeit nicht geringer gewor-

*) Etwas Näheres geben meine Prolegomena zu Sophokles' Ajas (oben S. 62 fgde.) S. 30 ff. unter Zuziehung der kurzen Bemerkung von M. Seyffert zu Cic. Lael. 8, 26. S. 178. Manches hierher Gehörige bietet auch der Aufsatz von Voss, Satanologie, ein theol. Versuch, in der Zeitschr. für luth. Theol. u. Kirche. 1851. H. 4.

**) Vgl. O. v. Gerlach zu 5. Mos. 4, 7. Doch erscheint die Gemeinschaft der Götter und der Menschen noch bei Hesiod, s. Nägelsbach hom. Theol. S. 133.

den; eben darum hat auch das Gefühl der Entfremdung von der Gottheit, der Hülfslosigkeit und Unseligkeit des ganzen Lebens zugenommen, die oft in den schmerzlichsten Klagen ausbricht, immer aber nach den wirksamsten Mitteln zur Abhülfe sucht, ohne sie jemals genügend finden zu können. Was der Anfang ist unter den Führungen des Herrn selber auf den eigensten Wegen Gottes, das erscheint da als das Spätfolgende oder Letzte, wo der Mensch seiner eigenen Entwickelung überlassen ist. Unter den Mitteln aber, die das ersetzen sollen, was als mangelnd erkannt wird, steht der weit verbreitete Gebrauch des Opfers oben an.

Es ist vielfach darum gestritten worden*), woraus die Idee des Opfers entstanden, ob dasselbe zuerst ein Sühn- oder ein Sünd-, oder vielleicht auch ein Dankopfer gewesen sei. Es scheint, als ob auch hier wieder ein anderes Verhältniss für die antik-heidnische Religionserkenntniss, ein anderes für die Offenbarung angenommen werden müsse. Es ist in sich klar und naturgemäss, dass die Offenbarung da beginne, wo die natürliche Anschauung aufhört, und umgekehrt: das Bewusstein einer Schuld und das Gefühl einer dafür zu gebenden vollständigen Sühnung, also einer Busse und Versöhnung, Reinigung und Genugthuung (ἱλασμός und καταλλαγή, lustratio und piatio**)) kann auf diesem Boden nur allmählich, nach langer Vorbereitung und Anbahnung, erwartet werden, und die blutigen Opfer, die immerhin die ersten und ältesten gewesen sein mögen, wenn das ursprüngliche Hirtenleben schon zum Danke die Erstlinge der jungen Heerde darbrachte, wie der Ackerbauer seine ersten reifen Garben, können ebensowohl dafür als dawieder sprechen. Freilich lässt sich der eine Zweck wohl kaum von dem anderen

*) In neuerer Zeit scheint sich die Mehrzahl der Stimmen dahin auszusprechen, dass alle Opfer wesentlich oder ursprünglich Sühnopfer seien; so J. H. Fichte in Zeitschr. f. Phil. u. specul. Theol. I. I. S. 15. Bähr in s. Symbolik des mosaischen Cultus. Preller in s. Rec. der Schriften von v. Lasaulx in der N. Jen. Lit. Zeitung u. A. Man vgl. übrigens jetzt besonders den Aufsatz: Das Opfer, in der Evang. Kirchenzeitung. 1852. Febr. No. 12—16.

**) Vgl. K. O. Müller zu Aesch. Eumeniden S. 138.

in dieser frühesten Anschauung ganz trennen; denn der den Göttern dankende Mensch steht darum noch nicht mit dem Gefühle einer liebevollen, segnenden Providenz vor ihnen, sondern er fühlt nur ihre Stärke und Ueberlegenheit gegenüber seiner eigenen Ohnmacht und Schwäche, er fürchtet ihren Zorn und will also ihre Gaben nicht von sich abgewendet sehen, und wie er vorzugsweise auf diesem Wege seiner Frömmigkeit den bestimmtesten Ausdruck gibt, so erwartet er auch wiederum die Anerkennung des Verdienstes, das er sich dadurch erwirbt und das ihm fast die Sicherheit eines Contractverhältnisses zu gewähren scheint. Das Opfer, das von dem Christen schon mit seinen dankenden Lippen gebracht wird, hat zwei Bedingungen zu seiner unerlässlichen Voraussetzung, nemlich von Gottes Seite das eine vollgültige Opfer, das der Gottmensch für ihn auf Golgatha dargebracht hat, und von seiner Seite die völlige Darangabe des eigenen Wollens, Denkens und Seins; beides fehlt dem hellenischen und römischen Beter, und was daher der Ausgangspunct sein soll, wird für ihn erst das letzte und höchste Ziel seines Ringens und Verlangens. Da lernt er denn erst die Tiefe der den Willen bemeisternden Selbstverleugnung, wenn auch nicht erfassen, so doch ahnen; und am Ende fängt es an ihm klar zu werden, dass Gehorsam besser ist denn Opfer, dass auch ein reines Herz und frommer Sinn mehr werth ist als die kostbarste Gabe.

Aus dieser letzten Erwägung wird es zugleich klar, warum der eigenthümliche religiöse Standpunct des Alterthums auf die ethische Seite des Lebens, grade je mehr Alles auf dieselbe bezogen wurde, um so weniger einen vortheilhaften Einfluss üben konnte. Musste nach der allgemeinen Macht welche die Natur über den Geist hatte, mit welcher sie Alles beherrschte, so dass selbst die Gottheit mit ihrem Wesen als identisch zusammenfiel, auch das natürliche Element im Menschen und in der Selbstbestimmung seines Willens nothwendig das Herrschende sein, so musste auch das ganze sittliche Leben in den Dienst des Natürlichen treten und alle Ethik Form und Farbe des Physischen annehmen. Eben darum konnten denn die Alten grade jene zwei wesentlichsten

Stücke nicht haben, die zur sittlichen Bestimmung des Menschen unerlässlich gehören, nemlich die Begriffe der sittlichen Freiheit und der Persönlichkeit. Nicht in der Unterordnung des natürlichen Ichs unter das höhere Lebensprincip, unter den Willen dessen, der ihn erlöset hat von der Herrschaft der Sünde, wie der Christ, sondern grade in der Befriedigung, in dem Gewährenlassen seines natürlichen Triebes sucht der antike Mensch sein Ziel. Kein Wunder daher, wenn die ethische Lebensnorm bei ihm mehr und mehr sich in das Partielle, ja Individuelle hineinzieht und wenn er daher keine anderen allgemeinen Wahrheiten dieser Art im Leben kennt, als diejenigen, die für ihn aus der bürgerlichen, staatlichen und volksthümlichen Gemeinschaft entspringen. Nicht sowohl die eigentliche Naturmacht als vielmehr das gesetzlich gewordene Volksleben mit allen seinen Forderungen ist so die Norm und Basis des sittlichen Lebens geworden, worauf er alle seine Endzwecke bezieht und worin er die schliessliche Verwirklichung alles dessen erkennt, was er als das Gesetzmässige und allgemein Nothwendige mit Hintansetzung des eigenen Willens ehren muss*). Ueber dieses Mass des antiken Volksbewusstseins hinaus ist nun allerdings das Streben der denkenden Geister gegangen, hat indessen ein Höheres nur in einer beschränkten Weise zu erreichen vermocht. Denn bald ist in den Bemühungen der philosophischen Erkenntniss das eigene Ich, mag es sich nun in der absoluten Entsagung als ein abstract Allgemeines oder in dem absoluten Genusse, dem Suchen der Lust, als ein abstract Individuelles setzen, zum ethischen Mittelpuncte erhoben, bald ist wiederum der ethische Standpunct mit dem politischen vollkommen identificirt. Ist es also auch nach dieser Seite hin weder dem hellenischen noch dem römischen Alterthume, welches letztere die Lehre Epikurs und der Stoa in besondere Pflege nahm, wahrhaft gelungen, auf dem Wege wissenschaftlicher Arbeit**) ein befriedigendes Resultat zu erzielen, so

*) Vgl. auch G. C. A. Harless, Christliche Ethik. §. 5 f.

**) Früher widmete man dieser Seite eine beinahe ausschliessliche Aufmerksamkeit; so ist schon in G. Less, Geschichte der Religion, besonders I, S. 26—80, und anderen ähnlichen Werken manches Gute

hat doch insbesondere das hellenische, wo es seine eigenthümlichsten und frischesten Blüthen trieb, manchen grossen und kühnen Schritt gethan, um über sich selbst hinaus zu kommen und eine Sehnsucht zu beurkunden, die ein eben so grossartiges Zeugniss von der Tiefe seines Lebens und Geistes als eine inhaltschwere Hinweisung auf die in Christo gegebene Erfüllung ist. Wir müssen aber diese Stimmen da suchen, wo der rechte Athem des hellenischen Lebens schlägt, wo sein dichterisch-phantasiereicher Schwung sich entfalten konnte, in dem Mythos, der Heldensage, der Poesie. In diesen merkwürdigen Schöpfungen*) liegt ein reichhaltiger, lange nicht genug ausgeschöpfter Stoff vor, welcher das mannhafte Ringen bezeugt, dem in die Natur versenkten Geiste die Herrschaft über dieselbe zu verschaffen, und im Kampfe mit der physischen Kraft die ethische zu verherrlichen, wie dieses in dem Mythos des Herakles, des Oedipus und so vieler anderer ausgesprochen liegt. Diess aber ist ein eigentliches Erzeugniss des allgemeinen Volkssinnes gewesen, und in Uebereinstimmung mit demselben haben vor allen die tragischen Dichter diesen Schatz ethischer Interessen und Anschauungen weiter verarbeitet. Nach diesen Erzeugnissen also muss das Sinnen und Denken des Volks bemessen werden, denn dieselben haben in ihm Wurzel geschlagen, und das zu einer Zeit, als das nationale Leben in selbständiger Blüthe stand; die späteren Speculationen seiner grössten Denker dagegen, so scharfsinnig und tief auch manche derselben gewesen sind, haben dennoch eine wirkliche Popularität niemals erlangen können. Die genaue Unterscheidung dieser beiden Richtungen,

---

zusammengestellt. Auch in neuester Zeit haben wir zwei werthvolle Arbeiten dafür erhalten, nemlich von A. Neander, Ueber das Verhältniss der hellenischen Ethik zur christlichen, in der deutschen Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben. 1850. No. 9—11. 15—16. 20—22. und von Schaubach, Das Verhältniss der Moral des classischen Alterthums zur christlichen. in Theolog. Studien u. Kritiken. 1851 H. I. S. 59 ff.

*) In dieser Beziehung werden auch die beiden neuesten Arbeiten über griechische Mythologie von W. Fr. Rinck und J. F. Lauer von erheblichem Nutzen sein; die erstere zieht auch die Lehre der Philosophen und den Cultus in ihren Bereich.

der antiken Dichter und Denker, und ihrer verschiedenartigen Wirkungen und Einflüsse wird ein helleres Licht auf diese Seite der Erkenntniss des Alterthums werfen; man wird dann recht einsehen lernen, bis zu welchem Masse, auch wenn ihr Streben nicht immer von einem vollkommen entsprechenden Resultate begleitet war und wenn es ihnen auch namentlich nicht gelungen ist, die Sphäre des Rechts, der Sittlichkeit und der Politik genau und richtig aus einander zu halten, dennoch insbesondere die Griechen den Kreis der ethischen Vorstellungen zu entwickeln bemüht gewesen sind. Dadurch wird es denn aber auch möglich werden, unter andern die weit verbreitete Ansicht von jener starren Schicksalstheorie, die man selbst den sinnvollsten Dichtern der Griechen aufzubürden sich nicht gescheuet hat, nebst manchen anderen Irrthümern aus diesem Kreise vollends zu verbannen.

Ein Gebiet, auf welchem der Mangel an Offenbarung sich am schlagendsten geltend macht, ist die Lehre von den letzten Dingen und Zuständen, der Zukunft unserer Seele und ihrem Ergehen nach dem Tode. Die Natur des Geistes in seiner höheren Art und Abkunft, des πνεῦμα nach der Bezeichnung der Schrift, die göttliche Ebenbildlichkeit seines erlösungsfähigen Wesens, die ihm keine Ahnung und kein Postulat seiner natürlichen Erkenntniss geben kann, eben damit also auch das Verhältniss desselben zu Seele und Leib, musste dem antiken Menschen verborgen sein; er war unermüdet darin, dem Seelischen die höhere Art und Würde zuzuweisen, so stark ihm auch die physische Macht des leiblichen Lebens entgegentrat und so sehr dieselbe auch durch die Fortexistenz in der Unterwelt, durch den an die Gräber sich anschliessenden Heroëncultus und vieles Andere ihren entsprechenden Ausdruck fand. Die ganze Nachtseite des Lebens hatte für die Alten eine grosse Anziehungskraft, und Griechen wie Römer, letztere vorzugsweise durch die etruskische Auffassung bestimmt, haben sich aus Vorliebe damit beschäftigt. Dennoch haben sie nur dem animalischen Lebensprinzipe in volksthümlicher Vorstellung die Fortexistenz nach dem Tode zu vindiciren gewusst; weil ihnen das wahre Verhältniss des Geistes zu seiner Hülle verborgen war, und auch

so lange der Menschheit verborgen bleiben musste, bis der Auferstandene selber aus dem Tode das Leben nahm, so musste ihnen auch jener vielgesuchte und mannichfach geahnte Begriff der Persönlichkeit, und mit dieser wiederum die Idee der persönlichen Fortdauer nach dem Tode, fern und fremd bleiben*).

Mögen diese kurzen, allerdings sehr sprungweisen, Andeutungen an ihrem Theile dazu helfen, dass die Thätigkeit unserer Wissenschaft und Literatur einem Gebiete mit angestrengtem Fleisse sich mehr und mehr zuwende, das für die Aufgabe unseres Gymnasiallebens und die Herstellung einer grösseren Einheit in der Beurtheilung des Alterthums und eben damit des wesentlichsten Mittels und Endziels der gymnasialen Bildung von so durchgreifender Wichtigkeit ist. Es muss ja unser ernstestes Bemühen sein, grade auch auf diesem Wege in dem Bewusstsein und der lebendigen Ueberzeugung unserer Jugend durch das sinnige und inhaltschwere Ahnen und Sehnen der hochbegabten und gebildeten Völker des Alterthums dem eine feste und unvertilgbare Stätte zu bereiten, der gekommen ist, alles Sehnen zu stillen und die Welt zu erlösen.

---

2) Die neueste Literatur der Religionsgeschichte des class. Alterthums.

1) Essai historique sur la société civile dans le monde Romain et sur sa transformation par le Christianisme par C. Schmidt, professeur à la faculté de théologie et au Seminaire protestant de Strasbourg. Ouvrage couronné par l'institut (académie française). Strasbourg, Paris, Leipzig (Fr. Fleischer). 1853. IV u. 508 S. 8.

2) Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christlichen Kaiser. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte von Ernst von Lasaulx. München 1854. Lit.-artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. 150 S. gr. 8.

Das Absterben der alten Welt, die wir in dem griechisch-römischen Alterthum vor uns haben, vor dem all-

*) Man vgl. namentlich den werthvollen Aufsatz von C. H. Weisse, Zur Geschichte des Unsterblichkeitsglaubens unter den Völkern des Alterthumes, in Fichte's Zeitschr. für Philosophie u. speculative Theologie II, 1. S. 109—37.

mählich sich ausbreitenden Lebensgeiste des Christenthums ist eine der grossartigsten und bedeutungsvollsten Partien der Weltgeschichte, und hat eben darum nicht bloss seine grosse Wichtigkeit für die historische Erkenntniss überhaupt, sondern insbesondere auch für die rechte Erfassung des Verhältnisses, in welchem das classische Alterthum zum Christenthume steht. Seit dem Erscheinen des leider unvollendet gebliebenen Buches von H. G. Tzschirner: der Fall des Heidenthums, im J. 1829 hat sich weder der Fleiss der Theologen noch der Philologen, die sich hier ja auf einem gemeinsamen Gebiete begegnen, diesem Gegenstande wieder zugewendet. Mit um so dankbarerer Freude müssen wir daher die beiden in der Ueberschrift genannten Werke begrüssen, die, wenn sie auch unter sich nach Plan und Richtung sehr verschieden sind, doch jedenfalls einen bedeutenden Beitrag zur Lösung der vielen auf diesem Felde liegenden Fragen und Probleme gewähren. Ehe wir jedoch auf die Eigenthümlichkeiten und die Ergebnisse beider Leistungen näher eingehen wollen, müssen wir zuvor die Aufgabe selbst nach ihrem ganzen Umfange prüfen und uns insbesondere vergegenwärtigen, was alles, vorbereitend und ausführend, zu erforschen und darzulegen sein wird, ehe ein genügendes Resultat in der rechten Auffassung und Behandlung des ebenso wichtigen und lehrreichen als den Interessen der Zeit und der Wissenschaft entsprechenden Themas erzielt werden kann.

Der wesentlichste Theil dieser Aufgabe wird nun allerdings innerhalb der Geschichte der ersten fünf christlichen Jahrhunderte sich erfüllen, in welchen sich der Process des absterbenden Heidenthums und des siegreich sich verbreitenden Christenthums vollendet. Aber beschränken darf sich darauf die ganze Arbeit durchaus nicht. Das ganze Griechen- und Römerthum stirbt demselben gewissermassen entgegen, trägt längst den Todeskeim in sich, ehe jener neue weltbeherrschende Factor, der zwar auch seines Theiles längst vorbereitet ist, in die Erscheinung eintritt, und lebt nur noch künstlich und durch gewaltige innere Anstrengung sich verjüngend fort, bis es mit den Ueberbleibseln seiner besten Besitzthümer dem Sieger in die Arme sinkt. Soll also dieser

Sieg des Christenthums in seiner ganzen Tiefe und Grösse erkannt werden, so muss der allmähliche Verfall der antiken Staatsreligion, des Götterglaubens, der ethischen Vorstellung und volksthümlichen Sitte zuvor in einen Ueberblick gefasst werden, damit klar erhelle, wie weit bereits jenes antike Leben entschwunden, wie weit die Sehnsucht und Empfänglichkeit für das neue, dessen auch jene Welt geharret, erweckt und wie weit endlich noch die Keime eines widerstrebenden, feindseligen Charakters vorhanden seien.

Zu unterscheiden ist hiebei wiederum ein zwiefaches. Es darf keineswegs als zufällig erscheinen, dass die Arbeit von Schmidt von der bürgerlichen Gesellschaft in der römischen Welt, die von v. Lasaulx vom Untergange des Hellenismus redet. Es muss gewiss das hellenische noch von dem römischen geschieden werden, wenn es auch unter sich eine verbindende Einheit wieder hatte. Das politische Leben des hellenischen Volkes war längst erloschen, es lebte die Kraft und der Geist desselben wesentlich in der Sprache und Literatur fort und concentrirte sich eigenthümlich in jener geistigen Erkenntniss und wissenschaftlichen Bestrebung die wir in der Philosophie und Gnosis der späteren Periode entdecken und die unverkennbar ein Bildungselement in einer bestimmten Periode und Richtung der christlichen Kirche geworden ist. Einige der letzten Systeme dieser Philosophie, die epikureische und stoische haben, insofern sie eine praktische Richtung gewannen und ins Leben eingedrungen sind, eine wesentlich römische Färbung erhalten. Dessenungeachtet hat das römische Volk in etwas anderem sein Wesen und seine rechte Eigenheit gefunden, nemlich in der Ausbildung des Rechts- und Staatswesens mit allen seinen festen Formen und bis in das kleinste Detail hinein, und es ist auch hier wieder nicht zu verkennen, wie sehr die Kirche, namentlich der römische Theil derselben, dadurch zu der festgeschlossenen Gliederung und der bestimmten Ausprägung von Gesetzen und Formen ihrer äusseren Gestaltung getrieben worden ist, und so unbewusst und unwillkürlich auch an diesem Theile etwas von dem Lebenselemente der von ihr überwundenen Macht angenommen hat. Gewiss sind also beide Seiten zu

verfolgen, aber es ist einseitig und verkehrt, wenn sie von einander getrennt werden; sie stehen unter einander in einer gewissen Wechselwirkung und nur in der Vereinigung beider ergibt sich ein vollständiges und abgerundetes Gemälde, das der Wahrheit entsprechen kann. Oder, sollen wir den Gang einer demgemässen Untersuchung noch genauer vorzeichnen, so würde er folgender sein: von der Ursprünglichkeit und Unbefangenheit der religiösen Anschauung und des Götterglaubens der ältesten Periode der Griechenwelt an muss die allmähliche Entwicklung derselben, die bald als eine Bewahrung bald als eine Abminderung der eigenthümlichen von den Vorfahren überkommenen Frische und Lebendigkeit erscheint, fortgeführt werden. Es werden dabei die beiden, oft eng verbundenen, Seiten der Kunst und des Cultus nicht ausser Acht gelassen werden dürfen, gerade weil in beiden die griechische Religion ihre eigenthümliche Kraft und Stärke hat; von beiden muss die ursprüngliche Wahrheit und Berechtigung, so wie die spätere Entartung bis zum Umschlagen in das Gegentheil des ursprünglichen Zweckes aufgewiesen werden. Die Kunst, welche anfangs dazu diente, die ideale Anschauung der Gottheit, die das Gemüth in sich bewegte, auch äusserlich zu verkörpern, musste am Ende zu einem Reize und Beförderungsmittel des Sinnendienstes herabsinken; der Cultus, welcher das abstracte Gedankending göttlicher Vorstellung fixieren und der übergrossen Mannigfaltigkeit religiöser Ideen durch numerische und locale Beschränkung wehren half, musste zuletzt wieder in der immer gesteigerten Fülle concreter Gestalten, in der masslosen Häufung vereinzelter Ceremonien seine Schranke oder selbst seinen Untergang finden. Es wird nachgewiesen werden können, dass der von diesen beiden mehr oder weniger abhängige Volksglaube an Innigkeit und Festigkeit mit dem Verfalle in gleichem Masse abgenommen; aber auch, dass, nachdem mit psychologischer Nothwendigkeit die natürliche Unmittelbarkeit des religiösen Lebens der bewussten Reflexion, welche eine neue Erkenntniss von göttlichen Dingen zu schaffen sich bemühte, gewichen war, der allmähliche Verfall desselben ebenso unausbleiblich folgen musste. So

wie also der Volksglaube nach und nach immer mehr abstirbt, so tritt in entsprechender Stärke das Ringen der philosophischen Speculation, die sich abmüht das zu ersetzen, was jener an natürlicher Kraft gebricht, hervor. Das Bewusstsein aber, dass der Gehalt des religiösen Glaubens und Erkennens sich in die ethische Praxis umzusetzen und darin zu verwirklichen habe, war bereits in der hellenischen Welt aufgegangen, wenn auch die wirkliche und völlige Lösung dieser Frage ihr nicht beschieden war. Nur war die Sphaere der sittlichen Bethätigung für das hellenische Bewusstsein noch wesentlich die des Staats, innerhalb dessen die Individuen nur unvollkommen zu ihrer berechtigten Geltung kamen. Platons Lehre vom Staate war eben der umfassende, von tiefer Liebe zu dieser Aufgabe entworfene Plan und Versuch die menschliche Sittlichkeit nach ihrem ganzen Umfange zur Erfüllung zu bringen. Wenn er dabei den Boden der Wirklichkeit verliess, weil in den ihm vorliegenden Verhältnissen das Recht der freien sittlichen Persönlichkeit noch in keiner Weise zur Anerkennung und Verwirklichung gekommen war, und wenn Aristoteles deshalb mit vollem Rechte auf den Boden der ihm vorliegenden geschichtlichen Wirklichkeit hinabstieg, obwohl damit die nationale Beschränktheit, die dem allgemein und wahrhaft menschlichen in den Weg tritt, nicht beseitigt war, so ist mit allem diesem nur vorwärts gewiesen worden auf ein anderes Gebiet, wo die hierin verborgene Macht zum Ausbruche kommen sollte. Das war aber die römische Welt, hauptsächlich der letzten vor- und ersten nachchristlichen Jahrhunderte. Hier ist, nicht ohne Wechselbeziehung mit dem Christenthume, das Staatswesen nach der Seite des persönlichen und privaten Rechts der Individuen zu seiner vollkommenen Ausbildung gelangt. Der Begriff der Persönlichkeit war ein Postulat für das antike Denken und Leben, aber vielleicht das stärkste und gesuchteste, wornach die Alten strebten. Durch das Christenthum trat ihnen die Macht derselben schon äusserlich entgegen, und wäre es auch nur in der persönlich freien Geduld und Aufopferung gewesen, mit welcher die ersten treuen Zeugen alle Verfolgungen und Qualen ertrugen, die ihnen ihre Feinde

bereiteten. — Wer aber wollte dann weiter verkennen, von wie eingreifender Bedeutung diese Ausprägung der sittlichen Idee in Recht und Staat, natürlich nicht — ich brauche das wol nur einmal überhaupt zu sagen — für den substantiellen Gehalt des Christenthums, aber für die Entfaltung seines Bewusstseins in den Gemüthern der Gläubigen und in der Kirche selber geworden ist! Was damals die Kirche aus den ihrem Geiste verwandten Bewegungen jener rechtlichen und staatlichen Institutionen schöpfen konnte, das hat die evangelische Wissenschaft in unserer Zeit wiederum an die aus einer entchristlichten Zeit und Anschauungsweise stammenden Rechts- und Staatsideen in festem Kampfe hinanzusetzen.

In dieser Weise glauben wir den Weg andeuten zu dürfen, wie eine in tieferer Einheit verbundene Lösung der in Rede stehenden Fragen zu gewinnen sein würde. Allerdings finden wir nach dem gesagten in beiden in der Ueberschrift genannten Arbeiten eine gewisse, wenn auch bewusste und frei gewollte, darum nicht vorzuwerfende Einseitigkeit. Die erste hat mehr die praktische und daher auch wesentlich die römische, aber noch dazu unter den ethischen Beziehungen vorzugsweise die sociale berücksichtigt; die letzte hält sich mehr an den griechischen Götterglauben und seine zum Theil bis ins 4. Jahrhundert n. Ch. fortwirkenden Institutionen und Organe. Aber auch das darf als charakteristisch bezeichnet werden, dass die eine Schrift von der Umbildung oder Umgestaltung (Transformation) des Römischen durch das Christliche, die andere dagegen geradezu von dem Untergange des Hellenismus redet. Es wird unsere Aufgabe sein, der eigenthümlichen Leistung beider Arbeiten näher nachzugehen.

Das Werk des Hrn. Prof. Schmidt ist veranlasst durch eine Preisaufgabe der französischen Akademie zu Paris, die eine Darstellung des Einflusses verlangte, welchen die christliche Liebe während der ersten Jahrhunderte in der römischen Welt ausgeübt und kraft dessen sie mit einem neuen Geiste die bürgerliche Gesellschaft durchdrungen habe. Die Frage wie sie dem Hrn. Vf. vorlag, war also schon eine mehrfach umgrenzte, und wir können es ihm nur Dank wissen, dass er im Sinne der Akademie zu handeln geglaubt hat, wenn

er sie etwas weiter fasste und mit einer Schilderung des antiken Geistes, der Lehren und bürgerlichen Sitten des Alterthums die Einleitung zu seiner weiteren Darstellung nahm. Wenn in der Preisaufgabe auch vorzugsweise unter den socialen Interessen das Recht und das Eigenthum hervorgehoben waren, so durfte doch der Vf. unbedingt die ganze bürgerliche Gesellschaft, also nicht bloss die Verhältnisse von reich und arm, sondern auch von Mann und Weib, von Eltern und Kindern, von Herren und Dienenden hineinziehen. Die Arbeit zerfiel daher von selbst in drei Theile: der erste sucht in raschen Zügen die sociale Ethik des Alterthums zu schildern, die auf ihre Quellen, den Despotismus des Staats und den Egoismus der Bürger, zurückgeführt wird; der zweite gibt einen Ueberblick über die ethisch socialen Zustände des Christenthums als Anwendung der Liebe auf die verschiedenen Beziehungen des Lebens, verbunden mit einem Gemälde des Lebens und der Einrichtungen der Christen in den ersten Jahrhunderten der Kirche; der dritte soll dann in vergleichender Betrachtung beider die Umgestaltung zeigen, welche die antiken Sitten und römischen Gesetze, die das bürgerliche Leben bestimmen, durch das christliche Princip der Liebe erfahren haben. — Es war diess wohl eine naturgemässe Vertheilung des Stoffs, wenn auch leicht daraus die Nothwendigkeit sich ergeben wird, manches in den beiden ersten Theilen gesagte bei der vergleichenden Zusammenstellung zu wiederholen.

Das erste Buch, die bürgerliche Gesellschaft des heidnischen Römerthums, zerfällt in fünf Abschnitte: Princip und Endzweck der socialen Ethik des Alterthums; die Familie; die arbeitenden Classen; Folgerungen und Ausnahmen; Beziehungen der antiken Moral zum Heidenthume. Es wird also nicht zurückgegangen bis auf das dem Alterthume selbst wissenschaftlich bewusst gewordene Princip der Moral, die ethische Jdee, die ihre Erkenntniss durchdrungen hat, sondern es werden wesentlich die Erscheinungen des Lebens festgehalten, die einen treueren Reflex auf die gesamte nationale Auffassung zu werfen scheinen, als die vorgeschrittenen, gereifteren, aber auch dem Leben und der Wirklichkeit vor-

ausgeeilten Ideen der Denker und Weisen. Indessen wird doch beides nicht so ganz von einander getrennt werden können, und das nicht bloss darum, weil jene Philosophen im Alterthume dem Leben weniger fremd waren und ferne standen als bei uns, sondern auch, weil die Grundbedingungen für alles bewusste und speculative Denken doch in der That eben in den Lebenszuständen, in der politischen und socialen Substanz des gesammten Volkes gegeben sind. Diesen Zusammenhang hätten wir mehr berücksichtigt, näher angedeutet und tiefer entwickelt zu sehen gewünscht, als es hier geschehen ist. Man kann diess Verlangen nicht abweisen mit der Beschränkung auf die rein praktischen Gesichtspunkte die ohne jenes so wenig verständlich werden, dass auch in der That der Hr. Vf. darauf einzugehen genöthigt gewesen ist. Aber die summarischen Angaben über Platon, Aristoteles, Cicero usw. genügen nicht; hier muss schärfer abgewogen und insbesondere darnach zugesehen werden, in welcher Auffassung gerade das volksthümlichste Princip enthalten ist. Auch darf man dafür die nicht-philosophischen Schriftsteller, insbesondere die auf das Leben und die bewegenden Triebkräfte aller menschlichen Thaten hingewiesenen Historiker keineswegs hintansetzen oder ausser Acht lassen. Wenn nun der Vf. den Egoismus, näher den Egoismus des Staats, als die Seele der antiken Moral — wir dürfen vielleicht beschränkend sagen: der römischen — bezeichnen will, so fürchten wir, dass bei aller Wahrheit der Behauptung doch damit der Sache nicht genügt sei. Dieser Begriff hat das allerweiteste Gewand, unter welches sich vollkommen Alles bringen lässt; er hat dem Alterthume nicht gefehlt, aber er fehlt überhaupt nirgend, so weit das Gebiet des natürlichen Lebens reicht, und es ist daher zu wenig charakteristisches damit beigebracht worden. Hier gilt nur die strengste historische Erwägung; die es nicht verschmäht in das Detail der Individuen und Thatsachen hinabzusteigen, aber auch mit unbefangener Lauterkeit der Anschauung alles zu würdigen vermag, dessen die menschliche Natur auf ihrem eigenen, von Gott gewiesenen, aber nicht erleuchteten Wege zu finden und zu gewinnen im Stande ist. In dieser Beziehung können wir

dem über Platon und Aristoteles S. 9 f. bemerkten nicht unsere volle Zustimmung ertheilen; man darf sich nicht damit begnügen, jenen als einen abstracten Idealisten zu schildern, der mit seinem 'utopischen' Staate nur dazu beigetragen habe, der griech. Civilisation eine Richtung zu geben, die sich mehr und mehr von den patriotischen alten Sitten entfernt habe, und vielleicht zum Belege dafür sich auf Niebuhrs bekannte Bemerkung ohne weitere Beweise zu berufen. Es war wohl ein Grosses, dass Platon darauf hinwies, es werde um die Staaten nur dann gut stehen, wenn sie durch Philosophen regiert würden, eben weil er, wie Stahl treffend bemerkt, darunter nach antiker Anschauung Weise verstand, die das ewige über dem vergänglichen im Auge haben. Und wenn die Verwirklichung seines Staats auf einer Voraussetzung beruht, die freilich erst durch das Christenthum hat möglich werden können, so zeigt das eben die tiefere Bedeutung seiner vorausweisenden Natur. Mögen Plutarch und Athenaeus immerhin sich darum streiten, ob aus den Reihen der Platoniker mehr Freunde oder Unterdrücker der Freiheit hervorgegangen sind, in Wahrheit kann ein solcher Maasstab an den Meister selbst nicht angelegt, noch derselbe für alle und jede Folgen menschlicher Geistesrichtungen verantwortlich gemacht werden. Aristoteles nennt der Vf. noch formeller, und das ist in gewissem Sinne richtig, beweist aber für seine Anschauung gegebener Zustände und seine Entdeckung verborgener Wahrheiten und sittlicher Ideen in den einfachsten Thatsachen gar nichts. Keiner der alten Philosophen hat in dem Masse, wie er, die Brücke geschlagen zwischen der Geister- und Sinnenwelt und dadurch der Zuversicht auf die Erkennbarkeit des nicht-sinnlichen, der Grundwurzel alles Glaubens, den Weg gebahnt. Wir fürchten überhaupt, der Vf. nähere sich doch in etwas jener, auch neuerdings wieder vertretenen Ansicht, welche das Alterthum glaubt in allen Stücken bekämpfen, seinen gänzlichen Mangel an Wahrheit und Richtigkeit der Erkenntniss darthun und daher seine Mangelhaftigkeit und Verwerflichkeit in allem, was nicht zu dem formell schönen gehört, nachweisen zu müssen. Gewiss ist diese Auffassung ebenso falsch, wie jene andere, die

christliche Ideen und Anklänge, Prophezeiungen oder gar typische Vorbilder bald hier bald dort im Alterthume entdecken will und damit demselben wiederum zu viel thut. Hätte nicht auf dem unvertilgbaren Grunde edel-menschlichen Wesens, dem in der Ebenbildlichkeit Gottes das Siegel seiner Weihe nnd die letzte Schutzwehr gegen alle die ungeheuren Verwüstungen des Bösen gegeben ist, manche Blüthe wachsen und gedeihen können, die der himmlische Gärtner in sein Gebiet zu verpflanzen und dort durch das echte Pfropfreis zu veredeln nicht verschmäht hat: dann hätte nimmermehr die Reformation unserer evangelischen Kirche einen wichtigen und kräftigen Factor daran nehmen können, dann würden wir ausserhalb aller Berechtigung uns befinden daraus eine Geistesnahrung für das schönste Lebensalter der besten Kräfte unserer Nation zu ziehen. Aber eine sittliche Befriedigung und eine Erlösung von dem Fluche des Bösen findet sich auch hier nicht, vielmehr je mehr Streben darnach vorwaltet, desto grösser wird das Gefühl des ungeheuren Mangels und die Sehnsucht, ihn zu stillen.

Es ist möglich, dass wir dem Vf. in solcher Annahme unrecht thun; aber wir bergen es nicht, dass wir bei dem Lesen auch der weiteren Abschnitte seines Buches stets wieder von neuem auf diese Besorgnisse gekommen sind. Indessen haben wir mit entschieden grösserer Befriedigung die Abschnitte des zweiten Capitels (die Familie): die Frauen und die Ehe; die Liebe, die Hetaeren und das Concubinat; der Ehebruch und die Scheidung; die Kinder und die väterliche Gewalt; die Erziehung, als die des ersten (das Glück; der Staat; die Bürger, die Fremden, die Reichen; die Freundschaft, die Rache) gelesen. Indessen hat uns namentlich das letzte, sowohl das von der Freundschaft als das von der Rache beigebrachte, sachlich nicht genügen können; ein vergleichendes Studium des Cicero und Aristoteles, unter Berücksichtigung der treffenden Erörterungen Seyfferts, würde die Freundschaft, ein tieferes Studium der griechischen Tragiker die Rache in ihrer Eigenthümlichkeit wie in ihrer Beschränkung und in ihrem engem Zusammenhange mit dem erwachenden sittlichen Rechtsbewusstsein in ein helleres Licht

gestellt haben. Hinsichtlich der Stellung der Frauen im Alterthume verwirft der Vf. die Ansichten von Fr. Jacobs (S. 25), obgleich er keine neuen Beweise beigebracht hat, die diess Urtheil erhärten könnten. Nicht minder fürchten wir, dass sein Urtheil über die platonische Liebe (S. 41) jenen schönen und tiefen Drang des Seelenlebens nach wechselseitigem Austausch in Rede und Gedanken übersieht, der im wesentlichen auch im Symposion zu Grunde liegt, das nach des Vf.s Meinung weit mehr Ironisches als Sentimentales haben soll. Der letzte Abschnitt aber, von der Erziehung, hätte nach den dafür vorliegenden schätzbaren Forschungen nnd Darstellungeu eindringender und reichhaltiger gegeben werden können und müssen. Wir dürfen indessen hiebei und bei dem dritten Cap. (die arbeitenden Classen), welches in fünf Abschnitten von der Arbeit, von der Armuth und den Armen, von den Sclaven und der Sclaverei im Allgemeinen (beide Abschnitte enthalten unter Benutzung des Werks von Wallon: histoire de l'esclavage dans l'antiquité, 3 Bde., Paris 1847 manche treffende und beachtenswerthe Züge), von der Behandlungsart der Sclaven, von den Beschäftigungen der Histrionen und Gladiatoren, handelt, nicht länger verweilen, um uns mit dem vierten (Folgerungen und Ausnahmen) und fünften (Beziehungen der antiken Moral zum Heidenthume) etwas eingehender beschäftigen zu können. Beide zerfallen in je zwei Abschnitte: Sturz der bürgerlichen Gesellschaft bei den Alten und die reineren Ansichten; sittliche Ohnmacht des Heidenthums und Abnahme der religiösen Vorstellungen. Wir wollen den Hrn. Vf. in diesem Theile etwas mehr selbst reden hören.

Das Princip, heisst es hier in einer Zusammenfassung des voraufgegangenen, welches das Alterthum beherrschte, war der stärkste Egoismus, sowohl der des Staats als der des Individuums. Die Persönlichkeit des Menschen, seine Freiheit, seine natürlichen Rechte wurden verkannt; der Staat kannte nur den Bürger, dessen physische und geistige Kräfte er ganz verzehrt; man vergass, dass der Mensch als solcher, dadurch dass er ein Mensch ist, einen Werth hat, man schätzte ihn nur nach seiner äusseren Stellung, seine bürgerliche Stel-

lung war der Maasstab seines individuellen Werthes. Die Familie und die Ehe waren nur politische Institutionen, ohne sittlichen Endzweck für die einzelnen; das Weib war ihres natürlichen Ranges in der Gesellschaft beraubt; das Kind war nur ein künftiger Bürger und, bis es in den Genuss seiner Rechte eintrat, Eigenthum des Vaters; der Arme und der Arbeiter waren verachtet, weil der Bürger reich war und nicht arbeitete; der Besiegte wurde Sclave des Siegers und verlor, wie der Sclave, seine ganze Persönlichkeit, um zu einer Sache herabzusinken: der Egoismus herrschte mit einem Worte überall gebieterisch*). — Die politische Moral des Alterthums war nur die Frucht und der Ausdruck des Geistes ihrer jedesmaligen Gesetzgeber. Der einzelne hatte die Gesellschaft nach dem in ihm lebenden Bilde geschaffen, er hatte kein Ideal, das ihm als Grundriss dienen konnte. Unsichere Erinnerungen von einem besseren Zustande, von einem verlorenen goldenen Zeitalter hatte man in die Mythenwelt verbannt. (Liegt nicht aber in dieser so allgemeinen Vorstellung der alten Welt vielmehr ein Zeichen von der Ahnung einer ehemaligen besseren Lebensgestaltung und einer innigeren Gemeinschaft mit dem Göttlichen, von dem allmählichen Verluste eines früher besessenen Gutes?) Der freie Mann gehörte dem Staate, weil der Staat sein Werk war; hatte er aber Pflichten gegen den Staat, so hatte er keine gegen die Menschheit; diese kannte das Alterthum nicht, über das Vaterland hinaus gab es nur Barbaren oder Feinde, und ausser den politischen Beziehungen nur Personen, denen man nichts schuldig war; in diesen war also jeder Bürger freier Herr seines Handelns und seinem persönlichen Egoismus hingegeben. Je mehr man den Gehorsam gegen die Gesetze, die Unterwürfigkeit und Hingebung an den Staat ehrte, desto mehr fühlte man sich frei, seinen Leidenschaften und Lüsten zu folgen, so weit man nicht durch politische Rücksichten davon abgehalten war. — So lange nun die bürgerlichen Tugenden stark waren, legten sie dem Egoismus Zügel an; mit ihrem Verfalle wurde dieser massloss. Grie-

*) Der Vf. bezieht sich namentlich auf die Stelle Cic. de off. III, 17.

chenland erlebte dieses Herabsinken von der Höhe schon beträchtlich eher; während aber die Römer noch über die Leichtfertigkeit, die Treulosigkeit, die Weichlichkeit und die Lüste der Griechen spotteten (eine natürliche Folge, meinen wir, von dem grundwesentlich verschiedenen Charakter dieses poëtischen und jenes praktischen Volks) folgten sie schon selbst ihren Fusstapfen und eilten jählings in den Verfall der Sitten und die Auflösung der Gesellschaft hinunter. Die staatsbürgerlichen Tugenden, erschüttert durch die Bürgerkriege, verschwanden vollständig unter der Kaiserherrschaft; die Reichen nahmen kein Interesse mehr an den Staatsgeschäften, der Despotismus der Kaiser zerstörte alle Energie; die, welche noch einen Rest von Patriotismus bewahrten, suchten eine Zuflucht in der Resignation der stoischen Philosophie, bei der Masse dagegen trat eine absolute Gleichgiltigkeit und Kälte an die Stelle der alten Hingebung; der Nutzen und die augenblicklichen Vergnügungen verdrängten alles andere.

Diesem kurzen, in raschen, aber düsteren Zügen den Verfall einer geistig starken Welt uns zeichnenden Umrisse setzt der Hr. Vf. demnächst nun einige Lichtseiten, einige hellere Momente gegenüber. Wir möchten schon in der Form die Angemessenheit eines solchen Dualismus der Darstellung bezweifeln; aber auch für die Sache hatten gewiss die Licht- und die Schattenseiten der alterthümlichen Menschheit eine und dieselbe Wurzel und Quelle. Statt auf diese näher einzugehen, werden hier nur die geläuterten Ansichten einiger 'weiser und hervorragender' Männer hervorgehoben, die damit sich über den allgemeinen Höhepunkt ihrer Zeit und Nation weit erhoben. So habe es Ideen über das weibliche Geschlecht und die Ehe gegeben, die denjenigen sich näherten, denen das Christenthum später zum Siege verholfen hat. Sokrates erklärt, dass das Weib seiner Natur nach nicht hinter dem Manne zurückstehe und dass, wenn es des Denkens und der Stärke ermangele, es die Pflicht des Mannes sei, es durch Unterweisung zu sich emporzuheben. Auch Platon selbst erkannte für die Ehe ein höheres als das politische Ziel; sie diene ja auch dazu, die Diener der Götter

hervorzubringen; Aristoteles redet sogar schon von der Pflicht der Ehegatten einander zu helfen, sich gegenseitig durch das geliehene Mass der Gaben zu ergänzen und die Kinder sind bestimmt das Band zwischen den Eltern noch fester zu schliessen. Derselbe Gedanke finde sich auch bei einigen (gnomischen) Dichtern 'wieder', lebte vielmehr schon viel früher auch in dem Bewusstsein des edleren Theils der Nation; er erinnert an den Ausspruch des Theognis, dass das reinste Glück in einem schönen Familienleben bestehe. Wollte aber der Hr. Vf. eine Reihe edler Frauenbilder uns vergegenwärtigen, so konnte er noch manche andere mit ebenso vollkommenem Rechte vorführen, wie die Gattin des Ischomachos bei Xenophon (Oecon. 7 5) und Helvia, die Mutter des Seneca (Cons. ad Helv. 14 ff.). Auch die Unnatur der Sclaverei wurde vielfach von den Alten empfunden, und nicht etwa bloss in der Theorie des Stoicismus, sondern auch in einzelnen helleren Blicken, die durch Leben und Denken hindurchdrangen. Es gibt ja aber eben vorübergehende, von Gott gewollte oder zugelassene Zustände, gegen welche das tiefere Bewusstsein der Wahrheit dann und wann reagirt und damit über sich selbst und die gegebenen Verhältnisse hinausgreift. Wenn Sokrates vom Weltbürgerthum sprach oder Cicero das Vaterland finden wollte, wo es dem Menschen wohl gehe, wenn Aristoteles einen Satz aussprach, dem ähnlich, dass Geben seliger ist denn Nehmen, wenn er das Glück der Liebe nicht in dem Besitze des geliebten Gegenstandes, sondern in der That der Liebe selber fand, weil sie die Energie der Seele sei, und an eine uneingeschränktere Liebe glaubte, als die Freundschaft ist, eine Liebe, die sich auch auf den Unbekannten erstreckt, so dürfen doch diese vereinzelten Aeusserungen nur in dem Lichte der gesammten Auffassung und Weltanschauung nicht bloss dieser Männer, sondern des ganzen Alterthums überhaupt betrachtet werden. Und wenn der Vf. die düstere Stimmung des Tacitus und die erbitterte des Iuvenal gegen die ungeheure Verderbtheit ihrer Zeit als Zeugnisse eines edleren sittlichen Geistes betrachtet, so würden wir zwar unseres Theils das gelten zu lassen geneigt sein, müssen jedoch denselben darauf hinweisen,

dass noch neuerdings wieder auch der sittliche Standpunkt des Tacitus angegriffen (Evangelische Kirchenzeitung 1853. Nr. 14 — 19), dass überhaupt die in ihm sich repraesentirende Cultur als eine vollkommen abgeschlossene, auf ihren Grundlagen eines Fortschritts nicht mehr fähige bezeichnet worden ist, die mit der durch das Evangelium vermittelten im diagonalen und unvereinbaren Gegensatze stehe, und zwar sowohl im ganzen als in jedem einzelnen. Es wäre die Frage, ob vor einer solchen Auffassung die Zeugnisse gelten würden, auf welche der Hr. Vf. doch einiges Gewicht legt, und ob nicht jedenfalls die Sache tiefer zu erfassen und zu begründen erforderlich sein dürfte. Wir glauben allerdings, dass wir dann eher mit ihm zusammenstimmen würden, da wir in den Grundanschauungen (s. jedoch oben) ihm vielleicht folgen können. Die alten heidnischen Religionen sind ihm keine Erfindungen des Teufels, um den Menschen in Irrthum und Sünde zu verstricken und festzuhalten. Bei aller Unvollkommenheit (S. 128) geben sie dennoch einen blassen Wiederschein der ewigen Wahrheit und offenbaren das dem menschlichen Herzen angeborene religiöse Bedürfniss. Aber in der weiteren Ausführung, wie sie nun in seinem Buche dasteht, vermissen wir den sicheren Gang einer genauen Forschung und die fortschreitende, den Wechsel und die Abnahme der Zeiten berücksichtigende Entwickelung, ohne welche das mythologische System der Griechen und die im Bunde mit der Götterverehrung von ihnen gepflegte Kunst nicht richtig gewürdigt werden kann. Es ist nicht blosser Polytheismus, am wenigten der von den Dichtern, die deshalb Platon mit Recht angriff, zum Theil masslos ausgeschmückte, den wir durch das ganze Alterthum hindurch entdecken, sondern bald mit Pantheismus bald mit Deismus wechselnd oder versetzt. Allerdings stand der Polytheismus mit der schaffenden Kunst, insbesondere der Plastik, im engsten Zusammenhange und in einer bestimmten Wechselwirkung; aber dessenungeachtet sind beide selbständig ihre Wege gegangen und haben nicht an sich, sondern nur durch ihre mit dem übrigen Leben und Treiben des Volks zusammenhängende Entartung dem religiös-sittlichen Geiste geschadet.

Was die Göttergestalten in dem ältesten Bewusstsein des Volkes hervorrief und die ursprüngliche Gemeinschaft der Menschen mit den Göttern festzuhalten bewog, war eben die Macht der göttlichen Idee selber, die durch ihre selbsteigene Kraft in allen Weisen ‘göttlicher Abkunft‘ oder, wie wir evangelisch sagen, in den nach den Ebenbilde Gottes erschaffenen Creaturen Wurzel schlug und sich entfaltete, bis das unaufhaltsam fortschreitende Verderben der menschlichen Natur auch hierin den ursprünglichen edleren Keim überwucherte oder gar erstickte. Keinen hiervon verschiedenen Gang hat die religiöse Kunst genommen. Die herrlichen Gestalten ihrer blühendsten Periode waren nichts anderes als ein Erzeugniss jenes tiefen und frommen Götterglaubens, den wir, bei aller Mangelhaftigkeit seiner materiellen Substanz, dennoch an dem ältesten Griechenthume ehren und anerkennen müssen. Erst als die Kunst die Basis dieses ihres edelsten Ursprungs und damit zugleich die Wahrheit und Tiefe der Natur verliess, erzeugte sie umgekehrt ihrerseits wiederum Vorstellungen und Bilder religiösen Inhalts, welche nicht auf dem Boden des religiösen Bewusstseins selbst gewachsen waren und daher demselben auch nur Abbruch thun konnten, ohne irgend eine neue Kraft und Frische in dasselbe hineinzutragen. Nur auf die dadurch hervorgerufenen Entartungen beziehen sich die Aeusserungen von Dichtern wie Ovid und Properz (S. 134); und wenn Varro (Augustin, de civ. dei IV, 31, 2) bemerkt, dass der Cultus und das Leben reiner sind, so lange man noch unsichtbare Götter verehrt, und dass diejenigen, welche zuerst Bilder geschaffen, die Ehrfurcht vor der Gottheit zerstört haben, so liegt darin noch nicht unmittelbar das Gefühl eines Gottes, der nicht wohnet in Tempeln, von Menschenhänden gemacht, sondern es ist die natürliche Reaction eines Römers gegen das poëtische und plastische Streben des von ihm in dieser Beziehung nicht gehörig erkannten, noch gewürdigten Griechenvolks. Sonst ist im ganzen auch die römische Welt an dem falschen Streben untergegangen die Creatur über den Schöpfer zu stellen und vermöge seines überwiegend praktischen Hanges die Verehrung gegen die allmächtige Gottheit in den Dienst der buntesten und contrastierendsten Ceremonien zu ziehen.

Wir geben zu, dass dieser erste Theil der Darstellung des Hrn, Vfs. der entschieden schwierigere gewesen sein mag; aber wir müssen doch auch die grosse Wichtigkeit desselben betonen und können uns nicht verhehlen, dass ein längeres und eindringenderes Studium, zumal unter Benutzung der deutschen Literatur, die hiefür, so sehr die Behandlung der ganzen Aufgabe auch noch in den ersten Anfängen steht, doch schon manchen erheblichen Beitrag bietet, ein anderes Resultat würde gebracht und manche Partie in ein richtigeres und helleres Licht würde gesetzt haben. Wir können durch den zweiten Theil, welcher die Zustände der christlichen Kirche bespricht, dem Hrn. Vf. nicht mit gleicher Ausführlichkeit folgen; er gehört ja auch nur mittelbar zu der Aufgabe, und wenn sie auch begreiflicherweise weniger in theologischer als in historischer Richtung behandelt wird, so ist doch auf diesem Gebiete auch schon mehr vorgearbeitet, sowohl früher durch den tiefen Fleiss eines Neander, als auch zuletzt wieder durch die besonderen Darstellungen der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche in den Arbeiten von Hagenbach, J. P. Lange*) u. a. Es unterscheidet sich freilich davon das Werk unseres Hrn. Vfs. besonders dadurch, dass es nicht dem geschichtlichen Fortschritte, sondern vielmehr in ähnlicher Weise gewissen allgemeinen Gesichtspunkten, wie im ersten Theile, folgt, da eben durch eine möglichst entsprechende Gegenüberstellung die klare Vergleichung beider ermöglicht werden soll. Da es uns aber eben um diese wesentlich zu thun ist, so wenden wir uns sofort dazu; wir haben dann nur noch zum Schlusse die mit diesem Theile der Arbeit mehr zusammenfallende Abhandlung von Hrn. Prof. v. Lasaulx in unsere Beurtheilung hineinzuziehen, wobei uns sofort der wesentliche Unterschied beider Arbeiten entgegentritt, dass die erste mehr nach allgemeinen Gesichtspunkten und Kategorien schildert, die zweite mit strengerer Beachtung der zeitlichen Aufein-

*) Besonders hervorzuheben ist freilich, was der letztere in s. Geschichte der Kirche, 1. Bd. das apostolische Zeitalter, S. 224 ff. und namentlich S. 245 ff. darüber in einer ebenso eingehenden als geistvollen Weise darbietet.

anderfolge die wichtigsten und folgenreichsten Erscheinungen und Begebenheiten bespricht.

Es soll also nunmehr die Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft durch den Einfluss des christlichen Geistes behandelt werden. Die Darstellung zerfällt in sechs Abschnitte: Kampf des christlichen mit dem heidnischen Geiste; Mittel, durch welche der christliche Einfluss sich wirksam erwiesen hat; Milderung der Ansichten und Vorstellungen bei heidnischen Philosophen; Milderung der Gesetzgebung während der heidnischen Periode der röm. Kaiserherrschaft; Fortgang in dieser Milderung der Gesetze während der christlichen Zeit der römischen Kaiserherrschaft und die Gegenwirkung des heidnischen Geistes auf die Sitten der christlichen Gesellschaft.

In dem ersten der bezeichneten Abschnitte schildet der Vf. zuerst den allgemeinen Charakter des christlichen Einflusses auf die heidnische Gesellschaft (freilich in gar zu allgemeinen und unsicheren Umrissen) und die Hindernisse, die dem christlichen Einflusse im Wege standen. In dem zweiten werden namentlich die apologetischen Bestrebungen der Literatur gewürdigt, denen immerhin sich verwandte im kirchlichen Leben angeschlossen haben mögen, von denen jedoch auch der Hr. Vf. wenig zu berichten weiss; kurz und minder bedeutend ist das, was von dem Beispiele der Christen und der Liebe derselben gegen die Heiden gesagt ist, namentlich in der ersten Hälfte; dann aber bahnt der Vf. sich mittelst einer Darstellung des Antheils, den der Stoicismus an dem Einflusse der christlichen Liebe gehabt hat, den Uebergang zum nächstfolgenden Abschnitte. Er bezieht sich dabei auf die Wahrnehmung, dass die Ursache des mächtiger werdenden Waltens der Liebe in der heidnischen Welt bald ebenso ausschliesslich dem Christenthume, bald lediglich dem Stoicismus zugeschrieben worden ist. Der Verf. ist geneigt, beidem seinen gebührenden Antheil zuzugestehen, obwohl er im Verfolge seiner Darstellung das zu Gunsten des Stoicismus gewonnene wieder aufzuheben im Begriff ist, wenn es ihm nicht noch gelänge, solches durch den Unterschied der früheren und späteren Periode jenes Sytems wieder gut zu machen. Allerdings ist die Herbigkeit und Strenge der

älteren Stoa einem milderen Hauche im ersten und zweiten christl. Jahrhunderte gewichen; aber dennoch kann sie mit ihrer abstracten Selbstvernichtung nichts anderes als den Boden bereiten, die Stätte rein und frei machen, worauf ein ganz anderes Element erwachsen soll, 'der Jugend nur negative Dienste thun', wie Jean Paul sagt, denn, 'die stoische Erkältung treibt keinen Frühling heraus, aber sie richtet die Insecten hin, die ihn zernagen.' Von solchem Standpunkte aus schildert denn nun auch der Vf. die philosophischen Schriftsteller des allerdings schon in einer gewissen inneren Umwandlung begriffenen Alterthums, den Seneca, Plinius, Plutarch, Epiktet und Marc Aurel. Unter diesen Schilderungen ist die des Seneca die eingehendste und lebendigste, obwohl auch für ihn nach den vorbereitenden Arbeiten von Werner, Volquardsen u. a. durch eine sorgsame Zusammenfassung, die er so sehr verdient, noch viel gewonnen werden könnte; die des Plinius und Plutarch (die Schriften über den letzteren von Schreiber und Eichhoff scheinen dem Vf. unbekannt geblieben zu sein) befriedigen am wenigsten. Von den Schriftstellern, unter welchen er die Historiker einer ausdrücklicheren Berücksichtigung hätte würdigen sollen, geht er auf die öffentlichen Gesetze und Institutionen über, schildert den Einfluss des christlichen Geistes auf die Kaiser und Rechtsgelehrten, die Frauen und die Ehe, die Kinder überhaupt und die armen Kinder insbesondere, endlich den Zustand der Sklaverei. Hier ist denn nun freilich die mächtige Wirkung des immer mehr zur Herrschaft gelangenden Christenthums schon mächtig zu spüren; es bricht sich siegreich Bahn und setzt seinen alles durchdringenden, welterobernden Einfluss durch die nachfolgenden Jahrhunderte fort. Der Erörterung dieser, mit besonderer Beziehung auf die auch schon früher durchgenommenen sittlichen Zustände, hat der Vf. die letzten Blätter gewidmet und dann mit einem kurzen Hinblick auf die Rückwirkung des heidnischen Geistes auf die Sitten der christlichen Gesellschaft das Ganze geschlossen. Allerdings treten hiebei die schwarzen Schatten des im Todeskampfe liegenden Heidenthums stark hervor, und nicht bloss darum, weil ihnen gegenüber das Licht immer heller und

heller wird, sondern auch, weil gerade bei solchem Zusammentreffen zweier auf das äusserste feindseligen Mächte selbst auch die Kräfte des Abgrunds in die gewaltigste Bewegung kommen müssen. Ohnehin kann solches Doppelgemälde Niemanden befremden, der es beherzigt, dass das Evangelium ja mitten in die natürliche Welt hinein immerfort gepflanzt werden muss und daher, je weiter es dringt, desto grösser der Abstand werden muss, in welchem die siegende Macht des geistlichen Lebens dem Versinken des weltlichen Wesens gegenüber sich befindet.

Auf diesen Boden versetzt uns denn vorzugsweise die zweite der in der Ueberschrift bezeichneten Arbeiten, die neben dem historischen Charakter unverkennbar eine, im einzelnen allerdings nicht ganz klare prophetische Tendenz an sich trägt. Der Vf. meint, dass 'wir heutige Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, am Vorabende einer ähnlichen Katastrophe des europäischen Lebens wie jene des vierten Jahrhunderts war, uns trotz der Erkenntniss seiner inneren Nothwendigkeit schwerlich einer mitfühlenden Theilnahme an dem Untergange des Hellenismus werden erwehren können.' In welcher ganz besonderen Beziehung dieses zu den Bewegungen und Kämpfen der Gegenwart gedacht worden sein mag, können wir vielleicht entfernt aus einem andern Satze ahnen, den er am Schlusse eines interessanten Abschnittes über das Palladium in Konstantinopel S. 50 hinzufügt: Wenn diess Palladium, welches Troja mit Rom, Rom mit Konstantinopel verknüpft hat, und dieses mit einer andern Stadt auf slavischer Erde verknüpfen wird, aus seiner engen Behausung befreit zum drittenmal aufsteigt an das Licht der Sonne: dann erst wird der gegenwärtige Welttag unter — und unsern Enkeln vielleicht ein neuer aufgehen.' Wir haben indessen unsererseits hier natürlich nur das historische ins Auge zu fassen.

Für die ganze Stellung des Römerthums zu den Christen ist allerdings der Standpunkt eines Mannes wie Tacitus von besonderer Wichtigkeit; der Vf. findet denselben, als einen allgemein und objectiv römischen angesehen, berechtigt, und man darf ihm darin im allgemeinen schwerlich widersprechen.

Wenn T. das unter dem Schirme des geduldeten Judenthums mitgehende Christenthum einen verderblichen Aberglauben nennt und seinen Bekennern allgemeinen Menschenhass (odium humani generis), d. h. eine allen übrigen entgegengesetzte Glaubens- und Lebensweise, vorwirft, wenn Plinius der jüngere und Sueton fast mit denselben Worten die christliche Religion als einen Wahnsinn, einen verkehrten, unmässigen, neuen und ruchlosen Aberglauben bezeichnen und den Christen selbst Trotz und unbeugsame Halsstarrigkeit schuld geben, so kann man mit dem Vf. diese Vorwürfe vom römischen Standpunkte aus theils wirklich begründet finden, theils unvermeidliche Missverständnisse darin erkennen. Ich weiss zwar nicht, ob der Vf. darin Recht hat, dass die Widerlegung den christlichen Apologeten darum so leicht geworden sei, weil sie den Hellenismus aus ihrem Herzen ausgerottet (ich würde vielmehr sagen: durch den Glauben und die Kraft des Evangeliums die Einseitigkeit desselben überwunden) hatten, und dass die Römer die Widerlegung nicht einmal verstehen, geschweige denn anerkennen konnten, ohne aufzuhören Römer zu sein. Die Sache dürfte vielleicht ihren tieferen Grund eben darin haben, dass die edleren Geister, die denn doch wahrlich nicht blind waren gegen die Versunkenheit ihrer Zeit und nicht ohne Hoffnung auf ein noch so äusserlich und weltlich gefasstes Heil, dieses doch nicht anders zu fassen vermochten als in dem äusserlichen national-politischen Rahmen eines mit junger, frischer Kraft in die Geschichte eintretenden Volks. Das Christenthum sollte gerade zuerst alle nationale Beschränktheit zu Boden werfen und durch die Möglichkeit einer rein individuellen, an keine volksthümliche Bestimmtheit gebundenen Aneignung des Heils den Universalismus seines Charakters zeigen. Hätte ein Tacitus schon damals an den germanischen Volksstämmen, in deren nationaler Eigenthümlichkeit nachmals das Christenthum eine Stätte gesunder und kräftiger Entwicklung fand, das Bild dieses neuen Lebens gewahren können: er würde unfehlbar ganz anders zu der Sache gestanden haben, wie sein tiefer Blick in die sittlichen Vorzüge des von ihm geschilderten Volkes beweist. Wir dürfen also den Eindruck

den die römischen Christen auf die römische Welt machten, nicht so ohne weiteres nach dem Reflex beurtheilen, dessen sie sich selber bewusst geworden sind; und selbst die Verdienste der Märtyrer und der Heldenmuth so vieler treuer Seelen unter den wüthenden Verfolgungen verschiedener Kaiser können nach dieser Seite hin leicht überschätzt werden. Bestimmteres Zeugniss geben allerdings die verschiedenen Toleranzedicte, die von mehreren Kaisern ausgingen. Das einflussreichste derselben ist das vom J. 312 gewesen, welches zugleich alle jene Schritte vorbereitete, wodurch die christliche Religion Staatskirche geworden ist. Diese entscheidende Thatsache unterliegt einer abweichenden Beurtheilung; des Vf. confessioneller Standpunkt lässt sich in seinen Aeusserungen darüber nicht verkennen, wenn auch hier am wenigsten der Ort ist darüber weiter mit demselben zu rechten. Was uns vielmehr hier von Constantins Wirksamkeit vorzugsweise anziehen muss, das sind seine Massregeln gegen das Heidenthum und die absichtliche endliche Zerstörung desselben, während wiederum in vielfacher Beziehung in seinem Denken und Thun Heidnisches und Christliches sich mit einander vermischte. Wohl noch mehr gilt diess freilich von Constantius, wenn wir auch das harte Urtheil des Ammian über ihn nicht in allen Theilen unterschreiben dürfen. Mehr aber noch interessirt uns Kaiser Iulianus, 'eine jener tragischen Persönlichkeiten, die auf die Grenze zweier Weltalter gestellt, statt die Zukunft kühn zu erfassen und in deren Sinne zu handeln, rückwärts gewendet sich stärker von der Vergangenheit angezogen fühlen, und indem sie der fortschreitenden Bewegung der Geschichte sich widersetzen, statt des Hammers Amboss, und dann von einem stärkeren Arme zerschlagen werden.' Die Schilderung dieses sehr interessanten Charakters mit der eingreifenden Wirkung seines Strebens auf die ihn umgebende Zeit ist unserem Vf. vorzüglich gelungen (S. 59—82), und wir werden ihm in dem Ergebnisse seiner Forschung hinsichtlich der Einwirkung auf das Christenthum gewiss beizustimmen haben. Es ist bezeichnend für manche Auffassungen auch in unserer Zeit noch, dass Julian den christlichen Rhetoren und Grammatikern, wenn

sie nicht zu dem Göttercultus übergehen wollten, das Lehren der freien Künste verbot, weil jene Lehrer nicht bloss Worterklärer, sondern auch sittliche Erzieher sein sollten und daher unmöglich die heidnischen Klassiker, deren religiösen Glauben sie verachteten, erklären könnten. Man sieht also, er erkannte in diesen von ihm so hochverehrten Schätzen doch keine dem Evangelium irgend gewachsene Macht, die von dort zu sich herüberzuziehen im Stande gewesen wäre, aber andererseits rechnete er auch nicht auf die Gefahr, die aus der Beschäftigung mit den Alten dem Christenthume selbst erwachsen könnte, weil er sonst ja nur allzugern das Studium derselben befördert haben würde.

Es wäre des Anziehenden noch sehr viel mitzutheilen aus dieser Schrift, sowohl über Einzelnes aus dem hinsterbenden Leben des Alterthums, als auch über die fortschreitende Macht der Wahrheit, wenn wir uns nicht dem Zwecke dieser Blätter*) gemäss kürzer darüber fassen müssten. Wir erinnern daher nur an den Nachweis der Entstehung des Namens pagani, der zuerst in einem Gesetze Valentinians vom J. 368 sich findet (S. 87); wir verweisen auf die gemischte religiöse Stimmung der Hauptstadt, wo der Senat getheilt, der Adel heidnisch war (S. 90 f.), auf die Bemerkung von den Genien des Völkerlebens nach einer Antikes mit Christlichem mischenden Vorstellung jener Zeit (ebd.), auf den letzten Widerstand der Heiden zu Alexandrien im Serapeum (S. 103 ff.), auf die Darstellung des Mailänder Edicts von 391 mit seiner nachmaligen Schärfung und darauf wieder eingetretener Beschränkung (S. 107 ff. 115) und die vollständige Saecularisation der heidnischen Tempelschätze durch die Befehle des Arcadius und Honorius aus den JJ. 407 u. 408. Nicht minder gern liest man (S. 128 f.) von dem Kampfe des Bischofs Cyrillus und der heidnischen Philosophin Hypatia, die als die Ursache galt, 'dass der Statthalter nicht des Bischofes Freund sei; und um diess Hinderniss wegzuräumen, passen ihr an einem unheilvollen Tage in der Fastenzeit des J. 415 die Fanatiker unter Anführung des Lectors Petrus den Weg ab, reissen

*) Der N. Jahrbücher für Philologie und Paedagogik.

sie aus ihrem Wagen, schleppen sie in die grosse Kirche, zerstückeln dort mit Austerschalen gliederweise die nackte Leiche der Ermordeten, und verbrennen sie dann,' wobei der Vf. unbefangenen Sinnes die Bemerkung hinzufügt, dass sie, wenn sie Christin gewesen und von Heiden ermordet worden wäre, als Märtyrerin im Andenken der Nachwelt fortleben würde; 'doch auch als Heidin für eine untergehende Religion gestorben zu sein, sichert ihr die Theilnahme aller, welche die subjective Hoheit des menschlichen Gemüths auch an Gegnern zu ehren verstehen.' Die Mittheilung aus Salvians Darstellung der Christenheit (S. 134 f.) eröffnet uns zugleich einen Blick in die Wichtigkeit seiner trefflichen Schrift de gubernatione dei; wir sehen auch ernste und bisweilen erschütternde Züge aus jenen Zeiten uns entgegentreten, und die Schicksale eines Proklos, Hierokles u. a. sind nicht bloss die letzten Zuckungen eines hinsterbenden Lebens, sondern auch Beweise, dass das Verhalten der Christen den Heiden gegenüber nicht immer von evangelischem Geiste geleitet war, wie solches denn auch noch in den gewaltsamen Bekehrungen Justinians, dem Verbote gegen das Lehren der Philosophie und des Rechts, und in manchen andern Zügen zu erkennen war. Aber noch andere Zeugnisse bekundeten das völlige Ende jener alten, mit ihrem tiefsten Gehalte und schönsten Kleinode lebensvoll und verklärt in die neue Entwicklung der Menschheit aufgenommenen Welt, wie die letzte Feier der eleusinischen Geheimnisse, die Zerstörung des letzten Apollotempels im J. 529, die Verwandlung des römischen Reinigungsfestes der Lupercalien in das christliche Fest der Reinigung Mariae, die Confiscation des Stiftungsvermögens der platonischen Akademie und das Aufhören derselben nach einem neunhundertjährigen Bestande. — In allen diesen Mittheilungen liegen schätzbare Beiträge zu einer wünschenswürdigen umfassenden Fortsetzung von Tzschirners 'Fall des Heidenthums,' da es diesem gelehrten Theologen ja nur vergönnt gewesen ist, seine Darstellung durch die beiden ersten von ihm abgesteckten Perioden bis zur Diocletianischen Verfolgung oder bis zum J. 303, aber nicht durch die anderen beiden bis auf das Zeitalter Justinians hinunterzuführen.

3) Griechenthum und Christenthum oder der Vorhof des Schönen und das Heiligthum der Wahrheit in ihrem gegenseitigen Verhältniss. Dargestellt für Gebildete überhaupt und die in's griechische Alterthum eingeführte reifere Jugend insbesondere von Dr. Karl Georg Seibert, Lehrer an der Realschule zu Barmen (j. Rector der höheren Bürgerschule zu Vegesack). Barmen, Verlag von Ed. Langewiesche. 1857. XXII. 409 S. kl. 8.

4) Die nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens bis auf Alexander dargestellt von Dr. Karl Fried. Naegelsbach, Prof. der Philol. zu Erlangen (gest. am 21. April 1859). Nürnberg, Verlag von C. Geiger. 1857. XXVI. 487 S. gr. 8.

5) Theologie des Heidenthums. Die Wissenschaft von den alten Religionen und der vergleichenden Mythologie nebst neuen Untersuchungen über das Heidenthum und dessen näheres Verhältniss zum Christenthum. Ein Versuch zur Verständigung von Ferd. Stiefelhagen, Doctor der Phil. und Curatpriester, Rector der höhern Stadtschule in Eupen. Regensburg, Verlag von Manz. 1858. VIII. 627 S. gr. 8.

Es wird vergönnt sein, die drei Arbeiten in einer gemeinsamen Beurtheilung zu vereinigen, so gross auch die Verschiedenheit unter denselben sowohl von Seiten des Standpuncts der Auffassung und Darstellung, als auch grossentheils von Seiten des behandelten Stoffs ist. Es ergiebt sich ohne weiteres die grosse Wichtigkeit und Bedeutung, die diese Arbeiten haben, denn sie verfolgen ein Ziel, dessen Erreichung offenbar zum angelegentlichsten Streben der gegenwärtigen Wissenschaft gehört, wenn es auch selbst noch in nicht geringer Ferne begriffen ist. Dieses Ziel aber hat seine theoretische und seine praktische Wichtigkeit; denn einmal kann die wissenschaftliche Entwickelung weder der Theologie noch der Philologie eine bestimmt und klar erfasste Darlegung des Evangeliums in seinem Verhältnisse auch zu der heidnischen Seite der vor ihm voraufgegangenen geschichtlichen Zeit entbehren, für's Andere aber tritt das classische Alterthum als geistige Nahrungsquelle der Jugend in eine so nahe und unmittelbare Beziehung zu dem Evangelium, dass dieselben aus dem spröden oder gar feindseligen Standpuncte eines schroffen und unversöhnten Dualismus nothwendig herausgebracht werden müssen. Das griechisch-römische Alterthum muss vom Christenthum entweder überwunden und verdrängt oder aufgenommen und verklärt werden. Und

wenn das Wiedererwachen alles Geisteslebens nach jeweiligem Schlummer oder Stillstand in der Geschichte der neueren Cultur die alten Sprachen nicht minder als das Evangelium auf's Neue hervorgerufen und belebt hat, so müssen von diesen Höhepuncten aus auch unterschiedene Momente in der Erkenntniss der gegenseitigen Beziehung zwischen diesen beiden Factoren, die schon Luther in eine so enge und unauflösliche Verbindung setzte, wahrgenommen werden können. Als dieses Bedürfniss in dem Werke der Reformatoren zum ersten Male sich kund gab, waren die alten Sprachen das unerlässliche und wesentlich wirksame Förderungsmittel der Reformation; die Stellung aber, welche im Verlaufe der nächsten Jahrhunderte namentlich das Latein als herkömmliches Organ der selbst von höheren und niederen Schulen gepflegten oder vorbereiteten theologischen und confessionellen Streitigkeiten behauptete, entsprach dieser ursprünglichen Aufgabe und Bestimmung nicht. Als daher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das classische Alterthum zu einem neuen und tieferen Leben erwachte, vernichtete es die fernere Anwendung eines solchen Gebrauchs absichtlich und fast gewaltsam, gerieth aber eben dadurch in dem Bewusstsein der zu erstrebenden oder festzuhaltenden Selbstständigkeit in eine mehr oder weniger feindselige oder mindestens indifferente Stimmung gegen das Christenthum, die von anderen Richtungen der Zeit noch unterstützt und befördert wurde. Wir leben wiederum in einer Zeit tieferer geistiger und sittlicher Regeneration und können darum auch nichts Anderes thun, als was seit lange schon gethan ist, nämlich uns wieder besinnen auf die Quellen und Ursprünge unseres ganzen höheren Lebens. Dafür ist denn aber vor allen Dingen diese Aufgabe unerlässlich, welche das richtige Verhältniss zwischen dem Christenthum und Alterthum nicht blos wissenschaftlich construirt, sondern auch dasselbe bei einem grossen und guten Theile unserer Jugend practisch herzustellen bemüht ist.

Die Gegenwart ist sich dieser Aufgabe als einer zu erfüllenden bewusst. Das beweisen viele und erfreuliche Erscheinungen auf dem Gebiet des Lebens, Institutionen im Bereiche der Schule und des Unterrichts, aber dafür zeugt

auch die Menge der kleineren und grösseren wissenschaftlichen Arbeiten, die nach gerade nicht mehr leicht zu übersehen und zu beschreiben ist. Wir heben deshalb obige drei Werke hervor. Das erste derselben hat einen überwiegend populären und paränetischen Zweck, den wir schon um deswillen gleich im Vorwege anerkennen müssen, weil alle wissenschaftliche Behandlung hier nichts fruchtet, wenn der Ertrag derselben nicht ein geistiges Gemeingut des höher gebildeten Theils des Volks wird. Freilich wird dadurch die Aufgabe auch um so schwieriger, zumal da die Vorarbeiten keineswegs so gefördert und insbesondere so über alle Theile ausgedehnt sind, dass ein umfassendes oder gar vollständiges Resultat schon unmittelbar daraus gewonnen werden könnte. Der Verf. hat solches auch selbst gefühlt und lässt deshalb die eine grosse Hälfte, welche im Ganzen noch eine dürftigere oder wenigstens lückenvollere Behandlung erfahren hat, nämlich das römische Alterthum, ganz ausserhalb seines Gesichtskreises liegen. Ja, innerhalb des Griechenthums hat er sich, wie man ohne zu grossen Vorwurf gegen ihn behaupten darf, vorzugsweise an die geistigen Heroen desselben, einen Homer, Sophokles, Platon etc., gehalten. Das zweite ist ein rein wissenschaftliches, mit eben so reicher Gedankenfülle als philologischer Akribie geschriebenes Werk und liefert eine Fortsetzung der homerischen Theologie, deren zweite Bearbeitung zu vollenden dem edlen Verf. nicht beschieden gewesen ist. Es umfasst einen zwar nicht grossen, aber sehr bedeutungsvollen Abschnitt aus der Entwicklungsgeschichte des griechischen Geisteslebens, mit einer wenigstens alles Wichtige hervorhebenden, wenn auch der Ergänzung im Einzelnen Raum gebenden Vollständigkeit. Das dritte ist eine vom katholischen Standpuncte aus unternommene Darlegung, die alle Kundgebungen des religiösen Geistes im Alterthume umfasst, insbesondere sich nicht auf die Zeugnisse der Literatur beschränkt, sondern namentlich die Mythologie berücksichtigt, dabei aber denn allerdings innerhalb des Bereichs der s. g. classischen Völker des Alterthums nicht stehen bleibt. Alle drei haben ihr unbestrittenes Verdienst: das erste durch Nachweisung und, wenn auch nur theilweise,

Befriedigung eines unleugbaren Bedürfnisses, das zweite durch die eben so geistvolle als gründliche Behandlung des Gegenstandes, wenn auch innerhalb eines abgegrenzteren Umfangs, das dritte durch das geflissentliche Eingehen auf den, bis jetzt für diesen Zweck weniger ausgebeuteteten, mythologischen Standpunct.

Das Buch Nr. 3 zerfällt in zwei naturgemässe Abschnitte, deren dualistische Trennung freilich zugleich auf das schwierige Problem einer wahrhaft innerlichen und organischen Durchdringung der beiden mit einander verglichenen Factoren aufmerksam machen kann: das Griechenthum in seinem Wesen und propädeutischen Verhältniss zum Christenthum, und: das Christenthum gegenüber dem Griechenthum. Der letzte bildet die bei weitem grössere Hälfte des Buchs; wir wollen daher auch, zumal bei dem überwiegenden Interesse der Leser einer theologischen Zeitschrift,*) bei der zweiten länger verweilen. Die erste schildert uns nämlich in drei Capiteln das Wesen und Wirken der Griechen, das Leben der Griechen unter dem Einfluss ihres geistigen Wirkens, so wie die Lebensresultate und deren Bedeutung für das Christenthum. Der letzte dieser drei Theile ist für die Hauptaufgabe des Buchs am wichtigsten. Die Griechen brachten zum Christenthume eine grosse Lebenserfahrung mit; nämlich die, dass weder Natur noch Kunst, weder Poesie noch Philosophie, weder Politik noch Sinnengenuss dem zu Gott geschaffenen, unsterblichen Menschengeiste das bieten können, was ihm in seinem tiefsten Inneren fehlt, den Frieden Gottes. In Folge dieser niederbeugenden Erfahrung der eigenen Ohnmacht musste in dem Griechen das Gefühl seiner Erlösungsbedürftigkeit durch eine andere, stärkere Macht und eben damit die Sehnsucht nach Erlösung überhaupt erwachen. Dass dieses Bewusstsein, wenn auch unklar und umnachtet, dennoch allgemein im Volke vorhanden gewesen sei, dafür spricht der Opfercultus, von welchem das ganze religiöse Leben der Griechen durchdrungen und getragen war. Fast fortwährend strömte das Blut der Thiere

*) Reuters Repertorium für theol. Literatur und kirchl. Statistik.

zur Sühne der Götter, und Hekatomben waren keine Seltenheit. Ja, die Geschichte berichtet uns von häufigen Menschenopfern zur Versöhnung irgend einer Gottheit. Im ersten messenischen Kriege fiel als Opfer des Aristodemus Tochter; nach dem Kylonischen Aufstande wurde Athen vom Epimenides durch das Opfer eines Jünglings gesühnt. Noch in später Zeit wurden in Athen alljährlich zwei Menschen auf Staatskosten ernährt und an den Thargelien zur Sühne des Volks dargebracht. Und bis in die späteste Zeit des griech. Heidenthums zieht sich dieser an sich so schauerliche Gebrauch fort. Der Verf. meint, das Opfer sei ursprünglich aus dem Gefühle des Herausgetretenseins aus der Einheit des göttlichen Willens in die Besonderheit des Eigenwillens, d. h. aus dem Gefühle der Sünde und des Verhaftetseins in dem ganzen Leben für die Sünde, d. h. aus dem Schuldgefühle hervorgegangen und beruhe andererseits auf dem Bewusstsein oder der Ahnung, dass die Sünde gesühnt, die Schuld bezahlt, das verwirkte Leben durch Hingabe eines anderen, namentlich schuldlosen, Lebens gerettet werden könne. Wenn auch diese Ableitung der Opferidee, zu welcher sich von den verschiedensten Seiten aus v. Lasaulx in München, Preller in Weimar und Fichte in Tübingen bekannt haben, von anderen Seiten wiederum manche Anfechtung erhalten hat (s. E. W. Hengstenberg, Die Opfer der heil. Schrift. 2. Aufl. Berlin 1859., der S. 9 f. die von Seibert citirte Aeusserung v. Lasaulx's gradezu als eine unrichtige Auffassung bezeichnet): so dürfen wir doch gern das annehmen, was der Verf. weiter daraus abgeleitet hat, müssen aber dazu alles dasjenige hinzunehmen, was Naegelsbach S. 352 ff. so treffend nachgewiesen hat. Weniger vielleicht würden wir in dem folgen, was über die Hoffnung der Alten auf das Heil gesagt ist, die sich in der Prometheus- und Oedipussage abspiegeln soll. Prometheus ist darnach der griechische Adam, der Urmensch und als solcher der Repräsentant der Menschheit gegenüber Zeus, dem Choragen der Götter. Er büsst den Frevel des Feuerdiebstahls durch die lang erduldete Qual seiner vom Adler zerfressenen Leber, bis Herakles denselben erlegt und den Titanen aus seinen Fesseln erlöst. In jenem

Frevel hat man eine dem griechischen Geiste angemessene Darstellung jener Ursünde gesehen, durch welche die Protoplasten aus der Einheit mit Gott in die Getrenntheit von Gott heraustraten. Unserem Verf. scheint sich das griech. Volk in seiner Gottverlassenheit darin verobjectivirt zu haben. In der ältesten Fassung des Mythus bei Hesiod ist das Schicksal des Prometheus und der von ihm mit Feuer beschenkten Menschen getrennt. Während Prometheus an dem Felsen duldet, streut Pandora, das unheilvolle Weib, aus ihrem Fasse die Menge der Uebel, Mühsale und Krankheiten über die Erde aus; nur die Hoffnung bleibt im Fasse zurück. Hier wird vielleicht auf einen untergeordneten Zug, der sich dem Mythus gewissermassen nur anhängt, ein zu grosses Gewicht gelegt und dagegen der demiurgische Grundzug desselben nicht gehörig ausgebeutet. Andere haben Erinnerungen an den Sündenfall darin gefunden, was jedoch nach gründlicher Forschung nicht zu billigen ist (vgl. Stiefelhagen S. 523 mit Naegelsbach S. 483). Eben so muss bei der Oedipussage, wenn auch in dem Charakter dieser Heros ein typisches Gesammtbild des hellenischen Volks enthalten ist, doch vor allen Dingen der an die Gräber sich anschliessende Heroencult und die eigenthümliche Auffassung des Hellenen von dem Werthe und Segen des Leiblichen auch im Grabe beherzigt werden.

Wenn aber der Verf. als die positive Seite der Vorbereitung der Griechen für das Christenthum das erkennt, dass das Recht freier Individualität nunmehr dargethan und festgestellt ist, so dürfen wir doch auch da wieder nicht vorgreifen, sondern müssen uns bescheiden an dem, was dem Griechen wirklich zu erkennen und festzuhalten beschieden war. Denn allerdings hat er mit aller Kraft darnach gerungen, das feste Bewusstsein einer freien Persönlichkeit zu gewinnen, aber eben die Oedipussage selber schon kann beweisen, wie wenig ihm das wahrhaft gelungen ist. Man kann eigentlich nur sagen, er habe das Problem derselben gezeigt, dessen Erfüllung das Christenthum gegeben. Bis in die späten Tage des Römerthums hinunter schwankt man zwischen einer materiellen und spirituellen Auffassung, kann

aber die Wahrheit nicht finden, bevor sie auch in diesem Stücke leibhaftig in Christo erschienen ist. Aber die Morgengaben der Griechen für das Christenthum, wie sie in Sprache, Kunst und Wissenschaft noch fort und fort so grossartig vor uns liegen, dürfen wir nicht verkennen; sie geben nicht minder als jene Aufstellung zahlreicher Probleme, die nur von der christlichen Offenbarung gelöst werden konnten, den thatsächlichen Beleg an die Hand, dass auch eine wirklich positive Vorbereitung in der classischen Vorzeit enthalten gewesen ist.

Die Darstellung des zweiten Theils nähert sich erst wieder nach einigen Vorbereitungen der dem Buche zunächst gesteckten Aufgabe. Wir lernen die universelle Bestimmung des Christenthums, in welchem alle religiöse und sittliche Bewegungen der Vorzeit aufgehen, und seinen Charakter als absolute Religion kennen; aber wir werden an der Hand des Verf.'s auch dessen wieder inne, dass das Christenthum weder ein blosses Sittengesetz noch eine Speculation ist, überhaupt kein doctrinäres Bestehen hat, sondern in der Mitte alles Lebens wurzelt und selbst vollkommenes Leben ist. Die Postulate einer wahrhaftigen Erlösung, welche sich aus der Entwickelung und dem Zustande der vorchristlichen Menschheit ergeben, zeigen sich im Christenthum befriedigt und gelöst. Denn wenn dasselbe eine That Gottes ist, aus der mit Nothwendigkeit eine Heilsgeschichte entspringt, so muss auch die Persönlichkeit Christi der Mittelpunct desselben sein. Diese aber in ihrer ganzen Fülle und in ihrem tiefen Wesen darf als ein Anerkenntniss aller Derer angenommen werden, von denen überhaupt ein Verständniss auf diesem Gebiete und eine Einsicht in den Zusammenhang zwischen Antik-Heidnischem und Christlichem zu erwarten ist. Wir begreifen daher zwar wohl, wie der Verf. sich zu einer warmen Apologie wider Straussische und Baursche Einwürfe hat können hinreissen lassen; aber wie dieses hier nicht nothwendig erforderlich war, so brauchen wir auch in der Beurtheilung nicht weiter darauf einzugehen. Der Verf. hat sich aber dadurch den Weg zu dem besten Theile seines Buchs gebahnt. Denn indem er so die Persönlichkeit Jesu Christi in ihrer

Beziehung zum griechischen Heidenthum dargelegt und die Wahrheit des Satzes erhärtet hat, dass in Christo die höchsten Ideen der Griechen ihre Verwirklichung, die Heilsahnungen und Heilshoffnungen derselben ihre Erfüllung gefunden haben, ist er zugleich im Stande nachzuweisen, wie die Idee des Weisen bei den Stoikern und die Idee eines mit göttlicher Auctorität begabten Inhabers der Wahrheit bei Lucian, die Idee des durch Leiden sich bewährenden vollkommenen Gerechten bei Platon, die Idee der Hellenen vom vollendet Schönen und endlich die vom Heroenthum und göttlichen Logos in Christo ihre volle und ausgeprägte Wahrheit empfangen haben, indem Christus der absolut Weise und König der Wahrheit, der vollkommene Gerechte und Heilige Gottes, der Schönste unter den Menschenkindern und endlich das ewige Wort und der Versöhner der Welt geworden ist. Sein Resultat stellt der Verf. darum so zusammen: Das Heil, nach welchem die vorchristliche Menschheit lechzte, ist durch Christus ausgewirkt, in seiner Person dargestellt. Der wahrhaftige, historische Christus ist es, in welchem nicht bloss alle Gottesverheissungen und Weissagungen des Alten Bundes Ja und Amen geworden, sondern auch die höchsten Ideen und Ahnungen der Griechen verwirklicht und erfüllt sind, so dass sich Griechenthum und Christenthum wesentlich zu einander verhalten, wie Lehre und Leben, Theorie und Thatsache, Idee und Wirklichkeit, Philosophie und Geschichte, dunkle und unbestimmte Heilsahnung und reale Heilsverwirklichung, Weissagung und Erfüllung.

Wenn nun in dem letzten Abschnitte die Wirkung des Christenthums auf die Griechen im Einzelnen wie auf das Volk im Ganzen geschildert wird, so ist natürlich, dass die Darstellung der Zeit näher rückt, welche die Geburt des Heilandes umgiebt oder auf sie folgt. Er hebt hier mit Recht die Herstellung der Würde menschlicher Persönlichkeit und den Einfluss des Christenthums auf die Entfernung der Sklaverei, auf das Familienleben, auf die Wiederherstellung und Heiligung der Ehe, wie auf die Erneuerung der verkannten Würde des weiblichen Geschlechts und die bessere Erziehung der Kinder, die Pflege der armen und schwachen Glieder der

Gesellschaft hervor. Aber am ausführlichsten ist die eine und hauptsächliche Frage erörtert worden, ob das Christenthum wirklich das griechische Volk regenerirt habe, oder ob es dasselbe nicht habe erneuern können oder wollen. Die verschiedenen Ansichten hierüber, die bereits in früher Zeit von Eunapius und Zosimus, in der Gegenwart von Stirm, Vilmar und R. v. Raumer aufgestellt worden sind, werden hier sorgfältig zusammengefasst. Des Verf.'s eigene Ansicht geht dahin: Weil das Christenthum nicht im Wege freier persönlicher Aneignung und freien persönlichen Glaubens in's heilsbegierige Herz aufgenommen wurde, übte es auch nicht seine sittlich erneuernde Kraft an denen aus, die sich nur äusserlich zu ihm bekannten. Ein wesentliches Hinderniss dieser Neubelebung war aber, dass durch Constantin d. Gr. das Christenthum gewaltsam zur Staatsreligion gemacht wurde. Aber freilich die Hauptursache ruht immer in dem Weisheitsdünkel des hellenischen Geistes, der Alles nur als ein Object der Erkenntniss und Verstandesthätigkeit aufnahm, und in der Verkehrung des Christenthums in Philosophie. Hieraus ist der Charakter der ältesten christl. Kirche, der lange ein überwiegend griechischer war, wenigstens zu einem grossen Theile wohl zu erklären. Daher kommt es auch, dass die Entwickelung der griechischen Kirche von Constantin bis zum zehnten Jahrhundert hin vorwiegend eine Geschichte der Lehrstreitigkeiten gewesen ist, aus denen das Leben und die Gotteskraft zur Seligkeit nicht hervorging.

Das Buch Nr. 4, die letzte, als theures Vermächtniss zu betrachtende Gabe des seitdem heimgegangenen trefflichen Naegelsbach, ist ein unschätzbarer Gewinn für die Wissenschaft auf einem Gebiete, wo Mancher noch sich scheut seine Kraft und Geschicklichkeit zu beweisen, als vertrüge sich der Ernst einer tieferen christlichen Auffassung nicht mit der Strenge philologischer Gelehrsamkeit. Wohl gehörte darum der Muth einer von lebendiger Ueberzeugung durchdrungenen Seele dazu, um ein bedeutendes und schwieriges Stück der ganzen Arbeit, für die sich leicht immer neue Ergänzungen darbieten, mit Sorgfalt und Genauigkeit zu umspannen. Dieser Muth vereinigte sich mit wahrer Demuth

in der seltenen Gewissenhaftigkeit und unerschütterlichen Wahrheitsliebe des edlen Verf.'s. So konnte er, während er sich selber nie genügte, ein vortreffliches Werk schaffen, das für die folgenden Zeiten, auch wenn manches Einzelne wird hinzugefügt, abgethan oder modificirt werden müssen, die feste Grundlage bleiben und für weitere Forschungen eben so massgebend als anregend sein wird. Er hat es dabei verschmäht, die reichen Ergebnisse seiner langjährigen Studien in äusserlich hervortretender Weise zusammenzustellen; vielmehr würde er es sogar manchen Lesern bequemer gemacht haben, wenn er die zahlreichen, ausführlich im Original mitgetheilten Beweisstellen aus dem Texte in besondere Anmerkungen verlegt hätte. Doch wollen wir das nicht mit Heinr. Leo (Ev. K.-Ztg. 1857. Nr. 78) tadelnd an dem Buche hervorheben, weil wir auch selbst in dieser Form die eigenthümliche Gewissenhaftigkeit des Mannes ehren, und weil bei einer sorgfältigen Lesung des Buchs eine wirkliche Schwierigkeit nicht daraus erwachsen kann.

Als Grundlage und Quelle des religiösen Volksglaubens wird die Literatur, die poetische wie die prosaische, angesehen, und man könnte allerdings dabei gleich die Frage aufwerfen, ob nicht in der Kunst, in den Cultusformen, den mythologischen Symbolen etc. mindestens auch unverächtliche Zeugnisse dieses Volksglaubens enthalten sein mögen. So viel ist indessen gewiss, dass namentlich die Dichter des Alterthums der Ansicht und Auffassung des Volks bei weitem näher gestanden haben, als bei uns, und dass, wenn eine vorsichtige Anwendung gemacht wird, allerdings ein kräftiges und volles Ergebniss daraus gewonnen werden kann. Auch umfasst die Darstellung die für die Geschichte des griechischen Volks wichtigste Periode, seine Erhebung und seinen Fall, den Zeitraum seiner grössten Blüthe und reichsten Entwickelung sowohl in literarischer wie in politischer Beziehung; seine bedeutendsten Schriftsteller fallen in diese Zeit, und nur wenige Philosophen und Geschichtschreiber, die auch schon dem Volke immer ferner gestanden haben, gehören einer späteren Zeit an. Wenn wir bedauern, dass der Verf. seine Darstellung mit Alexander dem Grossen begränzt hat,

so können wir es nur um deswillen, weil eine weitere Fortführung von derselben geschickten Hand leider nicht mehr möglich ist.

Die Darlegung zerfällt in 8 grössere Abschnitte: 1) die Gottheit; 2) die Vielheit der Götter und die Gliederung der Götterwelt; 3) die Götter und die unpersönlichen Gewalten; 4) die Gotteserkenntniss und die Offenbarung; 5) die praktischen Folgen der Gotteserkenntniss, die Frömmigkeit und Sittlichkeit (εὐσέβεια und σοφροσύνη); 6) die Sünde und die Sühnung; 7) der Mensch im Leben und im Tode; 8) die Auflösung des alten Glaubens. Vor dem letzten Abschnitte geht noch ein Rückblick vorauf, der die Erweiterung und Umbildung der religiösen Weltanschauung seit Homer darstellt. Diese beiden letzten Abschnitte weisen zugleich auf eine innere Schwierigkeit bei der Bearbeitung des Gegenstandes hin; es ist dieselbe, die auch anf anderen Gebieten Statistisches und Historisches, Zuständliches und Gewordenes, mit einander zu vereinigen hat, hier aber noch um so schlimmer, als es sich um eine geistige Sphäre und um eine Ideenwelt handelt, in welcher nur zu oft keine Andeutungen zu finden sind, ob die in einer Zeit sich findende Vorstellung auch in einer früheren oder späteren vorausgesetzt werden dürfe, ob sie als eine plötzlich auftauchende anzusehen oder mit einer anderweitig vorkommenden in Verbindung zu setzen sei. Es stehen zwei bestimmte Forderungen hier neben einander und zum Theil einander entgegen: die Durchführung einer bestimmten religiösen Idee nach ihrem Ursprung und ihrer weiteren Entwickelung durch eine weite Zeit hindurch, daneben aber die Veränderung und Fortbewegung einer jeden Epoche in der charakteristischen Verschiedenheit ihrer religiösen Gesammtauffassung. Daher ist es auch gekommen, dass zwei geschichtliche Abschnitte ihren wohlberechtigten Platz in dem Ganzen gefordert haben, und der eine derselben sich sogar in die gleiche (formell nicht ganz berechtigte) Reihe mit den anderen hineingedrängt hat. Von den übrigen Theilen der Gesammtdarstellung stehen einige wohl in einer näheren Beziehung zu einander, als die Gruppirung es augenblicklich erkennen lässt. Man könnte darum auch den ganzen

Stoff in ein theologisch-dogmatisches, ein psychologisch-ethisches, ein hamartologisch-hilastisches und ein anthropologisch-eschatologisches Element zerlegen.

Bei der Charakteristik des antiken Glaubens vom Wesen der Gottheit kommt es hauptsächlich darauf an, den Grundunterschied zwischen der göttlichen und menschlichen Natur zu finden. Wie die Schwäche der menschlichen Natur nach der Anschauung des Alterthums in ihrer Hinfälligkeit und Vergänglichkeit liegt, so beruht die Stärke der göttlichen auf ihrer unverwüstlichen Dauer. Das ist schon der homerische Glaube und er klingt überall nachher durch, wenn auch nicht in bewusster Reflexion; die Ewigkeit der Götter macht die allgemeine Grundlage der göttlichen Wesensbestimmtheit aus. Denn in allem Uebrigen, selbst in der Allmacht und Weisheit, ragen die Götter mindestens nicht wesentlich, sondern höchstens graduell über die Menschen hervor. In Bezug auf das Allvermögen ihres Könnens bildet sich nach den schwachen Anfängen der homerischen Vorstellung die Idee eines leichten, mühelosen Wirkens der Götter aus, was sich allmählig zu einem geistigen Wirken ohne leibliche Nähe erhebt. Wenn aber auch jedenfalls der höher potenzirte Begriff der christlichen Vorstellung von der Allmacht nicht erreicht worden ist, so darf doch auch das Wunder aus der hellenischen Religionsidee nicht entfernt werden, wie schon G. W. Nitzsch mit überragender Meisterschaft in der Heldensage nachgewiesen hat, und wofür Autoritäten so verschiedener Art und Zeit, wie Pindar und Pausanias, ein deutliches Zeugniss ablegen. In reicherem Maasse haben die Alten sich mit der Idee der göttlichen Strafgerechtigkeit beschäftigt; diese erscheint als ein ewig gültiges, uraltes, von dem höchsten der Götter selbst gewährleistetes Princip der Weltordnung, und was schon Homer sich denkt, dass es für den Frevler, der in diesem Leben nicht büsst, noch in der Unterwelt eine Strafe geben muss, das wird aus solcher keimartigen Vorstellung des ionischen Sängers durch Pindar und Aeschylos zu vollständiger Entwickelung gebracht. Freilich fehlt auch da noch viel, dass eine genügende Theodicee gegeben wäre; vielmehr bleibt manches Unerklärbare übrig,

namentlich erhält nicht Alles, was ihn verdient, seinen gerechten Lohn. Die Alten haben daher nicht den Trost und vermögen nicht etwanige Zweifel an der distributiven Gerechtigkeit der Götter niederzuschlagen durch eine Ueberzeugung, dass der vielleicht sogar mit Leiden heimgesuchte Fromme jenseits Lohn und Ersatz finden werde; wenigstens kommen nur vereinzelte schwache Anklänge davon vor. Aber noch viel weiter steht die griechische Vorstellung ab von der Heiligkeit, am weitesten von der Liebe der Götter; denn zwar hat er wohl das Bewusstsein, dass die Gottheit das Böse nicht bloss äusserlich straft, sondern auch innerlich hasst und dem Menschen verargt. Ja, es ist anzuerkennen, dass die der hellenischen Vorstellung so eigenthümliche, aber auch so geläufige Nemesis nicht als ein Theil der göttlichen Strafgerechtigkeit mehr gefasst werden kann, sondern vielmehr die Herstellung des rechten Verhältnisses zwischen Gott und den Menschen sein soll. Ueber den richterlichen Act hinaus erfasst es also ein eigentlich versöhnendes Element. Aber unmöglich konnte eine wahrhafte Heiligkeit in dem Gottesbegriffe sein, in welchem zugleich das satanische Element der Bethörung und der Verführung des Menschen zum Bösen gedacht wurde. Und diess war nicht etwa bloss da der Fall, wo zur Strafe für das Begangene eine neue Schuld über den Menschen verhängt wird (θεοβλάβεια, vergl. die Verstockung), sondern vor allen Dingen bei solchen, an welchen die reine Unschuld und völlige Nichtbetheiligung zu erkennen war. Und was die Liebe betrifft, so sucht der Mensch wohl einen Gott, den er nicht bloss zu fürchten braucht, aber ein Ausspruch, wie der schöne Juvenalische: „Der Mensch ist den Göttern theurer als sich selber", klingt sehr vereinzelt durch das ganze Alterthum, das sich zu der Idee einer speciellen Providenz nicht zu erheben vermochte. Eine Vorsehung ist überhaupt ohne Heiligkeit und Liebe nicht denkbar; ja man kann sie überall nur da eigentlich verstehen, wo das rechte Verhältniss zwischen der Gottheit und der Welt gedacht wird. Aber so hoch auch der Grieche von der göttlichen Welterhaltung und von dem Einflusse der Götter auf die menschlichen Dinge, die nicht ohne sie geschehen können,

denken mochte, so fehlte ihm doch die Idee der Weltschöpfung ganz. Der Grieche kennt nur eine aus dem Chaos sich selbst erzeugende, aber nicht von der Gottheit frei geschaffene Welt. Selbst die Urgötter sind nicht von Ewigkeit her, sondern erst im Verlaufe des kosmogonischen Entwickelungsprozesses entstanden. Die Gottheit schützt daher auch zwar die sittliche Idee, aber sie hat kein ursprüngliches und schöpferisches Verhältniss zu ihr. Daher fehlt auch der so überaus wichtige Begriff der göttlichen Zulassung in der Auffassung des Griechen, und er kann sich Manches denken, was ohne göttliche Mitwirkung vor sich geht. Mit einem Worte, wir sehen auch hier, was uns als das Endergebniss der gesammten hellenischen Religionsentwickelung entgegentritt: „Der gottverwandte Geist des Menschen strebt hoch empor, um sich eine Gottheit zu erschaffen, wie er sie bedarf; aber was er sich denkt und erfindet, vermag er weder festzuhalten, noch weniger bis zu reiner Erkenntniss zu vollenden."

In der Gliederung der Götterwelt, die den zweiten lehrreichen Abschnitt des Buches bildet, kann man die Beihülfe mythologischer Erkenntniss am lebhaftesten wünschen, wenn sie auch bei einer Darstellung, die ihre Berücksichtigung sich nicht zum Ziele gesteckt hat, nicht vermisst werden darf. Die Ausbeute derselben gehört überhaupt der Zukunft an, erst in den letzten Jahren hat sich ein neuer Eifer mit Geist und Gelehrsamkeit auf die richtige Behandlung dieses Zweiges gelegt, von der grosse Frucht zu hoffen ist; aber eine Zeitlang früher war grade die Mythologie dergestalt entweder zu einem dürren Erdreich geistloser Compilationen oder zu einem Spielplatze der willkürlichsten Hypothesen gemacht worden, dass manchem ernsten und unbefangenen Philologen die Lust zur Beschäftigung damit verleidet war. Nichts desto weniger ist der Gewinn auch von diesem Theile der Naegelsbach'schen Darstellung gross, ja grösser vielleicht, als wenn ein anderes Gebiet noch dazu herangezogen worden wäre.

Die sittliche Beschränktheit der Götter hängt mit ihrer Vielheit zusammen; so wie diese Veranlassung ward für die reich sich entfaltende künstlerische Darstellung, so musste sie auch die Beschränktheit der einzelnen Götter darlegen.

Es lag also in der griechischen Welt eine pandämonische Weltanschauung, die den Gott von der Welt nicht scheidet, weil sie jede andauernd wirksame Macht, jede perennirende Potenz zu einer Gottheit macht. Aber daneben fühlte der Grieche ein entschieden theistisches Bedürfniss, er muss sich Götter schaffen, die nicht blos in, sondern auch über der Natur stehen und ein selbständiges Leben führen. Und diese Richtung siegt allmählig immer mehr und mehr, und der Grieche wird sich des Gegensatzes jener beiden Richtungen immer deutlicher bewusst. Näher auf das Einzelne einzugehen ist hier nicht möglich; nur so viel muss bemerkt werden, dass das sogenannte Zwölfgöttersystem, das weder in der Zahl, noch in den Personen jemals eine bedeutende Veränderung erlitten hat, erst in dem von N. dargestellten Zeitraum sich gebildet hat, sich bei Homer und Hesiod noch nicht findet und mehr aus einem doctrinellen Bedürfnisse des religiösen Glaubens, als aus einer Forderung des Cultus hervorgegangen ist. Wir möchten dieses System selbst als ein Mittel ansehen, wodurch der griechische Geist sich der Vorstellung von einer unendlichen Vielheit von Göttern erwehrt hat. Diess steigert sich zu einem Zuge des Monotheismus, der von nun an mit dem Polytheismus des Volksglaubens einen bald mehr, bald minder siegreichen Kampf eröffnet. Während die eine Richtung Alles in dem Obersten der Götter zu einigen bemüht ist, wirkt die andere trennend und vereinzelnd. Am interessantesten zeigt sich dieser Zug in dem späteren Bestreben des Griechen, Alles, wie in dieser homerischen Welt, auf einen höchsten absoluten Willen zurückzuführen, er nimmt zu den Ende aus der homerischen Zeit die Vorstellung von der Moira hinüber. Der persönlichen, jedoch nicht absoluten Macht des Zeus steht eine unpersönliche, aber absolute Macht gegenüber, der lichten, fassbaren Herrlichkeit eines persönlichen Götterkönigs die dunkle gestaltlose Starrheit eines unpersönlichen Schicksals. Beide aber treten in ein gewisses Wechselverhältniss zu einander: Je höher in der Vorstellung von Zeus das monotheistische Element zu stehen kommt, desto mehr sinkt die Macht der Moira und umgekehrt. Diess geschieht aber nicht etwa nach ein-

ander, sondern zu gleicher Zeit. Diess ist eins der lehrreichsten Ergebnisse, das wir aus dieser Forschung gewinnen. Es offenbart uns auf das Deutlichste, wie eine vollkommene Befriedigung auf diesem Wege für den suchenden Menschengeist nicht zu gewinnen ist. Der Grieche hat sich noch eine unpersönliche Macht, die Tyche, geschaffen, von der Homer noch nichts weiss. Sie ist ein Bild der wechselvollen irdischen Begebnisse, diese für sich und ohne Zurückführung auf göttliche Urheber betrachtet; sie stellt lediglich die blinde Zufälligkeit alles Seins und Werdens dar und ist ein eitler Schemen, der für Geist und Gemüth gleich wenig Inhalt bietet. So wird denn am Ende das gesammte Weltwesen nicht mehr von einer selbst in ihrer Starrheit und Leblosigkeit noch grossartigen, sondern von einer gehaltlosen, nur im Wechsel beständigen Macht beherrscht, welche den Stolz des seiner selbst gewissen Menschen zum Trotze gegen sich reizt. Der griechische Volksgeist kommt zuletzt bei einem völligen Nichts an, und die bittere Frucht eines ruhelosen Suchens nach Gott, das von keiner Offenbarung weiss, giebt sich unzweifelhaft zu erkennen.

Mit besonnener Mässigung und Wahrheit wird die Wirksamkeit des delphischen Orakels auf eine meist politische Bedeutung zurückgeführt. Es war in der besten Zeit ein höchstes Tribunal, überhaupt ein Vereinigungspunct, der bei der sonstigen Zersplitterung des Landes und bei den fortdauernden Zerwürfnissen in sittlicher und politischer Hinsicht gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann, indem er in der Leitung der griechischen Politik seine Hauptwirksamkeit hatte und weitaus mehr befehlend und anordnend, als wahrsagend verfuhr, daher auch mit dem Verfalle der politischen Selbständigkeit nothwendig sinken musste.

Wie in Allem, hat N. auch in dem eigentlich ethischen Elemente neben dem Eigenthümlichen und Schönen der hellenischen Anschauung auch die ihr gesteckte Schranke genau zu bezeichnen nicht versäumt. Denn in demselben wird das christliche Hauptmotiv des sittlichen Handelns, die Liebe zu Gott und den Brüdern, vermisst. Hatte die Gottheit keine freie sittliche Liebe zum Menschengeschlechte als solchem

sondern nur zu Einzelnen, so kann die Vorstellung von ihrer Macht auch nur Furcht und ehrerbietiege Scheu, aber keine Liebe erzeugen. Ist ferner die schönste, unwandelbarste und am stärksten festgehaltene Eigenschaft der Götter die Gerechtigkeit, so ist diess auch die höchste menschliche Tugend. Und doch sucht der Grieche nicht bloss das Seine, sondern auch das, was des Andern ist, und ist der grossartigsten Selbstverleugnung fähig. Das aber wirkt die Kraft der Vaterlandsliebe, und in ihr hat der Grieche, so weit Menschenaugen reichen, das Schönste gethan.

Aus der Lehre vom Sühnopfer heben wir Folgendes, wenn es auch kein unbestrittenes Resultat ist, als ein Wesentliches hervor. Das griechische Sühnopfer ist ein Opfer wie jedes andere, es findet sich in diesem Zeitraum nirgend eine Andeutung, dass sich in der griechischen Vorstellung an das Thieropfer der Begriff einer Stellvertretung knüpfe, kraft welcher der Sünder Leben und Seele des Thiers anstatt der seinigen darbringe. Von Andern wird ein solcher stellvertretender Charakter jedoch eben so bestimmt angenommen und namentlich von E. Braun in seiner Griechischen Götterlehre S. 364 aus einem uns überlieferten Zuge des Apollocultus gefolgert. Wenn aber auch N. dem sühnenden Thieropfer den stellvertretenden Charakter nach der Ansicht der Alten entschieden absprechen zu müssen glaubt, bestreitet er darum doch keineswegs den Begriff der stellvertretenden Genugthuung zur Sühnung eines Frevels bei den Griechen überhaupt. Nur hat sie immer die Ableitung des einer Vielheit drohenden Untergangs auf ein einziges Haupt zur Absicht und Wirkung, der Begriff der Stellvertretung aber knüpft sich lediglich an das Menschenopfer an. Im Uebrigen unterscheidet nun allerdings der Grieche die Sühne (ἱλασμός) von der sie ergänzenden Reinigung (κάθαρσις), die das am Sünder klebende μίασμα der Schuld entfernen soll, aber diese Forderung kommt erst nach Homer vor, und N. lässt mit Recht auch hier die Beschränkung eintreten, die vor der Vermischung mit christlichen Begriffen bewahren kann. Denn wenn dagegen Preller (Griechische Mythologie 1, S. 179) dem Apollon die Versöhnung und Erlösung von

allen den Körper verzehrenden und den Geist umnebelnden Sünden und Schäden zuschreibt, so scheint das zu weit gegangen zu sein, wenn wir die Erlösung nicht in einem abgeschwächten Sinne verstehen wollen. Aber freilich ruft eine Religion, welche die Sünde als eine Empörung des menschlichen Uebermuths gegen das gottgeordnete Maass betrachtet, unausbleiblich in dem Menschen das Bedürfniss hervor, der Möglichkeit göttlicher Verzeihung für das begangene Böse durch Sühnmittel versichert zu sein. Wenn nun aber diese Mittel als unzureichend erscheinen, sucht man ausserhalb des eigenen Landes und Volkes sacra peregrina, um sich dadurch Beruhigung zu verschaffen. So sind im Zeitalter der Pisistratiden die orphischen Weihen entstanden und haben eine zum Theil weite Verbreitung gefunden. Sie wurden ohne staatliche Anerkennung von den Orpheotelesten vollzogen, welche ein sich kund gebendes Bedürfniss für schlechte Zwecke ausbeuteten und darum bei den Besseren ihrer Zeit in keiner Achtung standen. Auf ähnliche Weise sind die Griechen zu den samothrakischen Mysterien (die sich auf die Schifffahrt und auf die Abwendung der ihr drohenden Gefahren beziehen), besonders aber zu den dionysischen und eleusinischen Mysterien gekommen. Der Mensch wünscht von den Mühen der Erde entlastet und einer dauernden Glückseligkeit nach dem Tode versichert zu sein; er findet aber die Beseligung und Entlastung hier auf Erden in den dionysischen, den Trost und die Beruhigung für das Jenseits in den eleusinischen Mysterien. Die Lehren, die hierdurch verbreitet wurden, fanden vielfachen Anklang, und als später die Philosophie sie entbehrlicher zu machen begann, hatten sie schon zu lange Zeit bestanden und waren mit dem Leben der Nation zu tief verwachsen, so dass ihre Fortdauer, wie die der Orakel, gesichert war, bis das altgriechische Leben auch in seinen letzten Erscheinungen erlosch. Ein Hauptpunct darin musste aber die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele sein. Der Glaube an diese schlug nie recht feste Wurzeln im Volke, die Menge blieb vielmehr bei der homerischen Vorstellung stehen; der ausländischen Lehre haben mindestens nicht alle Griechen

Glauben geschenkt, sondern nur Einige und die Auserwähltesten, wie Platon. Sie ist also nicht Gemeingut geworden, sondern im Grunde Sache der Speculation geblieben. Aber ein wesentlicher Fortschritt wurde doch in psychologischer Beziehung gewonnen: Das wahre menschliche Ich war nun nicht mehr, wie bei Homer, der Leib, sondern die Seele (ψυχή), welche, wenn auch noch anima, doch nicht mehr blos anima, sondern bereits auch animus und als solcher Inhaber und Träger des gesammten geistigen Lebens ist.

Es ist lehrreich, den überaus kundigen und geistvollen Verf. auch da zu begleiten, wo er die Fortschritte und Ausartungen der religiösen Ideen, wie nicht minder den Antheil verfolgt, den die einzelnen Dichter und Philosophen an dem Einen, wie an dem Andern gehabt haben; aber wir dürfen hier nicht weiter darauf eingehen. Das aber ist und bleibt das bedeutende und unvergessliche Verdienst dieser Arbeit, dass mit eben so sinniger Liebe der religiöse Gehalt der uns entgegentretenden Ideen erforscht und nachgewiesen, als mit behutsamer Ehrfurcht die Grenzlinie zwischen dem, was menschliches Sinnen und Streben durch einwohnende göttliche Kräfte zu erreichen im Stande gewesen ist, und dem, was die Offenbarung dem Menschen als reine Gottesgabe gebracht hat, bewahrt worden ist. Möchte in diesem Sinne und Geiste die zu Ende gegangene Wirksamkeit des theuren Verf.'s eine reiche Nachfolge finden!

Gerade in dem hier bezeichneten Puncte unterscheidet sich das Werk Nr. 5 von dem eben zuvor beurtheilten; was wir dort als ein Verdienst, müssen wir hier als den grössten Mangel bezeichnen. Aehnliches ist auch schon von Andern an den nicht unbedeutenden Leistungen bemerkt worden, die wir seit einer Reihe von Jahren aus dem Schoosse der katholischen Kirche hervorgegangen sehen, und unter denen die von v. Lasaulx, Döllinger und Sepp mit der grössten Achtung hervorzuheben sind. Vielleicht lässt sich an der gegenwärtigen Arbeit etwas deutlicher der Ursprung eines solchen Verfahrens erkennen, wodurch uns auch in Bezug auf die Abweichungen im Einzelnen Manches klarer werden würde. Ein wesentlicher Punct scheint hier die Annahme

einer Uroffenbarung zu sein, die, nächst der Schöpfungsoffenbarung in der Natur, auf das Heidenthum den grössten und weitreichendsten Einfluss gehabt haben soll. Sie gilt dem Verf. (S. 417) als der Inbegriff alles göttlichen Redens zu den Menschen von Adam, dem Stammvater des menschlichen Geschlechts, bis auf Abraham, den Stammvater des auserwählten Volkes. Er sieht es als eine nothwendige Folgerung der geschichtlichen, wie der dogmatischen Betrachtung der Sache an, dass es in der Uroffenbarung keinen Punct gebe, der für das Heidenthum schlechthin geleugnet werden könnte, dass jeder Theil in das Heidenthum übergegangen und darin forterhalten sein könne, möge er sonst Gestalt und Farbe auch vielfach verändert haben. Auf der andern Seite sei einleuchtend (S. 424), dass Alles und Jedes im Heidenthume, was dem Einflusse der Uroffenbarung zugeschrieben werden soll, in ihr auch einen wirklichen Anhaltspunct haben müsse. Diess wird gewöhnlich in zwiefacher Weise nicht recht beobachtet. Zuerst hat man Uroffenbarung und Urgeschichte nicht streng geschieden; die Urgeschichte aber setzt sich aus blos natürlichen und übernatürlichen Elementen zusammen, zur Uroffenbarung kann dagegen selbstverständlich nur das gerechnet werden, was sich als übernatürliches Element erweist. Die Anfänge einzelner religiöser Cultushandlungen, Gebet, Opfer, Reinigungen, Weihen will der Verf. nicht auf unmittelbare göttliche Einsetzung zurückführen, sondern aus der thatsächlichen Verfassung der menschlichen Natur erklären; ebenso den Ursprung des Gottesbewusstseins nicht in der Uroffenbarung, sondern in der Schöpfungsoffenbarung Gottes suchen. Der Verf. nimmt an, wie der rein natürliche Zustand durch die Uroffenbarung, so sei die Uroffenbarung ihrerseits durch das Judenthum, und das Judenthum wieder durch das Christenthum vervollkommnet und gleichsam vollendet worden. Da der Uebergang des einen in das andere inhaltlich sich nicht scharf scheiden lasse, liege die Versuchung sehr nahe, da, wo Heidnisches und Christliches sich gegenüberstehen, Letzteres zu dem Heidenthum fast in dasselbe Verhältniss zu setzen, welches doch nur die Uroffenbarung zu ihm einnehme. Doch

könne man auch nicht behaupten, dass der ganze Inhalt der göttlichen Uroffenbarung uns durch die kurze Erzählung der Bibel vollständig bekannt werde, es könnten sich vielmehr im Heidenthum göttliche Offenbarungselemente vorfinden, die in der Bibel gar keine Aussprache erhalten hätten. Allerdings wird hierdurch für die vergleichende Forschung eine grosse Gefahr bereitet, aber diese entgeht der bewussten Beobachtung des Verf.'s nicht, und wir dürfen daher um so mehr den Maasstab seiner eigenen Grundsätze an seine Beurtheilung legen. „Sehr oft sind die Aehnlichkeiten zwischen Heidnischem und Christlichem rein äusserlich, nur scheinbar und trügerisch: auch bei vielen wirklich überraschenden Uebereinstimmungen ist die heidnische Vorstellung durchaus nicht mit der christlichen sofort (?) zu verwechseln und ihr gleichzustellen." Diess hat Andere dazu geführt, überhaupt auf diesem Gebiete mehr abwehrend zu verfahren und nur dasjenige, was als in nothwendiger Uebereinstimmung mit den Offenbarungslehren stehend sich logisch erweisen lässt und sich gleichsam von selbst ergiebt, in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Andere haben den Unterschied zwischen dem Heidenthume und Judenthume hinreichend zu wahren geglaubt, wenn man dem einen die continuirende Offenbarung Gottes mit dem positiven Gesetze zugebe, dem anderen aber sporadische oder vereinzelte Bezeugnngen Gottes ohne das positive Gesetz einräume. Der Verf. endlich meint, man gehe bei Auseinandersetzung des Heidenthums mit der Uroffenbarung nur insoweit sicher, als man das allein als Uroffenbarung voraussetze, was durch das Zeugniss der heiligen Urkunden als solches verbürgt sei.

Wir erkennen hierin den einen der beiden Abwege, auf welche nach unserer Ueberzeugung die Forschung und Auffassung auf diesem Gebiete nicht gerathen darf. Es ist nicht unsere Aufgabe, an dieser Stelle die ganze Idee der Uroffenbarung, für welche die heilige Schrift uns keine weiteren Anknüpfungspuncte bietet, der aber eine solche Bedeutung beigelegt wird, dass die christliche Offenbarung nur als die Vollendung derselben gilt (S. 495.), mit den daraus sich

ergebenden Consequenzen zu beleuchten; aber das ist unverkennbar, dass es die erste Aufgabe sein muss, die Arbeit des religiösen Geistes in der Heidenwelt in rein historischer Weise unbefangen zu prüfen und das Ergebniss an sich gründlich und genau zu messen, nicht aber da und so weit eine Offenbarung in demselben und eine demgemässe Zusammenstimmung mit der christlichen Wahrheit zu finden und anzunehmen, als es dem Christenthume selber passt, eine solche darin zu erkennen. Wir hüten uns freilich eben so sehr vor dem anderen Abwege derer, die das Menschliche mit dem Fleischlichen und Sündlichen für gleichbedeutend nehmen ued daher in allem Heidenthume nur das Feld satanischer Wirksamkeit erkennen können, wonach denn allerdings alle religiösen Anschauungen Carricaturen der Wahrheit, alle heiligen Gebräuche Ausflüsse teuflischer Macht, alle sittlichen Eigenschaften glänzende Laster sind. Zwischen beiden scheint uns die richtige und gesunde Ansicht in der Mitte zu liegen. Der Mensch hat allerdings einen Keim zu religiösen Ahnungen und Anschauungen, wenn auch nur, wie die Kraft eines gebrochenen Lichtes, durch die Gottesebenbildlichkeit behalten; aber alle in ihm so gebliebene und in seine Seele hineinleuchtende Wahrheit erscheint nie anders, als in der durch die Sünde getrübten Gestalt irdischer Beschränktheit. Es ist das Residuum der Gotteskraft seiner Schöpfung in dem ganz und rein menschlichen Wesen; daher das Correlat, zu welchem jedes Mal die entsprechende christliche Jdee den Inhalt, die volle Wahrheit, die tiefere Erfüllung giebt. Es kann daher das Christenthum, wie es einer anderweitigen Bestätigung überhaupt nicht bedarf, in keinem Stücke irgend eine Bewährung oder Beglaubigung, Förderung oder Berichtigung daher entnehmen; wohl aber können wir im grossartigsten Maasstabe erkennen, dass das Christenthum die vollste, tiefste und wahrste Befriedigung alles rein Menschlichen ist, und dass es keine sittliche Forderung, keine religiöse Idee, Anschauung oder Ahnung innerhalb der menschlichen Seele geben kann, die nicht hier zu ihrer Wahrheit und Vollkommenheit gelangte, zu der sie daher auch mit innerer Kraft ruhelos den Menschen treiben muss.

Nachdem wir hierin einen Hauptpunct unserer wesentlichen Meinungsverschiedenheit bezeichnet haben, glauben wir uns weiterer Einwürfe gegen die Ausführung und ihre Consequenzen enthalten zu dürfen, müssen dagegen die ganze Construction und Oekonomie des Werkes genauer darlegen. Es zerfällt in vier grössere Abschnitte oder Bücher, deren erstes Religion, das zweite Mythologie, das dritte Heidenthum, das vierte Verhältniss zum Christenthum überschrieben ist. Die Beweggründe zu einer so eigenthümlichen Eintheilung leuchten uns auch nach der vom Verf. gegebenen Darlegung nicht ein. Dass von der Bewahrung eines geschichtlichen Fadens hierbei nicht die Rede sein kann, versteht sich von selber; aber es ist überall auch mehr eine methodologische Reflexion über den in Rede stehenden Gegenstand als eine dogmatische Ausschöpfung des in allen überlieferten Denkmalen niedergelegten religiös-sittlichen Stoffs. Während daher die Darstellung Naegelsbachs nicht einen einzigen Satz vorbringt, der nicht mit einer entsprechenden Stelle oder Nachweisung belegt ist, findet man hier nur selten eine Beziehung zu den Aussprüchen der Alten, die nur bei besonderen Anlässen völlig sporadisch benutzt werden. Mehr bewegt sich dagegen die Auseinandersetzung um die für jeden Abschnitt vorhandene Literatur, und hier sind ein paar Mal recht reichhaltige, wenn auch keineswegs vollständige, (gerade besonders ausgezeichnete Werke fehlen an mehreren Stellen,) Uebersichten gegeben worden. Die Wahl und Abstufung jener vier Hauptgesichtspuncte aber; nach denen das Werk abgetheilt ist, wird etwa in folgender Weise vom Verfasser erläutert, woraus zugleich erhellt, wie vieles ausserhalb der nächsten Aufgabe Liegendes mit in dieselbe hineingezogen worden ist.

Eine Verständigung über den Begriff der Religion verlangt auch eine Einigung über den Ursprung und das Wesen des Menschen selbst. Als die lebendige Mitte der Religion erscheint aber die Idee Gottes; der Mensch trägt diese Idee in seinem Gottesbewusstsein, aber sie bleibt nicht im Inneren des Menschen verschlossen, sie dringt in die sinnliche Vorstellung ein, ringt nach Ausdruck und Dar-

stellung, bis sie dem Menschen gegenständlich und gleichsam verkörpert entgegensteht. Aber das Gottesbewusstsein wirkte auch bestimmend auf den Menschen ein, der Mensch muss mit seiner ganzen Natur Gott anerkennen. Durch die Wirksamkeit dieses zugleich natürlichen und übernatürlichen Verhältnisses entsteht der religiöse Cultus, als dessen wesenhafte Formen Gebet, Opfer, Orakel- und Mysterienwesen erscheinen; dabei kommen auch die Personen, Orte und Zeiten des Cultus in Betracht. — Wenn der Begriff der Mythologie dargelegt wird, muss auch Ursprung, Natur und Wesen des Mythus erklärt werden. Hierauf müssen die verschiedenen Betrachtungsweisen des heidnischen Mythus überblickt und der ganze mythische Stoff gegliedert werden. Er zerfällt aber in vier Mythenkreise, einen religiösen, einen physischen, einen geschichtlichen und einen geistigen. Die Betrachtung, wie dieser Stoff sich geschichtlich entwickelt und ausgebildet hat, ergiebt die Mythographie; wie wir der wahrhaften Erkenntniss desselben habhaft werden, die Mythendeutung; die Mythologieen aller Heidenvölker, als ein grosses Ganzes zusammengedacht, die allgemeine oder vergleichende Mythologie. — Neben dem Begriffe des Heidenthums müssen auch die Grenzen desselben festgesetzt werden; alsdann aber sind die verschiedenen im Heidenthume wirksamen Elemente zu entwickeln, zunächst das Naturgesetz, die Uroffenbarung in ihrer ganzen Tragweite für das Heidenthum, das Verhältniss zur göttlichen Gnade, die Heilsfähigkeit und das Wunder, der Einfluss und die Art des Dämonischen im Heidenthum. Erst hiernach ist eine moralische Würdigung des ganzen Heidenthums nach seinen Tugenden und seinen Lastern möglich; die Geschichte des Heidenthums aber kennt keinen andern Ausgang als Verfall in sich selbst und den Ruf der Völker nach göttlicher Erlösung. Erst dadurch ist das Verhältniss zum Christenthum zu bestimmen, wobei es sich aber nur um das reale Verhältniss handelt, alle abstracten Reflexionen ausgeschlossen sind. Die stofflichen Berührungen erledigen sich aber theils in den Uebereinstimmungen, die aus der Natur des Menschen, oder aus der Uroffenbarung Gottes herstammen, also im letzten Grunde auf göttlicher

Thätigkeit beruhen, theils in den Ueberlieferungen, die aus dem Heidenthume in das Christenthum übergingen und lediglich durch den geschichtlichen Anschluss des letzteren an das erstere bedingt sind. Nur dann lässt sich auch das typische oder vorbildliche Verhältniss als eine geistigere Beziehung besprechen und in einem mehr als trivialen Sinne zeigen, in wie fern das Christenthum die Erfüllung des Heidenthums ist.

Was nach dem Titel des Buchs wohl mit einigem Rechte erwartet werden dürfte, dass hier die religiös-sittliche Weltanschauung des gesammten Heidenthums in einem recht vollständigen und möglichst lebendigen Gemälde vorgeführt werde, geht freilich durchaus nicht in Erfüllung. Wir hätten uns wahrhaft gefreut, wenn wir hier die Lösung dieser schönen Aufgabe, der wir mit Recht, wenn auch erst in einiger Ferne entgegensehen dürfen, gefunden hätten. Vielleicht hat der Verf. schon dadurch, dass er das gesammte Heidenthum in seine Betrachtung gezogen, sich die Sache bedeutend erschwert, nicht blos, weil der Umfang zu kolossal, sondern auch die Beschaffenheit zu heterogen ist. Aber er ist auch zu sehr in den Aussenwerken stehen geblieben und hat sich nicht genügend in das Innere selbst hinein begeben. In seiner meist methodologischen Erörterung würden wir ihm vielfach zu widersprechen haben, am stärksten aber wohl in dem letzten Abschnitte, der das Verhältniss des Heidenthums zum Christenthume unmittelbar berührt. Denn hier sind, wie in den sehr geistvollen Darstellungen E. v. Lasaulx's, überhaupt die Uebereinstimmungen und Verwandtschaften weit stärker hervorgehoben als die Trennungen und Verschiedenheiten. Und gerade das müssen wir als ein hervorragendes Verdienst der Naegelsbach'schen Wirksamkeit auf diesem Felde anerkennen und betonen, während das Umgekehrte uns als ein eben so entschiedener Mangel, theilweise als eine bedenkliche Verirrung erscheint. Es giebt Puncte, die einander wunderbar ähnlich scheinen und doch in irgend einem, oft ganz geringfügigen Stücke, wesentlich verschieden sind: hier gilt es, ohne dass dem edel Menschlichen irgend etwas an seiner Ehre entzogen wird, den Abstand und Unterschied scharf hervorzuheben und in ein klares Licht zu stellen.

Wir haben auch eine Dichtung von der Sündfluth bei griech. und röm. Dichtern mit scheinbar nahverwandten Zügen; viele der hellenischen Heroen finden ihr Gegenbild in den begabtesten und begnadigtsten Männern Israels; das Umsehen im Mythus des Orpheus und in der Geschichte Lots, Jephtha's Gelübde und Iphigeniens Opferung, das Opfer des Elias (1. Kön. 18, 38.) und das des Hippokrates (Herodot 1, 59.), die Theophanien des A. T. und die Götterbewirthungen bei Philemon und Baucis haben manche unverkennbare Aehnlichkeit bei noch schlagenderem Gegensatze oder Unterschiede; aber auf eine solche genaue Abschätzung des Einzelnen, ohne welche hier doch keine grössere Resultate gewonnen werden können, hat der Verf. sich leider nicht eingelassen. Ueber die Theorie lässt sich viel streiten, und grade diese behandelt er mit Vorliebe. Er will zwar vor allen Uebertreibungen und Ausartungen warnen und wahren, aber er weist entschieden das Ansinnen zurück, als ob im Heidenthume überhaupt gar nicht von christlichen Begriffen die Rede sein könne. Es ist aber nicht genug, wenn er zugesteht, dass sie in der Weise dort nicht vorkommen, wie sie im Chrisenthume geläufig sind. Wir behaupten gradezu, dass es keine christlichen Begriffe ausserhalb des Christenthums gebe, weil ihnen entweder der Charakter fehlt, der sie zu spezifisch christlichen macht, oder die ewige Quelle, aus der diese allein fliessen können. Dagegen nimmt der Verf. gradezu eine Gemeinsamkeit von Begriffen, Lehren und Einrichtungen zwischen dem Christenthum und dem Heidenthum an. Diese Gemeinsamkeit sei aber nicht so sehr formell als materiell zu denken, sie beruhe nicht auf der subjectiven Anschauung, sondern auf dem dieser zum Grunde liegenden Stoffe. Dem Christenthume sei dieser Stoff gegeben in und mittelst der göttlichen Offenbarung, welche zu aller christlichen Entwickelung die Bedeutung und Stellung behaupte, dass die geistigen Fortschritte in sie hinein, nicht aber über sie hinaus führen; äussere Form und Darstellung vervollkommnen sich, gewinnen im Laufe der Zeit an Schärfe, Klarheit, Schönheit und Angemessenheit; der materielle Gehalt bleibe aber unverändert derselbe. In ähnlicher Weise nun, wie dem

Christenthume anerkanntermassen die göttliche Offenbarung stofflich zu Grunde liege, besitze auch das Heidenthum seine materiellen Voraussetzungen, ohne welche es selbst überhaupt gar nicht begriffen werden könnte. Zu diesen materiellen Grundlagen des Heidenthums gehörten nothwendig auch die Uroffenbarungen Gottes, um das nicht einmal in Rechnung zu bringeu, was aus den späteren Offenbarungen Gottes noch in das Heidenthum übergegangen sein könne.

Wir verkennen den Ernst und die Kraft des Geistes nicht, welche an den grossen und schwierigen Gegenstand in diesem Werke gesetzt sind, aber wir können nicht die befriedigende Lösung der Aufgabe darin finden, der wir mit Verlangen, sie komme von welcher Seite sie wolle, entgegensehen. Eine alle Kreise, Zeiten und Lebensformen umspannende Religionsgeschichte und Religionsdarstellung namentlich des classischen Alterthums, dessen abgesonderte Behandlung wir in diesem Stücke aus mehreren Gründen für rathsam erachten, ist eine der schönsten und werthvollsten Arbeiten, die uns die Wissenschaft bringen kann. Aber sie muss auf sorgsamem geschichtlichen Boden gepflanzt, und dabei sich der festen Schranke wohl bewusst sein, die sich auch um das edelste menschliche Sinnen und Denken herum gezogen findet. Wer sie in dem Geiste Naegelsbachs unternehmen und auf Grundlage vorhandener Vorarbeiten und umfassender neuer Studien bis zum Ziele führen kann, hat ein allen Fleiss und alle Mühe reichlich und dankbar vergeltendes Werk vollbracht.

---

6) Karl Friedrich von Nägelsbach's Homerische Theologie. Zweite Auflage, nach Auftrag des verewigten Verfassers bearbeitet von G. Autenrieth. Nürnberg, Geiger, 1861. XXXIV und 424 S. gr. 8.

7) Das Dämonium des Sokrates und seine Interpreten, von Dr. C. R. Volquardsen. Kiel, Schröder, 1862.

8) Platon's Idee des persönlichen Geistes und seine Lehre über Erziehung, Schulunterricht und wissenschaftliche Bildung. Von Dr. C. R. Volquardsen. Berlin, W. Hertz, 1860. VII und 192 Seiten. 8.

9) Das philosophische System Platon's in seiner Beziehung zum christlichen Dogma. Von Dr. Dietrich Becker. Freiburg im Breisgau, Herder, 1862. XII und 348 S. gr. 8.

10) Die Gotteslehre des Aristoteles und das Christenthum. Eine principielle Untersuchung von A. L. Kym. Zürich, Orell, Füssli & C., 1862. 46 S. 8.

Wir haben in diesen fünf Schriften das bahnbrechende Werk eines auch für diesen Zweig der Wissenschaft zu früh vermissten Meisters neben den beiden Erstlingsarbeiten eines jüngeren Philologen und dem eigenthümlichen Erzeugnisse, das aus der Feder eines katholischen Theologen geflossen ist, sowie endlich einer kleinen, aber gehaltreichen Monographie. Woher auch immer eine jede Bereicherung auf diesem, des pflegenden Anbaues noch immer sehr bedürftigen, Gebiete komme, sie wird mit dem freudigsten Danke begrüsst werden.

Nägelsbach hat das grosse Verdienst, nach den bald wüsten und planlosen Sammlungen, bald zerstreuten und vereinzelten Bemerkungen über religiöse und sittliche Erscheinungen und Aeusserungen des classischen Alterthums aus früherer Zeit zuerst an einem bestimmten Beispiele das ganze Verfahren methodisch geregelt und klar aufgewiesen zu haben. Hatte dem bisherigen Sammeln der Ideen über dieselben oder nahverwandte Gegenstände die unerlässliche gründliche Unterscheidung der Zeitalter und selbst der einzelnen Schriftsteller gefehlt, so war hier in glänzender Weise das Eigenthümliche desjenigen Dichters, der für das ganze Alterthum in Poesie und Prosa als Quelle gelten kann, in klarem und übersichtlichem Zusammenhange vorgeführt worden. Dieser treffliche Vorgang hat mehrfache Nachfolge gefunden. So wird die Unterscheidung der verschiedenen Perioden, nicht minder die mancher selbst gleichzeitiger Schriftsteller in immer stärkerem Umfange und immer schärferer Weise vollzogen werden können; auf diesem Wege wird es möglich werden, das Gemeinsame von dem Individuellen, das Volksthümliche von dem bloss Literarischen zu scheiden. Nur durch solche Vorarbeiten wird es möglich sein, dem letzten Ziele aller dieser Bestrebungen nachzukommen und die religiöse Gesammtanschauung des griechisch-römischen Alter-

thums, sowohl in dem, was sie erreicht hat, als auch in dem, was ihr mangelt, dem Christenthum gegenüber vollständig und überzeugend darzulegen. Es liegt nun hierbei die Besorgniss und sogar der Vorwurf nahe (und auch Nägelsbach ist davon nicht verschont geblieben), dass man christliche Ideen und Anschauungen auf die heidnische Vorzeit übertrage und sie den scheinbar oder wirklich verwandten Namen und Begriffen unterlege; ja, es gehen Manche so weit, dass sie für die Beurtheilung auch dieser Seite des Alterthums einen durchaus geschichtlichen Standpunkt verlangen und jede Würdigung seines religiösen Gehaltes nach einem anderen, auch dem vollkommensten, christlichen Maasstabe für völlig unzulässig erklären. In dieser Beziehung ist es aber als eine hohe der Wissenschaft widerfahrene Gunst zu betrachten, dass ein Mann von so seltener Lauterkeit und Gewissenhaftigkeit der Gesinnung wie Nägelsbach sich gerade einer so bahnbrechenden und massgebenden Arbeit unterzogen hat. Und man muss es in der That, wenn man nicht geradezu der Wahrheit in's Angesicht schlagen will, als ein besonderes Verdienst der Nägelsbach'schen Arbeiten hervorheben, dass sie mit gleicher Sorgfalt und Treue beflissen sind, den wirklichen Schatz des in eigener Erkenntniss und Denkkraft errungenen Gutes religiös - sittlicher Wahrheit dem Alterthume zu sichern, als jede Einmischung oder Herbeiziehung eines ihm fremdartigen Elements und eine Unterschiebung des höheren christlichen Gehaltes ferne zu halten.

Die Frage, wie sich die Erkenntniss der Göttermehrheit namentlich des griechischen Polytheismus zu dem überall erwachenden natürlichen Bedürfnisse göttlicher Einheit verhalte, nimmt beim Homer eine besondere Gestalt an. Dessenungeachtet wird auch sie von der neuerdings verhandelten Streitfrage berührt, ob man vielmehr einen monotheistischen Trieb im Polytheismus oder einen polytheistischen im Monotheismus erkennen solle. Diese zuletzt von F. G. Welcker in der Vorrede zu seiner griechischen Götterlehre III, 1. (Göttingen 1862.) besprochene Frage läuft entschieden letztlich auf die andere hinaus, ob der polytheistische Grundzug früher und ursprünglicher in der menschlichen Seele vorhanden

gewesen sei oder der monotheistische. Und diese hängt wieder mit der allgemeinsten Geschichts- und Weltauffassung zusammen, wornach entweder Alles aus den rohesten und mangelhaftesten Anfängen sich zu immer grösserer Vollkommenheit entwickelt, oder andererseits aus den gottgegebenen Anfängen der Gemeinschaft nach der durch die menschliche Schuld herbeigeführten Kluft und Störung unter stets erneuerten Gegenbewegungen allmählich die verlorene Einheit wieder gesucht wird. Von diesem Dilemma aus muss auch Preller's Ansicht, dass der reine, strenge Monotheismus, für welchen er einzig den jüdischen gelten lassen könne, überhaupt nicht der Anfang der Religionsgeschichte zu sein scheine, sondern erst das Resultat einer gewisen Epoche derselben, denn er beruhe wesentlich auf Abstraction und Negation, verstanden und beurtheilt werden. Denn während man den letzten Zusatz wenigstens für manche Völker bestreiten muss, kann man den Hauptsatz unter erläuternden Bestimmungen zugeben. Im Grunde muss man doch unbedingt das Bedürfniss des Menschen nach einheitlicher Auffassung des göttlichen Wesens behaupten, so schnell auch bei eingetretener Verfinsterung des hochmüthigen Menschensinnes der Verlust des ursprünglichen Bewusstseins von dem einen und wahrhaftigen Gott eintritt.

Der Homerische Mensch theilt nach Nägelsbach das unabweisliche Verlangen, dem gegliederten Organismus des Götterhimmels seinen Halt in einer allen Widerstand ausschliessenden Einheit zu geben, und er sieht das Ergebniss dieses Verlangens auch und besonders in der Ueberordnung des Schicksals, der Moira, über die Götterwelt, worin ein weiterer Versuch gemacht ist, das Bedürfniss des Menschengeistes nach monotheistischer Weltanschauung zu befriedigen. Hatte sich Naegelsbach schon bei seiner ersteu Bearbeitung der Homerischen Theologie ein entschiedenes Verdienst erworben, dass er den beiden vielfach vertretenen Ansichten, die Moira stehe über Zeus und Zeus stehe über der Moira, gegenüber eine vermittelnde ausführte, die uns in treffender psychologischer Naturgemässheit das Ringen des Menschen nach der verlangten Einheit und die Unfähigkeit desselben,

sie durch eigene Kraft zu begründen und dauernd festzuhalten, vergegenwärtigt: so hat er hiefür zwar vielfache Beistimmung, aber doch auch wiederum noch manchen Widerspruch gefunden, und Welcker hat in dem ersten Theile seiner griechischen Götterlehre geradezu den Satz aufgestellt: Moira und Gottes Wille oder Wirken sind Eins.

Im wesentlichen ist die Auffassung der älteren Ausgabe auch in dieser neuen Auflage festgehalten worden, und gewiss mit vollem Rechte. Je weiter auch die vergleichende Mythologie und Religionslehre vordringt, desto mehr wird sich eine so natürlich aus dem Menschengeiste hervorgehende Anschauungsweise als richtig und angemessen darstellen. Haben wir doch namentlich, wie in einer besonderen Bemerkung richtig erwähnt wird, in der deutschen Götterlehre ein völlig entsprechendes Analogon an einem personificirten Geschick und einem persönlichen Schicksal, an Ueber- und Unterordnung der Schicksalsmächte unter die Götter, also dasselbe ohnmächtige Schwanken des Menschengeistes zwischen persönlicher, aber beschränkter, und unbeschränkter, aber absoluter Auffassung. Ein gleiches Schwanken tritt daher naturgemäss auch in Bezug auf den menschlichen Willen ein, dem keine völlige Freiheit, aber auch andererseits keine unbedingte Gebundenheit zugeschrieben werden kann.

Ein anderer besonders schwieriger Punkt, der daher vielleicht auch noch nicht zur völligen Entscheidung gebracht worden ist, befindet sich in der Eschatologie, die in der letzteren Zeit auch noch anderweitige Darstellungen erfahren hat. Durch die Unsicherheit der Ausdrucks- uad Vorstellungsweise, die die Alten selbst schon davon hatten und bei der Dunkelheit der Sache haben mussten, ist hier manche irrige Auffassung herbeigeführt worden. Nägelsbach war zu dem Ergebnisse gekommen, dass dem Homerischen Menschen der Tod und der Zustand nach dem Tode als ein Unglück erschien, weil das Ich, das menschliche Selbstbewusstsein, die Existenz der sich selbst wissenden Persönlichkeit aufhört. Der Tod ist Scheidung der Seele vom Leib, die Seele, das Princip des animalischen, nicht des geistigen Lebens, verlässt den Leib, um in den Hades zu gehen. Der Geist vergeht

durch ihr Entschwinden nur mittelbar, insofern der Leib, der eigentliche Träger des Geistes, vom animalischen Leben verlassen, alle Fähigkeit verloren hat, die ihm zugehörigen Organe des geistigen Lebens in Bewegung zu setzen; die Seele wird zum Schatten, zum wesen- und bewusstlosen Scheinbilde des ehemaligen wirklichen Menschen. Dem verewigten Nägelsbach war es nicht mehr vergönnt, dieses zur völligen Klarheit hinauszuführen. Er sah (auch in der nachhomerischen Theologie) den Leib für den eigentlichen Menschen an, was von Andern bestritten worden ist, die vielmehr den in die Unterwelt gehenden Schatten dafür ansehen wollen. Nicht minder ist jene Scheidung des Lebensprincips in ein geistiges und körperliches in Zweifel gezogen worden. Aber die Schwierigkeit der Entscheidung liegt eben in der bisweilen schwankenden oder unsicheren oder wechselnden oder noch nicht zur Klarheit gereiften Vorstellung selbst. Ob der Geist oder der Leib in der Bestimmung des menschlichen Wesens prävalire, war sich der Homerische Mensch offenbar nicht genügend bewusst. Dass das in der Unterwelt schwebende Ebenbild des vormaligen Menschen die eigentliche Person desselben sei, wird man doch auf keinen Fall sagen können. Und dass man an dem Leibe, dem Leichname des Menschen mit einer gewissen Werthschätzung festhielt, mochte auf einer dunklen Ahnung von der Nothwendigkeit eines Leibes für die Fortdauer der individuellen Existenz beruhen, wurde überdiess durch den noch lange und in nicht geringem Umfange verbreiteten Gräbercultus der Heroen bestätigt. Auch schliesst sich daran die ganze übrige Entwickelung der psychologischen und eschatologischen Vorstellungen bis an das Ende des hellenischen Lebens in folgerichtiger Weise an, so dass, wenn auch Einzelnes noch zu modificiren sein wird, doch im Wesentlichen die ursprüngliche Nägelsbach'sche Fassung als bewährt bestehen bleiben wird. Auch hier, wie in dem ganzen, sehr sinnig vom Herausgeber behandelten Werke, hat derselbe durch Ergänzungen, weitere Ausführungen und beschränkende Andeutungen sich anerkennenswerthe Verdienste erworben, und es steht zu hoffen, dass das vortreffliche Buch in seiner neuen Gestalt sich der eifrigsten Benutzung von

Seiten der Theologen wie der Philologen zu erfreuen haben wird.

Die Schrift Nr. 7 behandelt einen einzelnen, aber allerdings nicht unwichtigen Punkt, der in der letzten Zeit Gegenstand einer mehrfachen Erörterung gewesen ist. Der Verfasser erreicht ein doppeltes Resultat, nämlich ein negatives und ein positives. Er weist nach, dass alle von den verschiedensten früheren Gelehrten und Philosophen aufgestellten anthropologischen und psychologischen Erklärungen des Dämoniums unhaltbar sind und dass die Erscheinung desselben sich auf kein Gesetz der Anthropologie und Psychologie zurückführen lässt, sondern letzteres ein singuläres ist. Wir können ihm in seiner Widerlegung aller der verschiedenen Beurtheiler aus alter und neuer Zeit nicht folgen, wollen uns vielmehr auf einen derselben beschränken, der vor anderen beachtenswerth erscheint und dem auch der Verfasser eine besondere Sorgfalt zugewendet hat, C. A. Brandis in Bonn, dessen neueste Behandlung in seiner Geschichte der Philosophie, 1. Abth., Berlin 1862, jedoch natürlich nicht von ihm berücksichtigt worden ist. Dieser bezieht das Dämonium direct auf Aeusserungen des Gewissens in denen Sokrates unmittelbare Erweisungen der Gottheit sah. Wir können es nicht verhehlen, dass diese Auffassung mehr als alle anderen das Richtige und Wahre zu treffen scheint; aber freilich wird man darin wohl dem Verfasser Recht geben müssen, dass das Gewissen in diesem Falle entschieden in einem viel weiteren Sinne als gewöhnlich gebraucht ist, indem es sich auch auf Andere und auch auf Dinge bezieht, die gar nicht einmal unmitttelbarer Gegenstand einer sittlichen Selbstbestimmung sein können. Auch fühlt der Verfasser richtig, dass dann sofort näher auf den Begriff des Gewissens eingegangen werden muss, wie er diess auch nach Anleitung einer Aeusserung Stahl's in der Rechtsphilosophie thut. Eine andere Frage ist es freilich, ob seine Kritik des von diesem Staats - und Rechtslehrer Dargelegten richtig und begründet, ob dasselbe überhaupt von ihm in der zutreffenden und genügenden Weise verstanden worden ist. Was der christlichen Erkenntniss das Gewissen ist, das ist das, was uns hier allein

zum tieferen Verständnisse verhelfen kann. So lange man dasselbe nicht überhaupt als die gegen das mit der Sünde umgewandelte Wesen des Menschen reagirende ursprüngliche und gottesebenbildliche Macht im Menschen betrachtet, kann auch von einem richtigen Verständnisse des Sokratischen Dämoniums schwerlich die Rede sein. Immerhin hat Kant, „Deutschlands tiefsinnigster und zugleich deutlichster Denker", das Gewissen besser definirt als Hegel, er ist dabei aber wohl unfehlbar durch die christliche Anschauung geführt worden. Indessen hat er den eigentlichen Grund davon, der uns allein „das Bewusstsein eines inneren Gerichtshofes, eines zweiten Selbst, einer anderen Person, vor der sich die Gedanken anklagen und entschuldigen", verständlich macht und vor naheliegender Missdeutung bewahrt, nicht nachweisen können. Wenn Sokrates diese Stimme erkannte, so war sein durch und durch gewissenhaftes Handeln daraus wohl zu erklären. Ohne bestimmte Beziehung zu dem Gottesbewusstsein kann dieses gar nicht gedacht werden. Es kann aber unmöglich die Präsenz Gottes richtig gedacht sein, wenn sie nur das die Gottheit gegenwärtig Fühlen von Seiten des Menschen, nicht auch das wirkliche Gegenwärtigsein von Seiten Gottes ist. Diess letztere ist in der That nicht pantheistisch, sondern vollkommen theistisch. Obwohl der Mensch die reale Macht und Einwirkung Gottes fühlt, ist er sich des Unterschiedes von Gott doch nur zu wohl bewusst; eben in dieser Unterscheidung besteht das Gewissen, ohne sie gäbe es gar keines. Wäre das Gewissen als Präsenz Gottes bloss Wesensanlage des Menschen, angeborenes ursprüngliches Vermögen, aber keine besondere Stimme Gottes, so würde es allerdings nicht das sein können, was Sokrates darunter erfasste. Diess ist ja unverkennbar gerade das, was der Apostel Paulus den Heiden vindicirte; sie hatten es, meistens aber, ohne sich überall dessen bewusst zu werden; Sokrates dagegen wurde sich dessen, und im eminenten Sinne, bewusst. Hierfür sind die von ihm angeführten Stellen bei Xenophon (Memorab. 1, 4, 13.; 4, 3, 12.; 4, 4, 18 ff.) von ausreichender Wichtigkeit. Einer anderen Offenbarung bedurfte Sokrates auf seinem Standpunkte nicht, er sah darin unmittelbar die Stimme

Gottes, und es war sein besonderer göttlicher Beruf, dieselbe zu verkündigen. In dieser Beziehung können wir mit Recht dem Sokrates eine, so zu sagen, protestantische Stellung innerhalb des hellenischen Alterthums vindiciren: er bringt im Kreise der antiken Weltanschauung die Macht des bewussten sittlichen Handelns zu ihrem Rechte, gleichwie Luther das Erlösungswerk für den Glauben des Menschen wieder zu einer That freiester Selbstentscheidung gemacht hat. Darum ist auch nicht abzusehen, warum Augustin und Luther nach der Auffassung des Verfassers nur eine hervorragende, nicht auch wie Sokrates eine singuläre Stellung eingenommen haben. So manches Richtige hier auch dem Verfasser vorgeschwebt haben mag, so ist doch jedenfalls die Anwendung weder folgerichtig noch klar, und darum sind auch manche Urtheile in Wirklichkeit schon fehlgegriffen oder schief gefasst. Man kann zwar allgemeine Parallelen zulassen wie die in dem Satze: „Die Apologie des Sokrates ist eine Macht, deren Einflusse der Leser sich so wenig entziehen kann, als der Wirkung der christlichen Passionsgeschichte.“ Aber man muss entschieden sich dagegen erklären, wenn der unbekannte Gott, den der Apostel Paulus in Athen fand, von der „namenlosen Gottheit“ des Sokrates nicht wesentlich und vollständig geschieden werden soll. Die Anschauung der späteren Zeit ist eine verflachtere, die Richtung des Sokrates geht in vielen Stücken tiefer. So kommt denn auch der Verfasser auf die Annahme hinsichtlich des Dämonium zurück, dass eine wirkliche göttliche Stimme ihn gewarnt habe, und er glaubt dazu ein Analogon im Leben Jesu zu finden, „und eine durchgängige (phänomenologische, aber nicht theosophische) Vergleichung des Sokrates mit Christus bestätigt diesen gewonnenen Satz von historischer Bedeutung.“ Wie leicht aber eine solche Parallele zwischen Sokrates und Christus auf schlimme Abwege führen kann, davon haben wir ein warnendes Exempel in der Darstellung von v. Lasaulx empfangen.

Wir wenden uns hiernächst zuerst zu Nr. 9., ehe wir dem inneren Zussammenhange nach zu der zweiten Schrift des Dr. Volquardsen zurückgeführt werden. Dieses mit Wärme

und Lebendigkeit geschriebene Buch verleugnet seinen specifisch-römischen Charakter und Ursprung nicht, ja es entwickelt theilweise eine eigenthümliche, in sich nicht unbefangene und darum für die Sache nicht vortheilhafte Polemik gegen den Protestantismus. Die Stellung des Verfassers wird schon im Allgemeinen durch die Bemerkung gekennzeichnet, dass der ganze Gedankencomplex des Platon aus einer Geistes- und Lebensrichtung hervorgewachsen sei, die von der christlichen in den tiefsten Principien abweiche. Während das ganze Heidenthum von vorn herein als ein Abfall, als eine Trübung und Störung angesehen wird, als ein Reich der Finsterniss, worin böse Kräfte walten, erscheint gerade Platon dem Verfasser als eine gewisse Reaction dagegen: er habe jene störenden Elemente, welche das Heidenthum in die Natur des Denkens gebracht hatte, bis auf einen gewissen Grad wieder beseitigt. Dessenungeachtet stellt er den Geist und Ertrag der Platonischen Philosophie sehr hoch, vielleicht höher, als sich nach strengem Maasstabe rechtfertigen lässt. Namentlich rühmt er Platon's klaren Blick in das wirkliche Leben der Geschichte seines Volkes und seiner Zeit. „Er hatte eine Ahnung davon, dass die Menschheit vermöge eines göttlichen Gesetzes einem höheren Ziele entgegengeführt werde." Wir würden, wenn überall die geschichtliche Auffassung dem Alterthume beigelegt werden darf, sie eher dem Aristoteles mit seinen Forschungen auf der Grundlage gegebener Zustände als dem idealen Platon zuschreiben. Hiermit hängt auch Anderes zusammen, was schwerlich dem Verfasser zugestanden werden kann. Allerdings ist Platon auch mit seinem Kampfe wider die vielen im eigenen Volke im Schwange gehenden heidnischen Verunstaltungen nicht über das Heidenthum hinausgekommen, noch weniger in den Wahrheitskreis des Christenthums eingetreten. Aber die Stellung der Religion zur antiken Kunst ist nicht richtig von ihm gefasst worden, denn diese ist keineswegs von Anbeginn her als ein falsches und zerstörendes Element zu fassen. Vielmehr ruhte in dieser Verbindung das Grosse und zugleich Unerlässliche der eigenthümlich hellenischen Religionsauffassung, und die ursprüng-

liche Bedeutung und Wahrheit derselben wird durch den späteren entarteten Missbrauch nicht aufgehoben. Darum darf man auch nicht mit dem Verfasser vom Platon sagen, dass er in seiner Kosmologie den heidnischen Wahn des Götzenglaubens, welcher sich die Götter in Bildwerken verkörpert dachte, philosophisch überwunden und so den Begriff des über Alles waltenden Lebens der Gottheit wieder geweckt und die Menschheit auf eine höhere Offenbarung derselben indirect vorbereitet habe.

Zu einer richtigen Würdigung des Alterthums wird immer das Zwiefache gehören, dass es weder überschätzt noch unterschätzt werde, dass man also vor allen Dingen es nicht dergestalt mit dem Christenthume parallel stelle, dass es irgendwie geleistet haben solle, was keine menschliche Macht zu leisten im Stande ist. Es kann und darf der desfallsigen wissenschaftlichen Erörterung ja niemals für etwas Anderes als für eine Vorstufe zum Christenthum gelten, uud es wird immer nur das richtige Verhältniss zu ermitteln sein, in welchem diese, die man oft, aber nicht ganz zutreffend eine negative genannt hat, sich zu der positiven im Volke Israel verhalte. Gesetzt auch, dass es sich im Christenthume ausschliesslich oder wesentlich um die Herstellung eines Ursprünglichen handele, so kann doch gar keine Rede davon sein, eben weil es ganz selbstverständlich ist, dass es unmöglich gewesen sei, das ganze Gebäude in seiner ursprünglichen Vollkommenheit nur hergestellt zu denken, noch viel weniger aber, es wieder wirklich herzustellen. Die Frage kann immer nur die sein, inwiefern der Mensch auf eigenem Wege im Stande sei, etwas von der ewigen Wahrheit zu ahnen, die Nothwendigkeit solcher Offenbarungen sei es überhaupt oder in besonderen Beziehungen, zu erkennen; auf keinen Fall aber kann daran gedacht oder es auch nur einer Erörterung und Widerlegung unterzogen werden, dass ein Mensch, und wäre es auch der tiefsinnigste Philosoph, irgendwie ein Erlösungswerk habe auf sich nehmen können.

Wenn wir etwas diesem Aehnliches bei Becker finden, so ist das hauptsächlich wohl nur durch die grosse Verehrung herbeigeführt worden, welche die Kirchenväter dem Platon

zollen. Sie halten seine herrlichen Gedanken und Aussprüche ihrer Zeit zur Beschämung und als ein Naturzeugniss der Vernunft für die Wahrheit des Christenthums vor. Dieses kann aber noch wiederum in einem zwiefachen Verhältnisse aufgefasst werden: die antiken Ideen können als die schwachen Anfänge einer graduell gesteigerten, göttlich erleuchteten Wahrheitserkenntniss erscheinen, oder die Gebiete der menschlichen Erkenntniss und der ewigen Wahrheit laufen parallel, wie die Gebiete der Natur und des Geistes, bieten daher vielfache und grossartige Analogien und Beziehungen dar, bleiben aber wie das sichtbare und unsichtbare Reich immerwährend in einer bestimmten Getrenntheit und völligen Abgeschlossenheit gegen einander. Wenn daher in den bekannten Aeusserungen eines Justinus, eines Augustinus und A. ein so hoher Vorzug hervorgehoben werden soll, dass die Platonische Lehre gewissermassen für die höhere Wahrheitstaufe des Christenthums vorbereitet war und nur dieser bedurfte, um das natürlich Wahre und Richtige im Lichtstrahle der Offenbarung zu heiligen, so fürchten wir darin eine Tendenz der ersten Art vertreten zu sehen, die wir nicht als ohne bedenkliche Einwirkung auf den wahren Abstand zwischen der griechischen Philosophie und der christlichen Offenbarung betrachten können.

Aus diesem Gesichtspunkte kann eine Darstellung dieser Art zwar richtig und sachlich angemessen sein, aber sie passt dennoch nicht, weil sie den eigentlichen Kernpunkt verfehlt. Wenn Platon's Ansicht von dem Wesen Gottes getrübt war, so steht damit allerdings richtig im Zusammenhange, dass er Gott nicht als frei-persönliches Wesen und nicht in seinem dreieinigen Leben erkannte; aber es kann nicht als der eigentliche Grund davon angesehen werden, weil der vollkommene Begriff der Persönlichkeit über das gesammte Alterthum hinausging und weil der heilige Geist nicht vor seiner Ausgiessung erkannt werden konnte. Es handelt sich also wesentlich darum, wie viel erreicht werden konnte unter den ihm gegebenen Bedingungen, wie tiefe Einsicht er zu gewinnen vermochte ohne diejenigen Mittel und Hülfen, die er überall nicht haben konnte. Wir haben es jetzt, wo das Christenthum

nicht nur in seiner evangelischen Begründung, sondern auch in seiner kirchengeschichtlichen Entwickelung vor uns liegt, allerdings gar leicht, die Grenzlinie zu ziehen zwischen dem, was für die Weisen des Alterthums erreichbar und nicht erreichbar war: nur nach dem Erreichbaren darf jede Leistung derselben bemessen werden und nur die unter solchem Maassstabe vorgenommene Prüfung ist lehrreich für uns.

Wenn daher Becker zu dem Endergebnisse gelangt, die Meinung sei unrichtig, als ob Christliches und Platonisches sich congenial zu einander verhalten und als ob die Platonische Lehre Christliches und die christliche Platonisches in sich schliesse, so können wir diesem Resultate vollständig beitreten, brauchen aber darum nicht dem Verfasser in seiner Verurtheilung derjenigen Recht zu geben, welche vom Christlichen im Platon und in anderen Schriftstellern des Alterthums geredet haben. Diese Bezeichnung war zunächst nur die eigenthümliche Ausdrucksweise einer Zeit und Bestrebung die wir noch immerfort nicht dankbar genug anerkennen können, durch welche man überhaupt erst aufmerksam geworden ist auf die religiösen Auffassungen des Alterthums und seine Beziehungen zum Christenthume. Nimmt man den Ausdruck streng, so ist er nicht bloss unrichtig, sondern auch widersinnig; man nahm es aber nur zur Bezeichnung des tieferen religiösen Gehaltes und hat sich später dessen enthalten, so dass die neuere Zeit, die Sache weiter fortführend, einen richtigeren und angemesseneren Ausdruck dafür wählte. Wie sehr er daher in dieser Hinsicht dem trefflichen Verfasser des „Christlichen im Platon", Dr. Ackermann, der sich grosse Verdienste auf diesem Felde erworben hat, an mehr als Einer Stelle Unrecht thut, liesse sich mit schlagenden Beweisen darthun. Gerade dieser Gelehrte bezeugt sehr richtig (und passender, als es von Becker gefasst ist), dass Platon den dreieinigen Gott nicht haben könne, weil er den persönlichen Gott überhaupt nicht einmal habe. Und wenn derselbe den Platonismus heilbezweckend, das Wesen des Christenthums aber heilskräftig nennt, so ist die Richtigkeit dieser Unterscheidung von Becker wenigstens damit nicht widerlegt, dass er sagt, der Platonismus

sei nicht heilbezweckend im christlichen Sinne, er wolle allerdings eine Restauration, eine sittliche Erhebung und Veredlung der Menschheit, nur schlage er dabei Mittel und Wege ein, auf denen diese Restauration nicht möglich, nicht erreichbar sei. Wenn Ackermann ferner sagt, dass es sich um das sittliche Heil und dessen Herstellung handele, so ist ja damit im Allgemeinen der grosse Zweck bezeichnet, auf welchen alles höhere Denken des Menschen so gut wie die Gottesthat der Erlösung gerichtet ist. Die Mittel und Wege gehören ja nicht zu dem Zweck, sondern gerade zu der Kraft der Ausführung, die Ackermann nicht dem Platonismus, sondern gerade dem Christenthume vindicirt. Man kann daher auch schwerlich Becker in der von ihm angegebenen Limitation beistimmen: die Platonische Philosophie sei in ihrer Art nicht bloss heilbezweckend, sondern auch heilskräftig; aber im Sinne und Geiste des Christenthums sei sie weder das Eine noch das Andere. Man wird vom Platonismus sagen müssen, dass er, wenn nicht heilbezweckend, — denn er ist ja nicht Religion, sondern Philosophie — so doch nach dem Heile strebend sei; man wird dann aber eine zwiefache grosse Beschränkung hinzufügen müssen, einmal, dass er, wie alle menschliche Kraft und Weisheit, kein Mittel zur Erreichung des Heils besitze, dann aber auch, dass das Heil in einem allerdings anderen und beschränkteren Sinne genommen sei, als in welchem das Christenthum dasselbe fasst. Das aber ist aus keinem anderen Grunde der Fall, als weil die Vorstellung von der menschlichen Sünde bei Platon wie in der ganzen alten Welt nicht in dem Masse vorhanden ist, wie sie sein soll und wie das Christenthum sie darbietet. Gerade auf diesen Punkt hat aber Becker, wie es uns scheint, ausserordentlich wenig Rücksicht genommen, obwohl doch gerade diess entschieden eine Hauptsache ist; wir können nicht umhin, einen semipelagianischen Zug seiner Kirche darin zu erkennen, und halten uns berechtigt, auf diesen Mangel in solcher Art hinzuweisen, da auch er gerade die ihm entgegenstehenden oder von ihm verworfenen Auffassungsweisen auf Rechnung des protestantischen Bekenntnisses zu setzen sich bemüht.

An manchen Stellen identificirt Becker förmlich die Auffassung der Platonischen Philosophie mit dem gesammten Protestantismus, dem er es einmal sogar Schuld giebt, dass er, indem er die Lehre von der Erbsünde nur als eine Verwüstung der menschlichen Natur auffasse, mit Platon's Ansicht vom Sturze der Seelen in gewisser Beziehung übereinstimme. Daraus folge nun auch die Verwandtschaft, die zwischen beiden Geistesrichtungen in Bezug auf die Lehre von der Restauration des Menschen bestehe. Wie Platon, so lasse der Protestantismus diese Restauration aus dem Gefühle des Mangels und aus dem auf dieses gegründeten Verlangen nach Besserem hervorgehen, Platon sehe das Verlangen, wie er es aus dem inneren Bedürfnisse der Natur der Seele ableite, auch als ein objectives Naturgesetz der höheren Seele an. Der gläubige Protestantismus dagegen halte es für ein durch höheren göttlichen Einfluss geweckte und nicht Allen von der Natur her angehöriges Bedürfniss; der rationalistische dagegen fasse es als die für das Göttliche aufgeschlossene Subjectivität des Menschen auf.

Wir treten dem von uns schon wahrgenommenen Semipelagianismus des Verfassers an einer anderen Stelle noch entschieden näher: bei der Betrachtung des Sittlichen spricht er sich selbst einmal (S. 232 f.) rückhaltlos über diesen seinen Standpunkt aus. „Wir müssen das kräftige Bewusstsein von der höheren Lebensaufgabe bewundern, das in der menschlichen Seele auch nach dem Sündenfalle in dem Heidenthume noch so lebendig war. Denn wenn irgend etwas, so ist der richtige Blick, den Platon in die Bedürfnisse der Menschenseele gethan hat, ein lebendiges Zeugniss, dass die menschliche Natur nicht so verdorben war, wie die protestantische Anschauung uns glauben machen will. Freilich könnte man entgegenhalten, dass Platon die Wahrheit nicht zu erreichen vermocht habe. Aber auch wir im Besitze der Erlösung vermögen ja die Wahrheit nicht aus uns zu finden; das geht überhaupt über das Vermögen des Menschen, nicht bloss des gefallenen, hinaus. Zum Beweis, dass aber in der Natur des gefallenen Menschen noch etwas Gutes war, genügt es, dass Platon in der menschlichen Seele noch höhere Kräfte

erkennt, auf welche er sogar Pläne zur sittlichen Restauration der Menschheit zu gründen unternimmt. Das hätte er durchaus nicht vermocht, wenn in derselben alles Gute vollständig zerstört gewesen wäre und sie kein besseres Bewusstsein und kein besseres Gefühl mehr in sich getragen hätte. Hat sich Platon in seinen glänzenden Hoffnungen auch getäuscht, so ist das nur ein Beweis, dass die menschliche Natur sich nicht selbst zu retten vermochte, aber auch ein Beweis, dass sie noch Kraft in sich fühlte und dass diese Kraft auch das Verlangen und die Hoffnung und das Streben nach Rettung in ihr zu bewirken im Stande war."

In ähnlicher polemischer Weise verbreitet sich der Verfasser an einer anderen Stelle (S. 248.): „Wenn Protagoras behauptet, jeder Mensch sei seiner Individualität gemäss zu einem besonderen Urtheil in der Wissenschaft und zu einer besonderen Ausübung der Tugend berechtigt, und es gebe weder für die Erkenntniss noch für die Tugend unumstössliche, allgemein gültige, von Allen anzuerkennende Normen, so steht er damit zu der von Platon vertretenen objectiven Vernunft- und Naturwahrheit ganz in demselben Verhältniss, wie der Protestantismus zu den von der katholischen Kirche festgehaltenen und vertheidigten ewigen Offenbarungswahrheiten. Indem nämlich der Protestantismus diesen die Privatmeinung und Privaterleuchtung und den von der Kirche gehandhabten, auf die Offenbarung gegründeten Sittengesetzen das subjective Gefühl und die Rechtfertigung durch das subjective Vertrauen gegenübersetzt, steht er zu der übernatürlichen Wahrheit in demselben Verhältnisse wie Protagoras zu der natürlichen Vernunftwahrheit." Seine an die protestantische Sittenlehre gerichtete Frage, ob sie in den verschiedenen Tugendlehren ein gemeinsames, unumstössliches christliches Princip anerkenne, und wie sich damit die Lehre vertrage, dass jedes einzelne Subject nach dem Maasstabe seines sittlichen Vertrauens der gleichen Rechtfertigung und Seligkeit theilhaftig werde, kann dieselbe, so weit sie richtig und nicht schief gefasst ist, mit Leichtigkeit ihm beantworten. Auch hier zeigt Becker offen sein katholisches Bekenntniss, indem er die allge-

meinen Principien der Wahrheit und Sittlichkeit durch eine höhere Leitung, wie die der Kirche, vor subjectiver Willkür sicher gestellt sehen will. Seine hier nicht näher zu berücksichtigenden Vorwürfe entbehren der tieferen Begründung.

Ebenso stark sind seine Angriffe auf den Protestantismus in Bezug auf das Verhältniss von Kirche und Staat; derselbe Widerspruch wie in der Platonischen Philosophie soll natürlich auch im Protestantismus sein. Jene „hatte ein gewisses Recht, im Staate Alles zu suchen, was für den höheren und was für den niederen Menschen Bedürfniss war, weil ihm das übernatürliche Reich noch nicht erschlossen und das übernatürliche Heil noch nicht geboten war. Platon gerieth nur in den Widerspruch, dass er einen Staat, der Fortdauer haben sollte, an vergängliche Verhältnisse zu knüpfen suchte, aber er blieb doch von dem horrenden Irrthum frei, übernatürliche und einzig dem freien persönlichen Willen angehörige Beziehungen mit einer absoluten Staatsmaschine regieren und bevormunden zu wollen.“ Derselbe Widerspruch, meint er, durchziehe den ganzen Protestantismus. „Denn die Irrlehre von der Einheit der Kirche und des Staates ist principiell im Protestantismus begründet und vom demselben ausgegangen. Wenn auch vor dem Protestantismus und ausserhalb desselben dergleichen Erscheinungen vorkommen, so sind es nur unklare und undurchgebildete Ansätze einer Anschauung, welche der Protestantismus vollständig zu der seinigen gemacht und in ihrer ganzen Consequenz ausgebildet hat.“ Die Nichtigkeit dieser Darlegung zeigt sich auch schon in der Angabe des Grundes; denn diese Ansicht vom „Staatskirchenthum“ habe ihre Entstehung darin, dass man protestantischerseits den positiven Begriff des Glaubens leugnete und an die Stelle desselben die subjective Thätigkeit des gläubigen Vertrauens setzte und sich so gewöhnte, das Göttliche ganz nach dem Maasstabe des Individuellen aufzufassen. Daher hätten denn auch die einzelnen Staaten an die Stelle der positiven Glaubenslehre einen für alle Unterthanen gültigen Staatsbegriff des Glaubens zu stellen gesucht.

Es ist zu beklagen, dass Becker bei seiner sonst so lebendigen und mit Begeisterung dem Gegenstande hingegebenen Darstellungsweise nicht bloss seinem eigenen confessionellen Standpunkte zu sehr vertraut, sondern auch in diese ebenso unberechtigte als für die Sache nutzlose Polemik sich verloren und dadurch dem eigentlichen Ertrage seiner Arbeit wesentlich geschadet hat, indem dieselbe nun wenig fördernd oder Neues beibringend den sonst so wichtigen und lehrreichen Gegenstand behandelt hat. Die Aufgabe ist eine schöne und reiche; auch nach den vorhandenen Vorarbeiten ist insbesondere für das Verhältniss des Platonismus zum Christenthum noch mancher wichtige Punkt zu erledigen.

Was diese Schrift nach einer Seite hin besonders hat mangeln lassen, das finden wir von der Schrift Nr. 8. einer eingehenden Berücksichtigung gewürdigt. Offenbar ist freilich die zweite Hälfte des Buches von dem Verfasser als die wichtigere angesehen, die uns indessen hier an dieser Stelle weniger beschäftigen kann. Aber für sehr wichtig halten wir namentlich auch einige Abschnitte in der ersten Hälfte, besonders die beiden über die Persönlichkeit des Schöpfers und über das Wesen des Bösen. Von dem ersteren müssen wir jedoch gestehen, dass, so viel Wichtiges und Lehrreiches auch in ihm ist, er doch in mancher Beziehung nicht durchgearbeitet genug ist. Die Zusammenstellung einer ganzen Reihe Stahl'scher Sätze hätte von entscheidender Wichtigkeit werden können, wenn er sich bemüht hätte, die etwa gemeinsame Grundlage von den wesentlichen Verschiedenheiten der Systeme zu sondern. Einer blossen Blüthenlese ohne positives Resultat fehlt die fruchtbare Anwendung. Vielleicht ist aber des Verfassers Stellung dazu noch nicht klar und fest genug geworden; denn die Frage über das Verhältniss Platon's zum Christenthum kann, wenn er es sich auch nicht zum eigentlichen Gegenstande genommen hat, doch unmöglich bei Seite gesetzt werden. Betritt er nun, wie wir einräumen müssen, einen neuen und anerkennenswerthen Weg, so dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn er mit den neuen Auslegern und Darstellern der Platonischen Philosophie

sich nicht in Uebereinstimmung befindet. Denn wenn diese die „Idee des Guten" bei Platon als die Gottheit fassen, ohne darin die Idee der absoluten Persönlichkeit zu erkennen, so geht Volquardsen mit dieser letzten Auffassung allerdings um einen erheblichen Schritt weiter, nur dass man nicht erwarten darf, die Sache im Ganzen wie im Einzelnen sofort ausreichend begründet und gegen allen Zweifel sicher gestellt zu sehen. Wenn Stahl dem Platon den Glauben an ein jenseitiges Reich und das Bewusstsein der irdischen Mangelhaftigkeit und der Sündhaftigkeit oder wenn Andere ihm den „scharfen Begriff" der Person, des persönlichen Berufes, der persönlichen Unsterblichkeit, der völligen Freiheit und Selbstbestimmung, der völligen sittlichen Zurechnung oder die Ahnung jener „gewollten teuflischen" Bosheit, als einer der antiken Welt nicht bekannten Willensdepravation, absprechen: so glaubt Volquardsen diess widerlegen zu können, ohne dass er damit schon in Platon's Lehre Christenthum finde, „so wenig heute ein Philosoph, den sein Denken und Bewusstsein zu ähnlichen Resultaten führt, der aber Christus für eine mythische Person hält, ein Christ ist." Der Verfasser glaubt zwischen dem ersten und zweiten Theile jener Behauptung unterscheiden zu müssen; in der Güter- und Weibergemeinschaft findet er unwahre, naturwidrige Entwürfe, die gegen das in den Verhältnissen und Dingen einwohnende τέλος, die göttliche Institution der Ehe und des Vermögens, streiten und die ἀρχή der freien Person vernichten. Aber man dürfe nicht vergessen, dass sie nur als irdische Massregeln der Zweckmässigkeit behandelt würden, die leicht aufgegeben werden könnten, wenn Einer bessere zu nennen wisse. Aber wenn der Verfasser auch mit Recht in manchen Stücken weiter gegangen ist als seine Vorgänger, auch Neues richtig erkannt haben mag, so geht er doch entschieden zu weit und wir dürfen ihm nur behutsam folgen, da er offenbar für die unerlässliche Limitation des antiken Begriffes dem Christenthume gegenüber nicht ausreichend gesorgt hat. Hier handelt es sich um eine scharfe und bestimmte Abgrenzung, damit sowohl da, wo das Verhältniss Gottes zur Welt bezeichnet wird, die Gefahr des Pantheismus, als da, wo die

Natur des Bösen und die Macht des freien Willens über dasselbe besprochen wird, die pelagianische Selbstgerechtigkeit und Selbsthülfe fern gehalten werde. Es scheint auch, dass der Verfasser in seinem Bestreben, den Platon gegen den Vorwurf der Inconsequenzen und Widersprüche in Schutz zu nehmen, zu weit geht; wo das gewöhnliche Gebiet des Denkens verlassen wird und die metaphysischen Räthsel beginnen, die ohne den Schlüssel der Offenbarung nicht zu lösen sind, da kommen von selbst Missverhältnisse und Lücken, die sich auch durch alle Arbeit des menschlichen Geistes nicht ebnen und ausfüllen lassen. Wir finden bei Platon ebenso viele Anklänge des Wahren als Abirrungen davon, und wir müssen daher das Eine so sorgfältig wie das Andere berücksichtigen und ausscheiden. Es ist ein richtiger, noch weiter zu verfolgender Gedanke, dass die Ursache des Bösen in der Welt in dem bösen, von Gott, der Vernunft und ihrer Wahrheit abgefallenen Willen des freien Menschen zu suchen ist, aber wir finden daneben auch wieder genug Züge von einer dem Wesen der reinen Seele zugeschriebenen Kraft, die als völlig selbstgenugsam erscheint. Das πρῶτον ψεῦδος der Platonischen Auffassung darf darin nicht übersehen werden, dass er mehr die Gerechten und die Guten unter den Menschen als das Gerechte und Gute im Menschen unterscheidet. So kann Platon denn auch sagen, das Böse im Menschen sei keine Krankheit der Seele im natürlichen Sinne, denn Krankheit schwäche das Natürliche, löse es auf und vernichte es; das aber muss man doch in der That von der Sünde sagen, dass sie die Sinne abstumpft, den Geist verödet und das ganze Wesen in den Tod, der Sünde Sold, hinabzieht. Wenn das vollendete Böse die reine unendliche Disharmonie der Seele mit sich und mit Allen ist, wie das wahrhafte Gute die vollkommene geistige Harmonie, so ist hier eine Kraft der Seele angenommen, die jede andere Hülfe ausschliesst und unnöthig macht.

Die letzte kleine Schrift Nr. 10 ist eine ebenso besonnene als gehaltvolle Darstellung des Verhältnisses, worin das Christenthum zur antiken, insonderheit Aristotelischen Philosophie sich befindet. Sehr verständig werden die Grund-

gedanken des Aristoteles entwickelt und auf die höheren Beziehungen, in welche sie zur allgemeinen Wahrheit treten, angewandt. Seine theistische Auffassung wird nach den verschiedenen Seiten richtig und klar dargelegt, aber zugleich der Abstand, in welchem er, wenn er auch in theoretischer Hinsicht, in der begrifflichen Betrachtung Gottes, sich wohl hervorwagen darf, um seine mannichfachen Berührungspunkte mit dem Christenthume darzulegen, dennoch diesem gegenüber sich befindet, nicht verleugnet, vielmehr die Scheidelinien scharf hervorgehoben, die den Vorsprung desselben bezeichnen. Der Gottesbegriff des Aristoteles ist ein vorgeschrittener gegen die ältere Vorstellung, wie sie bei Herodot vom Neide der Götter besteht, aber er ist noch weit von dem Wesen der Liebe, der Sohn- und Kindschaft entfernt, durch welche die Stellung des Menschen zu Gott eine neue, noch nie dagewesene wird. Die Aristotelische Güte Gottes ist eine kalte, welche sich nicht in die Liebe kleiden darf, denn die Liebe ist ein πάθος (mithin das tiefe Wesen der Liebe nicht erkannt!), welches sich mit dem Wesen des unbewegten Gottes nicht verträgt. Der Mensch darf von Gott, den er lieben soll, nie Gegenliebe verlangen, denn dazu ist er zu erhaben und vollkommen. Auf diesem innigen Verhältnisse des Menschen zu Gott ruht aber erst der unendliche Werth der freien Persönlichkeit, die daher auch im Aristotelischen Begriffskreise noch nicht vollständig vorhanden ist. Ohne diese kann auch eine richtige Auffassung der Macht des Bösen nicht vorhanden sein, und der Verfasser scheint diesen Punkt selbst noch nicht streng genug gefasst zu haben, da er die Continuität der menschlichen Sünde und ihre aus einer Quelle fliessende reale Ausbreitung über das menschliche Geschlecht nicht hinreichend gewürdigt hat. Darum genügt allerdings auch das über das Gewissen Gesagte nicht. Dagegen kann nur als wahr und zutreffend anerkannt werden, was der Verfasser von dem blossen Denkacte der Versöhnung und Erlösung beim Aristoteles und über seine Stellung zur Volksreligion bemerkt.

Wenn Kym meint, Aristoteles weiche in der Auffassung des Verhältnisses von Materie und Geist kaum hinter

dem Christenthum zurück, — denn auch nach ihm sei Gott Geist und nur durch den Geist zu erfassen, auch nach ihm stehe der Geist über der Materie und nur von jenem habe diese ihren Werth und ihre innere Bedeutung — so scheint damit der Sache doch nicht genügt oder ganz das Richtige getroffen zu sein. Er sagt, das Christenthum wolle, dass das Natürliche Werkzeug werde im Dienste des Geistes, dass dieser es verklärend zu sich emporziehe und so der Herr werde im eigentlichsten und strengsten Sinne des Wortes. Es handelt sich hier nicht um eine abstracte Fassung, sondern vielmehr um die concrete Persönlichkeit des Gottmenschen, der schon darum dem Aristoteles fernstehen musste, weil ihm die ganze geschichtliche Entwickelung der Vorstufe im Reiche Gottes fehlte. Gerade das ist hervorzuheben, dass es ein doppeltes Gebiet giebt, das Reich dieser Welt und das Reich Gottes mitten in ihr. Dem Aristoteles ist der Mensch ein *ζῶον πολιτικόν* und nichts Anderes, darum gehören ihm auch zur vollendeten menschlichen Glückseligkeit: Gesundheit, Schönheit, Ehre, mächtige Freunde und irdisches Gut, ja sogar vornehme Geburt und wohlgerathene Kinder. Ohne diese ist es oft nicht möglich, die Tugend durchzuführen und das Gute zu verwirklichen. Darum kann er sich auch nicht frei machen von den Schranken, in welchen sich das politisch-nationale Leben des Alterthums bewegt. Bei aller sonstigen Universalität und vielfachem Hinübergreifen über den engeren Kreis der Volksvorstellungen vindicirt er doch seiner Nation als der an Geist und Muth vollkommensten auch das Recht, den weniger begabten Barbaren zum Sclaven zu machen. Ebenso nimmt er auch Menschen an, die nach ihren geringen Anlagen nur berufen sind zu dienen, für die es besser ist, beherrscht zu werden. Dennoch aber will er, dass der Herr mit seinem Sclaven Freundschaft pflege, zwar nicht sofern er Sclave ist, sondern sofern er Mensch ist, d. h. sofern er mit ihm auf einer Linie steht und gleichen Wesens ist, — und damit geht er wiederum über den engeren Kreis der antiken Vorstellung hinaus.

Wichtig sind des Aristoteles Bemerkungen über die Fortdauer des Menschengeistes (metaph. 12. 3;

de anima 3, 5; eth. 10, 7). Das höchste theoretische Vermögen (*νοῦς ποιητικός*) steht nach ihm über der Materie, ist rein und unvermischt mit dem Leiblichen, daher leidenlos selbst bei geschwächtem und greisem Leibe. Dieser Geist des Einzelnen als thätiger, das eigentliche Ich und wahre Selbst des Menschen, in dem die geistige Individualität pulsirt, ist unsterblich und einer fortdauernden Selbstentwickelung fähig. Aber indem er von diesem thätigen den leidenden Geist unterscheidet, in dessen Gebiet wesentlich die Wahrnehmung, Vorstellung, das Gedächtniss, das Begehren und die Phantasie fallen, während der thätige Geist alles Sinnliche, mithin folgerichtig auch das Gedächtniss, von sich ausstösst, geht das Bewusstsein der irdischen Erlebnisse und damit der Zusammenhang zwischen diesem und jenem Leben verloren. Doch liegt hier ein Theil des Irrigen vielleicht nur in dem Ausdruck, und es mag die Scheidung zwischen dem thätigen und leidenden Geiste nicht so schroff, beide mehr nur Seiten eines und desselben Geistes als verschiedene Wesen sein. Ein Philosoph, der den Begriff des Organischen zuerst in seiner vollen Tiefe geschaffen, kann einen wesentlichen Theil seines Ideengehaltes unmöglich an einer solchen schroffen Scheidung scheitern sehen.

Das Endresultat seiner Untersuchung bestimmt Kym dahin, dass die griechische Philosophie sich in ihrem Vollender auf dem Wege des Begriffes emporarbeitet bis zur Grenze des christlichen Inhaltes; denn nur so konnte das weltumgestaltende Christenthum an das Heidenthum organisch anknüpfen und dessen reiche Schätze sich aneignen. Ich glaube jedoch, dass neben dieser „theilweisen Verwandtschaft“ geradezu auch der Gegensatz und Abstand hervorgehoben werden muss, der sich zwischen beiden befindet; gerade da, wo sich zeigt, dass der selbständige Menschengeist ohne das Licht der Offenbarung die Wahrheit nicht hat erreichen können, oder gerade mit den Mitteln, womit er es erreichen wollte, zerstört hat, wird das Christenthum und seine Beziehung auch zu der heidnischen Vorstufe am richtigsten erkannt. Diess ist beim Aristoteles gerade um so wichtiger, als er

unleugbar der grösste heidnische Denker ist, der die Bildung seiner Nation am intensivsten in sich concentrirte, zugleich aber nachmals in der historischen Entwickelung der Wissenschaften wiederum mit dem Christenthum in eine bedeutsame Verbindung trat.

Halle, Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei.

870
L966
Series 2

Gesammelte Schriften

zur

Philologie und Paedagogik.

Von

Dr. Friedrich Lübker.

Zweite Sammlung.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1868.

Verlag der **Buchhandlung des Waisenhauses** in **Halle:**

Adler, Dr. **Franz Th.**, (Rektor der lat. Hauptschule des Waisenhauses), **Mittheilungen** aus Johann Heinrich Callenbergs Briefen. 1868. 2 Bog. gr. 8. 5 Sgr.

Arndt, F., Deutschlands Frauen im Freiheitskriege. Mit einem Portrait der Prinzeß Wilhelm von Preußen in Kupferstich. 1867. 20 Bog. 8. geh. 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt. 1. Grundlagen. 2. Königin Louise. 3. Prinzessin Wilhelm von Preußen. 4. Fürstin Louise Radziwill. 5. Elise von Ahlefeldt die Gattin Lützow's. 6. Eleonore Prochaska. 7. Sophia Dorothea Krüger. 8. Johanna Stegen. 9. Maria Werder. 10. Kämpferinnen aus Ost und West. 11. Die kriegerische Mutter. 12. Heldinnen in friedlicher Thätigkeit. 13. Geistreich thätige Frauen. 14. Der Louisen-Orden.

Daniel, Prof. Dr. **H. A., Die Kirchweih-Hymnen** Christe cunctorum dominator alme, urbs beata Hirusalem. 1868. 3¼ Bog. gr. 4. geh. 10 Sgr.

— — **Zerstreute Blätter.** Abhandlungen und Reden vermischten Inhalts. 1866. 20 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Freybe, Albert, Klopstocks Abschiedsrede über die epische Poesie tur- und literargeschichtlich beleuchtet sowie mit einer Darlegung Theorie Uhlands über die Entstehung des Epos von der Nibelungen begleitet. 1868. 12 Bog. 8. 12 Sgr.

Conze, Prof. Dr. **A.**, **Die Familie des Augustus.** Ein Relief in S. Vi zu Ravenna. Mit 2 photograph. Abbildungen. 1867. 2 Bog. hoch geh. 25 Sgr.

Göttling, K. W., Geschichte der Römischen Staatsverfassung von Erbau der Stadt bis auf Caesars Tod. Mit einer lithograph. Tafel. 1840. 34 2 gr. 8. 3 Thlr. 15 Sgr.

— — **Fünfzehn Römische Urkunden** auf Erz und Stein nach den Originalen verglichen und herausgegeben. 1845. 16 Bog. gr. 4. 2 Thlr.

— — **Gesammelte Abhandlungen aus dem classischen Alterthume.** Nebst 3 lithograph. Taf. 1. Bd. 1851. 27 Bog. gr. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Hense, Dir. Dr. **C. C., Poetische Personification in griechischen Dichtungen** mit Berücksichtigung latein. Dichter und Shakspere's. 2 Bände. — 1r Bd. 1868. 20 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Hertzberg, Prof. Dr. **Gust., Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer.** Nach d. Quellen dargestellt. 1. Theil. Von Flamininus bis auf Augustus. 1866. 35 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr. (Theil 2. von Augustus bis Commodus ist unter der Presse.)

Kramer, Dr. **G.**, (Direktor der Francke'schen Stiftungen). **Carl Ritter.** Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt. Erster Theil. Nebst einem Bildniß Ritters. 1863. 31 Bog. gr. 8. geh. 2 Thlr. 10 Sgr.

Lambert, Dr. **E. M., Die Entwickelung der deutschen Städteverfassungen im Mittelalter.** Aus den Quellen dargelegt. 1865. 2 Bände. 38 Bog. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Peter, Rector, Prof. Dr. **Carl, Geschichte Roms** in 3 Bänden. Zweite grösstentheils umgearbeitete und verbesserte Auflage.

1. Band. **Bis zu den Gracchischen Unruhen.** 1865. 36 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
2. Band. **Bis zum Sturze der Republik.** 1866. 34 Bog. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.
3. Band. **Die Kaiser aus dem Claudisch-Julischen Hause.** 1867. 25 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr. 7½ Sgr.

— — **Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien.** Ein methodischer Versuch als Beitrag zur Neugestaltung des deutsch. Gymnasialwesens. 1849. 15 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Verlag der **Buchhandlung des Waisenhauses** in **Halle:**

Schlottmann, Prof. Dr. **Const., Die Inschrift Eschmunazars,** Königs der Sidonier. Mit 2 Tafeln Abbildungen und Inschriften. 1868. 13 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Stadelmann, H., Sionsgrüße. Eine Auswahl altchristlicher Hymnen und Lieder aus dem Lateinischen übersetzt. 1864. 16. Eleg. cart. 10 Sgr.

— — **Aus Tibur und Teos.** Eine Auswahl lyr. Gedichte von Horaz, Anakreon, Catull, Sappho und Andern. In deutscher Nachdichtung. 1868. 7 Bog. 16. geh. 10 Sgr. Eleg. in Leinwand geb. mit Goldschnitt 20 Sgr.

Stephens, Th., Geschichte der wälschen Literatur vom 12. bis zum 14. Jahrhundert. Gekrönte Preisschrift. Aus dem Englischen übersetzt und durch Beigabe altwälscher Dichtungen in deutscher Uebersetzung ergänzt herausgegeben von San Marte (Reg.-Rath Dr. A. Schulz). 1863. 38 Bog. gr. 8. geh. 4 Thlr.

Weicker, Dr. **G., Das Schulwesen der Jesuiten,** nach den Ordensgesetzen dargestellt. 1863. 18 Bog. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Arnold, Prof. Dr. **Fr. Aug., Abriss der hebräischen Formenlehre.** Zum Gebrauche auf Gymnasien und Universitäten. 1867. 11 Bog. gr. 8. geh. 20 Sgr.

v. Beurmann, Moritz, Vocabulary of the Tigré language, published with a grammatical sketch by Dr. A. Merx of the university of Jena. 1868. 6 Bog. gr. 8. geh. 25 Sgr.

Delbrück, Dr. **B., Paradigmen zum Sanskrit.** Für Vorlesungen. 1 Bog. gr. 8. 5 Sgr.

Merx, Dr. **Adalb., Grammatica Syriaca,** quam post opus Hoffmanni refecit. Particula prima. 1867. 17 Bog. 4. 2 Thlr.

Der zweite Theil wird noch im Laufe des Jahres 1868 erscheinen, das Ganze im k. J. mit ca. 50 Bogen vollständig sein.

Roediger, Prof. Dr. **E., Chrestomathia syriaca** c. glossario et tabulis grammaticis. Ed. secunda auct. et emend. ca. 20 Bog. 4. (Unter der Presse.)

Schröder, Dr. **P., Abriss einer Grammatik der Phönikischen Sprache nebst Chrestomathie.** (Erscheint 1868.)

Ciceronis orationes selectae XIV. editio XX. emendatior curav. O. Heine. 1868. 24 Bog. gr. 8. geh. 18 Sgr.

Cornelii Nepotis liber de excellentibus ducibus exterarum gentium. Accedit ex libro de latinis historicis vita Catonis et Attici. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ludw. Breitenbach. Zweite verkürzte und vielfach berichtigte Auflage. 1866. 10 Bog. gr. 8. geh. 10 Sgr.

Schmidt und **W. Wensch, Elementarbuch der griechischen Sprache.** 2 Abtheilungen. Fünfte vermehrte u. verbesserte Aufl. 1865. 22¾ Bog. 12½ Sgr.

Schulz, Dr. **Otto, Schulgrammatik der lateinischen Sprache** herausgegeb. von Dr. Fr. Aug. Eckstein. 18. verbesserre u. verm. Aufl. 1865. 22¾ Bog. 12½ Sgr.

Seyffert, Prof. **M., Palaestra Musarum.** Materialien zur Einübung der gewöhnlicheren Metra und Erlernung der poetischen Sprache der Römer. Theil 1: Der Hexameter und das Distichon. 6. Aufl. 1868. 10½ Bog. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Todt, Dir. Dr. **B., Griechisches Vocabularium** für den Elementarunterricht sachlich angeordnet. (In neuer Auflage unter der Presse.)

Verlag der **Buchhandlung des Waisenhauses** in **Halle:**

Trautmann, Dr. **Th.**, **Elementarbuch zur Einübung der lateinischen Formenlehre.** 1864. 4 Bog. 8. cart. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Weiske, **G. A.** (Oberlehrer an der Lat. Hauptschule zu Halle), **Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische** mit Anschluß an die anomalen Verba. 1865. 17 Bog. 8. geh. 20 Sgr.

Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch erklärt von Ludwig Breitenbach. Nebst einem kritischen Anhang. In zwei Hälften mit einer Karte von Prof. Kiepert. 1865. 20 Bog. 8. geh. 25 Sgr.

Xenophontis Anabasis recognovit et cum apparatu critico edidit Ludovicus Breitenbach. 1867. 21 Bog. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Daniel, Dr. **H. A.** (Prof. u. Insp. adj. am Königlichen Pädagogium in Halle), **Leitfaden für den Unterricht in der Geographie.** 1868. 38. verbess. Aufl. 11 Bog. cart. 10 Sgr.

— — **Lehrbuch der Geographie** für höhere Unterrichtsanstalten. 1868. 20. verbesserte Auflage. $31\frac{1}{2}$ Bog. 8. 15 Sgr.

Peter, Rector, Prof. Dr. **Carl, Zeittafeln der Griechischen Geschichte** zum Handgebrauch und als Grundlage des Vortrags in höheren Gymnasialklassen mit fortl. Belegen und Auszügen aus den Quellen. Dritte verb. Aufl. 1866. 19 Bog. gr. 4. geh. 1 Thlr. 5 Sgr.

— — **Zeittafeln der Römischen Geschichte** zum Handgebrauch und als Grundlage des Vortrages in höheren Gymnasialklassen mit fortlaufenden Belegen und Auszügen aus den Quellen. Vierte, für den Gebrauch der Schüler eingerichtete verbesserte und vermehrte Aufl. 1867. 18 Bog. gr. 4. geh. 1 Thlr.

— — **Geschichts-Tabellen** zum Gebrauch beim Elementarunterricht in der Geschichte. 8. Aufl. 1867. 5 Bog. gr. 8. geh. 5 Sgr.

Echtermeyer, Th., Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen. 15. Aufl. Nach R. Hiecke's Tode herausgegeben von Dr. Fr. Aug. Eckstein. 1867. 59 Bog. gr. 8. cart. 1 Thlr. 10 Sgr. Eleg. geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

Koberstein, Prof. Dr. **Aug., Grundriss der mittel- und neuhochdeutschen Laut- und Flexionslehre.** 2. Aufl. 1867. 6 Bog. gr. 8. geh. 12 Sgr.

Lesebuch, altdeutsches, für höhere Lehranstalten. Herausgegeben und mit den nöthigen Worterklärungen versehen von Dr. Aug. Henneberger. 2. Aufl. 1854. 11 Bog. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Inhalt: Der Nibelunge Nôt im Auszuge. Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Lieder von Walther von der Vogelweide.

Masius, Prof. Dr. **Herm., Deutsches Lesebuch** für höhere Unterrichtsanstalten. 1. Theil. Für untere Klassen. 4. Aufl. 1866. 38 Bog. gr. 8. geh. 25 Sgr. — 2. Theil. Für mittlere Klassen. 3. Aufl. 1864. 34 Bog. 1 Thlr. — 3. Theil. Für obere Klassen. 1867. 44 Bog. 1 Thlr. 10 Sgr.

Schade, Prof. Dr. **Oscar, Paradigmen zur deutschen Grammatik.** Gothisch, althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch. Für Vorlesungen. 2. Aufl. 1868. $6\frac{1}{2}$ Bog. gr. 8. geh. 12 Sgr.

— — **Altdeutsches Lesebuch.** Gothisch, althochdeutsch, mittelhochdeutsch. Mit einem erklärenden Wortverzeichniss. In 2 Theilen. Erster Theil: Lesebuch. 1862. 24 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — **Altdeutsches Wörterbuch.** (Zweiter Theil des Lesebuches.) 1866. 49 Bog. gr. 8. geh. 4 Thlr.

Halle, Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
879L96GSER.2 C001
GESAMMELTE SCHRIFTEN ZUR PHILOLOGIE UND
3 0112 023735860